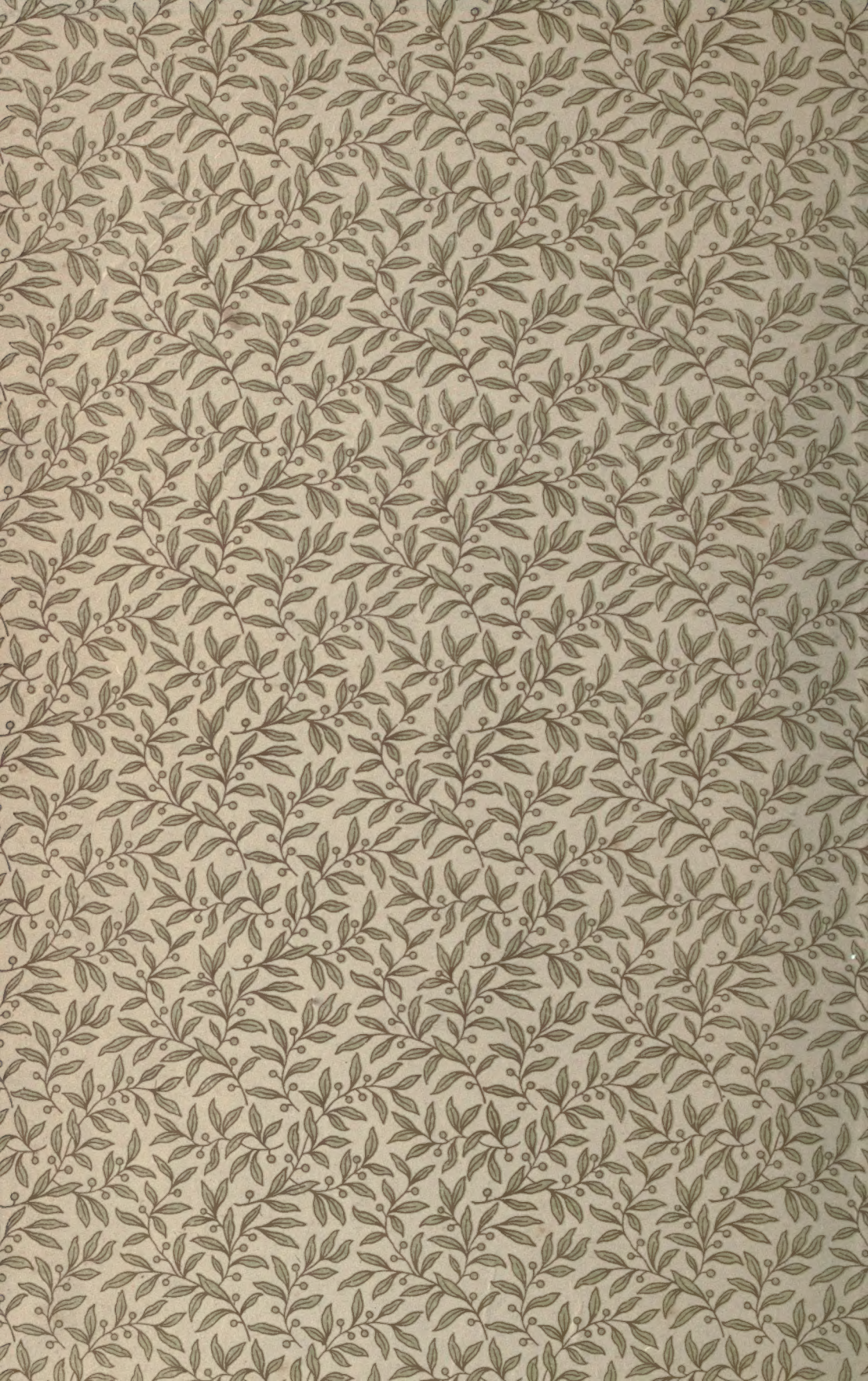
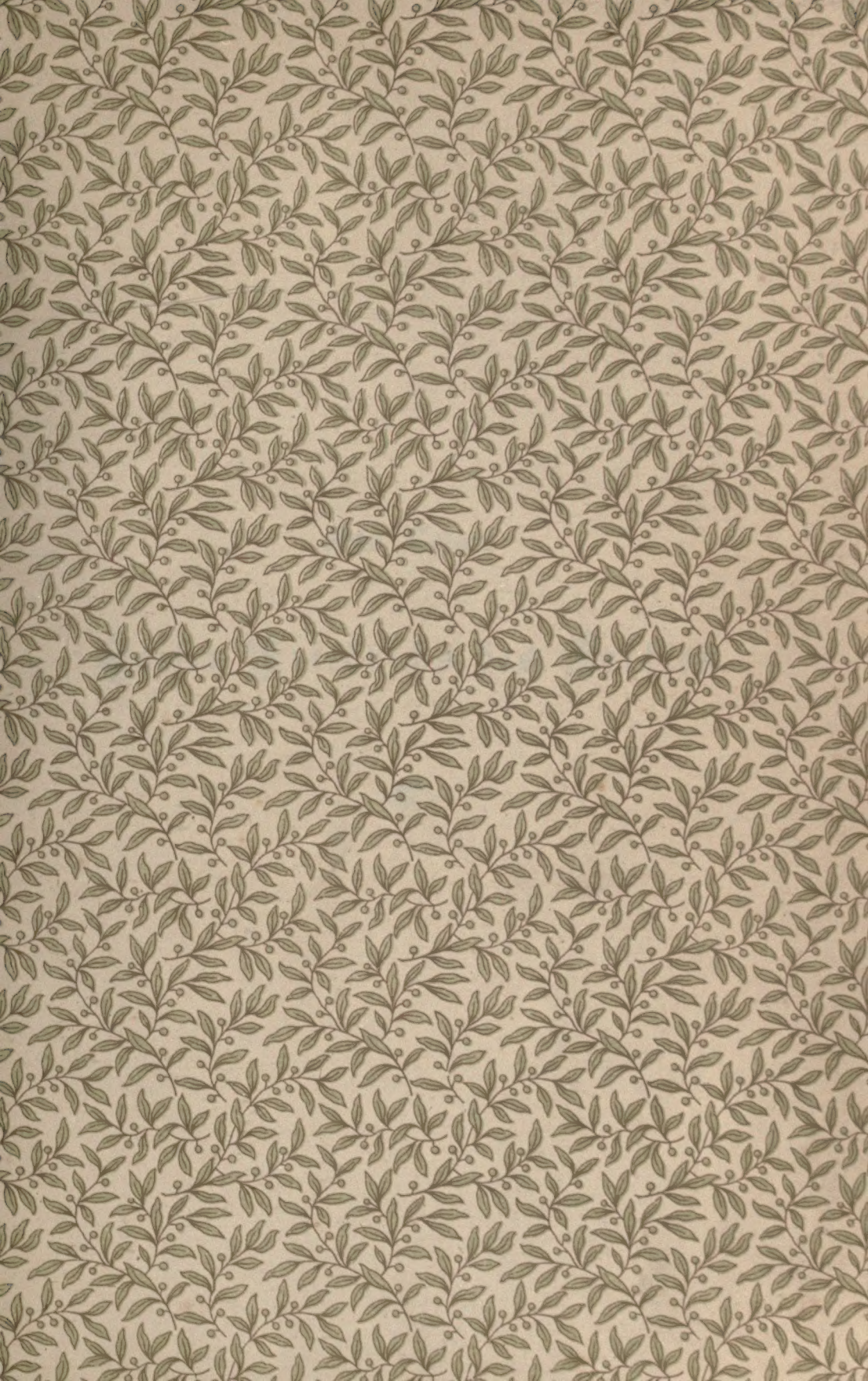




Kaiser Friedrich







Das Leben

Kaiser Friedrichs des Dritten.









Friedrich Wilhelm IV

*Nach einem Gemälde von F. M. der Kaiserin Friedrich, das der Kaiser und die Kaiserin bei ihrer silbernen Hochzeit dem Gutsamtmann von Friedberg geschenkt haben.*

HELIOGR. U. DRUCK. MEISENBACH RIFFARTH & BERLIN.



Das Leben

Kaiser Friedrichs III.



Von

Martin Philippson.

Mit einem Bildnis des Kaisers in Heliogravüre.



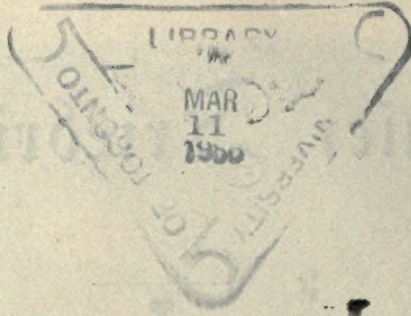
Wiesbaden.

Blase

Verlag von J. F. Bergmann.

1900.

Das Buch



---

Alle Rechte vorbehalten.

---

## Vorwort.

---

Inmitten des leidenschaftlichen Kampfes der Meinungen und der Interessen, der in der Gegenwart wie in der Vergangenheit den Grund der weltgeschichtlichen Entwicklung ausmacht, heben sich um so glänzender und um so fesselnder Persönlichkeiten hervor, die durch die Reinheit ihres Wesens, die Freiheit ihres Denkens und die selbstlose Treue ihres Schaffens das menschliche Ideal zu verwirklichen scheinen. Die Zahl solcher harmonisch schönen Charaktere ist naturgemäß eine geringe — mit desto wärmerer Hinnéigung und lebhafterer Verehrung fühlen wir uns zu den leuchtenden Bildern eines Marc Anton, eines heiligen Ludwig, eines Washington hingezogen. Ja, es sind die Heiligen der Weltgeschichte, und ihnen reißt sich vollberechtigt aus unserm eignen Volke die edle und rührende Gestalt des Kaiser-Märtyrers, des Kaisers Friedrich an.

Es ist ihm vergönnt gewesen, unmittelbar nach seinem Vater und dessen genialen Gehilfen Bismarck und Moltke, seinen Namen mit an erster Stelle unter die Schöpfer des neu entstandenen deutschen Reiches einzuschreiben. Noch mehr aber: er hat der Idee der Einigung und Freiheit des Vaterlandes von seinem Jünglingsalter an mit glühender Begeisterung gedient — schon zu einer Zeit, wo jene Idee noch in Acht und Bann gethan war, wo auch dieselben Männer, die sie später verwirklichen sollten, sie als revolutionäre Irrlehre verwarfen. Er hat sie dann unter günstigeren Umständen mit unter den Vordersten verfochten, als glorreicher Kriegsführer der preußischen und deutschen Siegescharen und nicht minder im Räte der Könige und Staatsmänner. Gerade hier hat er bei weitem tiefer und umfassender gewirkt, als es bisher bekannt geworden ist.

Sein Verdienst um die deutsche Sache ist ein großes und bleibendes. Aber mehr noch gilt er uns in seinem innern Sein und Wesen. Von edelstem Idealismus, von unbegrenztem Pflichtgefühl, von zarter Empfindung und gleichzeitig von fester Entschlossenheit, ist Kaiser Friedrich

das Musterbild, der Inbegriff des deutschen Mannes mit den charakteristischen Vorzügen, hier und da auch mit den Schwächen unseres Volkscharakters. Er begeistert sich für alles Schöne und Große, für alles wahrhaft Nützliche und Fördernde, in Politik und Gewerbe, in Schrifttum, Wissenschaft und Kunst; und es ist das kein schnell aufblühendes und ebenso schnell wieder verfliegendes, von äußeren Impulsen stoßweise angefachtes Strohfeuer, sondern das eigentliche Wesen und bewußte Streben dieses seltenen Mannes. Durch unermüdliches Forschen und gewissenhafte Arbeit an sich selbst bereitet er sich fortdauernd für den hohen und schwierigen Herrscherberuf vor, den ihm das Schicksal von seiner Kindheit an vor Augen gesetzt hat. Er bemüht sich, die Aufgaben, die die Gegenwart dem Staatslenker stellt, allseitig zu ergründen, frei von jedem Vorurtheil, in Übereinstimmung mit dem Geiste der geschichtlichen Fortentwicklung. So durchbricht er bewußtmaßen die Schranken, die bisher das Königshaus von den breiteren Schichten des Volkes und zumal von den Führern der vorwärtsstrebenden Parteien abschlossen. Ein allseitig und harmonisch entwickelter Mensch und zugleich ein gründlich und umfassend vorgebildeter Fürst zu sein: das waren die Ziele, deren Verwirklichung den steten Gegenstand seines Denkens und seiner angestregten Arbeit ausmachte.

Eine der wohlthwendigsten Gestalten, die die Geschichte unseres Volkes bietet, und zugleich eine der tragischsten! Wenig von dem, was ihm das Geschick und was er uns verheißen hatte, durfte sich erfüllen. Sein unermüdliches Streben, seine heiße Arbeit blieben meist ergebnislos für seinen Staat. Lange Jahrzehnte hindurch sah er sich von der Bethätigung an den Geschicken des Vaterlandes ferngehalten; und als er endlich die Hand nach der glänzendsten Krone Europas ausstrecken durfte, wurde sie ihm zur Dornenkrone an dem Marterpfahle körperlichen Siechtums und geistiger Schmerzen. Auf der Höhe menschlicher Größe, stand er da krank und machtlos, bis ihn der Tod von seinen Leiden und von seinem heldenhaften und doch vergeblichen Ringen erlöste.

Wie sollte die innigste Teilnahme sich nicht immer von neuem einem solchen Manne und solchen Verhängnisse zuwenden, das uns auf das tiefste erregt, uns die schroffen Gegensätze und Widersprüche des Menschendaseins in ergreifendster Weise vor die Seele führt! Es ist deshalb natürlich, daß sich in den kaum zwölf Jahren, die seit dem Tode Kaiser Friedrichs verfloßen sind, schon mannigfache Veröffentlichungen mit der Darstellung seines Lebens beschäftigt haben. Sie bringen in verdienstlichster Weise Episoden und Teile seiner Biographie oder geben dankenswerte Materialiensammlungen seiner Geschichte; diejenigen, die umfassender Natur sind, heben, aus leicht verständlichen

Gründen, mehr das rein Persönliche in seinen Erlebnissen und Bestrebungen hervor, mit Hintansetzung des Politischen und welthistorisch Bedeutenden. Auch ich habe im Jahre 1893, im Auftrage des „Comités zur Errichtung der Oberlausitzer Ruhmeshalle zu Görlitz“, eine kürzere Lebensbeschreibung des edlen und unvergeßlichen Kaisers veröffentlicht, die freundliche Aufnahme und starke Verbreitung fand. Gütige Mitteilungen ausgezeichnete Politiker und die schon damals bekannt gegebenen Denkwürdigkeiten und Korrespondenzen einiger hervorragender Staatsmänner aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. und Wilhelms I. setzten mich in den Stand, neben den rein persönlichen Vorgängen und den militärischen Thaten auch das politische Streben und Schaffen Kaiser Friedrichs zu würdigen. Allein leicht begreifliche Rücksichten sowie die immerhin noch große Lückenhaftigkeit des historischen Materials hielten diese Darstellung in engen Grenzen.

Seitdem sind fast alle maßgebenden Persönlichkeiten aus jener großen Zeit dahin gegangen, so daß die Forschung sich freier bewegen, das Urtheil sich ungehinderter aussprechen kann. Die öffentlichen und privaten Archive haben sich in ungeahntem Maße aufgethan, eine Fülle von Akten und Dokumenten aller Art sowie die belehrendsten Denkwürdigkeiten der leitenden Männer haben über die jüngste Vergangenheit ein Licht verbreitet, wie es sonst weit zurückliegende Epochen kaum zu erhellen pflegt. Glückliche Fügung bewirkte, daß mir selbst von einigen Seiten, die dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und Kaiser Friedrich nahe gestanden haben, in dankenswertester Weise viele Hunderte von Briefen, Dokumenten und Denkschriften anvertraut wurden, die auf die wichtigsten Perioden seines Lebens wie auf die ganze Geschichte jener großen und zumal für uns Deutsche ewig denkwürdigen Jahrzehnte ganz neue Ansichten eröffnen. Auch aus den hinterlassenen Papieren Max von Forckenbedcs, dessen Biographie ich im Jahre 1898 veröffentlichen konnte, schöpfte ich viele interessante Kunde von dem Thun und Streben des Kronprinzen. So wurde ich in den Stand gesetzt, gerade diejenigen Zeitabschnitte, wo der Prinz politischen Einfluß geübt und für die Geschichte Preußens und Deutschlands Bedeutung gewonnen hat, in eingehender und zuverlässiger Weise zu schildern: wie die Konfliktzeit, die Begründung des Norddeutschen Bundes, den Kampf um Kaisertum und Reich, die Regentschaft Friedrich Wilhelms und dann die neunundneunzig Tage. Indem wir das Wirken und Thun des Fürsten in allen Einzelheiten verfolgen können, indem wir ihn selbst und seine nächsten Freunde und Ratgeber zu ihm und von ihm reden hören, gewinnt das Charakterbild Friedrichs III. eine ganz andere Bestimmtheit und Sicherheit der Zeichnung und des Kolorits, tritt es aus dem Dämmerlichte und der Ver-

schwommenheit hervor, in denen mangelhafte Beleuchtung es bisher gehalten hat. Seine politischen Ziele, seine persönlichen Überzeugungen, sein Verhältnis zu seinen Beratern wie zu dem großen Kanzler, seine militärischen Fähigkeiten und Verdienste werden dadurch, wenn ich nicht irre, über den Streit der Parteien erhoben und mit annähernder Schärfe gezeichnet.

Ich glaubte es deshalb wagen zu können, eine neue, umfassendere Lebensgeschichte des Herrschers zu entwerfen, auf breiterer Grundlage und mit wissenschaftlicher Sicherheit. Das frühere Buch wurde nur insofern benutzt, als rein persönliche Verhältnisse, über die seitdem neue Kunde uns nicht geworden ist und der Natur der Sache nach kaum werden kann, zur Sprache kamen. Sonst ist das jetzige Werk ein durchaus anderes als das frühere — geblieben aber ist die innige Verehrung und das tiefe Mitgefühl für den Helden und Dulder.

Gewiß kann die Biographie Friedrichs III. nur von einem solchen geschrieben werden, den lebhafteste Sympathie mit dem edeln und unglücklichen Fürsten verbindet. Allein so gern ich mich zu solcher Empfindung bekenne, so herzlich ich wünsche, daß meine Darstellung sie auch bei dem Leser immer wieder anrege — ich habe mich doch redlich bemüht, auch andersgearteten Persönlichkeiten und Richtungen gegenüber historische Unparteilichkeit walten zu lassen. Dieses selbstverständliche Gebot ist ja besonders angezeigt bei der Lebensschilderung eines Herrschers, dem Wahrhaftigkeit und unbefangene abwägende Gerechtigkeit stets als die vornehmsten Tugenden des Mannes erschienen.

Berlin, 15. Juni 1900.

Martin Philippson.

# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<b>Vorwort</b> . . . . .	V
<b>1. Kapitel. Kindheit und Lehrjahre</b> . . . . .	1
Der Vater, Prinz Wilhelm, S. 1. — Die Mutter, Prinzessin Augusta, S. 3. — Das elterliche Ehepaar in der Gemeinsamkeit, S. 4. — Und in der Verschiedenheit, S. 5. — Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelm, S. 6. — Erste Erziehung unter Leitung der Mutter, S. 7. — Erste militärische Lehrstunden, S. 8. — Tod König Friedrich Wilhelms III., S. 10. — Des Prinzen Eintritt in das Heer, S. 11. — Der Civilerzieher Ernst Curtius, S. 12. — Wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung des Prinzen, S. 13. — Charakterentwicklung, S. 16. — Die Revolution von 1848, S. 17. — Haltung des Prinzen, S. 18. — Seine Erkenntnis der Anforderungen der Neuzeit, S. 19. — Konfirmation, S. 20. — Mündigkeit, S. 22. — Universitätsstudien in Bonn, S. 23. — Freie geistige Entfaltung, S. 26. — Militärdienst, S. 28. — Leben in Breslau, Verwaltungsstudien, S. 31. — Beschäftigung mit den Wissenschaften, S. 33. — Reise nach Italien, S. 34. — Abschluß, S. 35.	
<b>2. Kapitel. Heirat</b> . . . . .	36
Prinz Wilhelm von Preußen in der Opposition, S. 36. — Geplante Heiratsverbindung mit England, S. 37. — Politische Gesinnung des jungen Friedrich Wilhelm, S. 37. — Seine Einführung in den Freimaurerbund, S. 39. — Gutachten Stockmars, S. 40. — Erster Besuch Friedrich Wilhelms in England, S. 43. — Zustimmung König Friedrich Wilhelms IV. zur englischen Vermählung, S. 44. — Prinzess Viktoria, S. 45. — Des Prinzen Friedrich Wilhelm Werbung und stille Verlobung, S. 48. — Lange Bräutigamszeit, S. 50. — Repräsentationsreise nach Rußland, S. 52. — Besuch in Paris, S. 53. — Offizielle Verlobung, S. 55. — Seine politische Stellung, S. 57. — Erkrankung des Königs, S. 57. — Vermählung Friedrich Wilhelms und Viktorias, S. 59. — Einzug in Berlin, S. 61. — Politische Bedeutung der Heirat, S. 61. — Die junge Ehe, S. 63. — Geburt des ersten Sohnes, S. 67. — Gegenseitiges Verhältnis der beiden Gatten, S. 68.	

- 3. Kapitel. Der Kronprinz** . . . . . 69
- Regentschaft des Prinzen von Preußen, S. 69. — Die Neue Ara, S. 70. — Eifrige Beteiligung des Prinzen Friedrich Wilhelm, S. 71. — Preußen und der italienische Krieg, S. 72. — Die Heeresreorganisation und Prinz Friedrich Wilhelm, S. 74. — Thronbesteigung Wilhelms I., S. 76. — Friedrich Wilhelm Kronprinz, S. 77. — Seine Auffassung vom Staate, S. 77. — Vorboten der Konfliktzeit, S. 78. — Des Kronprinzen politische Berater: Stofmar, Samwer, Ujedom, S. 80. — Die Krönung und der Kronprinz, S. 83. — Deutsche Gesinnung des Kronprinzen, S. 84. — Freie religiöse Anschauung, S. 85. — Heranziehung hervorragender Persönlichkeiten, S. 85. — Wissenschaft und Kunst, S. 86. — Tod des Schwiegervaters, Prinzen Albert, S. 88. — Familienleben und Erziehung der Kinder, S. 89. — Der Kronprinz preussischer Kommissar der Londoner Weltausstellung, S. 92.
- 4. Kapitel. In der Opposition** . . . . . 94
- Der Militärkonflikt, S. 94. — Krisis im September 1862, S. 96. — Der König will abdanken, der Kronprinz verweigert die Annahme der Krone, S. 98. — Berufung Bismarcks, S. 99. — Bismarck Ministerpräsident, S. 101. — Befürchtungen der königlichen Familie, S. 101. — Der Kronprinz beschließt, sich ostentativ von den Staatsgeschäften fern zu halten, S. 103. — Reise des kronprinzlichen Paares nach dem Süden, S. 104. — Der Kronprinz schließt sich der Opposition an, S. 105. — Feindschaft der Junkerpartei gegen ihn, S. 106. — Die öffentliche Meinung wendet sich vom Kronprinzen ab, S. 107. — Die Prefordomanzen, S. 109. — Kronprinz gegen die Ordomanzen, S. 109. — Des Kronprinzen Ansprache in Danzig, S. 113. — Zorn des Königs, S. 114. — Rückzug des Kronprinzen, S. 115. — Seine Kriegserklärung an Bismarck, S. 118. — Rache Bismarcks an den Freunden des Kronprinzen, S. 119. — Die Fürsterversammlung in Frankfurt und der Kronprinz, S. 121. — Erneute Weigerung des Kronprinzen, am Ministerrate teilzunehmen, S. 124. — Zunehmende Spannung zwischen ihm und dem König, S. 124.
- 5. Kapitel. Der Kampf um Schleswig-Holstein** . . . . . 129
- Vorgeschichte der schleswig-holsteinschen Frage, S. 129. — Der Kronprinz für das Deutschtum und das Recht des Augustenburgerz, S. 131. — Bismarck strebt die Einverleibung der Herzogtümer in Preußen an, S. 132. — Der Kronprinz verfidt die Sache des Augustenburgerz, S. 133. — Krieg Preußens und Österreichs gegen Dänemark, S. 135. — Der Kronprinz bei dem Heere, S. 135. — Erfolgreiche Wirksamkeit in schwieriger Stellung, S. 136. — Große militärische Verdienste des Kronprinzen, S. 137. — Düppel, S. 138. — Der Kronprinz verläßt Schleswig-Holstein, S. 142. — Gegensatz zwischen dem Kronprinzen und Bismarck in der Sache der Herzogtümer, S. 143. — Bismarck sucht vergebens den Kronprinzen zu gewinnen, S. 145. — Weiterentwicklung der Bismarckschen Entwürfe, S. 147. — Der König geht auf diese ein, S. 150.



**6. Kapitel. Heerführer im deutschen Entscheidungskampfe . . . . .**

Bismarck zum Kriege gegen Österreich entschlossen, S. 152. — Übermaliger vergeblicher Versuch, den Kronprinzen zu gewinnen, S. 153. — Gegensatz der Gesamtanschauungen des Kronprinzen und Bismarcks, S. 154. — Besorgnis vor den Gefahren, in die dieser Staat und Dynastie stürzt, S. 155. — Conceiligung, S. 157. — Gastein, S. 158. — Neue Zerwürfnisse zwischen Preußen und Österreich, S. 158. — Die ganze königliche Familie gegen Bismarck, S. 159. — Bismarck reißt den König mit sich fort, S. 161. — Kronprinz für schnelles Vorgehen entschieden, S. 162. — Befehlshaber der zweiten Armee, S. 163. — Ausbruch des Krieges, S. 164. — Tod des Prinzen Sigismund, S. 166. — Der Kronprinz als Heerführer, S. 167. — Bedenkliche Lage des Kronprinzen, S. 170. — Einmarsch in Böhmen, S. 172. — Schlachten bei Nachod und Trautenau, S. 172. — Zweifelhafte Erfolge, S. 173. — Schlachten bei Stalitz und Soor, S. 175. — Der Kronprinz an der Elbe, S. 176. — Schlacht bei Königgrätz, S. 178. — Der Sieger von Königgrätz, S. 183. — Weiterer Verlauf des Feldzugs, S. 185. — Der Kronprinz Verbündeter Bismarcks in der Krise von Nikolsburg, S. 189. — Friedensschluß und Einzug in Berlin, S. 192.

**7. Kapitel. Im Norddeutschen Bund . . . . .** 196

Der Kronprinz nach dem Kriege, S. 196. — Die Annexionen, S. 197. — Der Kronprinz und der Augustenburger, S. 197. — Der Kronprinz und die Indemnität, S. 199. — Der Kronprinz Vermittler zwischen Bismarck und den Liberalen, S. 200. — Der Kronprinz und die neuen Provinzen, S. 202. — Seine politischen Ratgeber, S. 203. — Bismarck schiebt ihn zur Seite, S. 205. — Reisen nach Rußland und Italien, S. 205. — Der Kronprinz und die Luxemburger Frage, S. 207. — Auf der Pariser Ausstellung, S. 208. — Wissenschaftliches, militärisches, politisches und Familienleben, S. 208. — Die Orientreise und ihre politischen Ergebnisse, S. 212.

**8. Kapitel. Der alld Deutsche Feldherr . . . . .** 218

Überraschender Ausbruch des Krieges mit Frankreich, S. 218. — Der Kronprinz Befehlshaber der dritten Armee, S. 222. — Begeisteter Empfang in Süddeutschland, S. 223. — Überschreitung der französischen Grenze, S. 225. — Gefecht bei Weißenburg, S. 225. — Schlacht bei Wörth, S. 226. — Vormarsch gegen die Mosel, S. 229. — Marsch nach Sedan, S. 231. — Schlacht bei Sedan, S. 232. — Der Kronprinz bei der Kapitulation, S. 233. — Er gründet die National-Invalidenstiftung, S. 236. — Vormarsch auf Paris, S. 237. — Angriff oder Aushungern? S. 238. — Schlacht bei Châtillon, S. 240. — Der Kronprinz in Versailles, S. 240. — Der französische Volkskrieg, S. 242.

**9. Kapitel. Die Kaiserkrone . . . . .** 243

Die deutsche Einheitsbewegung und der Kronprinz, S. 243. — Süddeutschland verlangt das Kaisertum, S. 245. — Der Kronprinz und das Kaisertum, S. 246. — Der Kronprinz verhandelt mit Bismarck über das Kaisertum, S. 251. — Heer und Volk für das

Kaisertum, S. 252. — Bismarck entscheidet sich für dieses, S. 252. — Beratungen beim Kronprinzen, S. 253. — Staatenhaus und Reichsministerium, S. 254. — Zwang oder Freiwilligkeit? S. 256. — Abneigung König Wilhelms gegen das Kaisertum, S. 256. — Seine Unterredung mit dem Kronprinzen in Ferrières, S. 257. — Offizielle Verhandlungen über Kaisertum und Reich, S. 258. — König Wilhelm in Versailles, S. 259. — Widerstand Bayerns, S. 260. — Drohende Ausdehnung des Krieges, S. 263. — Der Kronprinz wünscht Zwang auf die widerstrebenden süddeutschen Fürsten, S. 266. — Abschluß der Bundesverträge mit den Süddeutschen, S. 268. — Bayern bietet die Kaiserkrone an, S. 270. — Begründung und Proklamtion des Kaisertums, S. 271. — Kronprinz und Kaiser, S. 273. — Letzter Sieg des Kronprinzen am Mont-Valerien, S. 277. — Des Kronprinzen Wirken in Versailles, S. 278. — Waffenstillstand und Friede, S. 280. — Geistige Ergebnisse des Krieges für den Kronprinzen, S. 282. — Rückkehr in die Heimat, S. 283.

#### 10. Kapitel. Sein und Schein . . . . . 286

Große Ausichten für den Kronprinzen, S. 286. — Starke Persönlichkeit des Kaisers, S. 287. — Bismarck schiebt den Kronprinzen abermals bei Seite, S. 289. — Schmerzliche Enttäuschung des Kronprinzen, S. 290. — Armee-Inspektion, S. 291. — Karl v. Normann, S. 294. — Beseitigung des Kultusministers von Mühler, S. 295. — Einzelne politische Akte, S. 297. — Politische Reisen nach Italien, S. 298. — Herrschertum im Elsaß? S. 299. — Wissenschaft und Kunst, S. 300. — Protektor der königlichen Museen, S. 301. — Kunstgewerbe, S. 303. — Persönlicher Verkehr, S. 304. — Politischer Verkehr, S. 306. — Häusliches Leben und Erholungsreisen, S. 307. — Erziehung der Kinder, S. 309. — Teilnahme für Jugend und Alter, S. 312.

#### 11. Kapitel. Stellvertretende Regierung . . . . . 314

Ultramontanismus und Sozialdemokratie, S. 314. — Der Kulturkampf, S. 315. — Attentate gegen den Kaiser, S. 317. — Friedrich Wilhelm übernimmt als Stellvertreter die Regierung, S. 319. — Sein Verhältnis zum Kulturkampf, S. 319. — Und zur sozialen Frage, S. 321. — Das Sozialistengesetz, S. 323. — Der Kronprinz und der Reichstag, S. 324. — Der Kronprinz in seinem Willen wiederum gebunden, S. 325. — Brief an den Papst, S. 327. — Der Berliner Kongreß, S. 328. — Rückgabe der Regierung an den genesenen Vater, S. 330.

#### 12. Kapitel. Resignation . . . . . 333

Rückläufige Bewegung in Preußen und dem Reiche, S. 333. — Gegensatz des Kronprinzen, der dennoch Bismarck für unentbehrlich hält, S. 334. — Der Kronprinz für das Bündnis mit Österreich, S. 335. — Verkehr Bismarcks mit dem Kronprinzen, S. 335. — Kronprinz und Opposition, S. 337. — Der Kronprinz für Freiheit und Aufklärung, S. 338. — Kronprinz und Staatsrat, S. 340. — Gefährliche Reise nach Rußland, S. 342. — Politische Reise nach

Spanien, S. 343. — Reise nach Elsaß-Lothringen, S. 350. — Schmerzliche Unselbständigkeit des Kronprinzen, S. 351. — Abberufung Normanns, S. 352. — Trübsinn des Kronprinzen, S. 353. — Eintreten für politische und geistige Freiheit, S. 354. — Der Kronprinz und der Antisemitismus, S. 356. — Gegen den Chauvinismus, S. 357. — Fürsorge für Volksbildung und Wohlthätigkeitspflege, S. 359. — Erneute Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft, S. 361. — Kunstgewerbe, S. 363. — Familienleben, S. 364. — Vermählung des ältesten Sohnes, S. 365. — Der erste Entel, S. 367. — Silberne Hochzeit, S. 367. — Volkstümmlichkeit des Kronprinzen, S. 368.

**13. Kapitel. Erkrankung und Sichtung . . . . . 369**

Blühende Kraft des Kronprinzen, S. 369. — Erkrankung, S. 371. — Erste ärztliche Behandlung, S. 371. — Beschluß der Operation, S. 373. — Berufung Mackenzies, der die Operation verhindert, S. 374. — Der Kronprinz in England, S. 375. — In Toblach, S. 377. — In Venedig, S. 378. — Hoffnungen und schlimme Enttäuschung, S. 378. — Der Kronprinz in San Remo, S. 379. — Mackenzie erkennt endlich die Krankheit, S. 379. — Heranziehung neuer Ärzte, S. 380. — Das Urteil, S. 380. — Operation oder sicherer Tod? S. 381. — Kein Verzicht auf das Herrschertum, S. 383. — Luftröhrenschnitt, S. 384. — Kummer und Tod Kaiser Wilhelms I., S. 385.

**14. Kapitel. Die neunundneunzig Tage . . . . . 387**

Kaiser Friedrich III., S. 387. — Gegnerschaft gegen den todkranken Kaiser, S. 389. — Die Heimkehr im Winter, S. 390. — Begegnung mit Bismarck, S. 391. — Des Kaisers erste Erlasse, S. 392. — Politische Ziele des Kaisers, S. 396. — Trauerfeier für Wilhelm I., S. 398. — Zeitweiliges Besserbefinden und Heldenmut, S. 399. — Vergewaltigung des kaiserlichen Willens, S. 400. — Auszeichnungen, S. 400. — Stöcker, S. 401. — Die Amicitie, S. 402. — Der Kaiser in Berlin, S. 403. — Die Battenberger Angelegenheit, S. 404. — Zunahme der Krankheit, S. 406. — Königin Viktoria in Berlin, S. 408. — Anscheinende Besserung; Vermählung des Prinzen Heinrich; die Truppenchau, S. 409. — Verlängerung der Legislaturperioden, S. 410. — Sturz des Ministers v. Puttkamer, S. 413. — Übersiedelung nach Friedrichskron, S. 414. — Das Ende, S. 415. — Charakterbild Kaiser Friedrichs, S. 416. — Bleibende Folgen seines frühen Todes, S. 418. — Nachwirkung seiner edlen und großen Persönlichkeit, S. 419.

**Beilagen . . . . . 421**

**Alphabetisches Personenregister . . . . . 425**



## Erstes Kapitel.

# Kindheit und Lehrjahre.

Am 11. Juni 1829 wurde in dem altersgrauen Königsschlosse in Berlin die Vermählung des Prinzen Wilhelm von Preußen, zweiten Sohnes des regierenden Herrschers Friedrich Wilhelm III., mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar gefeiert. Als Verkörperung männlicher Kraft und imposanter Ritterlichkeit erschien der Bräutigam, als Bild fürstlicher Anmut die jugendliche Braut. Aber ein innerlich ungleicheres Paar war kaum jemals durch den Segen der Religion zu ewigem Bunde vereint worden.

Prinz Wilhelm, damals schon im 33. Lebensjahre stehend, also bereits eine vollkommen in sich abgeschlossene Persönlichkeit, war in den Überlieferungen des altpreussischen Absolutismus und Soldatentums aufgewachsen. Seit dem sechsten Jahre in Uniform, seit dem zehnten im Heere, hatte er sein Interesse so gut wie ausschließlich militärischen Dingen zugewandt. In ihnen bethätigte er all den ehrlichen Eifer, all die praktische Einsicht, all die selbstsichere Energie, die sein Wesen stets bezeichnet haben. Aber auch nur in ihnen. Die furchtbare Leidenszeit Preußens von 1806 bis 1812, die er schon mit erwachendem Urtheil miterlebte, hatte in ihm den Widerspruch lediglich gegen die französische Revolution, deren Grundzüge und Einrichtungen erweckt, nicht aber gegen das altpreussische Wesen, dessen gänzliche Umgestaltung doch die Vorbedingung für Preußens und Deutschlands Wiedergeburt gewesen war. Die Befreiungskriege, an denen er schon selber Theil nehmen durfte, machten auf ihn einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck, aber nur durch ihre militärischen Großthaten, zumal die des preussischen Heeres, während er von dem volkstümlichen Charakter gerade dieser Kämpfe auch nicht die schwächste Vorstellung gewann. Ebenso fremd blieben ihm die Anschauungen, aus denen heraus Scharnhorst und Boyen das preussische

Volksheer schufen. Die Armee war ihm immer nur das mechanisch möglichst vervollkommnete Werkzeug für die Größe Preußens und für die Macht seines Königtums, keineswegs aber — wie jenen Männern — das Volk in Waffen. Vielmehr erstrebte er bewußtmaßen die Zurückdrängung des populären Elements im Heere, dessen möglichste Annäherung an eine Armee von Berufssoldaten: seine militärischen Schriften zeigen das auf jeder Seite. Das eigentliche Heer war ihm der Offizierstand, in dem vor allem der Adel vertreten und versorgt sein sollte, umgeben von möglichst zahlreichen Unteroffizieren und Kapitulanten; das Volk hatte seine Söhne diesen ständigen Soldaten zu blindem und passivem Gehorsam herzugeben. Bis zur Julirevolution des Jahres 1830 blieb dem Prinzen jede Teilnahme an den inneren Vorgängen des Staatslebens fern. Aber gerade sein altpreußisches Bewußtsein, sein lebhaftes Ehrgefühl als preußischer Offizier und als Sproß des ruhmreichen Hohenzollernhauses flöste ihm herzliches, ja feuriges Empfinden für Preußens Großmachtstellung ein. Dieser widmete er ein weit stärkeres Streben, als sein Vater oder gar als sein älterer, zur Krone berufener Bruder Friedrich Wilhelm. Er hoffte sie aufrecht zu erhalten und zu erhöhen durch das Heer, dem eben deshalb seine stete Fürsorge galt, dessen Dienst er sich mit nie ermüdendem Pflichtgefühl hingab. Mit den geistigen Bewegungen innerhalb der deutschen Nation verknüpfte ihn dagegen kein Band, und zu den Vertretern der litterarischen und wissenschaftlichen Bestrebungen in Berlin ist er niemals in persönliche Beziehungen getreten. Er verkehrte nur mit Offizieren, und selbst die Geselligkeit liebte er unter dem militärischen Gesichtspunkte der Disziplin aufzufassen.

So Prinz Wilhelm bis zu seiner Vermählung.

Sein warmes und treues Herz war bis dahin von innigeren Regungen nicht unberührt geblieben. Vielmehr war es von aufrichtiger Liebe ergriffen worden zu der echt weiblichen, feinen Persönlichkeit der Prinzessin Elisabeth Radziwill, einer Verwandten des Hohenzollernhauses. Als aber Wilhelm, nach langem und bangem Schwanken, von dem königlichen Vater im Juni 1826 den gemessenen Befehl erhielt, auf eine solche nicht standesgemäße Verbindung zu verzichten, da unterwarf er sich, freilich mit tiefem Schmerz und leidvoller Zerrissenheit, doch mit militärischem Gehorsam dem Willen des Monarchen und Kriegsherrn. Noch peinlicher war, daß er, damit die Angelegenheit für immer begraben werde, in den folgenden Jahren auf die „Prinzessinnenschau“ reisen mußte, deren Abschluß im Oktober 1828 die erst stille, dann öffentliche Verlobung mit Augusta von Sachsen-Weimar bildete, der jüngeren Schwester Mariens, der Gemahlin seines Bruders Karl.

Der Weimarer Hof war unter Karl August seit jeher ein treuer Verbündeter Preußens gewesen und stand deshalb zu Berlin in vertrauten Beziehungen. „Der Befehl zu dieser Reise ist ein Beweis, daß mir das Leben nicht leicht gemacht wird,“ schrieb freilich Prinz Wilhelm am 21. Dezember 1826 an Nazmer. Es war kein tieferes Gefühl, das ihn, dessen Herz noch aus der kürzlich empfangenen Wunde blutete, mit seiner Braut vereinte. Aber wie er sich, nach der Aussage eines Augenzeugen, sogleich „voller Attention“ für sie zeigte, so hat sein ritterlicher Sinn zeitlebens der erlauchten Gattin Aufmerksamkeit, Hingebung, Zärtlichkeit gewidmet und in voller Anerkennung ihrer hohen Vorzüge weitgehenden Einfluß auf die Gestaltung des gemeinsamen Daseins sowie ungehemmte Bethätigung der ihr eignen persönlichen Bestrebungen eingeräumt. Dieses natürliche Empfinden des Rechts und Gebührenden, diese rücksichtsvolle Teilnahme für seine Umgebung macht ja überhaupt einen der schönsten Züge seines ehrenhaften und edlen Charakters aus.

Prinzessin Augusta war 14 Jahre jünger als ihr Gemahl. Sie war ganz in der Luft des von den großen Dichterheroen erfüllten, von Poesie und Kunst durchtränkten Weimarer Hofes aufgewachsen. Noch hatte sie unter der Einwirkung des edlen und patriotischen Mäcens jenes nun absterbenden schönen Zeitalters, ihres Großvaters Karl August gestanden, der erst kurze Zeit vor ihrer Verlobung hinschied. Kein Geringerer als Goethe hatte ihre Kindheit und Jugend beeinflusst und bewacht. In dem auf seine Veranlassung von dem erprinzlichen Paare erworbenen „Prinzessinnengarten“ zu Jena hatte er häufig mit dessen Töchtern Maria und Augusta in olympischer Heiterkeit gewelt, den kindlichen Sinn durch Geschichten und Märchen erfreut oder durch Vorzeigen naturhistorischer und ethnographischer Merkwürdigkeiten gebildet, auch mit ihnen wohl eine Sonnenfinsternis beobachtet. Vor allen hatte die geist- und charaktervolle Augusta den greisen Dichter angesprochen. Als sie neun Jahre alt war, widmete er ihr ein Gedicht voll intimer und scherzhafter Beziehungen. „Sie darf mitreden,“ jagte er etwas später, „denn sie hat etwas gelernt.“ Ein zahlreicher Kreis hervorragender Schriftsteller und Künstler, unter denen der enthusiastische, klassisch denkende Anebel, der kunstgelehrte Hofrat Heinrich Meyer, Niemer, der vertraute Sekretär Goethes, hervorragten, glänzte noch immer am Weimarer Hofe; und die Erzieher, die die Prinzessin ausbildeten, waren von Goethischem Geiste erfüllt: so lehrte Meyer selber sie Kunstgeschichte und Zeichnen. Der berühmte Komponist Johann Hummel unterrichtete sie in Musik. Die religiöse Unterweisung erhielt sie von Konsistorialrat Horn, einem Schüler Herders, der, frei von jeder dogmatischen Eng-

herzigkeit, ihr Gottesglaube und Sittlichkeit als Kern aller Religion einpflanzte. Ein bewegtes, geselliges und geistiges Treiben erfüllte die kleine Residenz, wo Friede, Behagen und Lebensfreude herrschten. Musikalische Soireen führten dem Hofe die bedeutendsten Künstler zu, und die jungen Prinzessinnen durften sich frei an diesen bildenden Vergnügungen beteiligen. So empfing das rege Gemüt der Fürstentochter die Keime litterarischen und künstlerischen Strebens; und wie sie in herbem jungfräulichem Reize heranwuchs, entfaltete sie jene Anlagen in eifriger Selbstthätigkeit und in begeisterter Hingabe an alles Schöne und Große. Sie zeichnete, komponierte und dichtete mit Geschick.

Aber mit dem Geiste entwickelte sich auch der Charakter und zwar von frühester Kindheit in kräftiger Selbständigkeit, die nicht der Beimischung leidenschaftlichen Eigenwillens entbehrte. Was sie für recht hielt, das wollte sie auch zur Ausführung bringen, indem sie dabei die eigne Persönlichkeit energisch geltend machte. So schildert sie Charlotte von Schiller, so ihre Erzieherin, die Professorin Batsch. „Die Prinzessin Augusta“, schreibt Wilhelm von Humboldt, „soll schon in dieser frühen, kaum der Kindheit entgangenen Jugend einen festen und selbständigen Charakter haben.“ Goethe begleitete sie bei ihrem Abschiede von Weimar mit herzlichen Wünschen, die ihre hervorragende Eigenart gern anerkennen. „Prinzessin Augusta,“ meldet er wenige Wochen nach deren Vermählung an Zeller, „ist wirklich so bedeutend als liebenswürdig. Sie verbindet frauenzimmerliche und prinzeßliche Eigenschaften auf eine so vollkommene Weise, daß man wirklich in Bewunderung gerät und ein gemischtes Gefühl von Hochachtung und Neigung in uns entsteht.“ Man verglich sie bezeichnend mit Iphigenien.

Außerlich bildete sie zu ihrem Gemahl die erwünschteste Ergänzung. In dem ehemals Tauenkzienschen Palais unter den Linden, das das fürstliche Paar sich zu seinem Aufenthalte umbauen ließ, trat neben das streng soldatische und hausväterliche Wesen des Prinzen Wilhelm die reichere und freiere Eigenart seiner jungen Gattin. Sie suchte dabei die ideale Welt Weimars auch in die neue, geistig so viel schlichtere und einförmigere Heimat zu verpflanzen. Sie pflegte am preussischen Hofe nicht minder Kunst, Wissenschaft und Musik und unterhielt lebhaften Verkehr mit Weimar, von wo sie Raupach nach Berlin zog, der ihr und dem Gatten historisch-politische Vorträge zu halten hatte. Ungleich bedeutender wurde der Einfluß anderer, größerer, wissenschaftlicher Vertrauensmänner, wie des Historikers Friedrich von Raumer und vorzüglich Alexanders von Humboldt, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Auch der geistvolle Archäologe Böckh, sowie die Generale Gneisenau und Boyen verkehrten bei ihr. Trotz dieser Anregungen ward



es der Prinzessin schwer, sich mit dem streng militärischen, allen geistigen Genüssen fremden Wesen des damaligen preussischen Hofes zu befreundeten; aber schließlich wußte sie sich hineinzufinden, ohne doch ihre Eigenart zu opfern. Sie erschien wie die Verkörperung der Anmut und zugleich der Majestät: voll persönlichen und fürstlichen Selbstgefühls, und zugleich die Aufgaben der Gegenwart mit scharfem Auge erkennend, hoffte und wünschte sie, als künftige Königin von Preußen auf deren Verwirklichung thätigen Einfluß zu üben. Sie würdigte durchaus die maßgebende und bedeutende Stellung, die ihr großväterliches Haus und ihre Heimat in der Entwicklung des deutschen Wesens und selbst der Einheitsbestrebungen des großen Vaterlandes eingenommen hatte: diese Überlieferungen wünschte sie durch die ungleich reicheren Machtmittel Preußens auf geistigem und politischem Gebiete fortzusetzen und zum Ziele zu führen.

Prinzessin Augusta war, wie damals fast die ganze gebildete Welt, freiheitlich gesinnt; König Ernst August von Hannover nannte sie darum halb scherzend, halb bitter „die kleine Jakobinerin“<sup>1)</sup>. Wie längst ihre fürstliche Familie, erhoffte auch sie die Einigung Deutschlands, in freiheitlichen Formen, unter der Führung Preußens. Diesen Gedanken erfaßte sie mit aller ihr eignen Leidenschaftlichkeit und hing an ihm, trotz des Widerspruches, in den sie dadurch zu ihrer Berliner Umgebung geriet. Eine solche Gestaltung setzte aber die Einführung konstitutioneller Verfassungsformen in Preußen selbst voraus, und deshalb wünschte sie solche herbei, und zwar in engem Anschlusse der äußeren Politik an das parlamentarisch regierte England. Sie galt den Verfechtern des Alten als Vertreterin des verhaßten Liberalismus; sie „treibt alles mit Gewissen und Energie, aber zugleich mit einer unglaublichen Leidenschaft“, sagt von ihr der Hauptführer der pietistisch-feudalen Reaktion, General von Gerlach.

Prinz Wilhelm, in seiner herzlichen und ritterlichen Weise, gestattete seiner Gemahlin gern Einfluß auf die Gestaltung des äußeren Lebens, auf den Schmuck ihrer Wohnstätten, auf die gemeinsame Geselligkeit. Aber nur insofern ergänzten einander die beiden hohen Gatten. In ihrem Denken, in ihrer eigentlichen persönlichen Richtung sind sie sich niemals näher getreten, ging jeder als starker, selbstbewußter Charakter seine eignen Wege. Der Prinz von Preußen war seit dem Jahre 1830 vor allem von Abscheu gegen die Revolution erfüllt. „Revolution“ hieß ihm dabei alles, was dem Legimitätsgrundsatz, dem altpreussischen Absolutismus und Adelsübergewichte widersprach. „Revolutionär“

<sup>1)</sup> Prof. D. Schrader, *Auguste* (Weimar 1890), S. 31.

und „liberal“ setzt er in seinen militärischen Denkschriften der 30er und 40er Jahre immer als gleichbedeutend; er verdammt da aufs stärkste das Streben „des heutigen Volksgeistes nach sogenannter politischer Freiheit und Mündigkeit“. Gegen solche Bewegungen hält er den „wahren Soldatengeist“, wie er aus einem adeligen Offiziercorps und einem zu blindem Gehorsam abgerichteten stehenden Heere hervorgeht, für die einzige feste Stütze des Thrones. Deshalb und nur deshalb fordert er, im Widerspruche mit fast allen damals maßgebenden Generalen, eine mindestens dreijährige Dienstzeit; deshalb verwirft er die Einrichtung der Einjährig-Freiwilligen, deshalb sucht er die Landwehr, als unzuverlässige Waffe gegenüber der „Revolution“, möglichst zurückzudrängen und der Linie unterzuordnen. Er bekämpft durchaus den Gedanken einer die königliche Vollgewalt auch nur im geringsten beschränkenden Verfassung und widersetzt sich, als seit 1840 sein Bruder die Krone trägt, dessen so bescheidenen Versuchen, eine Art von Volksvertretung oder vielmehr von Reichsständen einzuführen. Die absolute Zusammenfassung aller staatlichen Kräfte unter die Diktatur der Krone war nach seiner ehrlichen Überzeugung die notwendige Vorbedingung für das Ansehen und den Einfluß des an sich kleinen und schwachen Preußens; die Teilung der Staatsgewalt schien ihm den Untergang von Preußens Macht und Selbständigkeit zu bedeuten. Deutschland als solches interessierte ihn wenig, und nur insofern, wie es Objekt von Preußens politischem Einfluß sein und dessen militärische und finanzielle Hilfsquellen verstärken konnte. Als später die preußische Verfassung erteilt war, hat sich Prinz Wilhelm mit seinem bedingungslosen Pflichtgefühl sofort auf deren Boden gestellt, niemals an ihren Umsturz gedacht — aber bis zum Jahre 1848 war er der entschiedenste Feind jeder Konstitution. Das ist ja das Große an Wilhelm I. von Preußen und Deutschland, daß er mit ehernem Pflichtbewußtsein und größter Selbstaufopferung sich bis in sein höchstes Alter den veränderten Ansprüchen seiner patriotischen und welthistorischen Aufgaben anzupassen wußte. Aber Menschen — außer einem Einzigen, Genialen — haben auf seine starken Überzeugungen keinen Einfluß geübt, nicht einmal seine Gattin.

So verschieden gearteten Eltern wurde am 18. Jahrestage der Befreiungsschlacht bei Leipzig, am 18. Oktober 1831, im Neuen Palais zu Sanssouci ein Sohn geboren, der den Namen Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl erhielt. Ein gewisser Widerstreit zwischen dem scharf soldatischen und pflichtenbegrenzten Sinne des Vaters und den freieren, romantischen Neigungen der Mutter ist dem Prinzen von der Entstehung an bis ins reife Alter eingepflanzt geblieben. Ganz Preußen erfreute sich damals eines Ereignisses, das, bei der Kinderlosigkeit des Kronprinz-

lichen Paares, für die dritte Generation die direkte Thronfolge sicherstellte.

Nach der Auffassung des Großvaters und Vaters sollte der künftige König von Preußen als Soldat und nur als Soldat erzogen werden: bei seinem ersten Austragen setzte man ihm eine Militärmütze auf und that ihm einen kleinen Soldatenmantel um.

Auders waren die Absichten der Mutter: sie wollte den Sohn zu einem Menschen der Gegenwart, im vollsten und höchsten Sinne, heranzubilden. Wie eine Vorbedeutung, wie ein Leitstern für die Zukunft betrachtete sie das Glückwunschschreiben, das ihr zur Geburt Friedrich Wilhelms Altmeister Goethe, wenige Monate vor seinem Tode, übersandte (9. November 1831):

„So erlebten wir den 18. Oktober, und da wir am Abend die Feuer auf unseren Bergen erblickten und das Geprassel der Feuerwerke, begleitet von kräftigen Explosionen, vernahmen, so war mein inniger Wunsch, es möchten dies die verschiedenen Ankiündigungen sein, daß uns ein neues Glück in der Ferne bereitet worden. In solchen Augenblicken traf eine Nachricht ein, die uns ganz an das höchste Ziel menschlicher Glückseligkeiten versetzte, die Genesung Eurer königlichen Hoheit und zugleich die frische Belebung des auf alten ehrwürdigen Grundwurzeln immer neu sich verzweigenden Stammes. Wie jenes Zusammentreffen der Epochen und Ereignisse, der gleichsam zufälligen Vorbedeutungen und Übereinstimmung des Erfolges uns angeregt, gerührt und erhoben hat, kann ich nur Höchstdero eigener Empfindung anheimgen, in treuer Mitempfindung des frohen Behagens, das, wie es im gleichen Fall den Geringsten entzückt, nun auch auf den höchsten Stufen menschlicher Zustände waltet.“

Der Seherblick des greisen Dichtersfürsten hat ihn nicht getäuscht: der am 18. Oktober geborene Hohenzollernsproß ist einer der Hauptführer geworden in den Siegeskämpfen Preußens und Deutschlands!

In dem Sinne Goethescher und Herderscher Anschauungen hoffte und wünschte Augusta ihren Sohn zum dereinstigen Könige zu erziehen. Sie nahm es mit ihren Mutterpflichten sehr ernst, und ungleich so vielen hochstehenden Damen, opferte sie jene keineswegs ihren gesellschaftlichen Aufgaben und ihren persönlichen Liebhabereien. Sie überwachte unausgesetzt die ersten Pflegerinnen des Knaben, Frau Kössner, die Witwe eines Dresdener Subalternbeamten, und Fräulein Weber; kaum jemals begab sie sich des Abends zur Ruhe, ohne zuvor an das Bett ihres Sohnes getreten zu sein, — eine selbstauferlegte Pflicht, die sie auch nach den ermüdendsten Gesellschaftsabenden nicht vernachlässigte. Seit 1834 wurde die Erziehung des dreijährigen Prinzen einer fran-

zösischen Schweizerin, der als Lehrerin erprobten Witwe Godet, anvertraut, da man dem Kinde frühzeitig die Kenntnis der französischen Sprache einprägen wollte. Die eigentliche sittliche Leitung des kräftig aufblühenden, geweckten und lebhaften Knaben hatte Frau von Clausenitz, die Gattin des berühmten Militärschriftstellers, in Händen. Kaum hatte „Fritz“ das fünfte Jahr vollendet, als die Mutter beschloß, ihm einen ernstern und umfassenden Unterricht zu teil werden zu lassen. Im Schreiben mußte ihn La Pierre unterweisen, in Deutsch und Rechnen der Oberlehrer Ernst. Zugleich begann er schon Latein unter Heller zu studieren. Selbst die Kunst wurde nicht vergessen: angesehene Maler führten ihn in die Anfangsgründe des Zeichnens ein. Mit lebendigem Interesse, stets bereitem Gehorsam und dem glücklichsten Gedächtnisse folgte „Fritz“ den Lektionen. Nicht wenig stolz war er, als Sechsjähriger einen eigenhändigen Geburtstagsbrief in französischer Sprache an seinen erlauchten Großvater, König Friedrich Wilhelm III., verfassen zu können. Nach vollendetem siebenten Lebensjahre erhielt dann der Prinz einen männlichen Erzieher, den Sohn der Madame Godet, einen jungen Theologen aus Neuenburg, der seinen Universitätsstudien in Berlin und Bonn obgelegen hatte. Friedrich Godet ist später ein bekannter Forscher auf dem Gebiete der neutestamentlichen Wissenschaft geworden — ein Mann, der, ohne Betonung besonderer Dogmen, stets den hohen sittlichen und wahrhaft religiösen Kern des Christentums hervorgehoben hat.

Allein nun griff auch der Vater, der seinen Sohn nicht mehr der weiblichen Leitung ganz überlassen wollte, in dessen Erziehung ein, um ihn seiner Laufbahn als Soldat zuzuführen. Die Hohenzollern haben stets den Hauptberuf ihres Herrscherhauses in der militärischen Führung ihres Volkes gesehen. Nicht so sehr durch Heirat und Politik wie auf dem Schlachtfelde hat Preußen seine Größe erlangt, und bei jedem Kampfe haben die Angehörigen seiner Dynastie in den ersten Reihen seiner ruhmwürdigen Krieger gekämpft. Von dem Großen Kurfürsten an haben immer Brandenburg-Preußens Herrscher an der Spitze seiner Heere gestanden, und alle glorreichen Erinnerungen des Staates sind so aufs engste mit seiner Königsfamilie verknüpft. Dieser Umstand hat am meisten dazu beigetragen, ihr eine so sichere und feste Grundlage im Volksbewußtsein zu verleihen, wie kein anderes Fürstenhaus solche besitzt. Wir wissen, wie tief diese Überzeugungen und damit der soldatische Geist im Prinzen Wilhelm sich eingewurzelt hatten. Sein innigster Wunsch und sein fester Entschluß waren es deshalb, daß sein Sohn, der künftige Thronerbe, vor allem in strenger militärischer Zucht gehorchen und führen lerne und so berufen und befähigt

werde, in kriegerischen Tugenden und Fertigkeiten dem preussischen Offizierkorps und damit dem gesamten Heere voranzugehen, dem Beispiele der Vorfahren nachzuwandeln und deren Ansehen und Macht zu bewahren. Seit seinem siebenten Lebensjahre ward „Fritz“ dem Namen nach als Grenadier in das erste Garde-Landwehrregiment eingestellt, aber auch thatsächlich in die Elemente des Soldatentums eingeweiht, zur hohen Befriedigung seines greisen königlichen Großvaters. Wenn dieser, wie so oft, in dem freundlich an der Havel gelegenen Dorfe Pareß weilte, wo ihn die wehmütig erhebenden Erinnerungen an seine unvergeßliche Luise umgaben, ließ er den Enkel zu sich kommen und veranstaltete dann kriegerische Spiele, die die lebendige Einbildungskraft des Knaben auf das eindringlichste erregten. Die Dorfjugend wurde in zwei Haufen geteilt, deren einen Fritz, deren andern dessen um vier Jahre älterer Vetter Friedrich Karl befehligten, und mit kleinen Kanonen ausgerüstet. Diese kindliche Nachahmung des Krieges erschien allen Teilnehmern als etwas sehr Ernstes und Gewichtiges.

Aber es blieb nicht bei dem Spiele. Im Herbst 1839 übernahm ein höherer Militär die oberste Leitung und Erziehung des Prinzen: Oberst von Unruh, übrigens kein Gamaschenheld, sondern ein tiefangelegter, ernst empfindender und vielseitig gebildeter Mann, ein großer Freund der Musik und zumal des Gesanges, selbst als Komponist nicht ohne Verdienst. Er wußte auch die Prinzessin Augusta für den militärischen Unterricht des Sohnes zu interessieren. Nun wurde dieser jahrelang in Gesellschaft zweier gleichaltriger Kameraden, Rudolfs von Zastrow und des Grafen Adolf Königsmark, sorgfältig wie ein echter Rekrut, auch in militärischer Kleidung, von Unteroffizieren „gedrillt“ und mit allen Erfordernissen des Dienstes als gemeiner Soldat und Unteroffizier bekannt gemacht. So ernst nahmen es Preußens Fürsten mit dem Soldatentum, in der richtigen Überzeugung, daß nur auf solche Weise der zukünftige Heerführer und König zutreffende Abschätzung und sachgemäßes Urteil in militärischen Dingen und über militärische Aufgaben sich anzueignen vermöchte.

Vergötterung des Fürstentums und Selbstüberhebung, die das Königshaus weit über alles Menschliche stellt, haben nur wenige unter den Hohenzollern geliebt. Aber es ist doch wohl in erster Linie der Einfluß der Mutter gewesen, der den jungen Prinzen mit Gefährten umgab, die aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen hervorgegangen waren. Der nächste Freund Friedrich Wilhelms in seiner Kindheit war Rudolf von Zastrow, eines Oberstleutnants Sohn, der des Prinzen Wohnung, Erziehung, ganzes Dasein teilte; die Kleidung der beiden Knaben war die gleiche und ebenso die Behandlung, die ihnen zu teil

wurde. Zum großen Schmerze des einstigen fürstlichen Genossen ist Rudolf von Bastrow schon 1864 am Typhus gestorben. Außer ihm wurden noch andere Knaben gleichen Alters dem Prinzen zugesellt, unter ihnen bürgerliche, wie der Nefte des bekannten Gymnasialdirektors und Lexikographen Passow. Auch sein Vetter Friedrich Karl und dessen beide Schwestern teilten gelegentlich seine Spiele. Aber am nächsten stand ihm seine sieben Jahre jüngere Schwester Luise, seine „Wivi“, die er zärtlichst liebte mit brüderlich-ritterlicher Hingebung. Kronprinzessin und dann Königin Elisabeth, seine Tante, suchte häufig das Glück, das ihr, der Kinderlosen, das Schicksal versagt hatte, im Anteil an dem frohen Getümmel der Nefen und Nichten. Erwünschte Abwechslung brachte dem jungen Prinzen der alljährliche Umzug von dem Palais unter den Linden, der Winterwohnung seiner erlauchten Eltern, nach dem malerischen Schlosse Babelsberg, das sein Vater auf einem bewaldeten Hügel am Havelufer bei Potsdam erbaut hatte, und in dessen herrlichem Parke er sich zur Sommerzeit mit Wonne herumtrieb. Friedrich Wilhelm zeigte übrigens schon in dieser frühen Jugendzeit ein nachdenkliches selbstloses, pflichteifriges Wesen, das sich häufig in wahrhaft rührenden Zügen aussprach<sup>1)</sup>.

Ereignisse, die in anderen Familien nur ein mehr oder minder ergreifendes persönliches Ereignis ausmachen, besitzen in fürstlichen Geschlechtern zugleich eine hohe politische oder gar historische Bedeutung. Der erste wirkliche Schmerz im Leben des Prinzen wurde ihm am 7. Juni 1840 durch den Tod Friedrich Wilhelms III. bereitet, des verehrten Großvaters, an dessen Sterbebette ihm der Ernst des Daseins sich offenbarte. Es ist freilich recht zweifelhaft, ob der Neunjährige auch nur eine Ahnung empfand von der großen Thatsache, daß mit diesem Augenblicke eine neue Bahn für Preußens Geschichte begann. Dem geliebten alten Herrscher, der mehr als vier Jahrzehnte hindurch mit seinem Volke alle guten und bösen Stunden geteilt, hatte man mit der Forderung nicht lästig fallen wollen, in Gemäßheit seiner Zusagen während der Befreiungskriege dem Volke einen Anteil an der Gesetzgebung und den Einrichtungen des Staates zu gewähren. Aber nunmehr, da ein neuer König den Thron bestieg, hegten alle gebildeten Stände Preußens die feste Zuversicht, jene vordem gethanen Verheißungen würden endlich eingelöst und dem besonnenen und treuen Preußenvolke diejenigen Rechte zugestanden werden, die bei anderen Kulturvölkern längst herrschend geworden waren. Die öffentliche Stimme

1) Vgl. die Erzählungen des Generals von Unruh an Prof. Hegidi; mitgeteilt von Marg. v. Poschinger, Kaiser Friedrich, Bd. I (Berlin 1899), S. 427 ff.

verlangte das von allen Seiten, aus den verschiedensten Kreisen und Provinzen mit einem Nachdrucke, der sich bald als unwiderstehlich erwies.

Auch auf die engere Familie des Prinzen übte der Tod des greisen Königs dauernde Wirkung. Sein Vater wurde nun nächster Erbe der Krone und erhielt den Titel eines Prinzen von Preußen; er selber war um einen Schritt an den Thron herangerückt.

An seinem zehnten Geburtstage, dem 18. Oktober 1841, wurde ihm die hohe Freude zu teil, zum Lohne für seine eifrigen militärischen Bemühungen in das stolze und ruhmreiche preussische Offiziercorps eintreten zu dürfen. Seine innigsten Wünsche schienen erfüllt, als er damals in der Eigenschaft als Sekondeleutnant in die Leibkompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß eingereiht wurde. Mit dem Schwarzen Adler-Orden geschmückt, ward er von dem Könige, seinem Oheim, selbst den versammelten Offizieren des Regiments vorgestellt, mit den bedeutungsvollen Worten, die ein ganzes Programm für die Erziehung preussischer Prinzen enthalten: „Du bist zwar noch sehr klein, Fritz, aber lerne diese Herren nur kennen, damit Du sie einst übersehen kannst, wie sie gegenwärtig Dich noch übersehen“. Der jugendliche Offizier blieb der Pflichten, die ihm eine so frühzeitige Auszeichnung übertrug, stets eingedenk und arbeitete mit Eifer an seiner theoretischen und praktischen Ausbildung als Soldat, unter der trefflichen Leitung des Obersten von Unruh. Er durfte dann auch mit seiner Kompagnie an den großen Frühlingsmanövern des Jahres 1842 teilnehmen.

Allein wenn derart Friedrich Wilhelm, den berechtigten Wünschen des Vaters gemäß, seine kriegerische Laufbahn verfolgte, sollte doch, nach Auffassung der Mutter, seine Entwicklung keineswegs eine einseitig militärische bleiben. Dies verhütet, den Prinzen zu einem wahrhaft modernen Menschen, im schönsten Sinne des Wortes, gemacht zu haben, ist das große, unvergängliche Verdienst der Prinzessin Augusta. Ihr klarer Blick und ihre hohe Einsicht erkannten, daß die Gegenwart von dem Beherrscher eines mächtigen Staates mehr fordert, als nur soldatisches Wesen oder selbst Bekanntschaft mit dem äußeren Mechanismus bürgerlicher Verwaltung. Die gewaltigen Ereignisse der jüngsten Zeit: die Erhebung Griechenlands, die Revolutionen in Paris, Brüssel und Warschau, die Umwälzungen selbst in einzelnen deutschen Staaten, die unaufhörlichen politischen Bewegungen in Italien, die konstitutionellen Forderungen sogar in dem königstreuen Preußen hatten die Fürstin mit der Überzeugung erfüllt, es sei die Zeit patriarchalischen Regimentes vorüber und ein Herrscher seine Autorität nur unter der Bedingung zu wahren imstande, daß er der geistige Leiter seines Volkes werde und

dessen idealen und materiellen Bedürfnissen in jeder Weise Rechnung trage. Sie hatte ein solches Ziel ihrem Neffen Friedrich Karl mit den schönen Worten gestellt: „Preußische Prinzlichkeit in deutsche Fürstlichkeit zu verwandeln. Die Aufgabe jeder Erziehung ist und bleibt, den Menschen dem Leben entgegenzubilden, und der Mensch in dieser höchsten Auffassung des Ausdrucks thut in jetziger Zeit in den fürstlichen Häusern Not, da der persönliche Wert eine Hauptstütze ihrer Macht geworden ist.“ Um so mehr schien es ihr für ihren eignen Sohne, den zukünftigen König, unentbehrlich, ihm, nach ihrem eignen Ausdrucke, „eine möglichst weite, freie, selbständige Anschauung und damit Urteilsfähigkeit auf allen Gebieten zu geben“<sup>1)</sup>.

Sie wußte für diesen hohen und schönen Zweck den geeigneten Helfer zu gewinnen. Ein Vortrag über die Akropolis von Athen, den sie im Winter 1844 in der Singakademie zu Berlin von dem ebenso gelehrten wie geistreichen und künstlerisch veranlagten Archäologen Ernst Curtius hörte, machte sie auf diesen jungen Lübecker, damals Lehrer am Joachimsthaler Gymnasium, aufmerksam. Weitere Nachforschung und Bekanntschaft bestätigten und verstärkten den hier empfangenen Eindruck, und der feine und dichterische Sinn, den seine in Gemeinschaft mit Emanuel Geibel herausgegebenen „Klassischen Studien“ verrieten, gewann vollends die hohe Frau, die beschloß, Curtius ihrem Sohne als Erzieher und Unterweiser zuzugesellen. Freilich widersprachen engherzige Menschen, die hervorhoben, nur ein geborner Preuße dürfe zu einem solchen Amte bei dem zukünftigen Thronerben erkoren werden. Aber der Prinz von Preußen, freier und schöner denkend, entschied zu Gunsten des freien Reichsstädters aus Lübeck<sup>2)</sup>. So ward Curtius noch im Herbst 1844, unter gleichzeitiger Beförderung zum außerordentlichen Professor, als Civil-Erzieher des nunmehr fast 13jährigen Prinzen Friedrich Wilhelm angestellt. Die anziehende und imponierende Persönlichkeit des noch jugendlichen geistvollen Gelehrten, seine mit tiefem Wissen gepaarte dichterische Veranlagung und umfassende Weite des Blickes fesselten das weiche Gemüt und das eifrige Streben des Zöglings auf immer an den Lehrer. Sein Einfluß drängte bald jeden andern bei dem Prinzen zurück, der mit Entzücken und Vertrauen in die Bahnen eintrat, die Curtius ihm mit ebenso viel Geschick wie weiser Rücksicht eröffnete. Wenn auch auf ein gründliches Studium der griechischen Sprache naturgemäß verzichtet werden mußte, erfüllte der Lehrer den fürstlichen Schüler durch seine Unterweisung,

1) F. Bohnhaf, Kaiserin Augusta, (Berlin 1886).

2) E. Curtius, „Alterthum und Gegenwart“, III, 5 f.



durch Uebersetzungen aus Homer und Herodot, durch Gänge in die reichen Schatzkammern der hauptstädtischen Museen mit dem Geiste des hellenischen Altertums und übermittelte ihm die Kenntnis von dessen Skulptur und Poesie. Eine echte und dauernde Begeisterung für klassische Kunst ergriff den Prinzen, dessen auch in späterer Zeit stets aufrecht erhaltenem Verkehr mit dem berühmten Gelehrten die Anregung zu den großartigen Ausgrabungen in Olympia und Pergamon sowie viele ähnliche der Wissenschaft geleistete Dienste zu danken sind. Die Bekanntschaft mit Künstlern und Dichtern, wie Rauch, Drake und Stüler, Cornelius, Emanuel Geibel, befestigte in dem jugendlichen Geiste die Vorliebe für den klassischen Geschmack, die der Prinz zeit lebens treu bewahrt hat. Und dieser Geschmack wurde genährt durch häufige Besuche in Weimar, wo die Geister unserer großen klassischen Dichter die gesamte Atmosphäre erfüllten und beherrschten; der Geburtstag der Mutter wurde regelmäßig dort gefeiert.

Es ist nicht ganz unberechtigt, wenn die Meinung ausgesprochen worden ist: für den weichen, leicht zu beeinflussenden Charakter und die oft ins Unbestimmte und Weite sich verlierende Denkart des jugendlichen Prinzen wäre ein energischerer, schärferer, nüchternerer Mentor besser am Plage gewesen. Aber gerade die Idealität, die warme Begeisterung, die edle Menschenfreundlichkeit, die lebenswürdige Teilnahme, die nationale und im besten Sinne moderne Gesinnung, die des Prinzen Friedrich Wilhelm schönste Vorzüge ausmachten und ihm das Herz des deutschen Volkes ererbten, haben durch Curtius ihre Pflege und volle Entwicklung erhalten.

Unter Curtius' Aufsicht wirkte eine Anzahl trefflicher Speziallehrer, um, ein jeder auf seinem besonderen Gebiete, den jungen Friedrich Wilhelm mit den verschiedenen Wissenszweigen in ihrer modernsten Ausbildung bekannt zu machen. Den Religionsunterricht erteilte im Sinne echter und aufgeklärter, dem Buchstabenglauben fremder Frömmigkeit Rektor Vormann, der sich später auf pädagogischem Gebiete einen geachteten Namen erworben hat. Die neueren Sprachstudien wurden mit besonderem Eifer betrieben, wie dies ja für einen Fürsten durchaus notwendig ist. Seinem Lehrer in Mathematik und Physik, Schellbach, blieb Friedrich Wilhelm für alle Zukunft in herzlichster Gewogenheit zugethan. Die Geschichte der neueren Staaten ward von dem feinsinnigen Professor Heydemann vorgetragen, der als Direktor des Stettiner Gymnasiums gestorben ist. Auch der militärische Unterricht, den Major Gerwien für militärische Geographie und Hauptmann von Naymer in Taktik und Waffenkunde ihm erteilten, ging in dieser Zeit mehr auf diejenigen Fächer, die ihm die Verbindung

des Offiziersberufes mit der Wissenschaft lebendig vor Augen führten. Noch deutlicher konnte er diese Wahrnehmung an dem Artillerieleutnant Werner Siemens machen, der schon damals durch seine technischen Erfindungen, zumal auf dem Gebiete der Elektrizität, sich bedeutenden Ruf erworben hatte. Im Winter 1847 auf 1848 hielt der junge Offizier dem Prinzen Vorträge über elektrische Telegraphie mit Experimenten auf der Berliner-Potsdamer Eisenbahnlinie, wo die von ihm erfundenen Zeiger- und Drucktelegraphen arbeiteten<sup>1)</sup>.

Wie die Prinzessin von Preußen schon in den ersten Jahren ihrer Ehe die Mutterpflichten ernst und im weitesten Umfange erfaßt hatte, so beteiligte sie sich auch fernerhin an der Ausbildung ihres fürstlichen Sohnes. Eine weibliche Arbeit in der Hand, wohnte sie fast regelmäßig den Lehrstunden bei, selbst in einem für Damen so wenig anziehenden Gegenstande, wie die Mathematik. Die Lehrer galten ihr als Freunde des Hauses<sup>2)</sup>. Eine Äußerung, die sie einst zu dem Lehrer der Geschichte, Professor Heydemann, in Gegenwart seiner sämtlichen Mitlehrer, also auf eindrucksvollste Weise, that, giebt von dem Geist Zeugnis, in dem sie die Unterweisung erteilt wissen wollte: „Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Sohne eine Geschichte der Völker vorgetragen haben, nicht eine Geschichte der Höfe<sup>3)</sup>.“ Und diese Auffassung der Geschichte und der Politik ist in dem Sinne ihres Sohnes lebendig geblieben für alle Zeit!

Die Bemühungen der Lehrer wurden unterstützt durch das ganz außerordentliche Gedächtnis des Jünglings, — ein fürstlicher Vorzug, der ihm stets eigen geblieben ist. Allerdings, hervorragende geistige Anlagen wollte man sonst nicht an dem jungen Friedrich Wilhelm wahrnehmen, dafür aber unermüdlichen Eifer und das edelste, reinste Gemüt. Darin stimmen alle Beobachter, günstig gesinnte und feindliche, überein. Er war eben ein Mensch langsamer, aber um so tüchtigerer und gleichmäßigerer Geistesentwicklung<sup>4)</sup>. Seine Schreibweise, wie sie in Briefen aus jener Jugendzeit hervortritt, ist einfach, natürlich, voll echter Empfindung und neckischen Humors. Ein warmes Gefühl für

1) W. v. Siemens, Lebenserinnerungen (Berlin 1892), S. 46.

2) R. Schellbach, Erinnerungen an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen (Berlin 1890), S. I. 11. — Curtius, a. a. D., S. 17.

3) Theod. v. Bernharði, Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV. (Leipzig 1893), S. 243.

4) Bernharði, a. a. D. — A. von Eberstein, (der den Prinzen von 1851 bis 1866 genau kannte), Entgegnung gegen Gustav Freytag (2. Aufl., Wiesbaden 1889), S. 3. — Schreiben der Prinzessin Augusta an Noon, 22. Okt. 1848 (Schrader).

Freundschaft befeelte ihn: mehrere seiner damaligen Genossen, wie unter manchen anderen Mische und von Bodelschwingh, sind seinem Herzen stets nahe geblieben. Am innigsten aber blieb sein Verkehr mit seiner Schwester Luise: sein Verhältnis zu ihr wird in der Curtius'schen Gedächtnisrede mit Recht als köstliche Blüte seines Lebens bezeichnet.

Der wissenschaftlichen Unterweisung ging die ästhetische zur Seite: die Musik ward nicht vernachlässigt, und zumal die bedeutende Anlage und Neigung des Prinzen für den Gesang fand, unter der Leitung Mehrlichs und des als Liederkomponisten allgemein bekannten Gustav Reichardt, sorgfältige Pflege. Gute Musik, wie z. B. Meyerbeers patriotische Oper „Das Feldlager in Schlesien“, konnte sein empfängliches Gemüt derart erregen, daß sie ihn eine schlaflose Nacht kostete. Das Theater wurde frühzeitiger und regelmäßiger besucht, als dies wohl sonst den Kindern gestattet zu werden pflegt, auch im eignen Hause vor den hohen Eltern und dem regierenden Königspaare häufig Theater gespielt. Hierbei ordnete der junge Meister Gurlitt Stellungen und Gruppen, während Geibel dafür seinen „Meister Andreas“ dichtete. Spiel wie Ernst waren der allseitigen Ausbildung des jugendlichen Geistes gewidmet. Im Zeichnen wurde, auf Rauchs Empfehlung, der geniale Architekt Heinrich Strack Lehrer des Prinzen. Alter Überlieferung des Hohenzollernhauses gemäß, mußte Friedrich Wilhelm auch ein Handwerk erlernen, um so mit gebührender Achtung vor redlicher Arbeit der Hände und mit Fürsorge für den dem ganzen Staate so wichtigen Gewerkestand erfüllt zu werden. Er betrieb Tischlerei und Buchbinderei, in denen beiden er es zu genügender Fertigkeit brachte. Wichtiger noch war, daß ihm daraus lebhaftes und dauerndes Interesse für das Kunsthandwerk erwuchs: er hat das während seiner späteren Jahre wirksam und segensreich bethätigt. Die Buchbinderei führte naturgemäß zum Buchdruck, und auch in diesem hat der Prinz einen vollständigen Kursus durchgemacht.

Die Ausbildung des Körpers erhielt gleichfalls ihr Recht. Den Tanzunterricht leitete der bekannte Ballettmeister Taglioni; dabei wurde bei dem wackern alten Feddern fleißig geturnt und gelegentlich auf der Spree, an der Moabiter Brücke, Schlittschuh gelaufen. Mit Professor Curtius unternahm der Prinz Fußwanderungen durch den Harz, den Thüringer Wald, die Sächsische Schweiz und das Riesengebirge: sie stärkten seine Kräfte und wechselten mit Ausflügen in die merkwürdigen Städte und an die lieblichen Küsten der Ostsee sowie mit längerem Aufenthalte in den Hausstädten, wo er auch auf außerpreussischem Gebiete sich heimlich fühlen lernte. Von hier ging es dann auf die See hinaus: er durfte

dabei mit Stolz feststellen, daß er gegen die ärgerliche Seekrankheit völlig gefeit war.

Und wie in der Kindheit, so ward, auf der Mutter Veranlassung, auch im Jugendalter Friedrich Wilhelm nicht auf einsamer Höhe, erhaben über anderer Menschen Umgang und Empfinden erzogen, sondern er sollte sich in fröhlichem Verkehr mit Altersgenossen als Mensch, als der erste unter Gleichen fühlen. Einer oder der andere Knabe ward ihm als Gespieler beigegeben; jeden Sonntag Abend war bei ihm Gesellschaft, zu der neun bis elf durch Charakter und Fleiß ausgezeichnete Schüler der Berliner Gymnasien geladen wurden. Es war ein schlichtes, fröhliches, gemüthvolles Dasein, das ihm die Einsicht der Mutter bereitete<sup>1)</sup>.

Dabei führte der Prinz ein durchaus frugales Leben; von Verweichlichung und Üppigkeit war keine Rede. Bis zu seiner Einsegnung durfte ihm selbst mittags kein Glas Wein gereicht werden.

In angestrengter und mannigfaltiger Arbeit, aber auch in kräftiger Erholung und harmlosen Freuden vergingen dem Prinzen die Jahre, die ihn vom Knaben- zum Jünglingsalter führten. Das militärische Element der Erziehung trat unter Curtius' überwiegendem Einfluß ganz in den Hintergrund, und die einfache und arbeitsvolle Lebensweise des Prinzen brachte ihn den bürgerlichen Sphären, bürgerlichem Schaffen, Denken und Fühlen nahe — ganz wie es die erlauchte Mutter beabsichtigt hatte. Der fürstliche Jüngling beteiligte sich ungewollt an allgemeinen Vergnügungen, wie an den Maskenbällen, die an Karnevalsabenden im Krollschen Etablissement stattfanden. In jenen Verdejahren des Körpers und Geistes wurde der Grund gelegt zu der Schlichtheit und Volkstümlichkeit des Wesens, die Friedrich Wilhelm stets eigen geblieben ist und ihm die Liebe und Verehrung aller Schichten der Nation gewonnen hat. Freilich von schneidigem Auftreten und verblüffendem Glanze war bei ihm keine Rede. Er war mild, weich, zu Mitleid und Wohlthun geneigt, traulicher Anlehnung an ein Freundesherz bedürftig, für alles Gute und Schöne in stets bereiter Empfänglichkeit begeistert. Echte Humanität, Großmut und Treue bildeten die Grundzüge seines Charakters. Kunst und Dichtung liebte er über alles. Unter den Poeten zog er, wie wohl die heranwachsende Jugend überhaupt, Schiller allen anderen vor; er konnte dessen bedeutendste Gedichte auswendig hertragen. Aber dieser biegsame,

<sup>1)</sup> Man sehe zwei Jugendbriefe des Prinzen vom 12. Jan. und 12. Nov. 1845, die S. (Friedrich v. Salpius) im „Vär“, 12. und 19. Okt. 1889, veröffentlicht hat. Diesen Briefen sind auch mehrere der oben angeführten Züge aus Friedrich Wilhelms Jugendzeit entlehnt.

ja mädchenhafte Jüngling war unerschütterlich fest, wo es sich um Pflicht und Wahrheit handelte: dann konnte auch sein Urtheil scharf und schneidend ausfallen. Allerdings, dem militärisch-aristokratischen Teile seiner Umgebung gefielen wohl die Grundlagen seines Charakters, nicht aber die Richtung, die sein Wesen genommen, und die Interessen, die ihn damals bewegten. Man fand ihn allzu gelehrt, allzu bürgerlich und deshalb zu wenig Soldat<sup>1)</sup>. Weimar schien mehr in ihm zu leben, als das Hohenzollerntum.

Diese friedliche Lebensentwicklung des Prinzen wurde gewaltsam durch eine Reihe furchtbarer Ereignisse unterbrochen.

Die Hoffnungen, die der gesamte politisch denkende und strebende Teil des preussischen Volkes auf seinen hochbegabten neuen Herrscher gesetzt, hatten sich nicht verwirklicht. Friedrich Wilhelm IV. war vielzu sehr von mittelalterlich-romantischen Traumbildern beherrscht, vielzu sehr geneigt, hohe Worte und schillernde Gedankenspiele an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen, als daß er den Forderungen der rauhen und harten Gegenwart hätte Rechnung tragen können. Trotz besten Willens, gewährte er nur allzu langsam, und was er darbot, waren schwächliche Zerrbilder dessen, was alle verlangten. So hatte das wichtige, aber zögernd, zu spät und gleichsam widerwillig gemachte Zugeständnis des Königs, aus den Provinzialständen der ganzen Monarchie einen Vereinigten Landtag zu bilden, schließlich keinen andern Erfolg, als die Gegenätze zwischen der Anschauung des Herrschers und der des Volkes in ihrer ganzen unerbittlichen Schärfe zu zeigen. Es konnte deshalb nicht fehlen, daß der Sieg der Pariser Februar- und der Wiener März-Revolution auch in Berlin die längst vorhandene tiefgehende und allgemeine Unzufriedenheit zu gewaltsamem Aufstande ansachte. Noch unbeseigt, verlor Friedrich Wilhelm IV. den Mut und unterwarf sich den revolutionären Forderungen ebenso absolut, wie er früher den bescheidensten Wünschen des gemäßigten Liberalismus widerstanden hatte. Diese Selbstdemütigung der Krone, die mehrere Wochen hindurch allen Launen des Pöbels preisgegeben war, machte auf alle Mitglieder der königlichen Familie einen tiefen und bleibenden Eindruck, den erst die Siege des zum Ruhme wiedererstandenen Hohenzollerntumes im Jahre 1866 gänzlich verwischt haben. Damals aber fürchtete man, in gelehrtem Gernern an den Untergang Karls I. von England und Ludwigs XVI. von Frankreich, das schlimmste Schicksal für den König selbst und seine

<sup>1)</sup> Charakteristik des Prinzen, Herbst 1848, durch Generalmajor von Unruh, (Roos, Denkwürdigkeiten, Breslau 1892), I, 203 ff.

Familie. Hören wir über jene auch für den Prinzen Friedrich Wilhelm so furchtbaren Momente den Bericht eines Augenzeugen<sup>1)</sup>.

„Der Abend des 20. März 1848 wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Im inneren Hofe des Schlosses zu Potsdam hatten sich fast alle Offiziere an der Wache versammelt; bald erschienen auch der Prinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Kaiser Friedrich III., und Prinz Friedrich Karl. Es lag eine ungemein gedrückte, trübe Stimmung auf allen Anwesenden, die dadurch noch erhöht wurde, daß ein großes Himmelszeichen, bestehend in einer fast totalen Mondfinsternis, wie ich sie noch nie gesehen, am späten Abend eintrat und, ähnlich wie der böse Stern, der vor Wallensteins Tod erschien, auch jetzt eine düstere Zukunft zu verkünden drohte. Die Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl drängten sich in unsere Reihen und sprachen von Marter und Schafott, das dem Könige zunächst, wie vielleicht ihnen auch als Prinzen des königlichen Hauses drohen könne. Prinz Friedrich Wilhelm blieb im allgemeinen viel ruhiger als der Prinz Friedrich Karl, welcher über die verzweifelte Lage, in die der König nunmehr geraten, in lautes Weinen und Schluchzen ausbrach.“

In diesen Momenten der, wenigstens gefürchteten, Gefahr zeigte sich also der „bürgerliche“, der „weichherzige“ Friedrich Wilhelm weit kühner und gefaßter wie sein stets als Muster soldatischen Wesens gepriesener Vetter. Und doch trat jenem die Bedrängnis viel näher. Denn da man seinen Vater als den eifrigsten Gegner jedes konstitutionellen Zugeständnisses kannte, richtete sich auf diesen der allgemeinste Haß. Man klagte ihn fälschlich an, das Blutvergießen am 18. März absichtlich herbeigeführt zu haben. Die fanatische Leidenschaft der erregten Volksmassen war so groß und bedrohte des Prinzen von Preußen Leben so unmittelbar, daß er, unter dem Vorwande eines königlichen Auftrages, sich auf zwei Monate nach England zurückzog.

Man mag sich die Gefühle vorstellen, mit denen die Familie des Verbannten und schändlich Verleumdeten, von Truppen umgeben, die hängen Wochen in Babelsberg verlebte. Man hielt sich von dem Hofe, von jeder Geselligkeit fern; eine wahre Erquickung waren die häufigen Besuche Alexanders von Humboldt, dessen lebhaftes und geistreiches Gespräch wenigstens für Stunden die trüben Empfindungen verscheuchte. Diese Ereignisse müssen auf den zum Jünglinge herangereiften Prinzen Friedrich Wilhelm einen tiefen Eindruck hervorgebracht haben. Aber sagen wir es zu seiner Ehre: sie erfüllten ihn nicht mit Erbitterung

<sup>1)</sup> Joh. von Kessel-Reusch, Erinnerungen eines Gardeoffiziers aus der Regierungszeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. (Berlin 1891), S. 10 f.

gegen das Volk, sondern mit der festen Überzeugung, daß der sichere Bestand eines mächtigen und einflußreichen Königthums fernerhin bedingt sei durch dessen vollstümlichen Charakter, — vollstümlich im Sinne des eingehendsten Verständnisses für die wahren Bedürfnisse sowie die dauernden und berechtigten Wünsche der Nation. Hatten doch seit dem Großen Kurfürsten die Hohenzollern ihre Aufgabe nie anders aufgefaßt, selbstverständlich in den Formen, wie die jeweiligen Zeitumstände sie beanspruchten; und gerade die Abschließung gegen solche Bedürfnisse und Wünsche seit der Zeit der Befreiungskriege hatte zu dem furchtbaren Bruche zwischen Königthum und Unterthanen geführt, dessen Opfer damals der Vater des Prinzen geworden war.

In diesem Sinne faßte auch Prinzessin Augusta die Aufgabe ihres Sohnes auf. Sie ließ sich von den schreckhaften Ereignissen des Frühlings und Sommers 1848 nicht irre machen. Schon am 22. Oktober desselben Jahres schilderte sie dem zum militärischen Erzieher Friedrich Wilhelms, an Stelle des erkrankten Generals von Unruh, bestimmten Major von Roon das Ziel, das sie dem fürstlichen Jünglinge gestellt hatte, in den bezeichnenden Worten: „Mein Sohn gehört der Gegenwart und Zukunft; er muß daher die neuen Ideen in sich aufnehmen und daselbst verarbeiten, damit er das klare und lebendige Bewußtsein seiner Zeit gewinne, und nicht außerhalb derselben, sondern in und mit ihr lebe. Es gilt, sich von den Antecedentien der älteren Generation abzuwenden, um dem jetzigen Erziehungswesen ein zeitgemäßes Resultat zu sichern.“

Es ist klar, daß für Friedrich Wilhelm es nicht erst der Bekanntschaft mit den leitenden Persönlichkeiten Großbritanniens bedurste, um ihn modernen und verfassungsmäßigen Anschauungen zugänglich zu machen. Seine Mutter, deren Umgebung und Freunde hatten dies Werk längst gethan, ehe der Prinz den englischen Boden betrat.

Major von Roon verstand sehr wohl, in welchem Sinne die weitere Ausbildung des fürstlichen Jünglings geschehen sollte. Er lehnte die ihm von dessen erlauchten Eltern gestellte Aufgabe ab, da, wie er selber schrieb, sein „reaktionäres Wesen“ allzu „unzeitgemäß“ sei, um ihr gerecht zu werden<sup>1)</sup>. Ein Ersatz für ihn fand sich in dem Oberstleutnant Fischer vom Kriegsministerium.

Inzwischen hatten die Leidenschaften sich einigermaßen abgekühlt, und der Prinz von Preußen war bereits am 7. Juni nach Potsdam zurückgekehrt, nachdem ihm die Gemahlin mit den beiden Kindern — Friedrich Wilhelm und Luise — bis nach Magdeburg entgegen gereist war. Es war der Todestag König Friedrich Wilhelms III., und trotz

1) Roon, Denkwürdigkeiten, I, 208 ff.

der Aufregungen der Reise und des Wiedersehens ließen Prinz Wilhelm und sein Sohn es sich nicht nehmen, noch an demselben Tage am Grabe des Vaters und Großvaters im Mausoleum von Charlottenburg zu beten. — Die Unreife und Übertreibung der revolutionären Bewegung rief bald die Gegenwirkung der noch sehr starken altpreussischen Partei und des gemäßigten Bürgertums selbst hervor; im Herbst konnte man die Revolution als besiegt ansehen. Allein es darf nicht vergessen werden, daß sie eine bleibende und segensreiche Frucht gezeitigt hatte: die Umwandlung Preußens in eine konstitutionelle Monarchie und damit die Möglichkeit, daß es an die Spitze des gesamten, auch des mittleren und südlichen Deutschland trete. Wie seine beiden Eltern hat Prinz Friedrich Wilhelm die Bedeutung dieses großen Umschwunges sogleich voll anerkannt. Sein politisches Sinnen und Denken ging seitdem stets von der Voraussetzung des konstitutionellen Systemes aus, in dem er eine Notwendigkeit für das Gedeihen der modernen Völker und ihrer Herrscherfamilien erkannte, und dessen strenge Aufrechterhaltung, nicht allein dem Wortlaute sondern auch dem Geiste nach, ihm als eine Forderung der Pflicht und der Wahrhaftigkeit erschien. Als Achtzehnjähriger verwies er dem General von Gerlach einen gelegentlichen Ausfall gegen den Konstitutionalismus und betonte die Notwendigkeit einer Volksvertretung<sup>1)</sup>. Er sah in deren Mitwirken bei der Leitung des Staates keine Minderung fürstlicher Hoheit, deren Größe vielmehr darin bestehen sollte, an der Spitze eines freien und loyalen Volkes und im besondern an der Seite eines freien, zukunftsreichen und gerade hierdurch mächtigen Preußens zu wirken. Und in diesem Sinne begrüßte Prinz Friedrich Wilhelm am Weihnachtsabend 1848 seinen erlauchten Vater mit den von Ernst Curtius gedichteten Versen:

„Zur Ernte reif sind der Geschichte Saaten,  
 „Die eure Ahnen in dies Land gesäht,  
 „Und neue Bahnen winken euren Thaten.  
 „So habt nicht Ihr — so hat es Gott gelenkt.  
 „Wir sehn auf Euch mit frohem Angesichte,  
 „Verbannet sei, was Angst und Zweifel schuf.  
 „O horchet auf! Es ruft die Weltgeschichte,  
 „Und Hohenzollern höret ihren Ruf!“

Freilich erst zwei Decennien später haben Wilhelm I. und sein Sohn diesen Ruf der Weltgeschichte, aber dann auch in vollem Umfange erfüllt.

Die Verhältnisse erschienen hinreichend beruhigt, um die Feier der Konfirmation Friedrich Wilhelms, am 29. September 1848, zu ge-

<sup>1)</sup> L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, I, 317 f.



statten. Oberhofprediger Ehrenberg, der auch den Konfirmationsunterricht geleitet hatte, segnete den Prinzen im Beisein der königlichen Familie und mehrerer Staatsminister ein. Im Drange der Umstände war die kirchliche Feier nicht so imponierend und erbaulich, wie bei ähnlichen Gelegenheiten im königlichen Hause; aber „das ehrliche Gesicht des Prinzen und seine starke Stimme, die wegen der Jugend noch manchmal überschlug“, ließen doch sein Bekenntnis rechts eindrucksvoll erscheinen<sup>1)</sup>.

Der religiösen Mündigkeitserklärung folgte einige Monate später — am 3. Mai 1849 — der tatsächliche Eintritt des Prinzen in den praktischen Militärdienst, für den er zunächst der Leibkompagnie des 1. Garderegiments zu Fuß eingereiht wurde. „Meine Herren“, redete bei dieser Gelegenheit der Prinz von Preußen das versammelte Offizierkorps des Regiments an, „ich kann mir die Freude nicht versagen, Ihnen persönlich meinen Sohn zuzuführen, Sie mögen sich denken, mit welchen Gefühlen ich das thue. Ich empfehle ihn Ihrer Kameradschaft. Er ist in einer schweren Zeit dem praktischen Leben entgegen gewachsen. Ich übergebe ihn Ihnen in der Hoffnung, daß er Gehorsam lernen wird, um seiner Armee Ehre zu machen; dafür bürgt mir der Geist, den Gott in ihn gelegt hat — nicht wir!“ — „Und so thue Deine Schuldigkeit,“ rief er dem Sohne zu.

Die ganze Anschauungsweise des Prinzen Wilhelm tritt in diesen Worten hervor. Ein Kamerad des preussischen Offizierkorps, ein seinen Oberen gehorsamer und pflichttreuer Soldat sollte vor allem sein Sohn werden, und das war dessen von Gott selbst gewollte Bestimmung. Folgerichtigkeit, Einheit, Kraft und damit Größe und Wirksamkeit dürfte man solcher Auffassung nicht absprechen.

Schon am 3. Juni 1849 avancierte Friedrich Wilhelm zum Premierleutnant. Er stand damals, wie erwähnt, unter der militärischen Leitung des Obersten Fischer, eines Ingenieuroffiziers von gründlicher Bildung, — er hatte mit Moltke bedeutenden Anteil an der Erforschung Kleinasiens genommen — von bürgerlicher Gesinnung und freier Denkungsart, der auf den Prinzen den günstigsten Einfluß übte und ihn nach Möglichkeit zu persönlicher und politischer Selbständigkeit anleitete. Stets hat Friedrich Wilhelm dem Obersten und späteren General dankbare Liebe bewahrt, noch lange über dessen frühen Tod — im Jahre 1857 — hinaus<sup>2)</sup>.

Den Offizieren aller derjenigen Garderegimenter, die in Potsdam

<sup>1)</sup> Ebendaf. 207.

<sup>2)</sup> Man sehe die Briefe des Prinzen an ihn und seine Wittve, die P. Lindenberg (Kaiser Friedrich als Student [Berlin 1896] S. 24 ff) mitteilt.

standen, war, in Übereinstimmung mit dem Wunsche des Vaters, der künftige Thronerbe immer ein liebenswürdiger und freundschaftlich gesinnter Kamerad<sup>1)</sup>.

Mit der Verfassung hatte Prinz Wilhelm sich abgefunden; der Revolution stand er um so unverföhnlicher gegenüber, und bald erhielt er Gelegenheit, sie mit den Waffen in der Hand zu bekämpfen. Die bayerische Rheinpfalz und Baden befanden sich in der Gewalt von Aufständischen, und ihre Unterwerfung unter die rechtmäßigen Fürsten wurde einem preußischen Heere aufgetragen, dessen Befehl der Prinz von Preußen übernahm. Er faßte seine Aufgabe mit Ernst und Festigkeit auf, wohl auch voll Freude, die Scharte, die die Armee ohne ihr Verschulden am 18. März 1848 in Berlin erlitten hatte, durch die Vernichtung der süddeutschen Empörer wieder auszuwechen. Am 9. Juni 1849 verabschiedete er sich von den Seinigen. Friedrich Wilhelm wünschte um so dringender, unter dem Befehle des Vaters kriegerische Vorbeeren zu erringen, als sein um wenige Jahre älterer Vetter Friedrich Karl dieses Vorzugs gewürdigt wurde. Allein man wollte wohl die militärischen Thaten des zukünftigen Thronerben nicht mit einem Bürgerkriege beginnen, und so ward das Verlangen abgeschlagen, zum aufrichtigen Kummer des kampflustigen Jünglings.

Der Feldzug in Süddeutschland währte nur wenige Wochen, da die Scharen der Aufständischen sich nirgends gegen die preußischen Truppen halten konnten. Siegreich kehrte der Prinz von Preußen bereits am 11. Oktober nach Potsdam zurück, als Triumphator über eben die Revolution, die ihn neunzehn Monate vorher zur Flucht über das Meer genötigt hatte. Er kam gerade zur rechten Zeit, um der Mündigkeitserklärung seines Sohnes beizuwohnen, die, nach Hohenzollernischem Fürstenrechte, an dessen achtzehntem Geburtstag (18. Oktober 1849) stattfand. Damit trat Friedrich Wilhelm zum erstenmale in die Öffentlichkeit hinaus. Zunächst wurde er an diesem 18. Oktober 1849 vom Könige selbst in feierlichem Kapitel als Ritter des Schwarzen Adler-Ordens aufgenommen. Der Herrscher ermahnte ihn dabei, „in einer Zeit, die, wie kaum eine frühere, sich der Verehrung eitler und niedriger Dinge und dem Verrate ergiebt, ein wahres Muster christlicher Demut, ritterlicher Kraft, erhabener Gesinnung und aller Treue zu werden“. Das war einmal der mystische Geist dieses Königs, der, mit allen Forderungen der Gegenwart in schroffstem Zwiespalt, einem traurigen Ausgange zueilte.

Weniger ceremoniös und dafür um so inniger gestaltete sich die

1) Kessel-Beuzsch, S. 11.

Feier in dem trauten Schlosse Babelsberg. Die Glieder der Familie, zahlreiche Getreue des prinzlischen Hauses, mannigfache Deputationen fanden sich hier ein, um den jungen Fürsten und dessen Eltern, zumal aber dessen edle Mutter zu beglückwünschen, deren Werk vor allem seine Erziehung war. „Ich habe“, antwortete sie mit stolzer Bescheidenheit, „meinen Sohn in der Liebe zum Vaterland erzogen, und ich hoffe, daß er es eines Tages bethätigen wird.“ Diesem klaren und würdigem Programme entsprachen die eignen Worte Friedrich Wilhelms. „Ich bin zwar noch sehr jung“, erwiderte er auf die Ansprache des Potsdamer Magistrats, „aber ich werde mich zu meinem hohen Berufe mit Ernst und Liebe vorbereiten und mich bestreben, einst die Hoffnungen zu erfüllen, welche mir dann als Pflicht von Gott auferlegt werden.“ Und den Vertretern der Stadt Brandenburg sagte er: „Das Beispiel meiner Vorfahren wird mich an dem Tage, wo ich das Scepter halten werde, verpflichten, meinem Volke ein treuer König zu sein.“ Der junge Fürst vergaß nicht einen Augenblick den unvergleichlich hohen Beruf, zu dem das Schickial ihn bestimmte; aber er wollte ihn erfüllen, nicht in Eigennutz, nicht im Sinne weltentfremdeter Mystik oder längst abgestorbener Vergangenheit, sondern, wie ein echter Hohenzoller, als getreuer und selbstentsagender Führer seines Volkes immer schöneren, zukunftsreichen Zielen nachstrebend.

Nach dem reiflich erwogenen Entschlusse der Eltern sollte die Großjährigkeitserklärung die Lehrjahre Friedrich Wilhelms durchaus nicht abschließen: sie hatten vielmehr als Krönung des gesamten wissenschaftlichen Unterrichts das mehrjährige Studium an einer Universität vorgesehen. Als solche mußte aber vor allen Bonn in Betracht kommen, nicht nur, weil der liebliche rheinische Musensitz der schönst gelegene und fröhlichste vor allen seinen preußischen Mitbewerbern, sondern auch weil er wegen eben dieser Eigenschaften längst bei wissenschaftlichen norddeutschen Fürstentöchtern der beliebteste war. Wie reiflich Prinzessin Augusta den Besuch Bonns durch ihren Sohn vorbereitet hatte, geht aus dem Umstande hervor, daß es nur ihrem Bemühen zu danken gewesen war, wenn ihr Nefse Friedrich Karl im Jahre 1846 für einige Zeit die Universität Bonn bezog. So hatte sie ein Präcedenz geschaffen, das wohl allein im stande war, ihrem Gemahl und ihrem Schwager, dem König, die Genehmigung abzugewinnen, daß zum erstenmale ein preußischer Thronerbe eine Hochschule besuche und sich ohne ängstliche Abschließung unter der bunten Schar ihrer Jünger bewege. Es ist dieser Entschluß ein neuer Beweis, daß, wie schon früher Prinzessin Augusta, sich nunmehr auch ihr Gemahl mit vollem Bewußtsein den veränderten Zeitumständen anpaßte.

Wie gesagt, der Besuch der Bonner Alma Mater durch Friedrich Wilhelm war längst beschlossen. Da fügte es sich auf das beste, daß noch im Oktober 1849 Prinz Wilhelm zum Gouverneur der Rheinprovinz und Westfalens ernannt wurde — eine Art ehrenvoller Verbannung, weil der rechtschaffene und klarblickende Fürst die verschwommene und mutlose Politik seines königlichen Bruders offen mißbilligte. Als Siz wurde dem prinzlichen Paare Koblenz angewiesen, so daß sein Sohn es leicht, in wenigen Stunden, aufzusuchen vermochte<sup>1)</sup>.

Als Friedrich Wilhelm sich in das Album der Bonner Universität einschreiben ließ, am 7. November 1849, war er ein hochaufgeschossener, schmalgebauter Jüngling mit bleichem, mehr freundlichem als imponierendem Antlitz<sup>2)</sup>. Er erhielt im Universitätsgebäude selbst, dem früheren kurfürstlichen Schlosse, Wohnung: drei einfache Zimmer, die aber den Blick auf die herrlichen alten Ulmen und die weite grünende Rasenfläche des Hofgartens gewährten, sowie auf das Theater, in dem einst der jugendliche Beethoven gespielt hatte und das dann für die Anatomie benutzt wurde. In seiner Gesellschaft befanden sich Oberst Fischer, ein Adjutant — von Heinz — und als Studiengenosse ein junger Senfft von Pilsach. Einige Monate hindurch weilte auch Professor Curtius noch in seiner Umgebung, um ihn bei den ersten Schritten in der akademischen Bahn zu führen: dann durfte der Gelehrte sich vermählen und zu seiner akademischen Thätigkeit zurückkehren. Vorher hatte er aber, nach einem begeisterten Vortrage über Olympia, von seinem fürstlichen Zöglinge das Versprechen erhalten: sobald es in seinen Mitteln liege, werde derselbe alles aufbieten, um an diesem Mittelpunkte altgriechischen Wesens umfassende Ausgrabungen zu veranlassen.

Das Leben des Prinzen auf der Universität ward streng methodisch geregelt. Die Hauptaufgabe war selbstverständlich das Studium, das sich naturgemäß vor allem den wichtigeren Disziplinen des Rechts zuwandte. Er hörte Geschichte und Systematik des römischen Rechts, deutsches Straf- und Privatrecht, Kirchenrecht, deutsche Rechtsgeschichte, Völkerrecht, Verfassungsgeschichte. Daneben pflegte er mit einer Vorliebe, die ihm sein ganzes Leben lang geblieben ist, geschichtliche Studien. Bei Ernst Moritz Arndt, dem berühmten Dichter der Befreiungskriege, dem begeisterten Prediger deutscher Einheit und Freiheit, hörte er vergleichende Völgergeschichte; Löbell machte ihn mit den Glanzzeiten des deutschen Mittelalters bekannt; Dahlmann lehrte ihn Politik in gemäßig

1) Über die Studienzeit Friedrich Wilhelms hat Lindenberg in der oben genannten Schrift vielfaches authentisches Material beigebracht.

2) So schildert ihn als Augenzeuge Friedrich Spielhagen in „Finden und Erfinden“.

liberalem, konstitutionellem Sinne; Mendelssohn eröffnete ihm das Verständnis für die Entwicklung und Wirksamkeit der englischen Verfassung. Geistvolle Männer trugen ihm englische und französische Sprachwissenschaft und Litteraturgeschichte vor. Auch das Lateinische fuhr er fort mit der ihm eignen Ernsthaftigkeit und Gründlichkeit zu studieren; er betrieb während dieser Bonner Jahre besonders die Lektüre des Tacitus. Er hatte im Beginne den Vorlesungen, die sich ja an systematischer geschulte Hörer richteten, nur mit Mühe zu folgen vermocht. Aber mit eisernem Fleiß und unablässigem Bemühen strebte er vorwärts. Er arbeitete nicht nur seine Kollegienhefte auf das sauberste aus, sondern er suchte sich durch selbständige kleine Abhandlungen über den Zweck und die Art der Universitätsstudien, über staatsrechtliche und politische Fragen klar zu werden. So gewann er den Vorträgen der akademischen Lehrer immer größeres Interesse ab und erhielt Einsicht in viele ihm bis dahin verschlossene Gebiete. Ein bedeutender Fortschritt in seiner geistigen Reise machte sich schon am Ende des ersten Studiensemesters bemerkbar<sup>1)</sup>.

Die Musik, für die er ja immer sehr empfänglich gewesen war und noch fernerhin blieb, wurde auch in Bonn nicht vernachlässigt. Überhaupt pflegte der Prinz einer ungezwungenen und frohen Geselligkeit, die ihn zu seinen Arbeiten stärkte und sein Gemüt erheiterte. Er besuchte Gesellschaften und Bälle, sah regelmäßig Fürstlichkeiten, Professoren, Studierende, Offiziere zu Dinern oder Theeabenden bei sich, nahm an Aufführungen von Theaterstücken teil, wie er denn in Gutzkows „Königsleutnant“ merkwürdigerweise den Vater Goethe darstellte<sup>2)</sup>. Einem Korps hat er sich freilich nie angeschlossen, und bei aller Einfachheit und fröhlich witzigen Gemüthlichkeit wußte er die Würde seiner hohen Stellung durch scharfe Abfertigung Zudringlicher wohl zu wahren. Außer gleichgesinnten Fürstenhöhen, wie den beiden Prinzen Friedrich und Christian von Schleswig-Holstein, traten ihm hervorragende Männer und Jünglinge verschiedener Volksklassen näher: vor allen der nur um zehn Monate ältere Hamburger Friedrich Heinrich Geßken, der in Bonn Geschichte studierte und vor ihm mit Begeisterung die Lehre von Deutschlands Einigung unter Preußens Führung verfocht<sup>3)</sup>. Gern verkehrte er auch in dem angeregten Kreise, den damals der freisinnige und philosophisch gebildete Fürst Wilhelm von Wied und dessen schöne und bedeutende Gemahlin

1) Oberst Fischer an Großherzogin Maria Paulowna von Weimar (Großmutter des Prinzen), Bonn, 31. März 1850; Lindenberg, 41 ff. — Vergl. L. v. Gerlach, Denkwürdigkeiten, I, 615, nach den Berichten eines Studiengenossen des Prinzen.

2) Freundliche Mitteilung des Hrn. Marie v. Bunjen.

3) Th. v. Bernhardsi, Die Anfänge der neuen Aera, S. 301.

in der Vinea Domini um sich versammelten<sup>1)</sup>. Außerdem trat Friedrich Wilhelm zu dem edlen Vaterlands- und Volksfreunde Arndt in ein näheres Verhältnis. Der Greis ließ zu dem 18. — in Wahrheit 19. — Geburtstage seines erlauchten jungen Freundes noch einmal die Feier erklingen. Es hieß am Schlusse des Glückwunschgedichtes:

„Achtzehn — Heil Dir, Friedrich Wilhelm!  
 Heil dem Tag, der Dich geboren!  
 Preis und Dank dem höchsten Walter,  
 Der zu Hohem Dich erkoren!  
 Alle Wünsche und Gebete,  
 Tragen heute Ablerchwingen:  
 Daß weißsagend Deine Vögel  
 Glück und Sieg der Zukunft fliegen.“<sup>2)</sup>

Eine Fülle von neuen, großen, ungeahnten Eindrücken stürmte auf den Prinzen ein. Sie wirkten aber sämtlich auf das eine Ziel hin, das in jenen Jahren allen politisch Denkenden und vaterländisch Fühlenden vor Augen stand: daß nur auf dem Wege volkstümlicher und zugleich historischer Weiterentwicklung, in der Ausbildung des Sonderstaates Preußen zu einem mächtigen und einheitlichen Großstaat Deutschland, in der allmählichen und schrittweisen Ersetzung der starren und überlebten Staatsformen der Vergangenheit durch die freieren, biegsameren und volkstümlicheren der Gegenwart das Heil liege. Das hörte er von seinen Professoren, das von seinen älteren und jüngeren Freunden und Genossen, das lag überall in der Luft. Er wuchs auf in dem politischen Ideale des jungen, begeisterten, hochstrebenden Geschlechts, in dem Ideale von Einheit und Freiheit, dessen Hort der zukünftige Kaiser aus dem Hohenzollernstamme sein sollte. Gern sah der Hochgemute sich selbst als den künftigen Träger und Ausführer solcher Gedanken und Einrichtungen. „Hier war es“, hat er 18 Jahre später zu dem Lehrkörper der Bonner Universität gesagt, „wo mein Blick auf Höheres hingelenkt, wo mir der Sinn für die geschichtlichen Aufgaben unserer Zeit und unseres Vaterlandes erschlossen wurde.“

Das waren freilich andere Eindrücke, als er in Potsdam oder Berlin zu empfangen pflegte. Sie erhielten neue Verstärkung durch die zahlreichen Ausflüge, die der jederzeit wanderlustige Prinz in die größeren Städte des Rheinlandes unternahm. Da wurde er vollends aus dem Altpreußen ein Deutscher, da lernte er ein fröhliches, lebenslustiges und doch betriebsames Volk kennen, da eine blühende Industrie

1) Marie v. Bunsen in der „Cosmopolis“, Juni 1898, S. 879.

2) Mitteilungen aus dem Litteratur-Archiv in Berlin (1897), S. 109 f.

und zugleich eine Behäbigkeit und ein freies Sichausleben, wie man sie damals in dem dürrstigen, erusten, bis zur Engherzigkeit sparsamen Osten nicht kannte. Und indem er hier wie überall nach Möglichkeit in seiner freundlichen, offenen Weise mit den verschiedensten Klassen der Bevölkerung verkehrte, sagte ihm der Rheinländer manches gutgemeinte, aber offene und bisweilen derbe Wort, das allerdings von den Anschauungen der heimischen Hofgesellschaft himmelweit verschieden war. Um so mehr beglückte und stärkte es ihn, daß an dem kleinen Hofe, den seine Eltern in Koblenz hielten, ähnliche Anschauungen die herrschenden geworden waren, wenn sie sich auch bei der Mutter stärker ausgeprägt zeigten, als bei dem erst kürzlich durch die Erfahrungen der letzten Jahre zu ihnen bekehrten Vater. Bei den Ausflügen in die großen Städte mußte er übrigens zum erstenmale in feierlicher Repräsentation die Pflichten seines hohen Standes üben — eine harte Aufgabe für den schüchternen Jüngling; „Blut habe er dabei geschwitzt“, sagte er später in humoristisch schauernder Erinnerung an diese Prüfungen.

Weitere Ausbildung wurde ihm durch ausgedehnte Reisen, die er während der Universitätsferien unternahm. So besuchte er am Ende seines ersten Studienjahres, im September 1850, die Schweiz, Oberitalien und das südliche Frankreich. Von einer im April 1851 unternommenen Reise nach England zurückgekehrt, begab er sich mit seinem Vater nach Berlin, um hier am 31. Mai der Einweihungsfeier des dem Großen Friedrich errichteten Denkmals beizuwohnen. Gleichfalls in Gesellschaft des erlauchten Vaters begiebt er sich dann nach Warschau, wird dem damals auch in Preußen allmächtigen Zaren Nikolaus I. vorgestellt und nimmt an den großen Manövern um Lowitz Teil. Es ist bezeugt, daß der Vergleich, den er in seiner Seele zwischen dem kürzlich von ihm bewunderten reichen und mannigfaltigen Leben des freien und hoch kultivierten England und den russischen Zuständen anstellte, nicht zu der letzteren Gunsten ausfiel. Das Tagebuch freilich, das er zum Vorbilde künftiger regelmäßiger Gepflogenheit über diese Reise führte, giebt nur ganz äußerliche Eindrücke wieder.

Durch Verleihung des achten russischen Husarenregiments ausgezeichnet, lag der Prinz im Sommer 1851 militärischer Thätigkeit ob und kehrte dann noch einmal nach Bonn zurück, wo er seine Studien bis Ostern 1852 fortsetzte. Aber auch politisch von großem Nutzen war sein Weilen im Rheinlande, dessen ehemals von geistlichen Wahlfürsten beherrschten Gaue seit vielen Jahrhunderten jeder Teilnahme für eine Dynastie entbehrt hatten, seit 1814 nur äußerlich an Preußen gekettet waren und nunmehr mit Dankbarkeit und Freude die längere Anwesenheit eines dem Throne so nahestehenden Mitgliedes der königlichen

Familie empfanden. Dazu kam, daß gerade Friedrich Wilhelm es schon damals verstand, sich ungesucht allgemeine Beliebtheit und Volkstümlichkeit zu erwerben. Heiter und menschenfreundlich, bei allem Gefühl für seine hochfürstliche Würde, hatte er für jeden, dem er begegnete, ein offenes und gütiges Wort, und so erwarb er die Zuneigung nicht nur seiner Kommilitonen, mit denen er ungezwungen verkehrte, sondern auch aller übrigen Menschen der verschiedensten Schichten, die auf seinen Streifzügen durch die Provinz mit ihm in Berührung kamen.

Allein nun ging das frische und innerlich bildende akademische Leben seinem Ende entgegen. Friedrich Wilhelm fiel die Trennung von Bonn schwer genug; sie erschien ihm wie ein Abschied von der heiteren und unbefangenen Jugendzeit.

Wie beliebt er in Bonn gewesen, das zeigten die Ovationen jeder Art und großartigen Fackelzüge, die ihm nicht von den akademischen Kreisen, sondern von der gesamten Bürgerschaft gebracht wurden. Noch heute, nach einem halben Jahrhundert, ist in Bonn das Andenken seines dortigen Aufenthalts lebendig, und jeder Bürger zeigt dem Fremden mit Stolz die Fenster, hinter denen einst Kaiser Friedrich gewohnt hat. Seinen akademischen Lehrern hat derselbe in seinem treuen, edlen Sinne stets gütige Zuneigung bewahrt. So fandte er noch 1867 sein Tagebuch aus dem österreichischen Kriege dem Professor Berthes und bereitete damit dem sterbenden Gelehrten die letzte innige Freude<sup>1)</sup>.

Nun hieß es für den Prinzen zur Strenge des militärischen Dienstes zurückzukehren, dem fürder seine ganze Kraft geweiht sein sollte. Schon hatte er im Herbst 1851 an den Manövern des Gardekorps teil genommen und war zum Lohne für den dabei bewiesenen Eifer zum Hauptmann befördert worden, als welcher er die Führung der 6. Compagnie des ersten Garderegiments erhielt. Damit hörte auch die Thätigkeit seines Gouverneurs Fischer auf; doch blieb er mit diesem bis zu dessen frühem Tode in um so freundlicherem Verkehre, als der Oberst fortdauernd als politischer Ratgeber und Vertrauter dem Prinzen von Preußen nahestand. Als Compagniechef entwickelte der junge Fürst seinen ganzen Pflichterifer, und die kameradschaftliche Freundlichkeit, die er dem Offizierkorps bewies, die fröhliche Frische seines ganzen Wesens, die jugendliche Keinheit, die er sich bewahrt hatte, machten ihn zum Liebling aller Kreise, denen er näher trat.

Die militärische Thätigkeit erweckte in Friedrich Wilhelm gleichsam die soldatischen Anlagen, die er als Erbteil der väterlichen Familie übernommen und die so lange in ihm geschlummert hatten. Das ausführ-

1) Roon, Denkwürdigkeiten, II, 356.



liche Tagebuch, das er über eine Reise führte, die er auf Einladung und in Gesellschaft des russischen Kaiserpaars im Sommer 1852 nach Petersburg unternahm, zeigt, wie seinem biegsamen und fremdem Einfluß jederzeit geöffneten Charakter unter der Einwirkung seiner neuen Umgebung das kriegerische Interesse allmählich das durchaus vorherrschende wird. Außer einigen Bemerkungen über Landschaft, Bauart der Städte und ethnographischen Besonderheiten finden wir im Tagebuche nur Aufzeichnungen militärischer Art. Es rührt von einem eifrigen, gewekten und febergewandten Offizier her — aber von politischen, wissenschaftlichen, litterarischen Rücksichten giebt es keine Kunde.

Und so ging es die nächsten Jahre hindurch weiter. Im Herbst 1853 wohnte der Prinz mit seinem Vater den großen österreichischen Manövern bei Olmütz und Wien bei, zu denen sich auch der Hof Kaiser Franz Josephs eingefunden hatte. Dann kam, in den Wintermonaten, seine Ausbildung in der militärischen Theorie an die Reihe, die seine Teilnahme sehr lebhaft anregte. Nachdem er die Führung einer Kompagnie mit ebenso großer Thatkraft und Einsicht wie freundlicher Fürsorge für Offiziere und Mannschaften verwaltet und auch den Adjutantendienst im Gefolge des Kommandierenden des Gardekorps, Grafen von der Gröben, kennen gelernt hatte, erhielt er den Majorrang. Neue Aufgaben warteten seiner: bisher hatte er sich nur mit dem Dienste bei der Infanterie vertraut gemacht; im Jahre 1854 mußte er sich deshalb auch bei den anderen Waffen, Reiterei und Artillerie, umsehen. Er ward zunächst zur Dienstleistung bei dem Garde-Artillerie-Regiment kommandiert: da zog er an der Spitze der ersten sechspfündigen Batterie in der Hitze und dem Staube der langen Sommertage auf der Chaussee zum Schießplatze bei Tegel. Nach dreimonatiger Thätigkeit bei den Geschützen ward er (September 1854) zum Führer der ersten Schwadron des ersten Garde-Dragonerregiments ernannt. Der Kommandeur dieses Regiments, Oberst von Griesheim, erhielt dabei von den fürstlichen Eltern des jungen Majors die gemessene Anweisung, ihn rücksichtslos allen Anforderungen des Dienstes zu unterwerfen und ihn auch außerhalb des Dienstes nur wie jeden anderen Offizier seines militärischen Grades zu behandeln. Nur so, glaubten sie mit Recht, könne ihr Sohn das soldatische Leben im Ernste, nicht als Spielerei hoher Herren, kennen lernen. Wirklich mußte der Prinz die Ausbildung der Rekruten, die Reitschule, die theoretische Unterweisung der Mannschaften überwachen und allen Pflichten eines Schwadronschefs genügen. Er bewies hier, wie früher bei seiner Kompagnie, das sprüchwörtliche Gedächtnis der Hohenzollern, so daß er die Namen und die persönlichen Verhältnisse eines jeden seiner Soldaten genau kannte.

Diese Mühewaltung bei den verschiedenen Waffen wurde ihm dadurch gelohnt, daß ihm gestattet ward, im Späthommer 1854 unter der Leitung des Generals von Reyher und der speziellen Führung des unvergleichlichen Moltke an den Übungsreisen des Großen Generalstabs teilzunehmen. Da studierte er die Kunst, schnellen Überblick über das Gelände zu gewinnen und es für die Zwecke der Feldschlacht nutzbar zu machen. Überhaupt zog, der ganzen nachdenklichen und wißbegierigen Richtung des Prinzen gemäß, der wissenschaftliche Teil der Kriegskunst ihn doch ganz besonders und in bleibendster Weise an. Er folgte im darauf folgenden Winter den Vorlesungen, die der ausgezeichnete Militärhistoriker Oberst von Höpfner an der Kriegsakademie hielt. So gute Meinung hatte man bereits von seinen militärischen Kenntnissen, daß ihn der König zum Mitgliede der Kommission ernannte, die sich mit dem Studium eines neuen verbesserten Gewehrs für das Heer zu beschäftigen hatte. Seine Vorliebe und sein Verständnis für große taktische Fragen zeigte sich dann bei den Manövern des Jahres 1855 in so eindrucksvoller Weise, daß der König ihn sofort, zu seiner eignen Überraschung, zum Obersten ernannte. Als solcher hatte er erst ein Bataillon des ihm längst vertrauten ersten Garderegiments zu Fuß, dann dieses selbst im ganzen zu führen.

Sein Streben wurde wesentlich durch den Umstand unterstützt und gefördert, daß er im reiferen Alter und bei der Verwaltung höherer Chargen den Rat und die Unterweisung der vorzüglichsten Offiziere genießen durfte. Zuerst wurde ihm der geistvolle Oberstleutnant von Blumenthal beigeordnet; und wenn er diesen hervorragenden Mentor auch nicht lange behielt, so blieb er doch mit ihm wie mit allen seinen übrigen bedeutenderen Lehrern in regem und herzlichem Verkehr. Denn Friedrich Wilhelm war eine von Grund aus ebenso bescheidene, treue und dankbare, wie von Wissensdurst und Lernbegier erfüllte Natur. Seit dem Juni 1855 wurde bei ihm Blumenthal durch keinen Geringeren als den genialen Obersten von Moltke ersetzt — gewiß der trefflichste Lehrmeister, den der junge Prinz erhalten konnte. Der große Stratege hatte Friedrich Wilhelm schon bei den Übungsreisen des Großen Generalstabs lieb gewonnen: „er ist ein wahrhaft lebenswürdiger Mensch“, schrieb damals Moltke an seine Gattin<sup>1)</sup>. Jetzt hielt er ihm Vorträge über wichtige militärische Tagesfragen, auf Grund der reichen und authentischen Materialien des Generalstabs, wie z. B. über den Krimfeldzug und die damalige Lage der kriegführenden Heere<sup>2)</sup>. Als erster Adjutant begleitete

1) 19. Aug. 1854; Moltkes gesammelte Schriften, VI, (1893), S. 202.

2) Moltke an Oberst Fischer, 4. Nov. 1855; das. V, (1892), S. 153 f.

Moltke den Prinzen auf einer Studienreise nach West- und Ostpreußen<sup>1)</sup>. Der zukünftige Kriegsherr Preußens konnte offenbar nicht sorgfältiger ausgebildet werden.

Friedrich Wilhelm hatte seine ganze militärische Laufbahn bisher bei der Garde durchgemacht; es verlangte ihn aber, auch die einfacheren und vielleicht lehrreicheren Verhältnisse einer Linientruppe kennen zu lernen. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch wurde er deshalb im November 1856 als Kommandeur des 11. Infanterieregiments nach Breslau versetzt. Auch hier wußte der junge Oberst sich in zehnmonatiger Thätigkeit durch echt soldatische Strammheit, durch unermüdblichen Eifer im Dienste und zugleich durch Leutseligkeit und Milde die innige Verehrung und Liebe seiner Untergebenen zu erwerben. Er ward sich aber jetzt deutlicher bewußt, als einige Jahre früher im ersten Eifer des militärischen Berufes, nicht bloß Offizier, sondern auch der künftighin zur Beherrschung des Staatsganzen berufene Thronerbe zu sein. So interessierte er sich verständnisvoll für den Geschäftsgang der Gerichte, für die wissenschaftlichen Einrichtungen, die städtische Verwaltung, die gewerblichen und wohlthätigen Anstalten Breslaus. Vor allem trat er den künstlerischen Bestrebungen und der höheren Geselligkeit der schlesischen Hauptstadt näher. Freilich hatte er da mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die pietistisch-feudale Kamarilla, die das Ohr des unglücklichen Königs immer ausschließlicher beherrschte, sah in dem Prinzen von Preußen, der ihrem für den Staat so unheilvollen Treiben sich offen gegenüberstellte, und in dessen Familie lediglich „Revolutionäre“. Sie setzte es durch, daß Prinz Friedrich Wilhelm nur knapp mit Geldmitteln versehen wurde, damit er nicht allzu viele Menschen an sich heranziehen, gar eine „demokratische“ Partei bilden könne. Er sah sich beobachtet und mußte häufigen Verkehr selbst mit den gemäßigtesten Gegnern der herrschenden Partei vermeiden. Allein er machte mit der ihm eignen Rechtlichkeit und Offenheit aus seiner wahren Gesinnung kein Hehl, wie er es sich bisweilen auch gestattete, als liberal bekannte Männer — z. B. Herrn von Vincke und Theodor von Bernhardi — bei sich zu sehen. Sein fröhlicher Sinn setzte sich über alles Argerniß hinweg. Er wohnte gern den glänzenden Festen bei, die ihm Adel, Beamte, Bürgerschaft, Gewerke und Privatleute veranstalteten, wie er denn auch bei seinen Diners im königlichen Schlosse Vertreter aller Volksklassen um sich vereinte. Seine heitere Leutseligkeit machte sich allerorts geltend; besonders liebte er es, sich mit der ihn ehrfurchtsvoll umringenden Schuljugend zu unterhalten und sie nach den Erfolgen ihres Verweisers zu

1) Moltke an seine Gattin, 3. bis 21. Juni 1855; das. VI, 206 ff.

befragen<sup>1)</sup>. Er blieb dauernd dem schnell aufblühenden Breslau verbunden. „Die Stadt ist in einer großen Bewunderung für den Prinzen,“ schreibt im Januar 1857 sein nicht nachsichtiger Mentor Moltke<sup>2)</sup>; „er gefällt hier allgemein“, bemerkt der damals in Breslau weilende Bernhardi in sein Tagebuch<sup>3)</sup>. An freien Tagen besuchte der Prinz, seiner Gewohnheit gemäß, die durch Naturschönheiten oder industrielle Bedeutung merkwürdigen Orte der Provinz. Selbstverständlich besichtigte er auch die Schlachtfelder der Friedericianischen und Befreiungskriege, in Gesellschaft Moltkes, der sie ihm in Hinblick auf praktische Strategie erläuterte. Diese erfreulichen und nützlichen Beschäftigungen ließen ihn freilich den eigentlichen Dienst nicht vernachlässigen. Im Manöver des Herbstes 1857 zeichnete sich sein Regiment auf das vorteilhafteste aus. Unmittelbar nachher nahm er, auf der Reichenbacher Chaussee zwischen Panthenau und Lauterbach, von demselben Abschied. In warm empfundener, schlichter und herzlicher Ansprache dankte der 26jährige Oberst den Soldaten für die Treue und den Gehorsam, mit denen sie seinem Befehle gefolgt seien. „Überall“, fuhr er fort, „fand ich Eifer und Anspornung vom ersten bis zum letzten Augenblicke. Meine größte Freude war es, als ich das Regiment meinem Herrn Vater vorführen konnte, und ich freue mich noch, solche Soldaten gehabt zu haben. Ich werde diese Zeit sowie Euch niemals vergessen, und mein lebhafter Wunsch, dessen Erfüllung mir unendliche Freude bereiten würde, ist der, mit Euch, die Ihr zum großen Teile aus meiner Schule seid, vor dem Feinde zugleich die gemeinschaftliche Feuertaufe erhalten zu können.“

Friedrich Wilhelm war von Breslau abberufen worden, um „zur Belohnung für den aner kennenswerten Dienst eifer und die erfreulichen Fortschritte in den militärischen Studien“ die Führung der ersten Garde-Infanterie-Brigade zu erhalten (Oktober 1857).

Diese Tüchtigkeit im Kriegswesen war um so aner kennenswerter, als der Prinz auch seiner Aufgaben in der Staatsverwaltung keinen Augenblick vergessen durfte. Es beruhten die nicht-militärischen Beschäftigungen hauptsächlich auf der Anregung seiner Mutter. Prinzessin Augusta hatte im Frühjahr 1854 von 12 hervorragenden, ihr als urteilsfähig erscheinenden Männern der verschiedensten Richtungen und Lebensstellungen Gutachten eingefordert, wie die Ausbildung ihres Sohnes für seinen zukünftigen hohen Beruf auch nach Beendigung der eigentlichen Studien-

1) Über den Aufenthalt des Prinzen in Breslau sehe man Bernhardi, a. a. O., S. 332 f., 355 f.; sowie Jul. Stein, Gesch. der Stadt Breslau im 19. Jahrhundert (Breslau 1884), S. 562 f.

2) Ges. Schriften VI, 289.

3) S. 332.

zeit geleitet werden sollte<sup>1)</sup>. Das Ergebnis dieser Ratschläge war eine Beschäftigung des Prinzen, bei weitem vielseitiger, als sein Vater oder sein Vetter Friedrich Karl — die ja nicht von Jugend auf zum Throne berufen gewesen — sie je getrieben, und dieser Umstand mag nicht wenig zu der Verleumdung beigetragen haben, die die Feudalen eifrig umhertrugen: er sei überhaupt kein Soldat, liebe die Armee nicht. Thatsächlich suchte er alle Verwaltungszweige durch praktische Bearbeitung der laufenden Geschäfte kennen zu lernen, wobei ihm selbstverständlich seine ehemaligen juristischen Studien in Bonn sehr zu statten kamen. Schon im Herbst 1855 hatte er zu Berlin in den Ministerien des Handels, der Finanzen und des Krieges gearbeitet<sup>2)</sup>; ebenso war er in Potsdam und dann in Breslau bei der Regierung, und zwar in der Abteilung des Innern, thätig. Er führte über seine Beschäftigung im Verwaltungsdienste ein genaues und von steter sorgfältiger Gedankenarbeit zeugendes Tagebuch. Gewiß war Friedrich Wilhelm kein genialer und glänzender Geist. Aber sein rechtschaffener und pflichtgetreuer Sinn machte es ihm zur stets befolgten Richtschnur, alle Gegenstände, die seine hohe Bestimmung oder persönliches Interesse ihm nahe brachten, sich auf jede ihm nur mögliche Weise in weitestem Umfange klar zu stellen und sich darüber zu unterrichten. Dazu sollten auch seine zahlreichen kleinen Abhandlungen, dazu seine Tagebücher, dazu seine Reisen dienen, bei denen er die wichtigsten Fragen der Landwirtschaft und des Gewerbefleißes durch persönliche Beobachtung und Erkundigung zu erforschen suchte.

Auch die Beschäftigung mit den Wissenschaften wurde nicht ganz aufgegeben. Der Prinz liebte von jeher am meisten die Geschichte, die Lehrmeisterin der Politik; so erschien er oft in den Räumen des königlichen Hansarchivs und vertiefte sich hier in die Vergangenheit seines erlauchten Geschlechts, der er das lebhafteste Interesse widmete. Er nahm daneben die während des Bonner Aufenthalts unterbrochenen mathematisch-physikalischen Studien wieder auf. Gern unterhielt er Beziehungen zu Alexander von Humboldt und griff bisweilen in Fragen der Berufung berühmter Universitätslehrer ein. Er gab damit frühzeitig den Beweis lebhafter und thätiger Teilnahme an wissenschaftlichen und künstlerischen Angelegenheiten, und es hat zu solcher keineswegs erst späterer Anregung von seiten der ihm Nächststehenden bedurft<sup>3)</sup>.

1) Eines dieser Gutachten, von einem hervorragenden Staatsmanne verfaßt, lag mir vor.

2) Vergl. seinen Brief an Prinzessin Viktoria vom 3. Nov. 1855; angeführt von Martin, *Life of the Prince Consort*, III, 397.

3) Schellbach, S. 11–16.

So mannigfache, interessante aber auch anstrengende Beschäftigungen legten die Notwendigkeit längerer Ausspannung und Zerstreuung nahe, und zwar um so mehr, als Friedrich Wilhelm im November 1853 an einer Lungenentzündung erkrankt war. Nach seiner Wiedergenesung hielt man für gut, einen seiner längstgehegten Wünsche zu erfüllen und ihn für den Winter und das Frühjahr nach Italien zu senden. Seine Vorliebe für klassische Kunst hatte ihn mit lebhafter Sehnsucht nach dem schönen und an Schätzen der Antike wie der Renaissance so reichen Lande erfüllt. Die Umsicht der Eltern gestaltete die Reise derart, daß sie ihm nicht nur Erholung und Freude, sondern auch geistigen Nutzen bringen sollte. Außer mehreren Offizieren — als unterhaltenden Gefährten — begleiteten ihn namhafte Künstler, unter ihnen Hofbaurat Strack, der ihm einst den ersten Zeichenunterricht erteilt hatte, ein feiner und sachverständiger Kenner, der ihm den Genuß der Kunstschätze um so wertvoller und fruchtbringender machen mußte. Übrigens hatte Oberstleutnant von Alvensleben in Mußestunden dem Prinzen kriegswissenschaftliche Vorlesungen zu halten.

Über Wien ging die Fahrt nach Triest und von hier auf einem österreichischen Kriegsschiff nach Ancona. Die späte Jahreszeit ließ dann sogleich den südlicheren Teil der Halbinsel aufsuchen. Die Reise erstreckte sich bis auf Unteritalien und sogar Sizilien. Friedrich Wilhelm genoß die weichen Reize Neapels, stand auf der schwefeldampfenden Höhe des Vesuvus und auf den ergreifenden Ruinen des alten Pompeji, bewunderte die halb orientalische, halb normannische Baukunst der Kathedralen von Palermo und Monreale, genoß den Zauber des paradiesischen Taormina — aber der Hauptanziehungspunkt war doch Rom, noch das alte, von keinem modernen Hauche berührte finstere und mittelalterliche, aber eben deshalb doppelt merkwürdige und fesselnde Rom der Papstzeit. Pius IX. empfing den preußischen Prinzen mit um so größerer Liebenswürdigkeit, als damals der Katholizismus in Preußen nicht nur der größten Freiheit genoß, sondern auch von oben mit einem aus Scheu, Neid und Vorliebe gemischten Gefühl gepflegt wurde. So erhielt Friedrich Wilhelm, der sich stets der Persönlichkeit des greisen Papstes mit Freuden erinnert hat, bei seinen Studien alle mögliche Erleichterung. Dieses wunderbare alte Rom machte auf ihn den tiefsten Eindruck, und er hat es stets der erneuerten aber leider so geschmacklos banalisierten Hauptstadt des modernen Italiens vorgezogen. Er lernte auch den Staatssekretär, Kardinal Antonelli, kennen, sowie den Kardinal Pecci, den jetzigen Papst Leo XIII., und wohnte dem Konsistorium bei, in dem diesem Kirchenfürsten feierlich der rote Hut aufgesetzt wurde. Recht bezeichnend für Friedrich Wilhelm ist der Umstand, daß er — wie 70 Jahre früher

Fürst Kaunitz — die zum Hulbigungskusse ausgestreckte Hand des Papstes vielmehr ergriff und kräftig schüttelte. Seitdem hat ihn der auf die Etikette peinlich bedachte Pius IX. immer mit den Händen auf dem Rücken empfangen.

Zumitten der Genüsse einer glänzenden und lehrreichen Geselligkeit, die ihm der römische Adel wetteifernd bezeugte, kehrte aber der Prinz am liebsten immer wieder zur Kunst zurück. Und nicht nur den Alten widmete er sich, auch in den Werkstätten von Cornelius und Nidel, von Wolff und Tenerani war er häufig zu treffen. Den Sitzungen des deutschen Archäologischen Instituts wohnte der für Kunstgeschichte begeisterte hohe Herr an jedem Freitag bei. Den Beginn des neuen Jahres — 1854 — feierte er auf dem Kapitol in Gesellschaft der verwitweten Frau Gabriele von Bülow, der lebenswürdigen und geistvollen Tochter Wilhelm von Humboldts, mit der der junge Prinz längst herzlich befreundet war, und deren Haus er auch in Potsdam oft aufsuchte<sup>1</sup>).

Diese siebenmonatige Reise nach Italien mit ihren herrlichen Eindrücken und ihren weit reichenden seelischen und geistigen Folgen war gewissermaßen eine Verklärung der ihrem Abschlusse zueitenden Lehrjahre Friedrich Wilhelms. Ein- und einviertel Jahr, nachdem er vom Süden zurückgekehrt, unternahm er eine andere, noch viel wichtigere Fahrt, die zugleich sein persönliches Geschick auf Lebenszeit bestimmte und von weittragender politischer Bedeutung für das Vaterland wurde: die Fahrt nach England.

1) Gabriele v. Bülow<sup>3</sup> (Berlin 1894), S. 520—527.

## Zweites Kapitel.

### Heirat.

Prinz Wilhelm von Preußen hatte die schwere Kunst, sich rückhaltlos, mit Verzicht auf viele festeingewurzelte Anschauungen, in das als historisch notwendig Erfundene zu schicken, nach den Jahren 1848 und 1849 in vollem Maße geübt. Die Erfahrungen dieser Zeit hatten ihn von der Unabweislichkeit der Thatsache überzeugt, daß das preußische Königtum künftighin nur als ein verfassungsmäßig begrenztes Ausſicht auf Dauer und ungetrübt kräftige Fortentwicklung besitze. Freilich nicht Parlamentsherrschaft wollte er zulassen, wohl aber konstitutionelle Einschränkung. Er mißbilligte deshalb auf das schärfste das Verfahren seines älteren Bruders: die blinde Reaktion im Innern, die jammervolle Abdankung des preußischen Staates zu Gunsten Rußlands und Österreichs in der äußeren Politik. Dort wünschte er vielmehr ein aufrichtiges Fußen auf den Boden der Verfassung, hier kräftiges, mutiges und national deutsches Vorgehen. Er stimmte in diesen Ansichten durchaus mit seiner Gemahlin überein, nur daß diese noch um eine Nuance entschiedener liberal dachte. So stand der kleine Hof in Koblenz in schroffem Gegensatz zu dem großen in Berlin und wurde der Sammelplatz der Führer der gemäßigt liberalen wie der militärisch thatendurstigen Partei. Prinz Wilhelm ließ sich von dem aufgeklärten und glühend national gesinnten Historiker Max Duncker politische Belehrung erteilen, obwohl der Gelehrte die Politik der damaligen preußischen Regierung durchaus bekämpfte und bei ihr sehr übel ange-schrieben war<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> R. Gaym, Das Leben Max Dunders (Berlin 1891), S. 105 ff, 139 ff. — Vergl. den Brief des Prinzen von Preußen vom Februar 1855; Gerlach, Denkwürdigkeiten, II, 280 f, sowie ebendas. 340 f.



Der Widerspruch zwischen Berlin und Koblenz trat besonders heftig seit dem Ausbruche des Krimkrieges im Herbst 1853 hervor. Den politischen Neigungen der reaktionären Partei entsprechend, hatte König Friedrich Wilhelm IV. sich Rußland zugewendet, während der Prinz von Preußen, wie schon vor ihm seine Gemahlin, einem Anschluß an die Westmächte — England und Frankreich — und das nunmehr mit diesen verbündeten Oesterreich günstig gestimmt war. Um so eher entschied sich das prinzliche Paar endgültig zu Gunsten eines Planes, der am Koburger Hofe schon längst gehegt worden war: der einer Heiratsverbindung zwischen dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm und der ältesten Tochter der Königin Viktoria von England und ihres Koburger Gemahles, Prinzen Albert. Zumal des letzteren Vertrauter, der ältere Baron von Stockmar, hatte dieses Ziel ins Auge gefaßt, für das auch Königin Viktoria seit Jahren gewonnen war. Als Prinzessin Augusta 1846 den ersten Besuch in London gemacht, hatte bereits der dortige preußische Gesandte, Bunsen, ihre Aufmerksamkeit auf eine derartige, freilich noch in weiter Zukunft stehende Vermählung gelenkt. Seitdem war die Angelegenheit immer wieder angeregt worden<sup>1)</sup>.

Ein enger Anschluß an England entsprach auch vollständig den Anschauungen des Prinzen Friedrich Wilhelm. Es ist, wie erwähnt, durchaus unrichtig, wenn man behauptet hat<sup>2)</sup>, erst seine Gemahlin habe ihn von militärisch-feudaler Ausschließlichkeit zu freieren modernen Überzeugungen bekehrt. Die Denkweise seiner Mutter, die auf seine Erziehung einen so entscheidenden Einfluß geübt hat, seiner Lehrer in Berlin und Bonn, und des Geistes, wie er damals auf der rheinischen Hochschule herrschte, sowie der Politiker, die er an sich heranzog, erfüllten ihn mit den Ansichten der gemäßigt liberalen, national deutschgesinnten und eben deshalb dem preußischen Staate treu ergebenen „Gothaer“. So stand er schon als Jüngling in entschiedenem Gegensatz zu der am Berliner Hofe überwiegenden kleinpreußisch-reaktionären Partei. Wenn diese partikularistische und unduldsame Adelsfraktion verlangte, daß die königliche Familie sich ausschließlich mit Persönlichkeiten ihres Standes und ihrer Anschauungen umgebe, so war der Prinz über solche Beschränkungen längst hinausgeschritten. Seinem Drange, sich bei tüchtigen und frei gesinnten Politikern Belehrung zu suchen, folgte er, indem er mit Diplomaten wie Bunsen und Usedom, mit Par-

1) Martin, III, 370. — Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Frhrn. Christ. Friedr. v. Stockmar (Braunschweig 1872), S. 42. — Prinz v. Hohenzollern-Ingolsingen, Aus meinem Leben, I, (Berlin 1897), S. 302. — Georg v. Bunsen in der Nation, 1897, Nr. 17.

2) Hinzpeter, Zum 25. Januar 1883, S. 6.

lamentariern wie Vincke und Saucken-Julienfelde in Beziehungen trat<sup>1)</sup>. Bei dem Zusammenstoße zwischen seinem Vater und Friedrich Wilhelm IV., im Herbst 1853, trat er gänzlich auf die Seite des Prinzen von Preußen, und zwar nicht nur, wie man damals meinte, aus kindlicher Verehrung. Vielmehr waren seine Überzeugungen damals schon gefestigt und bestimmt. Er erzählte wohl selber, vor 1848 habe er immer Zurückweisung erfahren, wenn er Fragen über politische Gegenstände gethan, nach 1848 aber Schelte bekommen, wenn er in der Politik nicht Bescheid wußte. Schon damals war er der Ansicht, die er zwei Decennien später seinem Tagebuche anvertraute: „1848 ist das alte preußische Königtum untergegangen, um als verfassungsmäßiges wieder aufzuerstehen, während Titel und Formen blieben“<sup>2)</sup>. Auch betreffs der auswärtigen Politik empfing er im Elternhause Eindrücke, die, von der herrschenden Richtung des königlichen Hofes durchaus abweichend, für sein ganzes Leben maßgebend wurden. Aus den „Erinnerungen“ der Lady Bloomfield, Gattin des damaligen englischen Gesandten am preußischen Hofe, wissen wir, daß Prinzessin Augusta eine entschiedene Anhängerin Englands, im Gegensatz zu Rußland, war und diese ihre Meinung häufig mit Entschlossenheit zum Ausdruck brachte. Es bedurfte also nicht erst der Einwirkung der eignen Gemahlin, um dem Prinzen Friedrich Wilhelm Vorliebe für das freie und konstitutionelle England einzulösen. Schon damals liebte er Rußland nicht und empfand schmerzlich die Geringschätzung, die unter der Gewalttherrschaft des Zaren Preußen von den fremden Mächten zu erfahren hatte. Das wußten die Kreuzzeitungsritter wohl; sie schmähten den Prinzen und die Prinzessin von Preußen sowie ihren Sohn als „die Demokratenfamilie“<sup>3)</sup>. Sie beklagten bitter, daß „alle Anläufe, den Prinzen Friedrich Wilhelm in eine bessere Umgebung zu bringen,“ vergeblich seien<sup>4)</sup>. Der energische Otto von Bismarck, damals preußischer Gesandter am Bundestage, wollte geradezu Gewalt anwenden; man solle, schrieb er den 2. Mai 1853 an Gerlach, den zukünftigen Thronfolger dem Einflusse der Mutter entreißen und bei seiner Erziehung dem Willen des regierenden Herrn — das heißt der Kreuzzeitungspartei — unterordnen<sup>5)</sup>.

Ein solcher Machtstreich konnte aber um so weniger ausgeführt

1) S. Delbrück, Erinnerungen an Kaiser Friedrich und sein Haus (Berlin 1888), S. 21.

2) 28. Dez. 1870; Deutsche Rundschau, 1. Okt. 1888, S. 24.

3) Th. v. Bernharbi, Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV., S. 244, 356 f.

4) Gerlach, Denkwürdigkeiten, II, 2.

5) Abgedruckt bei S. Kohl, Bismarck-Jahrbuch, III, 40 f.

werden, als der Prinz von Preußen damals mit seiner Gemahlin völlig gleiche Anschauungen hegte. Trotz der wiederholten und drängenden Mißbilligung seitens der Hofkamarilla und deren Partei ließ Prinz Wilhelm sich nicht dazu bestimmen, das schon im Jahre 1840 übernommene Protektorat über das gesamte preußische Freimaurertum niederzulegen, das zu jener Zeit als Hort gemäßigt liberaler Anschauungen galt und deshalb von der herrschenden pietistischen Richtung als dem Staate und der Religion gefährlich auf das schärfste angefeindet wurde. Es war also eine abermalige mannhafte und entschiedene That des Prinzen, daß er im November 1853 selber seinen Sohn in den Bund einführte, mit einer Rede, die letzterem den Schutz des zukünftigen Thronerben in sichere Aussicht stellte, und gegen die Verunglimpfung des Freimaurertums lebhaft Verwahrung einlegte. Dieser Eintritt Friedrich Wilhelms in die Loge war übrigens nur die Verwirklichung eines bereits seit vier Jahren von ihm dringend gehegten Wunsches. Er sagte auch seinem Oheim, dem Könige, den die Kamarilla zu heftigem Tadel seines Eintrittes in den Orden veranlaßt hatte, offen und unerchrocken: er sei glücklich, daß der Vater ihm dieses Verlangen erfüllt habe<sup>1)</sup>. So früh — seit mindestens seinem achtzehnten Jahre — war der junge Prinz für intellektuelle und politische Freiheit begeistert!

Es ist nicht minder bezeichnend für die Gesinnung seiner Eltern, daß sie im Frühjahr 1856 ihrem Sohne einen Aufsatz Theodor von Bernhardis über den Zustand Rußlands nach dem Tode des Zaren Nikolaus I. mitteilten. Auf Grund echt historischer Betrachtungsweise und in gemessenster Form verurteilte da der baltische Geschichtsforscher den asiatischen Despotismus des jüngst verstorbenen Gewaltherrschers auf das bestimmteste und schilderte die schlimmen Folgen seiner Regierungsweise. Man weiß, daß dieser Zar der Abgott der preußischen Junkerpartei gewesen war, eine Art König der Könige. Die Billigung von Bernhardis Schrift durch das prinzhliche Paar war ein neuer Beweis von dessen Abneigung gegen die herrschende Koterie<sup>2)</sup>.

Mit allem dem stimmte Friedrich Wilhelm durchaus überein. Vergehens boten der Hof von Sanssouci und die Potsdamer Militärkreise alles auf, um ihn durch Schmeicheleien und Liebenswürdigkeiten zu gewinnen<sup>3)</sup>. Im Jahre 1855 spricht er sich in einem Schreiben an Prinz-Gemahl Albert von England mit dem schärfsten Tadel gegen die Bemühungen der preußischen Reaktionspartei aus, durch politischen,

1) Gerlach, Denkwürdigkeiten, II, 85 f.

2) Historische Zeitschrift, N. F. XXXVI, 247 f.

3) Ms.-Schreiben des Grafen Uedom vom 20. Juli 1854.

sozialen und geschäftlichen Druck die Wähler zur Entsendung einer regierungsfreundlichen Mehrheit in das Abgeordnetenhaus zu nötigen<sup>1)</sup>.

Seine Überzeugungen wurden wesentlich gefestigt durch das eifrige Studium des Gutachtens, das der von ihm sehr verehrte ältere Baron Stockmar, der Vertraute des Prinz-Gemahls von England, im Jahre 1854 der Prinzessin von Preußen über die einem zukünftigen Könige von Preußen notwendige Vorbildung übergeben hatte. Dieses bedeutsame Schriftstück<sup>2)</sup> geht von allgemeinen theoretischen und idealen Auffassungen aus, die aber fortwährend durch praktische und historische Betrachtungen und Beispiele kontrolliert und bestimmt werden. Diese Natur und Richtung des Gutachtens machte es schon an sich dem besonderen Wesen Friedrich Wilhelms kongenial. Es ist dabei mit so viel Herzenswärme, patriotischer Gesinnung, eindringender Menschenkenntnis und Umsicht verfaßt, daß es den Eindruck auf ein jugendliches Gemüt nicht verfehlen konnte und auch in jeder Beziehung verdient. Es ist ein schönes Denkmal für die edelste und klügste Seite der damaligen Staatskunst.

Indem Stockmar davon ausgeht, daß ein Monarch weit mehr der harmonischen Ausbildung des Charakters als vielfacher positiver Einzelkenntnisse bedarf, rät er dem Fürsten, „der wahre Regierungskunst lernen will, bei gesinnungstüchtigen, aufgeklärten und erfahrenen Staatsmännern, von denen mit Recht gesagt werden mag, daß sie zu den besten ihrer Zeit gehören, in die Schule zu gehen, um sich im Umgange und lebendigen Gespräch mit ihnen Menschen und Welt erklären und zur deutlichen Anschauung bringen zu lassen.“

Es ist dies ein trefflicher Grundsatz, den Friedrich Wilhelm sein ganzes Leben hindurch befolgt hat. Er war seit Friedrich dem Großen der erste preussische Fürst, der entschlossen mit der Gewohnheit brach, seinen Umgang auf den Kreis des ostelbischen Adels zu beschränken und bei den hervorragendsten Männern aller Berufe Anregung, Aufklärung und praktische Lebensweisheit zu suchen.

Nachdem der Herrscher, führt Stockmar fort, auf solche Weise eine klare Einsicht vom Wesen der Menschen und der Gesellschaft erlangt hat, „wird er nicht in Versuchung geraten, den konfessionellen Verschiedenheiten und theologischen Streitigkeiten Bedeutung und Wichtigkeit beizulegen. Er wird als Regent niemals Einfluß auf kirchliche Dinge haben wollen, dafür aber auch keiner Kirche irgend einen Einfluß auf das Gesetz und die Politik erlauben . . . Ihm wird nichts im Wege

1) Martin, III S. 386.

2) Es ist noch ungedruckt.

stehen, klar zu begreifen, wie kein Dogma irgend einer Sekte oder Kirche eine bürgerliche Gesinnung schaffen und festhalten könne, die den blinden Gehorsam verbürgt, und wie die Künste der Jesuiten aller Parteien wohl schlaueste Heuchler, niemals aber aus schlechten gute Menschen und Unterthanen machen können.“ Goldene Worte, deren eifrige Beherzigung und Bethätigung durch Kronprinz Friedrich Wilhelm eben den tiefen Gegensatz bekundete und hervorbrachte, der zwischen seiner Gesinnung und der einer früheren wie einer nachfolgenden Generation bestanden hat!

Ein preußischer König, so heißt es bei Stockmar weiter, hat das Glück, daß ihm die wahren „Grundlagen seines Staates in den Beispielen großer Voreltern auf die gegenständlichste Weise vor Augen stehen“. Auf diese Anregung hin sehen wir in der That den Prinzen sich auf das ernstlichste und eifrigste in die Geschichte seines Hauses vertiefen, für die er Zeit seines Lebens das regste Interesse bewahrt hat. Stockmar wie Prinz Friedrich Wilhelm sind allezeit überzeugte und auf das ruhmreiche Wesen des preußischen Staates stolze Patrioten gewesen.

Welches ist aber „das organische Gesetz, dem der preußische Staat seine Entstehung und sein eigentümliches Leben verdankt, das Gesetz, das die Entwicklung seiner Vergangenheit bedingt hat, und von dessen fortdauernder und ununterbrochener freier Thätigkeit das Leben, die Gesundheit, Kraft und Macht seiner Zukunft abhängt? Es ist kein anderes als das ewige Naturgesetz, welches den einzelnen Menschen bestimmt hat zu einer vollen Entwicklung, freien Thätigkeit und bestimmungsgemäßen Anwendung seiner persönlichen Kräfte auf dem ganzen staatlichen, also dem kirchlichen wie dem bürgerlichen Gebiete.“ Mit vollem Rechte wies hier Stockmar darauf hin, daß Brandenburg-Preußen nur durch wahrhaft revolutionäre Entfaltung aller Kräfte des modernen Lebens im Kampfe mit den dumpfen, in sich abgeschlossenen und trägen Mächten der Vergangenheit sich aus unscheinbaren Anfängen zur ersten Stellung in Deutschland und Europa aufgeschwungen hat. Indem es so die besten Eigenschaften des germanischen Wesens in sich aufnahm, indem es, unbewußt und bewußt, Förderer und Verteidiger aller Seiten des deutschen Volksinteresses wurde, erhielt es — nach Stockmars weiterer Darlegung — das eigentliche Ziel, mit der Ausbildung des eignen Staates zugleich dem ganzen Deutschland zu dienen, der Führer des gesamten deutschen Vaterlandes zu werden.

Nicht einer unter diesen Sätzen, der nicht in der ideal gestimmten, menschenfreundlichen, gerechten und zugleich ehrgeizigen Seele des jungen Prinzen ein lebhaftes Echo gefunden hätte. Ein freies Preußen als

Leiter eines einigen freien Deutschlands unter der Krone und dem schützenden Schwerte des königlichen Hohenzollern — das wurde das wahre Ziel, das er seinem Leben, seinem Wirken, seiner zukünftigen Regententhätigkeit setzte!

Mit dem eben angedeuteten Wesen und der Bestimmung Preußens ist aber die absolute Regierungsform unvereinbar, weil sie den unabweislichen Anforderungen der Zeit und dem innersten Wesen der deutschen Volksnatur widerspricht. „Man muß in Preußen mit der Absolutie brechen, weil in unserer Zeit diese Regierungsform nichts brechen kann, als sich, die Dynastie und den preußischen Staat selbst.“ Ohne die Richtigkeit dieses Satzes diskutieren zu wollen, müssen wir doch darauf hinweisen, daß er damals ein Allgemeingut der gesamten königlichen Familie — mit Ausnahme Friedrich Wilhelms IV. und seines Bruders Karl — geworden ist und namentlich auch die Überzeugungen des Kronprinzen beherrschte. Seine wie der Seinigen Stellung in dem Verfassungskonflikte der Jahre 1862—1866 wird dadurch zum guten Teile erklärt.

Nicht als ob Prinz Friedrich Wilhelm die Lehren der Stockmarschen Abhandlung mechanisch erlernt und sich ihnen sklavisch unterworfen hätte. Aber sie entsprachen so sehr den Anregungen, die er von der Mutter, von Curtius und anderen Lehrern empfangen hatte, die dann während des Bonner Aufenthaltes neue Nahrung bekamen und endlich bei seinen englischen Verwandten eifrige Billigung und Förderung fanden, daß sie ihm völlig in Fleisch und Blut übergingen. Sie bildeten gleichsam ein Programm für sein ganzes weiteres Leben und Wirken.

Freilich entsprachen sie auch durchaus der gesamten Richtung der unabhängig und frei denkenden Elemente jener Zeit, die in Preußen damals an dem Prinzen Wilhelm einen Rückhalt erhofften und wirklich erhielten — in der äußeren wie in der inneren Politik.

Je länger der Krimkrieg dauerte, um so entschlossener wandte sich Prinz Wilhelm gegen Rußland; er fand, nachdem dieses mutwillig den europäischen Frieden gestört, gebühre ihm eine scharfe Lektion, und der Weltteil müsse thatächliche Bürgschaft gegen die Wiederkehr ähnlicher Gefahren und gegen russische Übermacht erhalten<sup>1)</sup>. Um so mehr sagte ihm ein verwandtschaftlicher Anschluß an das britische Königshaus zu. Eine derartige ehrenvolle und vorteilhafte Verbindung ihres Sohnes konnte ja überhaupt ihm und seiner Gemahlin nur genehm sein. End-

1) v. Sybel, Die Begründung des deutschen Reiches, II, 181.

lich gab das innige Verhältnis, das unter allen Gliedern der englischen Herrscherfamilie obwaltete, dem hohen Paare sichere Bürgschaft für das Glück und den inneren Frieden des Sohnes. So hatten die preussischen und englischen Herrschaften sich längst in freundschaftlichem Verkehre einander genähert. Auf Einladung des britischen Hofes hatte sich bereits im April 1851 der Prinz von Preußen mit seiner Gemahlin und seinen beiden Kindern nach London zur Eröffnung der Weltausstellung begeben. Die Berliner Kamarilla, aus der königlichen Familie selbst den Prinzen und die Prinzessin Karl an der Spitze, fürchtete mit richtigem Instinkte die Berührung der zukünftigen Beherrscher Preußens mit dem konstitutionellen England, das von der damaligen Reaktion auf das bitterste gehaßt wurde. Nachdem die Bemühungen, den jungen Prinzen für eine bayerische oder österreichische Heirat zu gewinnen<sup>1)</sup>, gescheitert waren, hatte sie alles gethan, um durch geheimnisvolle Warnung vor den zu erwartenden Freveln der in London weilenden revolutionären Flüchtlinge den Prinzen Wilhelm von der britischen Insel ferne zu halten. Aber ein solcher Appell an die Furcht hatte bei der heldenmütigen Gesinnung Wilhelms gerade den entgegengesetzten Erfolg; seine energischen Vorstellungen trösten endlich dem widerstrebenden Könige die Erlaubnis zur Reise ab. Nachdem er und seine Familie einige Tage in Brüssel bei König Leopold I. gewilt hatten, trafen sie am 29. April in London ein, wo sie von der Königin Viktoria und dem Prinzegehnal herzlichst empfangen wurden und im Buckinghampalaste Wohnung erhielten.

England nahm damals eine hervorragende, man kann sagen die erste Stelle in der Welt ein. Die Sturmwoogen der Revolution, die das ganze europäische Festland erschüttert hatten, waren von dem Felsen seiner vielhundertjährigen freien Institutionen machtlos abgeprallt. Jetzt lud es sämtliche Nationen zu friedlichem Wettbewerb ein und wies ihnen stolz seine Überlegenheit in allen Zweigen des Gewerbfleißes und Handels. Der englische Hof und Adel wetteiferten mit dem Bürgerstande durch glänzende Festlichkeiten auch ihrerseits die Größe und Herrlichkeit Altenglands darzuthun. Mit höchstem Eifer ergriff der junge Friedrich Wilhelm diese Gelegenheit, seine Kenntnisse und Anschauungen zu erweitern. Unter der Führung des jungen Georg von Bunsen, eines landes- und menschenkundigen Sohnes des berühmten preussischen Gesandten in London, war er unaufhörlich in Bewegung, die Merkwürdigkeiten der Riesenstadt und zumal ihre reichen Kunstsätze neuerer und älterer Zeiten zu studieren. Er nahm die altberühmte

1) Ms.-Schreiben des Grafen Uxedom vom 20. Juli 1854.

Universitätsstadt Oxford in Augenschein, wo er auf Professoren und Studenten einen vorzüglichen Eindruck machte. Auch den schiffewimmelnden Hafen von Liverpool besuchte er und die herrliche Insel Wight. Er gefiel dem Publikum sehr, und nicht minder der Königin, die ihn „gut und liebenswürdig“ fand. In deren Umgebung sah er auch zum erstenmale ihre älteste Tochter, Prinzess Viktoria, damals ein elfjähriges aufgewecktes und liebliches Kind, das auf den preussischen Prinzen einen um so tieferen Eindruck hervorbrachte, als er in den Plan seiner künftigen Vermählung bereits eingeweiht war. Er war für diese Absicht völlig gewonnen. Seit diesem ersten Aufenthalte in England führte er in einem großen Medaillon das Bildnis der jugendlichen Viktoria beständig mit sich auf der Brust, und die nächsten Vertrauten wußten, daß er es oft bewegt anschaute und küßte<sup>1)</sup>.

Seine Eltern hatten dann bei einem erneuten Aufenthalte in England während des Jahres 1853 Prinzess Viktoria häufig gesehen, und die Dreizehnjährige hatte, wie aller Herzen, so auch die der hohen Gäste des englischen Hofes völlig für sich gewonnen. Indes die Verbindung war nicht nur persönlich eine durchaus wünschenswerte — es handelte sich auch um politische Zwecke. Die beiden protestantischen Großmächte, die einander, man möchte sagen seit der Zeit Friedrich des Großen, entfremdet waren, sollten sich näher gebracht, hierdurch die damals allen national und liberal fühlenden Deutschen — vom Standpunkte jener Zeit nicht mit Unrecht — durchaus verhaßte Freundschaft Preußens mit dem despotischen Zarentume gebrochen, der Einfluß der parlamentarischen Einrichtungen Englands auf Preußen gefördert werden. Völlige Selbständigkeit dieses Staates wagte man damals noch nicht zu erhoffen.

Es galt nur noch, die Zustimmung des Königs, als des Familienoberhauptes, zu erlangen. Auch das gelang überraschend leicht. Es ist nicht wahr, was man bisher erzählt hat, daß die Familie des Prinzen von Preußen den König Friedrich Wilhelm IV. gewissermaßen überumpelt, ihm kurz vor der entscheidenden Reise des jungen Prinzen die Genehmigung abgewonnen habe. Vielmehr war er schon von Beginn an, seit 1846, von der Sache unterrichtet, hatte sich ihr nie feindlich gezeigt und mindestens seit dem Januar 1855 sogar eine durchaus günstige Stellung eingenommen<sup>2)</sup>. Er mochte hoffen, auf diesem Wege

1) Lindenbergs, S. 68, nach den persönlichen Wahrnehmungen Eberhards von Claer.

2) Ms.-Schreiben des Grafen Ugedom vom 1. Februar 1855: „Die freundliche Antwort der Königin [Viktoria] hat dem König gefallen, er wünscht jetzt dringend die Verlobung event. Vermählung des [Prinzen] Friedrich Wilhelm und Prinzess



um so eher zu der von ihm dringend gewünschten Herstellung des Friedens zwischen Rußland und Großbritannien zu gelangen; überdies hatte er immer, wenn auch nicht für die politische, so doch für die kirchliche Verfassung Englands mit ihren bischöflichen, katholischeren Einrichtungen Vorliebe und Verehrung gehegt. Der Herbst 1855 sollte also nun die Entscheidung bringen: der Besuch des jungen Prinzen wurde, allerdings im tiefsten Geheimnis, am englischen Hofe angemeldet. Zum Schein nahm Friedrich Wilhelm Urlaub für eine Reise in das Seebad Ostende<sup>1)</sup>. Indem der König auf einer Fahrt nach Köln im Anfang September nach Schloß Stolzenfels bei Koblenz kam, erteilte er dem Bruder die endgültige Ermächtigung zu der englischen Vermählung seines Sohnes. Prinzessin Augusta zeigte sofort das große Ergebnis dem Prinzen Albert in einem sehr freundschaftlich gehaltenen Briefe an, und wenige Tage später traf, immer noch unter dem Mantel des Geheimnisses, Friedrich Wilhelm, gefolgt von Moltke, in Balmoral ein, dem herrlichen Landaufenthalte des englischen Fürstenpaares in den schottischen Bergen.

Er fand Prinzeß Viktoria, die er als Kind von noch nicht elf Jahren lieb gewonnen hatte, nun als früh entwickelte liebevolle Jungfrau wieder, und mit der Stimme der Staatsklugheit verband sich immer stärker die des Herzens.

Das Leben der Herrschaften in Balmoral war ein durchaus ungezwungenes: keine Wache vor der Thüre, kein Heer von Lakaien im Schlosse, keine ängstliche Abschließung gegen die Außenwelt. Wie eine glückliche Bürgerfamilie tanzte man vergnügt nach den Klängen des schottischen Dudelsacks<sup>2)</sup>. So konnten die jungen Fürstlichkeiten einander ungezwungen näher treten.

Am 21. November 1840 war Viktoria geboren, mit Jubel begrüßt als erstes Kind des hohen Paares, das schon wenige Monate später fand, sie sei „sehr geweckt und eine vorzügliche Beobachterin“. In der That entwickelte sich „Pussy“ — Miezchen, — wie das liebevolle Kind in seinen ersten Lebensjahren genannt wurde, auf das glücklichste. Im Alter von drei Jahren sprach sie das Französische und Englische mit großer Geläufigkeit und in gut gewählten Ausdrücken und wußte die Gedichtchen, die sie in beiden Sprachen erlernte, mit natürlichem Witz auf ihre eignen kleinen Erlebnisse anzuwenden. Aber mit wie rührender Liebe und Sorgfalt wachte auch das fürstliche Ehepaar über die

Royale; zweimal hat er Wedell davon gesprochen.“ — Sonstige Ms.-Briefe aus jener Zeit.

1) Bernhardi, a. a. D., S. 330.

2) Moltke an seine Gattin, 30. Sept. 1855; Ges. Schriften, VI, 229.

Wohlfahrt und gute Erziehung seiner Kinder. „Einer der wichtigsten Grundsätze,“ schreibt die Königin in ihr Tagebuch, „ist, daß die Kinder möglichst einfach und für das Familienleben erzogen werden müssen, und daß sie, ohne Schaden für ihre Lektionen, soweit thunlich mit ihren Eltern zusammenbleiben, in die sie gewöhnt sein müssen ihr ganzes Vertrauen zu setzen.“ Man braucht nur ihre sowie ihres Gemahls Aufzeichnungen durchzublättern, um auf jeder Seite den Beweis reinsten und erfrischendsten Familienlebens zu finden. Vor allem ließ sich die Mutter nicht die Entwicklung der moralischen und religiösen Gefühle ihrer ältesten Tochter nehmen. „Die religiöse Erziehung,“ sagte sie, „wird den Kindern am besten Tag für Tag an den Knieen ihrer Mütter zuteil.“ Sie beklagt es jedesmal auf das bitterste, wenn Staatsgeschäfte oder Pflichten der Repräsentation sie verhindern, an den Gebeten ihrer Tochter teil zu nehmen. „Die Erziehung muß auf religiöser Grundlage beruhen,“ schreibt sie ein anderes Mal. „Eine vernünftige Religion durchdringe den ganzen Menschen. Von gesunder Frömmigkeit hängt die Sittlichkeit der Person ab.“ Aber so lebhaft die Königin das religiöse Moment betont, von engherzigem Buchstabenglauben und strenger Konfessionalität will sie nichts hören: „Meine Tochter muß von keinem Unterschied der Glaubensbekenntnisse wissen und nicht annehmen lernen, daß sie nur knieend beten dürfe, und daß die, welche nicht knieen, weniger innig und hingebend beten.“ Prinz Albert aber, der neun Jahre vor Friedrich Wilhelm an der Universität Bonn ersten wissenschaftlichen Studien obgelegen hatte, war begeisterter und überzeugter Bekenner eines reinen und kindlichen Gottglaubens, ohne jede Unterwerfung unter „übernatürliche Dogmen“. In diesem Sinne wurde die Erziehung seiner Kinder geleitet, in diesem Sinne hat Prinzessin Viktoria später auf Gatten und Kinder eingewirkt. Die physische Gesundheit wurde durch Spiel und Übungen im Freien, sowie durch häufige Fußwanderungen gefördert.

Geistig wie körperlich zeigte die Prinzessin große Frühreife. Einfach und häuslich, aber unter allem Zauber der Wissenschaft und Kunst ward sie erzogen. Es wurden für die königlichen Kinder vollständige naturwissenschaftliche Sammlungen angelegt. Prinz Albert, der begeisterte Förderer der Kunst, machte die älteste Tochter zur Gehilfin in seinen künstlerischen Bestrebungen, gab ihr Anregung und Leitung, und wirklich ward sie Meisterin im Zeichnen, Malen, Modellieren, übte sie Musik und studierte mit jugendlichem Enthusiasmus die Schöpfungen der englischen und ausländischen Dichter. Die Höhe und Freiheit der fürstlichen Stellung diente dazu, die natürlichen Anlagen des jungen Mädchens zur schönsten, den ganzen Menschen umfassenden Harmonie

auszubilden. Auch auf Politik und Gesellschaftslehre lenkte Viktorias Umgebung bald deren Blick. Mit lebhafter Genugthuung empfand sie die hohe Stellung und außerordentliche Begabung ihrer Nation; sie sah als Lebensaufgabe eines civilisirten Volkes an, den Kulturerwerb der Vergangenheit zu pflegen und durch eignes emsiges Schaffen auf materiellem und geistigem Gebiete zu mehren. Jeder Einzelne, so wurde ihr gelehrt, erfülle nur durch eifrige Selbstentwicklung seine Pflicht gegen sich und gegen das Ganze. Es ist vielleicht weniger darauf zu geben, daß der eigne Vater meinte, sie habe „eines Mannes Kopf und eines Kindes Herz, nämlich männlichen Verstand und kindliche Einfachheit“. Aber auch ein so kühler, obichon liebevoller Beobachter, wie Baron Stockmar, erwartete von ihr großes und hielt sie für ganz außergewöhnlich begabt, ja genial<sup>1)</sup>. In Deutschland fand man, sie sei „voll von Idealen des Guten und Schönen und voll Enthusiasmus, ihre Verwirklichung zu fördern;“ höchstens ein Übermaß von Gedanken und Plänen könne man ihr vorwerfen<sup>2)</sup>.

Prinz Albert wollte sich mit väterlichem Stolze seine vielversprechende Tochter nur in hervorragender Stellung und auf einem mächtigen Throne denken, und so mag sein Blick sich schon frühzeitig auf den erlauchten und durch so viele Vorzüge des Herzens und des Körpers ausgezeichneten Erben der Hohenzollern gelenkt haben<sup>3)</sup>.

Wir kennen den der Liebe und innigen Anschlusses bedürftigen Charakter des Prinzen Friedrich Wilhelm, und finden es um so begreiflicher, daß im engen Verkehr mit der ihm bestimmten Braut deren jugendlicher Liebreiz, reines Empfinden und geistige Kraft ihn mit der lebhaftesten Zuneigung erfüllte. Seine männliche Schönheit und herzliche gütige Art verfehlten auch auf ihr bisher von keiner leidenschaftlichen Empfindung berührtes Gemüt des Eindruckes nicht. „Viktoria ist sehr erregt,“ schreibt Prinz Albert an Stockmar; „doch geht alles ruhig und besonnen von statten. Der Prinz (Friedrich Wilhelm) ist wirklich verliebt, und die kleine Dame thut ihr Bestes, um ihm zu gefallen.“ Und schon einige Tage früher: „Der Prinz spricht von sich als persönlich von „Vicky“ sehr angezogen.“ Auch den Eltern seiner Erkorenen sagte der künftige Schwiegersohn durchaus zu. „Er gefällt mir sehr,“ äußerte sich der Prinz-Gemahl. „Seine besonders hervorragenden Eigenschaften sind große Geradheit, Offenheit und Ehrenhaftigkeit. Er scheint frei von Vorurteilen und mit ausnehmend trefflichen Absichten.“

1) Stockmars Denkwürdigkeiten, S. 43.

2) Prinzpeter, a. a. D., S. 13 f.

3) Herzog Ernst von Koburg-Gotha, Aus meinem Leben, II, 336.

Des jungen Prinzen Ungebuld ließ sich kaum noch zügelu. Am Ende der ersten Woche seines Aufenthalts in Balmoral hielt er bei den Eltern Viktorias förmlich um deren Hand an. Sein Antrag wurde genehmigt, allein man beschloß, wegen der großen Jugend der Prinzess vor dieser die Sache bis nach der Konfirmation geheim zu halten, damit sie sich einstweilen ungestört der schönen friedlichen Mädchenzeit erfreue. Im nächsten Frühjahr sollte der Prinz mit seinen Eltern und seiner inzwischen mit dem Prinzregenten von Baden verlobten Schwester wieder kommen und dann die öffentliche Verlobung stattfinden. Die Heirat aber wurde erst nach dem 17. Geburtstage der Prinzessin in Aussicht genommen.

Das alles war sehr weise und einsichtig angeordnet; nur hatten die Eltern Viktorias die lebhaften Empfindungen Friedrich Wilhelms nicht genügend in Rechnung gezogen. Bei einem Ausfluge, den die königliche Familie am 29. September über die Heide machte, sah der Prinz einen Strauß des seltenen weißen Heidekrautes, das in Schottland als glückliche Vorbedeutung gilt. Er sprang vom Pferde, pflückte die Pflanze und überreichte sie dem jungen Mädchen mit Worten, die über seine Gefühle und Hoffnungen keinen Zweifel ließen<sup>1)</sup>. Beide haben diesen 29. September stets als ihren wahren Verlobungstag betrachtet: es war zugleich der Konfirmationstag Friedrich Wilhelms! Und merkwürdigerweise war der 29. September 1855 derselbe Tag, an dem des Prinzen Schwester Luise in Koblenz dem Prinzregenten von Baden das Jawort gab. So umgiebt diese fürstliche Verbindung der Glanz wahrer Romantik. Die Prinzessin, fast noch ein Kind, fand sich mit ihrer gewohnten Klugheit und Selbstbeherrschung schnell in das neue Verhältnis. „Die jungen Leute,“ schreibt Prinz Albert seinem Freunde Stockmar, „lieben einander glühend, und die Reinheit, Unschuld und Selbstlosigkeit des jungen Mannes sind ganz rührend.“ Indes der Aufenthalt des preussischen Gastes durfte nicht lange währen, um nicht allzu großes Aufsehen zu erregen. Am 1. Oktober nahm er Abschied von seiner Braut, wobei viele Thränen flossen. Immerhin in glücklichster Stimmung kehrte er zu seinem arbeitsvollen Leben zurück. Auf der Heimreise sprach er seinen früheren Lehrer des Englischen aus Bonn, Mister Perry. Er konnte sich nicht enthalten, ihm sein volles Herz zu öffnen. „Nicht Politik,“ sagte er, „noch Ehrgeiz hat es zu stande gebracht, sondern mein Herz<sup>2)</sup>.“ Und mit jener frischen, unge-

1) Königin Viktoria, *Leaves from the journal of our life in the Highlands*, S. 154.

2) Kennell Robb, *Frederick, crown-prince and emperor* (London 1888), S. 46 f.

zwungenen, aus der Natur des Prinzen selbst quellenden Heiterkeit, die ihm eigen war, erklärte er später, in Berlin einer Abordnung junger Ostpreussinnen: „Ich habe mich wahrhaftig zu Pferde verlobt.“

Die englischen Minister waren mit dem Vorgefallenen um so mehr einverstanden, als schon damals Frankreichs Bundestreue eine sehr zweifelhafte war und sein Absichwenken auf die Seite Rußlands immer wahrscheinlicher wurde. Selbst Lord Palmerston, der Deutschland wenig liebte, sprach die Überzeugung aus, daß „das zukünftige Ereignis den Interessen der beiden Staaten und Europas im allgemeinen äußerst dienlich sein wird.“ Indes die öffentliche Meinung in England, die den Dingen weniger auf den Grund sah und mit den Persönlichkeiten nur sehr unvollkommen bekannt war, faßte die Verbindung, als sie ein halbes Jahr später bekannt geworden, in viel ungünstigerer Weise auf. Die, wenn auch noch vorläufige, Verlobung der ältesten Tochter der Königin konnte in einem der Öffentlichkeit so gewohnten Lande, wie Großbritannien, nicht verborgen bleiben; sie brachte einen peinlichen Eindruck hervor. Man wußte, daß die preußische Regierung, allein unter allen europäischen Staaten, während des Krimkrieges sich Rußland zugeneigt habe. Man verabscheute nicht minder, als diese äußere Politik König Friedrich Wilhelms IV., die reaktionär-feudal-pietistische Richtung, die er im Innern seines Staates verfolgte. Dagegen blieb die Opposition des Prinzen von Preußen und seines Hauses gegen das Gebaren des Ministeriums Manteuffel dem gewöhnlichen englischen Publikum unbekannt. Dasselbe sah also in der bevorstehenden Vermählung der „königlichen Prinzessin“ mit dem zukünftigen preußischen Thronerben eine Art Landesverrat, begangen durch den fremden deutschen Prinz-Gemahl, eine bewußte Trennung des Herrscherhauses von den wichtigsten Interessen des englischen Staates und Volkes. Die „Times“ gab den Anschauungen und Gefühlen dieses unwissendsten und vorurteilsvollsten Teiles der englischen Nation einen Ausdruck, der, schon an sich von seiten ernsthafter und unterrichteter Politiker völlig ungehörig, in seiner leidenschaftlichen und rohen Form ganz beispiellos war. Indes mag es heute, unter günstigeren Verhältnissen, nicht überflüssig sein, Kunde von der unglaublichen Mißachtung und Geringschätzung zu geben, in die eine wohlmeinende aber schwächliche und von mystischen Vorstellungen geleitete Politik damals Preußen gebracht hatte. Die „Times“ sprach von der „kläglichen deutschen Dynastie, die den Sturz des russischen Einflusses nicht überleben werde,“ von dem jungen Prinzen als einem Vasallen Rußlands, der „die Jahre, die schmeichelnde Voraussetzung jetzt für eine Krone bestimmt, in unterwürfiger Dienstbarkeit als General bei dem Leber seines kaiserlichen Herrn verbringt, mit Verlust

selbst seines angeborenen Ranges, der jedem Deutschen in Rußland verweigert wird.“ Die „Times“ sagte demgemäß der Heirat die unglücklichste Zukunft voraus. Entweder werde die Prinzessin in ihren Gefühlen der Heimat gänzlich entfremdet oder dieser in Kürze als „eine Vertriebene, als ein Flüchtling“ zurückgesandt werden.

Wie sehr würden die ruchlosen Artikelschreiber beschämt worden sein, wäre damals die Korrespondenz bekannt geworden, die der Prinz-Gemahl mit seinem zukünftigen Schwiegersohne unterhielt. Während dieser seinen konstitutionellen Anschauungen offenen Ausdruck gab, ermahnte jener ihn und seinen Vater, gegen jeden Versuch einer Beeinträchtigung der beschworenen preussischen Verfassung öffentlich und laut Protest einzulegen, damit die unvermeidliche Strafe Gottes nicht auf sie falle, und damit sie den Forderungen des Gewissens Genüge thäten. Glücklicherweise wurden derartige gewaltsame Schritte nicht notwendig, da das, wenn auch noch so reaktionäre, Abgeordnetenhaus sich zu wesentlichen Abänderungen der Verfassung nicht geneigt zeigte. Die ganze Berkehrtheit der Auslassungen der „Times“ geht aber aus dem Umstande hervor, daß die Nächstbetheiligten der Vermählung eine eminent politische Bedeutung gerade im Sinne der Annäherung zwischen Preußen und England beilegten. Damals schrieb Prinzessin Augusta<sup>1)</sup>: „Gott segne diese Verbindung für die geliebten Kinder, für unsere Familie und für das arme deutsche Vaterland, das sich naturgemäß nur im Bunde mit England aus seiner jetzigen Lage erheben kann.“ Man sieht, nicht Prinzessin Viktoria hat zuerst englische Beziehungen als für Preußen und Deutschland erspriesslich empfohlen.

Während der trüben Gestaltung der öffentlichen Zustände spann sich die beglückende Liebesidylle zwischen Friedrich Wilhelm und seiner jugendlichen Braut in edelster Reinheit und Zartheit weiter. Mit Genehmigung der Eltern unterhielten die beiden Verlobten einen regen Briefwechsel, der sie über ihre gegenseitigen Beschäftigungen und täglichen Stimmungen auf dem Laufenden erhielt. Während der Prinz damals in den verschiedenen Ministerien arbeitete, war Viktoria an ihrer ferneren geistigen Entwicklung thätig. „Jeden Abend zwischen sechs und sieben Uhr,“ schreibt ihr Vater, „kommt sie zu mir, und dann unterwerfe ich sie einer Art allgemeiner Prüfung und lasse sie, um ihren Ideen Schärfe und Bestimmtheit zu geben, selber gewisse Gegenstände ausarbeiten und mir diese Aufsätze zur Durchsicht vorlegen. So ist sie jetzt damit beschäftigt, eine kurze Übersicht der römischen Geschichte zu verfassen.“

<sup>1)</sup> 12. April 1856; Herzog Ernst von Koburg-Gotha, Aus meinem Leben, II, 347.

Die Fortdauer des Krieges ließ auch nach der Konfirmation der Prinzessin, am 20. März 1856, die Veröffentlichung der Verlobung noch nicht als ratsam erscheinen. Und selbst nach dem Friedensschlusse machte Viktorias Jugend — sie war ja erst 15 Jahre alt — ein weiteres Hinausschieben der förmlichen Verbindung noch wünschenswert. Prinz Albert beharrte darauf, bis zum vollendeten 17. Lebensjahre der Tochter mit der Publizierung des Verlöbnisses zu warten, das nur den Verwandten und höchsten Staatswürdenträgern kund gegeben wurde<sup>1)</sup>. Die Ungeduld Friedrich Wilhelms freilich ließ sich kaum zügeln: „Auf innige Herzensneigung gegründet ist mein Verhältnis zu meiner heißgeliebten Braut, die wahre Anbahnung meines künftigen häuslichen Glücks,“ schrieb er damals einer hohen Verwandten<sup>2)</sup>. Wenigstens wollte er die Gesellschaft Viktorias genießen: er unternahm, wiederum von Moltke begleitet, eine neue Reise nach England, die ihn am 21. Mai nach dem malerischen Schlosse Osborne, auf dem Nordufer der in südlicher Pflanzenpracht prangenden Insel Wight, führte, wo der englische Hof sich damals aufhielt. Trotz des Ausbleibens der offiziellen Anzeige war seitdem das bräutliche Verhältnis allgemein bekannt. Die Freude und Befriedigung aller nahe Beteiligten waren unverkennbar. „Prinz Friedrich Wilhelm ist sehr wohl und scheint sehr glücklich,“ schreibt Moltke an seine Gattin; „die junge Braut ist wirklich ganz allerliebste, so einfach, freundlich und verständig.“ Dazwischen fielen für den Prinzen mehrfache Ausflüge nach dem Süden Englands, um kunstgeschichtlichen und besonders um militärisch-technischen Studien obzuliegen<sup>3)</sup>. Das glückliche Zusammenleben Friedrich Wilhelms mit seiner erwählten Braut wurde noch durch die Ankunft des Verlobten seiner so innig geliebten Schwester Luise, des Regenten von Baden, sowie durch die Verlobungsanzeige seines Bonner Duzfreundes, des Erbprinzen Friedrich von Schleswig-Holstein, verschönt. Die allseitig frohe Stimmung trübte freilich zeitweise ein Unfall, der Viktoria betraf und leicht verhängnisvolle Folgen hätte herbeiführen können: bei Siegelung eines Briefes fing ihr nach damaliger Mode weit hinunterhängender Ärmel Feuer. Glücklicherweise konnten die Anwesenden solches schnell ersticken, und sie kam mit schmerzhaften aber ungefährlichen Brandwunden davon. Die Selbstbeherrschung und Festigkeit, die sie, noch fast ein Kind, bei ihren Leiden zeigte, machten sie ihrem Verlobten nur um so teurer. Ihr Befinden war nach wenigen Tagen ein so befriedigendes, daß ihr Bräutigam be-

1) Ernst v. Koburg, II 345 ff.

2) Marg. v. Poschinger, I 185.

3) Briefe Moltkes vom 3., 9., 15., 18. Juni 1856; Ges. Schriften, VI 259, 263, 268.

ruhig abreisen durfte, am 27. Juni. Seine ritterliche Erscheinung, sein offenes, liebenswürdiges Wesen, die Gradheit und Güte seines Charakters, die sich in Miene, Wort und Handlung kundgaben, hatten in England wie in Preußen ihre siegreiche Kraft bewährt, die gehässigen Vorurteile entwaffnet und ihm die Gunst aller Klassen der Bevölkerung gewonnen. Die Universität Oxford, eine Hauptvertreterin streng und konservativ englischen Wesens, hatte ihm sowie seinem Schwager von Baden durch Ernennung zu Ehrendoktoren des bürgerlichen Rechts ihre Huldigung dargebracht. Dabei hatte Friedrich Wilhelm die Kraft, sich des Einflusses seitens der beiden mit starkem Willen ausgerüsteten Persönlichkeiten seiner Schwiegereltern auch nötigenfalls zu erwehren und seine eignen Anschauungen und Beschlüsse aufrecht zu erhalten. Verstimmungen, die zeitweise hieraus erwuchsen, hatten glücklicherweise keine Dauer<sup>1)</sup>. Vielmehr immer enger wurden die Bande, die sein Haus und sein Land an Großbritannien knüpften: Seine Eltern und seine Schwester suchten den englischen Hof im Augustmonate desselben Jahres zu einem dreiwöchentlichen Zusammenleben auf. Prinz Wilhelm zeigte hierbei in seiner ernstesten und verständigen Art das eingehendste Interesse für die öffentlichen Einrichtungen Großbritanniens, zumal für dessen Heer und Flotte, und gewann sich die allgemeine Hochachtung.

Während seine Eltern und Prinzess Luise in England bei seiner Braut weilten, mußte Friedrich Wilhelm zum erstenmale einer Aufgabe genügen, die in späteren Jahren sehr oft, für sein Empfinden viel zu oft, an ihn herangetreten ist: die königliche Familie und den Staat bei einer großen, politisch-dynastischen Feier eines befreundeten Landes zu vertreten. Allerdings war er zu einer solchen Repräsentation wie geschaffen. Der hochaufgeschossene schmachtige Jüngling war zu einem Manne von rechenhafter, imponierender Gestalt geworden; das ehemals schmale und blasse Antlitz hatte Breite und frische Farbe gewonnen und zeigte kräftigen Bartwuchs. Das Benehmen des Prinzen war ein ebenso ungezwungenes und gütiges, wie würdiges und bewußtes: jeder Zoll an ihm zeigte den wahren und herrlichen Fürsten. Er war jetzt dazu bestimmt, im Namen König Friedrich Wilhelms IV. der Krönung des neuen Zaren Alexander II. beizuwohnen (August 1856). Sein getreuer Adjutant, der soeben zum Generalmajor beförderte Moltke, begleitete ihn nach Moskau. Über diese Reise führte der Prinz, seiner unverbrüchlichen Gewohnheit entsprechend, ein Tagebuch; es enthält zumal eine sehr anschauliche und farbenreiche Darstellung des Krönungsfestes, die der Feder eines begabten und erfahrenen Journalisten Ehre machen

<sup>1)</sup> Ms. Vertraute Briefe vom englischen Hofe nach Koburg, August 1856.



würde. Wie immer, erfüllte Friedrich Wilhelm seine Aufgabe der Repräsentation auf das angemessenste. „Er wußte“, schreibt Moltke in einem seiner Briefe, „mit der ihm eignen Leichtigkeit und unterstützt durch sein enormes Gedächtnis für Personen und Verhältnisse einem jeden das Passende zu sagen.“ Aber weder die bei den Feierlichkeiten entfaltete Pracht, noch die herzliche Zuneigung, die ihm seine kaiserlichen Vettern zeigten, konnten ihn über die schweren Gebrechen des russischen Staats- und Volkslebens täuschen. „Ihr Aufsatz“, sagte er später zu Bernhardi, „ist die beste Vorbereitung für meine russische Reise gewesen; ich habe Ihre Auffassung überall bestätigt gefunden; sie hat mich vor mancher Täuschung bewahrt und mir die Einsicht in vieles eröffnet“<sup>1)</sup>.

Von der kalten Pracht des russischen Staatsfestes lehrte der Prinz mit Freuden nach Berlin zurück, um der Vermählungsfeier seiner teuern Schwester Luise mit dem Großherzoge Friedrich von Baden beizuwohnen, die am 20. September 1856 in Berlin stattfand. Friedrich Wilhelm sah in dem Glück seiner Schwester die sichere Vorbedeutung für die eigne Zukunft. Das edle großherzogliche Paar, auf das ganz Deutschland, ohne Unterschied der Parteien und Anschauungen, mit Bewunderung und Zuneigung noch heute sieht, ist dem Herzen des Bruders immer sehr nahe geblieben. Nachdem Friedrich Wilhelm noch sein Interesse an allen Vorgängen des wissenschaftlichen Lebens durch Teilnahme an der Feier des 400jährigen Bestehens der Universität Greifswald bethätigt hatte, durfte er wieder der Stimme inniger Neigung Gehör schenken und zum Geburtstage seiner geliebten „Bicky“ nach England eilen (November 1856). Allein die Großen dieser Erde können nicht rein den Empfindungen ihres Herzens leben. Der Prinz mußte seine Rückreise über Frankreich nehmen, nicht nur um unter Moltkes Anleitung wie die russischen und englischen nun auch die französischen Heereseinrichtungen zu studieren, sondern noch mehr um dem zu jener Zeit als maßgebender Faktor Europas bewunderten Kaiser Napoleon III. ein bis dahin vermiedenes Zeichen freundnachbarlicher Gesinnung des preussischen Königshauses zu geben und damit jede Mißdeutung der englisch-preussischen Heiratsverbindung zu verhindern. Es war dies um so wichtiger, als Preußen damals in dem Streite, den es mit der Schweiz über den Kanton Neuenburg führte, und in dem es fast ganz Europa gegen sich hatte, auf das Wohlwollen des französischen Herrschers angewiesen zu sein glaubte. Beruhigende Erklärungen von England aus, daß die bevorstehende Vermählung dem englisch-französischen „Einverständnis“ keinerlei Abbruch thun werde, hatten der Ankunft des Prinzen

1) Histor. Zeitschr., N. F. XXXVI 248.

in Paris (11. Dezember 1856) vorgearbeitet. So konnten die männliche Schönheit, die Liebenswürdigkeit und das ritterliche Wesen Friedrich Wilhelms auch hier ihren vollen Zauber ausüben. „Prinz Friedrich Wilhelm,“ schrieb damals der Kaiser an Königin Viktoria, „hat mir das Schreiben überliefert, das Eure Majestät die Güte hatten, ihm für mich mitzugeben. Der Prinz hat uns sehr gefallen, und ich zweifle nicht daran, daß er die Princeß-Royal glücklich machen wird; denn er scheint mir alle Vorzüge zu besitzen, die seinem Alter und seinem Range angemessen sind. Wir haben uns bemüht, ihm den Besuch in Paris so angenehm wie möglich zu machen, aber ich habe gefunden, daß seine Gedanken stets in Osborne oder in Windsor weilen.“ Kaiserin Eugenie war von der Persönlichkeit und dem Auftreten des preussischen Gastes besonders eingenommen. Die etwas abergläubische Fürstin fragte den Prinzen, ob er die Weiße Dame im Berliner Schloß kenne? „Natürlich,“ antwortete er scherzend, „das ist ja eine meiner Tanten.“ Eine solche Bornehmheit, mit historischen Gespenstern eng verwandt zu sein, imponierte der nicht zum Throne geborenen Kaiserin gewaltig<sup>1)</sup>.

Während seines zehntägigen Aufenthalts in der französischen Kapitale, die damals thatsächlich als die Hauptstadt Europas galt, studierte er mit dem ihm eignen unermüdlichen Wissenseifer alle ihre Merkwürdigkeiten und kaufte auch, als guter Sohn, Bruder und Bräutigam, zahlreiche Kunst- und Modegegenstände „zum Mitbringen“ ein. Seine Aufmerksamkeit galt aber vor allem den Heereseinrichtungen, die als die ersten der Welt angesehen wurden. Zwei große Revüen führten ihm zuerst 15000 Mann französischer Linientruppen, dann die gesamte stolze Kaisergarde vor. So machte er in Gegenwart Moltkes die Bekanntschaft jenes französischen Heeres, das beide, nicht volle 14 Jahre später, bekämpfen und vernichten sollten. Es ist bezeichnend für den freien, unbefangenen Sinn des Prinzen, daß er, der Enkel König Friedrich Wilhelms III., der Asche des großen Napoleon in der Gruft des Invalidendoms dauernde und nachdenkliche Huldigung darbrachte.

Nach seiner Heimkehr war er in Breslau unausgesezt mit militärischer Thätigkeit beschäftigt, unter der Leitung Moltkes, dem sein dankbares Herz herzliche Freundschaft und Erkenntlichkeit bezeugte<sup>2)</sup>. Es währte noch ein volles Jahr, ehe er die innig geliebte Braut heimführte, die bis dahin ihren Eltern noch als zu jung für den Ehestand erschien. Wie die Art der Verlobung, so war auch deren lange Dauer etwas in

1) v. Sybel, Neue Mitteilungen und Erläuterungen (Hist. Zeitschr. Bd. LXXV) S. 60.

2) Moltke an seine Gattin, 22. Juni 1857; Gef. Schriften, VI 332.

3) Derselbe an dieselbe, 22. Aug. 1857; ebendaf. S. 339.

fürstlichen Häusern Ungewöhnliches und umkleidete das Herzensverhältnis der beiden hohen Persönlichkeiten mit dem Schimmer des Seltenen und Eigentümlichen. Die beiden Verlobten setzten sich über die Zeit der Trennung durch fleißigsten und eingehendsten Briefwechsel hinweg, der sie einander innerlich immer näher brachte: ein einziges Schreiben Viktorias umfaßte wohl 40 Seiten! Die innigste geistige Übereinstimmung und dringendes Bedürfnis des Austausch aller Gedanken und Empfindungen sprechen aus einem solchen Verkehr.

Der Prinz war in der That „glücklicher Bräutigam dans toute la force du terme“; in seinem Stabinett war er umgeben von Porträts seiner „Bichy“ in vielerlei Arten: zu Pferde, ganze Figur, Brustbild u. s. w. Er zeigte diese Bilder gern, und sein Lieblingsgespräch war das von seiner Braut. Er versicherte oft und nachdrücklich, nicht die Eltern hätten die Verbindung zu stande gebracht, die vielmehr von beiden Seiten, seiner eignen und der Viktorias, eigenste Wahl sei<sup>1)</sup>.

Die Zwischenzeit benutzte Prinz Albert eifrig, um die Tochter weiter und ganz besonders auf ihren künftigen Beruf als deutsche Fürstin vorzubilden. Hatte der edle Fürst doch längst deutscher Kunst und Dichtung eine Stätte in dem bisher gegen das mißachtete Deutschland so unfreundlich abgeschlossenen England bereitet, manche schöne heimische Sitte, so z. B. den Weihnachtsbaum, am englischen Hofe eingebürgert. Er war also durchaus berufen, seine Tochter in deutsches Wesen und deutsche Bestrebungen einzuweihen, und sie löste die ihr gestellten Aufgaben mit einer Einsicht und einem Verständnis, die den hervorragendsten englischen Staatsmännern den Ausdruck aufrichtiger Bewunderung entlockten.

Am 16. Mai 1857 fand endlich durch den Oberstkämmerer des Königs von Preußen, den Generalfeldmarschall Grafen Dohna, im Staatsanzeiger die öffentliche Erklärung des Verlöbnißes statt; am 19. wurde es von der Königin Viktoria dem Parlamente angezeigt, mit der Aufforderung, eine angemessene Mitgift für ihre Tochter zu bewilligen. Die öffentliche Meinung Englands, die Zeit gehabt hatte, eine richtigere Kenntnis von der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms und den Anschauungen und Zielen seines Vaters zu gewinnen, war inzwischen eine dem Heiratsbunde durchaus günstige geworden. Sie stimmte Lord Russell bei, als dieser in der Unterhaus Sitzung des 22. Mai geltend machte: er habe die Ehre, den Prinzen Friedrich Wilhelm zu kennen, und müsse bezeugen, daß er talentvoll, von edelster Anlage und ein aufrichtig treuer Mann sei; diese Verbindung sei, wie er glaube, Herzenssache, aber zugleich, bei dem Charakter Preußens als protestantische Macht, dem eng-

1) v. Bernharbi, a. a. O., S. 332.

lischen Interesse in hohem Grade entsprechend. So nahm, trotz des ungeschickten Auftretens der Regierung, das Haus mit 328 gegen 14 Stimmen deren Vorschlag an, der Prinzessin eine Mitgift von 40000 und eine jährliche Rente von 8000 Pfund zu bewilligen.

Als offizieller Bräutigam der „königlichen Prinzessin“ kam Friedrich Wilhelm Anfang Juni noch einmal nach England, wo er der Taufe seiner kurz vorher geborenen Schwägerin Beatrix beistand. Auch begleitete er die königliche Familie bei deren Besuch der Kunstausstellung in Manchester. Bei dieser Gelegenheit sprach sich die Gunst, in der er und seine Vermählung nunmehr bei der öffentlichen Meinung standen, auf das unzweideutigste aus. Zahlreiche Flaggen zeigten die preussischen Farben und Wappen — ein in England ungewohnter Anblick! — und auf Häusern und Triumphbogen fanden sich freundliche Inschriften voll der schmeichelhaftesten Auspielungen auf „Fritz und Bicky“. Im Rathause wurde dem preussischen Prinzen eine Adresse überreicht, der er in geschriebener Rede antwortete, die, in ausgezeichnete Weise vorgetragen, den lebhaftesten Beifall fand; er und die Seinen waren über die ihm bereite Aufnahme höchlichst entzückt. Eine noch bedeutendere Ceremonie erwartete ihn bei seiner Rückkunft nach London: am 13. Juni ward er in feierlicher Weise im Mansion-House zum Ehrenbürger von London ernannt. „Die City,“ sagte deren Schatzmeister bei dieser Gelegenheit, „kann nicht vergessen, daß der Gast Ihrer Majestät dem uralten Hause Brandenburg angehört. Eure königliche Hoheit stehen auf dem Punkte, ein verwandtschaftliches Band mit unserem Lande zu knüpfen, einer der Unseren zu werden; Ihnen wird durch das Volk eines seiner teuersten Güter anvertraut werden, die Hand der ältesten Tochter Englands, der ältesten Tochter einer Königin, deren Glück und Interessen mit denen der Nation identisch sind. Die Loyalität ist für die Engländer kein gewöhnliches Gefühl, sondern eine Leidenschaft, ein Teil ihrer Nationalität.“ So wurde der Prinz in herzlichster Weise von dem englischen Volke als ein nicht mehr Fremder, als ein Mitglied des geliebten und hoch verehrten Herrscherhauses begrüßt; er antwortete in gütigen und geschickt gewählten Worten, die lebhafteste Zustimmung fanden. „Fедermann,“ so charakterisierte eine große Londoner Zeitung den Eindruck, den Friedrich Wilhelm hier hervorbrachte, „mußte die Freundlichkeit und Herzlichkeit erwidern, mit denen der Prinz diesen Trinkspruch ausbrachte. Darüber konnte man sich nicht täuschen: er fühlte offenbar, was er sagte. Er sprach gerade heraus wie ein echter Mann, er gewährte den Anblick eines Helden und stand in aufrechter Höhe da mit der Haltung einer schönen Bildsäule, die Hand erhoben, als er das Hoch ausbrachte. Es war das Was hael der alten Sachsen, gehoben

durch soldatischen Geist und veredelt durch die Höflichkeit eines Fürsten.“ So erschien er damals den Engländern, so lebt seine schöne Persönlichkeit auch in der Erinnerung seines deutschen Volkes fort.

Am 14. Juli kehrte er nach Deutschland zurück. „Wir sind entzückt,“ schrieb damals Prinz Albert an den Prinzen von Preußen, „daß Fritz so befriedigt von seinem offiziellen Aufenthalte in England heimgekommen ist. Er wird daraus die Überzeugung geschöpft haben, daß das Land mit dem größten Vergnügen die Verbindung aufnimmt, die er mit unserer Familie eingegangen ist, daß es ihm persönlich volle Gerechtigkeit widerfahren läßt und ihn sowohl als Menschen wie als preussischen Prinzen mit freundlichen Gefühlen betrachtet. Seinerseits hat er mit seinem Erscheinen in der Öffentlichkeit hier einen sehr günstigen Eindruck hervorgebracht<sup>1)</sup>.“

Für seine Person konnte Friedrich Wilhelm durch seinen Aufenthalt in England nur sehr befriedigt sein. Allein er empfand tiefe Betrübniß über die Mißachtung, in die seines Oheims ebenso schwächliche wie verkehrte Politik den preussischen Staat in ganz Europa gebracht hatte, und von der er in Großbritannien nur allzu viel Beweise empfangen hatte. Er betrachtete als die Schuldigen die Führer der Junkerpartei, die den König ganz beherrschte, und äußerte sich im Kreise seiner Vertrauten mit lebhaftem Unwillen über die Selbstsucht und die in loyalen und frommen Phrasen sich ergehende Heuchelei dieser nur den Standesvorteil berücksichtigenden Adelsfraktion<sup>2)</sup>. Daß sie seiner englischen Heirat, wenn auch vergeblich, widerstrebte, machte sie ihm nur um so verhaßter.

Und doch waren ihre Tage gezählt — wenigstens für längere Zeit.

König Friedrich Wilhelm IV. hatte sich von dem gewaltsamen Bruche mit der Vergangenheit, von der Auflehnung seines Volkes gegen ihn, den gottgesalbten Herrscher, von der grausamen Zerstörung aller seiner Wünsche und Entwürfe, von seiner tiefen Selbstdemütigung in den Märztagen des Jahres 1848 nie ganz erholt. Eine immer wachsende Aufregung bemächtigte sich seines Gemütes, das mehr und mehr geistiger Umnachtung anheimfiel. Ein Ergreifen der Regierungsgewalt durch den nächsten Verwandten, den Prinzen von Preußen, drängte sich als Nothwendigkeit auf — zum Entsetze der Hofpartei, die eben diesen Fürsten unansgesetzt auf das tiefste verletzt hatte und in ihm ihren ausgesprochenen Gegner sah. Sie suchte unter allerlei Täuschungen und Vorwänden seine Regentschaft zu hintertreiben. Um ihren Bettelungen entgegen zu

1) Aus der englischen Übertragung bei Martin, IV 85, zurück übersezt.

2) v. Bernhardt, a. a. O., S. 355 ff, 361.

wirken, ließ er sich durch seinen Sohn über den Verlauf der Krankheit seines Bruders fortgesetzt unterrichten. Prinz Friedrich Wilhelm war es auch, der den Hofrat Schneider veranlaßte, die historischen Präcedenzfälle von Abdankungen und Regierungsantritten in der Hohenzollernfamilie zusammenzustellen<sup>1)</sup>. Endlich konnte man die Geisteskrankheit nicht mehr beschönigen und verbergen, und der unglückliche König, der selber seine Unfähigkeit zur weiteren Führung der Regierungsgeschäfte erkannte, übertrug, unter Anwesenheit auch des Prinzen Friedrich Wilhelm<sup>2)</sup> dem Prinzen von Preußen seine einstweilige Stellvertretung. So hatten seine Ratgeber die Sache gefügt. Es war dies aber für einen Mann von der hohen Gewissenhaftigkeit Wilhelms eine ebenso schwierige wie unangenehme und undankbare Lage. Als bloß vorübergehender Stellvertreter seines Bruders hielt er sich nicht für berechtigt, auch nur das Mindeste an der von diesem befolgten inneren wie äußeren Politik zu ändern. Vor jeder Entschließung mußte er den König befragen: das heißt entweder diesen selbst, wenn er gerade einen günstigen Tag hatte, oder die Königin, die ganz unter dem Einflusse der reaktionären Minister stand. Jedem freien Willensakte des Prinzen wurden „die bekannten Intentionen Seiner Majestät“ entgegengesetzt<sup>3)</sup>. Wilhelm mußte sich demgemäß an ein System und an Personen binden, die ihm beide gleicherweise unheilvoll erschienen, denen er die offenbarste Abneigung entgegenbrachte, und die nicht aufhörten, gegen die Umwandlung des schwankenden und unwürdigen Verhältnisses in eine dauernde Regentschaft in geradezu verbrecherischer Weise zu intrigiren. Manteuffel und seine Helfer verbreiteten von Zeit zu Zeit die wahrheitswidrige Angabe, das Befinden des Königs sei derart gebessert, daß er bald die Regierung wieder werde übernehmen können — eine Behauptung, die doch den Versicherungen der Ärzte durchaus widersprach<sup>4)</sup>. Otto von Bismarck hat sich damals, trotz seiner konservativen Gesinnung, solchen antimonarchischen Umtrieben der „Königstreuen“ auf das schärfste wider-  
setzt<sup>5)</sup>.

Man hatte ursprünglich die endgültige Regelung dieser Verhältnisse abwarten wollen, ehe die Vermählung Friedrich Wilhelms stattzufinden habe. Als sich aber die Ungewißheit Monat auf Monat hinaus verlängerte, glaubte Prinz Wilhelm nicht mehr das Recht zu haben, das

1) Gerlach, Denkwürdigkeiten, II 523, 541.

2) Ebendaf. 548.

3) Ms. Schreiben des Grafen Uedom vom 24. Dez. 1857, 22. Febr. 1858.

4) Ms. Brief des Grafen Uedom vom 10. Dezember 1857.

5) Vergl. Briefe Manteuffels an Bismarck; (S. Kohl, Bismarck-Jahrbuch, III 169, 171); sowie Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, I 198 ff.

Glück seines Sohnes und seiner Schwiegertochter auf unbestimmte Zeit zu verzögern. Der Tag der Hochzeit wurde auf den 25. Januar 1858 festgesetzt. Noch einmal eilte der Bräutigam vorher auf kurze Zeit nach England, um den Geburtstag Viktorias mit ihr zu begehen. Am 21. Januar 1858 verließ er dann wiederum Berlin auf der Reise nach England, dieses Mal voll freudigster Aufregung, der lang ersehnten Erfüllung seiner Herzenswünsche nun endlich nahe zu sein. Das Gold zu den beiden Trauringen hatte er vor seinen Augen in Reichenstein in Schlesiens gießen lassen: preußisches Metall sollte die geliebte Braut mit ihm verbinden<sup>1)</sup>. Ohne engem Dogmatismus zu hulldigen, besaß er ein nicht nur romantisch veranlagtes, sondern auch tief religiöses Gemüt: so nahm er vor seiner Abreise das Abendmahl ganz allein in der Friedenskirche zu Potsdam. Nicht jugendlicher Übermut, sondern fester redlicher Wille zur Gründung eines treuen und beglückenden Bundes und ehrliche Zuversicht bildeten seine Grundstimmung auf der bräutlichen Reise<sup>2)</sup>. Am 23. morgens traf er in Dover ein, wo ihm bei Betreten des englischen Bodens die herzlichsten Ovationen entgegengebracht wurden. Wenige Stunden später befand er sich in London, wo ihn seine Eltern und zahlreiche fürstliche Gäste — unter ihnen der König der Belgier — schon erwarteten. Bei allem Schaugepränge und den lästigen Ceremonien, zu denen das Brautpaar durch seine fürstliche Stellung genötigt wurde, kamen die natürlichen Gefühle, die in so entscheidenden und erhebenden Augenblicken den Hohen wie den Niederen erfüllen müssen, immer wieder zum Durchbruche. So bei der Besichtigung der Hochzeitsgeschenke: „Vichy in Entzücken, ganz außer sich,“ und Friz „wonnetrunken“. Der Bräutigam selber hatte seiner Verlobten eine Perlschnur im Werte von 27000 Thaler mitgebracht. Dann kamen wieder aufregendere Augenblicke, wo der Braut und ihren Eltern der Moment der lebenslänglichen Trennung vor die Seele trat; in der rührendsten Weise sprach sich hier die innige Liebe aus, die die junge Tochter mit dem hohen Elternpaare verknüpfte, und die in ihrer Seele stets lebendig geblieben ist. Die Trauung nach dem kurzen anglikanischen Rituale wurde von dem Erzbischofe von Canterbury in der an jenem Tage nur dem Fürstentume und höchsten Adel zugänglichen Kapelle des St. Jamespalastes vollzogen. Nie ist eine Hochzeit in glänzenderem Kreise und unter allgemeinerer und enthusiastischerer Beteiligung eines ganzen Volkes gefeiert worden. „Ich habe mich wahrhaft über unseren Prinzen gefreut bei dieser Gelegenheit,“ schreibt Moltke am Tage darauf

1) Moltke an seine Gattin, 3. Juni 1857; Ges. Schriften, VI 294.

2) Gerlach, Denkw., II 582.

der Gattin. „Man las in seinem etwas blassen Gesichte, wie sehr ihn der Ernst der Handlung ergriff, und dabei bewahrte er die feste, männliche Haltung, die ihm vor diesem Publikum gebührt. Wer ihn so sehen konnte wie ich, mußte ihn lieb gewinnen.“ Auch diesen gütigen, aber doch so scharf kritischen Menschen hatte sich Friedrich Wilhelms edle und wahre Natur auf immer erobert.

Das junge Paar zog sich bei herrlichem frühlingsmäßigen Wetter zum stillen und ruhigen Genuß der ersten gemeinsamen Lebensmomente nach dem ländlich schönen Schlosse Windsor zurück; zwei Tage später folgte ihm dahin der Hof. Der Neuvermählte wurde hier mit dem Hofenbandorden geschmückt. Dann kamen wieder die Repräsentationspflichten: man mußte nach London zurückkehren, um hier von dem Adel, der Londoner City, den Deputationen aus allen Teilen des Inselreiches die Beweise der Zuneigung und Verehrung entgegen zu nehmen. Und nun nahte der von der jungen Gattin und ihren Eltern gleich gefürchtete Augenblick der Trennung; die Innigkeit des gemeinsamen Lebens, die zarte und doch so feste Liebe, die die Prinzessin mit den Eltern verband, machte das Scheiden zu einem sehr schmerzlichen. Am 2. Februar 1858 verließ Viktoria das Elternhaus; kein Auge blieb trocken, und auch der junge Ehemann konnte sich in tief gemütvoller Erregung der Thränen nicht enthalten und umarmte zärtlich die Königin, die ihm ihr teuerstes Kleinod anvertraute. Prinz Albert und seine beiden ältesten Söhne geleiteten das scheidende Paar bis nach Gravesend auf die königliche Yacht „Viktoria und Albert“, die es auf das Festland hinüberführte. Als schon die Ankerkette der Yacht aufgeholt wurde, umdrängten sie noch zahlreiche Boote, aus denen dem preussischen Prinzen die Worte nachschallten: „Halte sie gut,“ „Sei ihr treu,“ „Gott segne dich dafür.“ Niemals hat ein Gatte solche Wünsche mit größerer Liebe und Ehrlichkeit erfüllt.

Unter dem Donner der Geschütze, umwirbelt von winterlichen Schneeflocken, von zahlreichen Geleitschiffen gefolgt, glitt die stolze Yacht aus dem Themsestrom in die Nordsee hinaus, um nach eintägiger Fahrt in dem Hafen von Antwerpen anzulegen. Von den belgischen Verwandten festlich aufgenommen und geleitet, langten Friedrich Wilhelm und Viktoria am 4. Februar mittags in Berviers an, wo die ersten preussischen Landesleute in der Person der Direktoren der Rheinischen Bahn sie begrüßten; „das erste Willkomm aus der neuen Heimat,“ sagte die Prinzessin. Eine halbe Stunde später hielt der Zug an der preussischen Grenze, in Herbesthal: das Glück, das aus dem Antlitz Friedrich Wilhelms strahlte, die Freundlichkeit und Anmut seiner noch so jugendlichen Gattin machten auf die zahlreiche und ausgewählte Versammlung, die die erlauchten



Reisenden hier empfing, einen tiefen Eindruck<sup>1)</sup>. Die fernere Fahrt über Aachen, Köln, wo die Besichtigung des Doms längere Zeit in Anspruch nahm, und Hannover nach Magdeburg, wo das zweite Nachtquartier auf heimischem Boden genommen wurde, glich einem Triumphzuge. Es waren nicht inhaltsleere, nur der Sucht nach lärmendem Gepränge entsprungene Ovationen — nein, in dem Prinzen Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin begrüßte das Volk die Zukunft Preußens, eine schönere, freiere, ruhmvollere Zukunft, die über die trüben und kläglichen Geschehnisse des letzten Jahrzehnts hinaus glücklichere Aussichten eröffnete. Am 6. Februar wurden die Neuvermählten in Potsdam von dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen in herzlichster Umarmung empfangen. Hier konnte auch Friedrich Wilhelm seiner Viktoria das Schloß Babelsberg zeigen, in dem er die schönen Sommermonate seiner Kindheit und Jugend verlebt hatte.

Am 8. Februar geschah der feierliche Einzug in die Hauptstadt Berlin. Die Fahrt ging zu Wagen von Potsdam durch den Forst und die festlich geschmückten Dörfer nach dem Tiergarten, wo in Schloß Bellevue der kranke König und seine Gemahlin das junge Paar empfangen. Königin Elisabeth, die dem Neffen stets warme Zuneigung gezeigt hatte, erschien in festlichem Putze, aber sie sah elend aus und hatte die Augen voll Thränen. Es war wirklich ein ergreifender Augenblick, als Friedrich Wilhelm IV., vorübergehend von einem Strahl der Vernunft erleuchtet, die Prinzessin Viktoria umarmte, mit den Worten: „Wie schön ist es, das Du endlich da bist,“ um dann wieder in sein dumpfes Hinbrüten zu verfallen. Prinz Friedrich Wilhelm aber und seine Gattin, die die Krone auf dem Haupte und den Hermelinmantel um die Schultern trug, zogen unter Glockengeläut und Geschützdonner in die reich mit Guirlanden und Bannern geschmückten Straßen Berlins ein, zwischen den offiziellen Körperschaften und den langen Reihen der Gewerke, nach dem alten Königsschlosse an der Spree. Und wie die Banner die Farben und Wappen Preußens und Englands innig gefellt zeigten, so brachte auch bei dem Galadiner in dem kerzenstrahlenden Prachtraume des Weißen Saales der Prinz von Preußen den Trinkspruch aus nicht nur „auf das hohe neuvermählte Paar“, sondern nachdrücklich auch „auf die glückliche Alliance zwischen Großbritannien und Preußen“.

Es war von hoher Bedeutung, daß so der Beherrscher Preußens selber die politische Wichtigkeit der stattgefundenen Vermählung kundthat: ein klares Zeichen, daß es nun mit der Abhängigkeit des

1) Lord Loftus, *Reminiscences*, (Leipzig 1892, Tauchnitz ed.) I 279 f.

Staates von dem despotischen Willen des Zaren ein Ende habe, daß Prinz Wilhelm mit dem Augenblicke, wo eine wahrheitswidrige Fiktion seine Selbständigkeit nicht mehr lähmen würde, Preußens äußere Politik und innere Entwicklung von dem russischen Machtworte befreien und in volkstümlichere und würdigere Bahnen lenken werde. So sagte auch jedermann im Lande, hoch oder niedrig, mit Freude oder Besorgnis, das folgenschwere Ereignis auf. Professor Trendelenburg wies in der Anrede, die er im Namen der Akademie der Wissenschaften dem jungen Paare hielt, vom Standpunkte der Geschichte auf das englisch-preußische Bündnis hin. Die Bevölkerung Berlins verstand die Bedeutsamkeit des Ereignisses sehr wohl und jubelte gerade deshalb den beiden Fürstlichkeiten mit herzlicher und ungeheuchelter Begeisterung zu<sup>1)</sup>. Eben deshalb brachten ihnen freilich derjenige einflußreiche Teil der Hofgesellschaft und die Militärkamarilla, die seit 1849 den unglücklichen König auf die Bahn allseitiger politischer und religiöser Reaktion geführt, die der englischen Heirat sowie der englischen Prinzessin von vorn herein entschiedene Gegnerschaft gezeigt hatten<sup>2)</sup>, Mißtrauen und Abneigung entgegen. Sie sprachen laut und ungeheuchelt die Befürchtung aus: das fremde und eigentümliche Elemente, das hier zum erstenmale sich dem preußischen Herrscherhause heimische, werde dessen altüberkommenes Wesen zersetzen und ihm eine neue, „revolutionäre“ Denkweise einflößen. Allein einstweilen entbehrten Friedrich Wilhelm und Viktoria ja noch jedes bestimmenden Einflusses auf die Gestaltung des Staatslebens, und so ließen auch die alten Gegner die Anmut und herzgewinnende kindliche Freundlichkeit der Prinzessin, die natürliche Würde und Leutseligkeit ihres Gatten auf sich wirken. „Die Prinzessin ist natürlich, unbesangenen und freundlich; sie spricht in gutem Deutsch und macht auf mich einen angenehmen Eindruck,“ versichert wiederholt das Haupt der Kamarilla, General von Gerlach, in seinen Tagebüchern<sup>3)</sup>.

Noch eine Woche lang drängten sich Fest an Fest, Empfang an Empfang. Zahlreiche Abordnungen von Provinzen, Städten und Körperschaften strömten aus allen Teilen des Landes herbei, um dem prinzipal Paare Glückwünsche darzubringen, prächtige und sinnige Geschenke zu überreichen. Die frische, gewinnende Erscheinung der Neuvermählten, die Güte und Herzlichkeit, die sie jedermann erwies, selbst das noch so jugendliche Aussehen und die natürliche Schüchternheit, die ihr vielfach anhafteten, gewannen schnell die allgemeine Sym-

1) v. Bernhardi, Die Anfänge der neuen Aera (Berlin 1894), S. 5.

2) Ders., Unter Nikolaus I. und Friedrich Wilhelm IV., S. 330, 362 und anderwärts.

3) II 583.

pathie. Viktoria hatte zu ihres Gatten inniger Freude die schwere Probe, als Siebzehnjährige in einem fremden Lande und unter fremden Menschen wochenlang vor dem Angesichte aller die erste Rolle spielen zu müssen, ruhmvoll bestanden. Er konnte mit stolzer Genugthuung seinem Schwiegervater telegraphieren: „Die ganze königliche Familie ist von meiner Frau entzückt.“ Aber noch mehr beglückte ihn das innige Zusammenleben mit der schon so lange Geliebten. „Von meinem wahrhaften häuslichen Glück,“ schrieb er damals der Generalin Fischer, „werden Sie sich gewiß überzeugen, und wie ich in jenem teuern Wesen alles gefunden, was ich mir nur wünschen konnte.“ Auch die Prinzessin fühlte sich von der Zustimmung und Liebe gehoben, die sie umgaben. „Ich fühle mich hier unendlich glücklich und bin stolz darauf, diesem Lande anzugehören,“ sagte sie bald darauf mit herzlicher Bewegung zu einem bevorzugten Abendgaste<sup>1)</sup>. Von allen Seiten erhielt Prinz Albert erfreuende Nachrichten über den vorzüglichen Eindruck, den seine älteste Tochter, sein „kleiner Minister“, gemacht hatte. Ein gewiegter Beobachter schrieb ihm aus Berlin, wenige Wochen nach dem Einzuge des jungen Paares: „Die Prinzessin sieht schärfer und richtiger als viele Männer von hervorragendem Geiste, weil sie, im Besitze eines klaren Geistes und des reinsten Herzens, das Wort Vorurteil nicht kennt.“

Der Einfluß, den in diesen ersten Jahren der Ehe Prinz Albert auf das junge Paar geübt hat, muß sehr hoch angeschlagen werden. Die Prinzessin sandte täglich, oft an demselben Tage zweimal, an ihre Mutter Berichte über die Einzelheiten ihres persönlichen Lebens. Über Gegenstände allgemeiner Bedeutung aber schrieb sie jeden Montag, worauf ihr Vater schon am Mittwoch antwortete. Er unterließ nicht, ihr die besten und eindringlichsten Ratschläge zu erteilen, indem er auf die Reaktion hindeutete, die notwendig in der öffentlichen Stimmung in Preußen gegen ihre Vergötterung während der Freude des ersten Empfanges eintreten müsse, ihr die Stellung als Gattin und Tochter erläuterte, sie auf die Pflichten der Hausfrau aufmerksam machte, stets Wahrhaftigkeit, Natürlichkeit und Selbstbescheiden als wichtigste Vorzüge nannte. Auch politische Ratschläge an den Prinzen wurden, obwohl in sehr vorsichtiger Form, erteilt. Ein konstitutionelles, gemäßigt aber fest liberales Preußen an der Spitze Deutschlands und durch eine kräftige, sichere, von einer zuverlässigen Heeresmacht unterstützte Politik eine würdige und bedeutende Rolle in Europa spielend, — das war das Ziel, wie Prinz Albert es ansah und seinem Schwiegerjohnne sowie

1) Bernharth, Anfänge der neuen Aera, S. 17.

dessen Vater anempfahl. Gewiß hat der mündliche und briefliche Verkehr mit einer so bedeutenden, ausgereiften und klaren Persönlichkeit, wie der des Prinzgemahls, die politischen Anschauungen Friedrich Wilhelms gefestigt und weiter entwickelt; noch mehr als ein Jahrzehnt später, inmitten der Sorgen und Siege des französischen Krieges, bemerkt dieser in sein Tagebuch: „14. Dezember. Todestag Prinz Alberts, ich gedenke, daß er mir stets sagte, wir müßten den Gedanken aufgeben, ohne Beihilfe Deutschlands eine entscheidende Rolle zu spielen<sup>1)</sup>.“ Indes wir wissen auch, daß seine politische Denkweise sich bereits vor allen nähern Beziehungen zu jenem Fürsten gebildet hatte, und es wäre irrig, sie nur von seinem Schwiegervater oder seiner Gemahlin herzuleiten. Gerade in jenen Jahren sprach er sich unbefangen über die Engherzigkeit und Selbstsucht der englischen Politik aus<sup>2)</sup>.

Das junge Paar hatte zunächst seine Häuslichkeit in behaglicher und seinen Wünschen entsprechender Weise einzurichten. Der Prinz hatte zu seinem und seiner Familie Heim das Schloß unter den Linden aussersehen, das einst der Große Kurfürst für seinen geistvollen und tapfern General, den Feldmarschall von Schomberg, hatte erbauen lassen, dessen schönste und glücklichste Erinnerungen sich aber an den Aufenthalt knüpften, den hier seit dem Jahre 1793 der Kronprinz und König Friedrich Wilhelm III. mit seiner geliebten Luise genommen hatte. Das innige und beseligende Familienleben, das sich damals in diesen Räumen abspielt, war die schönste Vorbedeutung für den Enkel und dessen jugendliche Gemahlin und verlieh beider Dasein von vornherein den Glanz herrlicher und stimmungsvoller Weihe. Indes sollte der bisher einfache und schmucklose Bau den künstlerischen Bedürfnissen des prinzlichen Paares und den erhöhten Anforderungen modernen Daseins gemäß umgestaltet werden. Hofbaurat Strack wurde mit der Aufgabe betraut, die er in trefflicher Weise löste, wenn auch die Ausführung unter der Eile litt, mit der sie zu Ende gebracht werden mußte. Ein Stockwerk wurde aufgesetzt und in eigenartiger Gestaltung doch harmonisch mit dem schon Vorhandenen verbunden. Ein Peristil, der einen Balkon trägt, wurde der Hauptfront vorgelegt, dem rechten Flügel des Palastes eine elegante, von einer Säulenhalle umzogene Gartenveranda hinzugefügt. Endlich ward an der Hinterfront des Gebäudes eine achteckige Gedenthalle errichtet, die zunächst bestimmt war, die zahlreichen, meist ebenso artistisch schönen wie kostbaren Hochzeitsgeschenke des jungen Paares aufzunehmen; seitdem aber wurden ihr gleichfalls die reichen Schätze zugeführt, die der feine und lebhafteste Kunstsinne der fürstlichen Bewohner in einer langen Reihe

1) Deutsche Rundschau, 1. Okt. 1888, S. 22.

2) Bernhardt, a. a. O., S. 300.

weiterer Jahre erwarb. Da sie sich zum überwiegenden Theile auf die persönlichen Erlebnisse der Hausherrschaft bezogen, ist diese Sammlung ein wahres Museum des erlauchten Paares geworden.

Indes die Herstellung des also vergrößerten und verschönten Palastes nahm immerhin geraume Zeit in Anspruch. Deshalb vergingen die ersten ungetrübt sorglosen und heiteren Monate der jungen Ehe in den kleinen Turmzimmern von Babelsberg oder in einer Schwelmerwohnung des großen Königsschlosses. „Voll inniger Sympathie füreinander, und beide begeistert für alles, was des Menschen Herz erhebt, genossen sie zusammen mit Enthusiasmus die poetischen Meisterwerke aller Zeiten 1).“ Sie empfingen auch bald zahlreiche Gäste, die von der natürlichen Liebenswürdigkeit und jugendlichen Unbefangtheit der erlauchten Wittin höchlichst entzückt waren. Friedrich Wilhelm zeigte das Glück, das ihm die Ehe gewährte, nicht nur in den hell leuchtenden Augen, sondern sprach es auch seiner Umgebung bei jeder Gelegenheit aus. War er durch seine militärischen Berufsgeschäfte entfernt, so pflog seine Gattin naturwissenschaftliche Studien, die sie einst unter Leitung von Männern wie Faraday und Hofmann begonnen hatte, oder eilte in die nahen Museen. Aber auf lange ertrug sie die Trennung von dem Gemahle nicht; als er einige Tage zum Manöver abwesend war, berief sie ihn telegraphisch zurück. Mit treuer Anhänglichkeit hielt sie an den Gewohnheiten des elterlichen Hauses fest; den Ermahnungen des Vaters folgend, bekümmerte sie sich um alle Einzelheiten des eignen Haushalts und meinte, nicht deshalb sei sie Königstochter und Gemahlin des Thronfolgers, um sich den Forderungen des Ceremoniells und der Oberhofmeisterin unterwerfen zu müssen. Kein Wunder, daß es bald mit dem methodischen Weien und der strengen Etikette des preussischen Hofes Zusammenstöße gab, und daß sich in der gänzlich veränderten Umgebung, inmitten ungewohnter Sitten und Gebräuche, die so junge Fürstin bisweilen vereinsamt, ja beängstigt fühlte und lebhaftes Verlangen nach den Eltern empfand, zumal nach dem Vater, „für den sie einen wahrhaften Kult hat,“ — wie Königin Viktoria an Leopold I. von Belgien schrieb. Prinz Albert ertrug auch nicht lange die Trennung von der geliebten Tochter. Schon Ende Mai 1858 begab er sich nach Deutschland, zuerst nach seiner Heimat Koburg, dann nach Babelsberg, wo er am 4. Juni anlangte. „Die Beziehungen zwischen den jungen Leuten,“ schrieb er seiner Gemahlin, „sind so, wie man es nur wünschen kann. Ich hatte lange Unterredungen mit beiden, einzeln und gemeinschaftlich, die mich auf das höchste befriedigten.“ Er blieb nur drei Tage bei

1) Sinspeter, S. 10.

feinen Kindern, da sein Besuch hauptsächlich der Vorläufer und die Ankündigung eines längeren Aufenthaltes sein sollte, den er und die Königin Viktoria bei ihnen zu nehmen gedachten. In der glühenden Hitze jenes Sommers reiste das königliche Paar im August nach dem Kontinente. Der Prinz von Preußen erwartete sie bereits in Aachen und geleitete sie auf ihrer Fahrt gen Osten. In Magdeburg fanden sie „Fritz, strahlend“ vor Freude (12. August); endlich an der Wildparkstation bei Potsdam „unser teures Kind“. Es war ein aufregender Augenblick: „so viel zu sagen, zu plaudern und zu fragen, und sie doch so unverändert, wohl aussehend, noch ganz die alte Wicky<sup>1)</sup>.“ Die hohen Gäste nahmen mit ihrer neuen Familie ihren Aufenthalt in Babelsberg; nur vorübergehende Besuche wurden in Berlin gemacht. Prinz Albert zeigte sich abermals von seinem Schwiegersohne durchaus befriedigt: „Er ist fest in seinen konstitutionellen Grundsätzen, er verabscheut das Ministerium (Manteuffel), und die Kühle, mit der Prinz und Minister sich begegnen, war unverkennbar.“ Am 28. August trennten sich die Königin und ihr Gemahl von ihren Kindern unter vielen Thränen und mit dem Versprechen „Auf baldiges Wiedersehen.“ Indes der Besuch wurde nicht mehr erneuert. Die Eindrücke, die die Königin von ihrem Aufenthalte am preussischen Hofe empfangen hatte, waren nicht ungetrübt befriedigende. Freilich die Bevölkerung hatte ihre Zuneigung für die Beherrscherin des großen und freien England in wärmster Weise gezeigt. Aber nicht umsonst fielen der Monarchin in den Schlössern Friedrich Wilhelms IV. die zahllosen Gedenkstücke an den russischen Hof, an den Zaren Nikolaus unangenehm auf. Die ganze Kamarilla und ihre zahlreichen Anhänger in den feudalen Kreisen, ja der Ministerpräsident Manteuffel selber verbargen ihre bittere Abneigung gegen die britische Königin und zumal deren Gatten und seinen Freund Stockmar nicht, in denen sie die eifrigsten Anhänger und Verbreiter konstitutioneller Anschauungen und damit ihre eignen schlimmsten Gegner sahen. Die Engländer fühlten sich nicht behaglich an einem Hofe, der so überwiegend militärischen, ihnen wenig sympathischen Charakter trug<sup>2)</sup>. Das that den innigen Familienbeziehungen zu dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen keinen Abbruch, die beide von dem königlichen Paare von Großbritannien ebenso hoch geschätzt wie aufrichtig geliebt wurden. — Stockmar blieb noch einige Wochen in dem ihm teureren jungen prinzlichen Hause, von den geistigen Größen Berlins ebenso geehrt und gesucht, wie von den Anhängern der Kamarilla gehaßt und gefürchtet,

1) Aufzeichnungen der Königin Viktoria.

2) Martin, IV 287, 289 Note, 293, 294, 318 Note.

die dem bescheidenen und einsichtigen Diener des Koburger Hauses die verderblichsten Absichten zuschrieben<sup>1)</sup>.

Am 20. November 1858, am Vorabende des Tages, an dem Prinzessin Viktoria zum erstenmale ihr Wiegenfest in der neuen Heimat beging, zog sie mit ihrem Gemahl in das schöne Schloß ein, das ihnen bereitet worden. Sie hatte die Freude, bei der Geburtstagsfeier, die zugleich das Einweihungsfest ihres Hauses war, den ältesten Bruder, den Prinzen von Wales, bei sich zu sehen, nachdem ein jüngerer Bruder, Prinz Alfred, schon im September bei ihr geweilt hatte.

Das stille innige Familienglück des fürstlichen Paares wurde wesentlich gesteigert und die schönsten Hoffnungen erfüllt durch die Geburt eines Knaben, unseres jetzigen Kaisers Wilhelm, am 27. Januar 1859. Mit fürsorglicher Liebe hatte die Prinzessin selber alle Vorbereitungen für das große Ereignis getroffen und die Personen auswählt, die zur Wartung und Pflege ihres Erstgeborenen bestimmt wurden. Je größer dann die Leiden der hohen Wöchnerin, je peiniger während eines Momentes die Besorgnisse für das Leben des Kindes gewesen waren, um so jubelndere Freude gab sich nach dem glücklichen Ausgange kund, nicht nur in den beiden königlichen Familien, sondern im ganzen preussischen Lande. Das Berliner Volk rief und glückwünschte vor dem kronprinzlichen Palais, bis Friedrich Wilhelm selber auf den Balkon trat und den Getreuen seinen Dank aussprach<sup>2)</sup>. Von allen Seiten kamen Festgedichte, Toaste, Glückwünsche in Prosa und in Versen, Abordnungen. Den letzteren erwiderte der Prinz in den herzlichsten Ausdrücken. Dem Präsidium des preussischen Landtages sagte er unter anderem die schönen Worte: „Wenn Gott meinem Sohne das Leben erhält, so wird es meine schönste Aufgabe sein, denselben in den Gesinnungen und Gefühlen zu erziehen, welche mich an das Vaterland ketten. Möge Gott das Streben segnen, unsern Sohn würdig der ihm so früh entgegen gebrachten Liebe zu erziehen.“ Aber neben den feierlichen Aussprüchen fehlten auch Scherzreden nicht, wie sie Friedrich Wilhelm stets geliebt hat. Als der kleine Prinz die ihm von einem Mitgliede einer Berliner Bürgerdeputation gezeigte Uhr fest umklammerte, sagte der glückliche Vater lachend: „Da sehen Sie, was ein Hohenzoller einmal in seinen Händen hält, das läßt er so leicht nicht wieder los.“

Zur Taufe, die am 5. März stattfand, sandten die englischen Großeltern Lord Raglan und den Hauptmann de Ros, die der Prinzessin persönlich wohl bekannt waren. Bei dieser Gelegenheit schrieb ihr der

1) Stockmar, Denkwürdigkeiten, S. 44 ff.

2) Gerlach, Denkwürdigkeiten, II 643.

Prinz-Gemahl: „Deine Schilderung von Deines Gatten Freundlichkeit und liebevollem Mitgefühl für Dich macht mich sehr glücklich. Ich liebe ihn innig, ehre und achte ihn, und ich bin auch um feinetwillen froh, daß er in Dir und meinem Enkel Bande des Familienglücks gefunden hat, aus dem er sicher diejenigen häuslichen Neigungen schöpfen wird, in denen allein auf die Länge die wahre Befriedigung des Daseins gefunden werden kann.“

Dieser Art innigster Genugthuung ist dem erlauchten Ehepaare jederzeit zu teil geworden. Die gemeinsame Freude an den Schöpfungen der größten Denker und Dichter aller Nationen führte es naturgemäß zu stetem Austausch und zu völliger Verschmelzung seiner Ansichten und Empfindungen, und es stellte sich zwischen beiden in wahrhaft idealer Weise eine Übereinstimmung auf allen Gebieten, auf dem religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen und besonders auch politischen heraus, wie sie bei wenigen Ehepaaren, zumal aber bei so hoch stehenden, gefunden wird. Es ist durchaus falsch, wenn man in diesem innigen Wechselverhältnisse häufig den Prinzen als den einseitig Empfangenden, Beeinflussten, seine Gemahlin als die ausschließlich Gebende und Bestimmende hat schildern wollen. Der Charakter und die Denkweise Friedrich Wilhelms, der neun Jahre älter war als seine fast noch kindliche Gattin, waren längst vor der Vermählung ausgebildet. Nahestehende und urteilsfähige Beobachter haben zuerst vielmehr eine vorwiegende Einwirkung des Prinzen auf seine Frau festgestellt<sup>1)</sup>. Je klarer beiden stets die Verantwortlichkeit ihres Denkens und Handelns, mit Hinsicht auf den großen zukünftigen Beruf des Gatten, im Bewußtsein blieb, um so ernster und gewissenhafter rangen sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln des Erkennens und der Aufklärung nach sicherer Überzeugung in allen wichtigen Fragen des Individuums und der Gesellschaft. War die Frau enthusiastischer, selbständiger, neuen Ideen leichter zugänglich, der Gatte ruhiger, bedächtiger, den Überlieferungen seines Hauses ergebener, so erloß gerade aus der Wechselwirkung dieser beiden geistig ebenbürtigen Naturen die schönste und edelste Einheit, die der ganzen Nation freudige Hoffnung auf die Zukunft eröffnete. Denn schon war dem Prinzen Friedrich Wilhelm eine neue höhere Laufbahn erschlossen, er war der Kronprinz, der unmittelbare Thronfolger Preußens geworden.

<sup>1)</sup> So Herzog Ernst von Koburg-Gotha (Aus meinem Leben, II 347 f.)



### Drittes Kapitel.

## Der Kronprinz.

Die neue Ära des preußischen Staatslebens, deren Ankündigung die Vermählung Friedrich Wilhelms mit der Tochter des englischen Herrscherpaares nach allgemeiner Auffassung und nach der offenbaren Absicht des Prinzen von Preußen selbst gewesen war, begann schon einige Monate nach jenem großen Ereignisse im Leben des jungen Hohenzollernsprösses. Das schwere Gehirnleiden, von dem der unglückliche Friedrich Wilhelm IV. betroffen worden, machte im Sommer 1858 so große Fortschritte, daß an eine Regierungsfähigkeit des Monarchen nicht mehr zu denken war. Damit wurde aber der provisorische Charakter, den die herrschende Partei bisher der Stellvertretung des geistig Unmündeten durch seinen nächsten Agnaten, den Prinzen Wilhelm, aufgenötigt hatte, unbedingt hinfällig. Freilich intrigierte die feudal-pietistische Kamarilla, die sich in ihrer Herrschaft bedroht sah, unausgesetzt, um die Regentschaft des von ihr so schwer verletzten Prinzen durch eine Art Vormundschaft der Königin über ihren erkrankten Gemahl zu vermeiden; allein an der Gewalt der Thatsachen und dem festen Willen des Prinzen, sein Recht durchzusetzen, scheiterten ihre hinterlistigen Bestrebungen. Und zwar um so mehr, als Königin Elisabeth sich keineswegs zum Werkzeuge dieser verwerflichen Pläne hergab, vielmehr die Rechte des Prinzen von Preußen in nachdrücklichster Weise betonte und verfocht<sup>1)</sup>. Das einzige Augenmerk der pflichttreuen Gattin war, ihrem unglücklichen Gemahl durch völlige Entfernung von allen Sorgen und Aufregungen

<sup>1)</sup> Mündliche Mittheilungen Gust. Freytags, nach Äußerungen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der auf die im Hausarchive liegenden Briefe der Königin Elisabeth, die er selber gelesen, hinwies.

der Politik das Leben möglichst zu verlängern<sup>1)</sup>. Am 7. Oktober 1858 unterzeichnete der König die Urkunde, die seinem Bruder endgültig die Regentschaft übertrug, und zwar in dem Sinne, „die königliche Gewalt in der alleinigen Verantwortlichkeit gegen Gott nach bestem Wissen und Gewissen auszuüben“. Dem feierlichen Schwure auf die Verfassung, am 26. Oktober im Weißen Saale des königlichen Schlosses vor versammeltem Landtage, wohnte auch der Thronerbe Friedrich Wilhelm bei, der seinen Vater bei dem vorhergehenden Kampfe nach Kräften unterstützt und zu dessen um so festerer Überzeugung von seinem Rechte durch den gelehrten und klugen jüngeren Stockmar eine Denkschrift über die anzutretende Regentschaft hatte ausarbeiten lassen.

Prinz Wilhelm war nunmehr von den moralischen Fesseln befreit, die ein volles Jahr hindurch seine Entschlüsse behindert hatten. Hatte er früher Zweifel gehegt, ob er die Verfassung beschwören dürfe, wenn nicht die Pressfreiheit mehr beschränkt, der Landtag nur alle zwei Jahre einberufen und das ordentliche Staatsbudget für alle Zeit festgesetzt würde — so waren solche Bedenken längst verschwunden<sup>2)</sup>. Seine politischen Überzeugungen hatten sich geklärt. Diese ebensowohl wie die Einwirkung seiner Gemahlin, die in den Koblenzer Leidensjahren einen großen Einfluß auf ihn gewonnen hatte, und endlich das bittere Gefühl der von den Feudalen und Pietisten erfahrenen persönlichen Kränkungen hatten in ihm den Entschluß erzeugt, mit dieser Partei und ihren Führern völlig zu brechen. Schon am 5. November entließ er das Ministerium Manteuffel und berief ein neues Kabinett, das, unter dem Voritze des Fürsten von Hohenzollern, zum überwiegenden Teile aus gemäßigt liberalen Männern zusammengesetzt war. Eine Ansprache des Regenten an seine neuen Ratgeber verkündete der Welt die Grundsätze, nach denen er zu verfahren gedenke. Man überhörte darin gern die doch stark betonte Erklärung, daß von einem Bruche mit der Vergangenheit nicht die Rede sein könne; um so freudiger stimmte das preußische Volk den mannhafteu Worten des neuen Herrschers zu, die einer heuchlerischen Orthodogie den Krieg ansagten und hervorhoben: „Alle Scheinheiligkeit, kurzum alles Kirchenwesen als Mittel zu egoistischen Zwecken ist zu entlarven; die wahre Religiosität zeigt sich im ganzen Verhalten des Menschen; dies ist immer ins Auge zu fassen und von äußerem Gebahren und Schaustellungen zu unterscheiden.“ Das Programm für die äußere

1) Ms. Schreiben des Grafen Uxedom vom 10. Dez. 1857.

2) Ms. Unterredung des alten Herrn v. Bunsen mit dem Prinzen von Preußen vom 18. Dezember 1855. — Am 19. Oktober 1857 hatte der Prinz ein Gespräch über die Frage: unbedingte oder bedingte Annahme der Verfassung, mit Otto von Bismarck (Gedanken und Erinnerungen, I 197).

Politik lautete: Befreiung von fremden Einflüssen — also besonders Rußlands — und „moralische Eroberungen“ in Deutschland zur Förderung von dessen Einigung. Eine gewaltige Bewegung ergriff ganz Preußen, die Herrschaft der Reaktion verschwand mit einem Schlage, ein gemäßigter und durchaus monarchischer, aber entschlossener Liberalismus trug den Sieg davon und charakterisierte die Wahlen zum neuen Abgeordnetenhaufe. Die „neue Ära“ hatte thatsächlich begonnen.

Die Stellung des Prinzen Friedrich Wilhelm wurde durch die Machterweiterung, die sein Vater erhalten, selbstverständlich eine erhöhte und bedeutendere. Der Regent hatte ihn bereits zum Generalmajor ernannt, auch bei der feierlichen Konstituierung des neuen Ministeriums hinzugezogen. Mit freudigem Herzen nahm Friedrich Wilhelm die politische Wandlung auf, die seinen Neigungen und Überzeugungen so ganz entsprach. Ja, man darf sagen: wenn der Vater die „neue Ära“ mehr als eine durch die persönlichen Erfahrungen und politischen Umstände begründete Notwendigkeit betrachtete, der er von vornherein mit gewissem Mißtrauen nachgab, so war sie für den Sohn Herzenssache. Er faßte seine Aufgabe als Thronerbe sehr ernst und bereitete sich auf seinen künftigen Herrscherberuf nach Möglichkeit vor. Deshalb beteiligte er sich mit vollem Eifer an der Politik und erschien regelmäßig in den Sitzungen des Ministerrates. Ebenso wohnte er den wichtigeren Sitzungen des Abgeordneten- und des Herrenhauses mit sichtlichem Interesse bei. Sein gründliches und pflichteifriges Wesen ließen es ihm als unentbehrlich erscheinen, daß er zur Bildung eines sachgemäßen Urteils einen besonderen politischen Ratgeber erhalte. Der ziemlich indifferente Regierungsrat Brunnemann aus Merseburg, den ihm das Ministerium zuerst hierfür zu Gebote stellte, befriedigte ihn nicht. Er setzte es im Jahre 1861 durch, daß ihm ein viel bedeutenderer und politisch prononcierter Berater zugesellt wurde, in der Person des Geheimen Regierungsrates Max Duncker. Der treffliche Historiker war längst als gemäßigter Liberaler und zugleich als Verteidiger preussischer Vorherrschaft in Deutschland thätig und bekannt. Dafür hatte er als Burschenschaftler im Kerker gelitten, dafür in Frankfurt am Main, Erfurt und Berlin als Volksvertreter gekämpft, dafür als Schriftsteller gewirkt, dafür auch an der Spitze des Preßbureaus der „Neuen Ära“ gearbeitet. So fest er auch in seinen Überzeugungen war, eine gewisse Hinneigung zu höfischem Wesen, zur Unterwerfung unter die Inhaber faktischer Macht dürfte man ihm freilich nicht absprechen. Er war schon ein Jahrzehnt früher dem Prinzen von Preußen näher getreten und stand mit Friedrich Wilhelm seit dem März 1859 in Beziehungen. Seine amtliche Berufung an dessen Seite war für den Prinzen ein förmliches politisches Programm.

Mit gewohnter Güte und Duldsamkeit gestattete Friedrich Wilhelm dem bewährten Manne volle Offenheit in seinen politischen Ratschlägen<sup>1)</sup>.

Prinzessin Viktoria forderte ihren Anteil, wie an den litterarischen und künstlerischen, so auch an den politischen Bestrebungen ihres Gatten. Sie ertrug selbst nur ungern, daß er dem Freimaurerbunde angehörte, weil dieser seine Mitglieder zur Verschwiegenheit über seine Einrichtungen und Arbeiten auch der Gattin gegenüber verpflichtete<sup>2)</sup>. Es war das nur eine Übertreibung des lebhaften Gefühls, das Viktoria für ihre Pflichten und Rechte als Gemahlin des Thronerben hegte. Sie hat diesen zu jener Zeit in einer bestimmten Hinsicht allmählich beeinflusst. Das gute und lebenswürdige Herz des Prinzen empfand es immerhin schwer, daß der Bruch mit der feudal-konservativen Partei notwendigerweise eine große Anzahl von Kreisen und Persönlichkeiten, die dem Hofe bisher am nächsten gestanden hatten, diesem nunmehr entfremdete<sup>3)</sup>. Da hat die Prinzessin, die jenen Elementen ja fern geblieben war und sich auch später nie mit ihnen befreundet hat, Gelegenheit gehabt, die Folgen solches Bedauerns auf die politische Richtung ihres erlauchten Gatten zu bekämpfen.

Bald aber trat die innere Politik an Wichtigkeit hinter die Sorgen und Gefahren zurück, die die allgemeinen Verhältnisse Europas Preußen und seinen Staatskern bereiteten. Nicht nur in Deutschland sprachen sich die Einheitsbestrebungen mit großer Kraft aus; sie machten sich auch auf der italienischen Halbinsel geltend, und zwar um so unwiderstehlicher und leidenschaftlicher, als sie sich hier mit dem Kampfe gegen die Fremdherrschaft verbündeten, wie Osterreich und auswärtige Fürstenthümer sie über den größten Teil des Landes übten. Piemont, „das Preußen Italiens“, übernahm unter der Leitung eines der größten Staatsmänner aller Zeiten, Cavour's, die Führung und Verfechtung der nationalen Wünsche. Es alliierte sich zu deren Erfüllung mit Frankreich, das Napoleon III. für den Verlust der inneren Freiheit durch kriegerischen Ruhm sowie durch Wiedererrichtung der französischen Vorherrschaft in Europa zu entschädigen gedachte, um damit seine Dynastie fest zu begründen. Als der Krieg zwischen Frankreich, Sardinien und Osterreich im April 1859 thatsächlich ausbrach, suchte dieses auch Preußen und damit ganz Deutschland in seinen Kampf mit hinein-zuziehen.

1) H. Haym, Das Leben Max Dunders (Berlin 1891), S. 190, 236 f., 245.

2) Schreiben des Prinzen Albert an seine Tochter vom 19. März 1859, Martin, IV 402.

3) Bernhardi, III 228.

Die Lage war für Preußen eine überaus günstige. Es konnte mit einem Schlage all' die Demütigungen wieder gut machen, die es seit mehr als einem Jahrzehnt von Oesterreich und den von diesem geleiteten Mittelstaaten zu erleiden gehabt hatte; indem es schleunigst Rüstungen anstellte und dann dem Kaiser Franz Joseph das Ultimatum vorhielt: entweder ein Bündnis mit vollem Zugeständnis aller militärischen und politischen Ansprüche Preußens in Deutschland, oder Krieg. Allein an eine solche große und entschiedene Politik, wie sie damals nur Bismarck vorschwebte<sup>1)</sup>, war bei der Berliner Regierung nicht zu denken. Der Regent sah in Oesterreich den traditionellen Freund, in Frankreich den natürlichen Feind und in dessen Kaiser den Erben und Vertreter der Revolution. Also Krieg konnte man nur für Oesterreich und gegen Frankreich führen, aber der auf sein Preußentum stolze Prinz Wilhelm wollte ihn doch nicht als österreichischer Vasall unternehmen. Er erhob die Forderung, das gesamte Heer des deutschen Bundes müßte unter die Führung Preußens gestellt werden. Während man darüber unterhandelte, ward allmählich und stufenweise das preussische Heer auf den Kriegsfuß gesetzt. Dabei war, am 14. Mai 1859, Generalmajor Prinz Friedrich Wilhelm zum Führer der ersten Gardedivision ernannt.

Der junge General sah ebenso wie sein Vater in Napoleon III. die Revolution gleichsam verkörpert<sup>2)</sup>. Um so mehr wünschte er mit dem Feuer des jugendlichen Offiziers und zumal des Hohenzollernschen Soldatenblutes den Kampf gegen Frankreich herbei<sup>3)</sup>. Allein die Gelegenheit, kriegerische Vorbeeren zu pflücken, erschien für ihn und das preussische Heer damals nicht. Oesterreich, das schon in Italien den maßgebenden Einfluß verloren hatte, wollte nicht auch in Deutschland abdanken und zog es vor, zu Villafranca, am 11. Juli, durch das Opfer der Lombardei den Frieden zu erkaufen, der es von Preußens Forderungen unabhängig machte. Preußen hatte wieder zu lange gezögert: es hatte Oesterreich erzürnt, Frankreich schwer gereizt, Süd- und Mitteldeutschland, die für die Habsburger begeistert waren, zu erbitterten Gegnern gemacht, abermals sein Heer vergeblich mobilisiert. Von „moralischen“ Eroberungen war man ebenso weit entfernt wie von militärischen. Die Armee wurde nun wieder auf Friedensfuß gesetzt; es war nur ein geringer Trost für den Prinzen Friedrich Wilhelm, daß er trotzdem den Befehl der ersten Gardedivision beibehielt.

Preußen suchte darauf das verlorene Terrain durch Bemühungen um die Reform des deutschen Bundes wiederzugewinnen. Da man aber

1) Gedanken und Erinnerungen, I 282.

2) Bernhardi, III 228.

3) Gerlach, Denkwürdigkeiten, II 679.

mit Österreich unheilbar zerfallen war und doch nicht wagte, auf dessen Ausschluß aus Deutschland hinzuarbeiten, so kam man kaum weiter. Entschlossener, aber eben deshalb von dem schwächlichen Ministerium der Neuen Ära mißgünstig betrachtet, war der im Juli 1859 von norddeutschen Liberalen begründete „Nationalverein“, der von den beiden Großmächten nur Preußen als zukünftigen Träger und Leiter der deutschen Einheit in dieser dulden wollte.

Prinz Wilhelm, dem an Deutschland als solchem wenig lag, wünschte den deutschen Fürsten vielmehr ihre volle Souveränität zu erhalten, unter der Bedingung, daß sie in möglichst großer Anzahl sich militärisch Preußen unterordneten und damit dessen kriegerische Macht verstärkten, der sein ganzes Denken gewidmet war<sup>1)</sup>. Dieses letztere Ziel suchte er zunächst durch innere Umgestaltung der eignen Armee zu erreichen. Die Mobilmachung des Frühjahrs 1859 hatte thatsächlich eine Fülle von Mängeln, Schwächen und Gebrechen der damaligen Heereseinrichtungen zu Tage gebracht. Der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht war damals in Wirklichkeit verlassen, da jährlich nur eine schwache, zu der Menge waffenfähiger junger Mannschaft ganz außer Verhältnis stehende Anzahl von Rekruten ausgehoben wurde; dadurch gab es zu wenig durchgebildete Soldaten für die Feldarmee, und der Ausfall mußte durch Einreihung alter Landwehrleute in die Linienregimenter ersetzt werden. Die Cadres an Offizieren und Unteroffizieren waren gleichfalls zu schwach, die Verwaltung schleppend und schlaff. Der Regent hielt es, mit Recht, für seine heiligste Pflicht, die Wehrhaftigkeit Preußens zu erhöhen; nur so konnte diese kleinste Großmacht wirklich in der Welt, ja auch nur in Deutschland eine ihrer ruhmvollen Vergangenheit und ihrer hohen Bestimmung würdige Rolle spielen. Er bildete deshalb im Oktober 1859 unter dem Voritze des Feldmarschalls von Wrangel eine militärische Kommission zur Umgestaltung des Heerwesens: zu einem ihrer Mitglieder wurde auch Prinz Friedrich Wilhelm ernannt. Der Prinz stand in militärischen Dingen durchaus unter dem Einflusse seines von ihm innigst verehrten Vaters: dessen Anschauungen auf diesem Gebiete hatte er völlig zu den seinigen gemacht. Er verfocht sie mit Eifer im Schoße der Kommission und ging selbst so weit, es als eine Forderung der Loyalität zu bezeichnen, daß die Kommission einen vom Regenten ausgehenden Vorschlag einfach annehme; worauf ihn allerdings Wrangel fragte, wozu dann die Kommission überhaupt zu beraten habe<sup>2)</sup>. Es handelte sich um die beiden Kardinalpunkte in des Regenten Plan: Er-

1) Gespräch des Prinzregenten mit Ranke, 13. Juni 1860; Ranke, Zur eigenen Lebensgeschichte, S. 584.

2) Martin, V 16 ff. — Gerlach, II 704.

höhung der jährlichen Rekrutenziffer von 40,000 auf 63,000 Mann, und Wiederherstellung der dreijährigen Dienstzeit unter der Fahne. Wie gesagt, der junge Prinz war damals mit beidem durchaus einverstanden. Er nahm das lebhafteste Interesse an der Frage, ob das Abgeordnetenhaus die Kosten der Reorganisation bewilligen werde<sup>1)</sup>. Im Mai 1860 geschah dies, allerdings nur in provisorischer Weise. Der Regent aber führte die Umgestaltung sofort endgültig durch. Seines Sohnes militärische Bemühungen belohnte er bei dieser Gelegenheit, indem er ihm am 4. Juni 1860 das 1. Infanterieregiment, das angeblich älteste in der Armee, verlieh und ihn einen Monat später zum Generalleutnant erhob.

Wir haben schon öfters bemerkt, daß Friedrich Wilhelm, der tief innerlichen Verschiedenheit seiner Eltern entsprechend, gleichsam ein Doppelgesicht zeigt: auf der einen Seite aristokratisch-soldatische Neigungen, auf der anderen moderne, bildsame, freiheitliche Anschauung, wie seine Mutter sie in ihm begründet hatte, sein Schwiegervater sie mit aller Entschiedenheit bestärkte und förderte. Und allmählich gewann die letztere Richtung das Übergewicht. Bei jeder wichtigen politischen Frage holten Friedrich Wilhelm und Viktoria den Rat des allerseits als Meister der Politik verehrten Prinzen Albert ein. Sie durften um so mehr in diesem Sinne handeln, als der Regent selber mit seinem Freunde in England in beständigem vertraulichem Briefwechsel über alle bedeutenderen Gegenstände der internationalen Politik stand. Prinz, und dann König, Wilhelm teilte dem Prinz-Gemahl regelmäßig die geheimsten und wichtigsten Verhandlungen der preussischen Regierung mit — weit mehr als das sein Sohn zu thun auch nur imstande war. Dafür suchte dann Albert auf ihn zu wirken im Sinne des deutschen Nationalgefühls und vollstümlicher Regierungsweise, indem er ihm zugleich eine freie Verfassung als beste Schutzwehr und Waffe für Staat und Königtum schilderte, mit stetem Bestreben, die veralteten Anschauungen und überlieferten Vorurteile des Herrschers in schonender und geschickter Weise zurückzudrängen<sup>2)</sup>. Es ist nicht ohne Einfluß auf die Ansichten des Kronprinzen in dem späteren Kulturkampfe geblieben, daß Albert sich, bei Anlaß der Streitigkeiten, die damals in Süddeutschland über das Konkordat ausgebrochen waren, auf das Bestimmteste gegen jedes Paktieren mit der Kurie erklärte. Niemals, sagte er, dürfe der Staat, und noch dazu ein protestantischer Staat, seine eignen Waffen einem herrsch- und verfolgungssüchtigen Klerus leihen zur Unterdrückung der katholischen und zur Bekehrung der protestantischen

1) Bernhardt, III 280, 299 f.

2) Martin, V 45 f., 124 ff., 159 ff. 2c.

Staatsbürger<sup>1)</sup>. Wohl nicht ohne Zustimmung ihres Gatten sandte übrigens im Dezember 1860 Prinzessin Viktoria dem Vater eine Abhandlung über die Vorzüge der Ministerverantwortlichkeit ein, deren in der preussischen Verfassung verheißene Regelung damals vielfach erwogen, ja in einem Gesetzentwurf versucht wurde, aber bekanntlich noch heute nicht durchgeführt ist. Dieser Aufsatz einer zwanzigjährigen Frau bewies eine solche Reife des Denkens, daß er den Vater und Staatsmann höchlichst befriedigte und Prinz Albert nur die von der Tochter entwickelten Ideen weiter auszuführen wußte<sup>2)</sup>.

Die Innigkeit der gegenseitigen Zuneigung führte zu möglichst häufigen Zusammenkünften. Im November 1859 hatte Friedrich Wilhelm seine Gemahlin bei deren erstem Besuche als verheiratete Frau nach England begleitet, wo sie rechtzeitig zur Geburtstagsfeier des Prinzen von Wales (9. November) anlangten. Die englische Königsfamilie war hochbeglückt über die körperliche Frische sowie die geistige Entwicklung und Ausreifung der Prinzessin an der Seite ihres Gatten, dessen stets gleiche Geradheit, Liebenswürdigkeit und Härlichkeit die Schwiegereltern „in Entzücken versetzte“. Am 3. Dezember verließen die preussischen Gäste den englischen Boden wieder, um in die Heimat zurückzukehren. Hier hatten sie im Herbst 1860 die Freude, Königin Viktoria und den Gemahl in Koburg zu sehen und ihnen voll Stolz den ersten Enkel zu zeigen. Das Glück Alberts und seiner hohen Gemahlin über den „kleinen Liebling“ spricht sich in wahrhaft rührender Weise aus. Sie finden „er sei eine Verschmelzung beider Eltern, mit Frig' Augen und Bichs' Mund, gerade wie es so sein müsse.“ Sie nahmen ihn in ihr Zimmer, wo sie mit Entzücken seinen kindlichen Spielen zuschauten. Die ganze Familie begab sich dann nach Koblenz, wo der Regent und Prinzessin Augusta sich damals aufhielten. Der kleine Prinz Wilhelm blieb in Köln zurück, während seine Eltern das englische Königspaar bis an die belgische Grenze, nach Herbesthal, geleiteten.

Wenige Monate später, in der Nacht vom 1. zum 2. Januar 1861, wurde Friedrich Wilhelm IV. durch einen sanften Tod von seinen langen Leiden erlöst. Dieses längst erwartete Ereignis änderte freilich nichts an der tatsächlichen Lage der Dinge, um so mehr aber an der persönlichen Stellung des bisherigen Regenten und seines Sohnes. Ersterer bestieg nunmehr als König Wilhelm I. den Thron, während Friedrich Wilhelm Kronprinz von Preußen wurde. Als „der Kronprinz“ ist er seitdem viele Jahrzehnte hindurch der Liebling der preussischen

1) Brief vom 18. Dezember 1860; Martin, V 260 ff.

2) Gerlach, Denkwürdigkeiten, II 704.



und dann des deutschen Volkes gewesen. Einem alten Gebrauche des Hohenzollernhauses entsprechend, wurde er mit dem Titel eines Statthalters von Pommern ausgezeichnet, der allerdings in Wirklichkeit weder Rechte noch Pflichten mit sich führte. Die erhöhte Annäherung zum Throne löste aber dem Prinzen ein um so dringenderes Bewußtsein seiner Aufgabe ein, sich mit den Staatsgeschäften eingehend vertraut zu machen. Er hat die schriftliche Hinterlassenschaft des verstorbenen Königs einer genaueren, ihn mehrere Wochen hindurch beschäftigenden Durchsicht unterzogen<sup>1)</sup>. Er wohnte auch den Sitzungen der verschiedenen Gerichtshöfe bei, um deren Einrichtungen und Personal kennen zu lernen. Als er so den Verhandlungen des Kammergerichts am 27. März 1861 mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt war, hielt er an die Räte eine Ansprache, die seine ganze Denkweise auf das deutlichste darlegt. „Wie ich soeben Gelegenheit gehabt habe,“ schließt er die Rede, „mich zu überzeugen, daß die Gesetze mit Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit gehandhabt werden, so will auch ich nur das Gesetz als oberste Richtschnur anerkennen, da nur durch die höchste Achtung vor dem Gesetze eine sichere Grundlage für ein gesundes Staatsleben geschaffen werden kann.“ Nicht die Selbstherrlichkeit des Königtums, sondern dessen gesetzmäßigen Charakter betont Friedrich Wilhelm: er will als Souverän einst nur der erste und höchste Diener des Gesetzes sein. Zum weiteren Zeugnis dafür nahm er — eine im preußischen Königshause ganz ungewohnte Erscheinung — an den Versammlungen des ersten deutschen Juristentages zu Berlin sowie an den Bestrebungen von dessen ständiger Deputation persönlichen Anteil. Wie er denn bei seiner Ernennung zum Statthalter von Pommern am 27. Mai 1861 erklärte: „Für mich wird das Gesetz stets als oberste Richtschnur gelten.“ Von Vorurteilen war bei ihm keine Rede. Er setzte es mit Aufbieten seines gesamten Einflusses durch, daß die freimaurerischen Großlogen Preußens den von auswärtigen Logen aufgenommenen „Brüdern“ jüdischen Glaubens den Zutritt gewährten, wenn er auch die direkte Aufnahme von Israeliten in die preußischen Logen nicht zu erlangen vermochte. Gerade wegen dieser rektionär-unduldsamen Richtung des preußischen Freimaurertums entfremdete er sich diesem immer mehr<sup>2)</sup>.

Der Kronprinz faßte eben das Herrschertum und den Staat in ganz moderner, liberal-konstitutioneller und nichtkonfessioneller Weise auf. Damit verband sich jedoch bei ihm ein starkes persönliches und fürstliches Selbstbewußtsein. Er hoffte, unter seiner Regierung einen groß-

1) V. Schneider, Aus dem Leben Kaiser Wilhelms, I 202.

2) Marg. v. Poschinger, I 336f.

artigen, allerdings etwas unbestimmt gedachten Liberalismus im Innern des Staatswesens durchzuführen, dann als Vertreter des echt konstitutionellen Königtums Deutschland mit Güte oder Gewalt zu einigen und zum maßgebenden Faktor im europäischen Völkerkonzerte zu machen<sup>1)</sup>. Eine herrliche, aber etwas unsichere Vorstellung, die darauf hinweist, daß Friedrich Wilhelm in erster Linie ein aufgeklärter, wohl unterrichteter und von den trefflichsten Absichten erfüllter Gefühlspolitiker gewesen ist.

Ein neuer Besuch am englischen Hofe konnte den Kronprinzen nur in seiner konstitutionellen Richtung bestärken. Er traf dort mit seiner Gemahlin, dem zweijährigen Prinzen Wilhelm und der am 24. Juli 1860 geborenen Prinzessin Charlotte am 26. Juni 1861 ein. „Die Kronprinzessin ist wohl“, schreibt Prinz Albert an Baron Stockmar, „und ebenso der Kronprinz und die Kinder. Der letztere giebt die größte Anhänglichkeit an seine Frau, an Ihren Sohn — den Privatsekretär der Kronprinzessin — und an Geheimrat Dunder zu erkennen. Sollte er auf den Thron gelangen, so bin ich sicher, er wird das konstitutionelle System annehmen und gründlich durchführen<sup>2)</sup>.“ Ein solches Zeugnis von seiten eines so erfahrenen Menschenkenners, der damals täglich mit Friedrich Wilhelm die vertraulichsten politischen Gespräche pflog, beweist mehr für des letzteren wahre Gesinnungen als die sich widersprechenden Behauptungen vieler Fernstehenden.

Mitten in dieses fröhliche Familienleben schlug die Schreckenskunde, daß ein irr sinniger Leipziger Student, Oskar Becker, am 14. Juli in Baden auf den König von Preußen zwei Schüsse abgeseuert und den verehrten Monarchen am Halse verwundet habe. Sofort eilte der Kronprinz von Osborne nach Baden, fand aber zu seiner innigsten Befriedigung den Vater fast völlig hergestellt und in zuversichtlicher Stimmung, so daß er am 18. wieder in Osborne eintraf. Er brachte von dem Zusammensein mit dem Vater den erfreulichsten Eindruck mit<sup>3)</sup>: offenbar hatten sich beide auf das beste verstanden. Sieben Wochen blieb die kronprinzliche Familie auf der Insel Wight, es war, als könne sie nicht von dem verehrten Prinzen Albert scheiden, den sie trotz seiner verhältnismäßigen Jugend — er zählte zweiundvierzig Jahre — nicht wieder sehen sollte. Am 16. August fand die Trennung statt.

Bald aber begannen die heimischen Verhältnisse eine betrübende Wendung zu nehmen. Die Übereinstimmung zwischen Herrscher und

1) Vgl. Haym, Dunder, 377. Freilich hat Dunder in späterer Zeit das Unbestimmte in den Plänen Friedrich Wilhelms gern übermäßig betont.

2) 7. Juli 1861; Martin V 369.

3) Prinz Albert an Stockmar, 29. Juli; das. S. 372.

Volk, die drei Jahre lang eine glückliche Zeit für Preußen herbeigeführt hatte, wurde durch schmerzliche Mißverständnisse beeinträchtigt. Wir wissen, daß der König der sehr richtigen Ansicht war, den schweren Mängeln der Heeresverfassung durch deren gründliche Neuordnung abhelfen zu müssen; nur so war es möglich, dem Staate die politische Selbständigkeit zu sichern, maßgebenden Einfluß auf die europäische Staatenwelt zu verschaffen und die nötige Machtunterlage zur Einigung Deutschlands unter Preußens Leitung herzustellen. Das Volk und seine Abgeordneten waren auch bereit, einer solchen Heeresorganisation die verfassungsmäßige gesetzliche Zustimmung zu erteilen und die dafür erforderlichen Mittel zu bewilligen. Allein das schwankende und unsichere Verfahren des Ministeriums, das im Innern keinerlei durchgreifende Maßregeln im liberalen Sinne zu treffen, nach außen ebensowenig das Ansehen Preußens zu wahren noch für die Reform der überlebten und einseitigen Bundeseinrichtungen zu wirken verstand, ließ die unpopulären Seiten der geplanten Reorganisation um so schärfer hervortreten. Die dreijährige Dienstzeit erschien als das, was sie wirklich war: bestimmt, das Heer vom Volke loszulösen und zum blinden Werkzeuge der Regierung zu machen; die Zurückdrängung der Landwehr wurde nicht minder als eine reaktionäre und im Mißtrauen gegen das Volk begründete Maßregel aufgefaßt. Die Kosten für die neue Heeresordnung hielt man für übertrieben und dem Nationalwohlstand in dauernder Weise schädlich. So hatte das Abgeordnetenhaus die vom Könige verlangten Gelder zweimal nur provisorisch bewilligt. Der König dagegen und sein Kriegsminister von Moos betrachteten die Umgestaltung als endgültig und unabänderlich. Wilhelm I. war auch keineswegs geneigt, die Anerkennung der Reorganisation seitens der Volksvertretung durch freisinnige Zugeständnisse auf eigentlich politischem Gebiete zu erkaufen, die ihm als „republikanisch“ und die unentbehrliche Machtfülle des Königtums untergrabend erschienen. Es sind das Anschauungen, die nur seinen längst gewonnenen Überzeugungen entsprachen. Hier setzten nun die zahlreichen reaktionären Elemente seiner Umgebung den Hebel an, um die „neue Ära“ völlig aus den Angeln zu drücken. Sie wußte ihn zu immer unpopulärerem und kostspieligeren Forderungen für das Heer zu bestimmen: wie Vermehrung der Garde, vierjährige Dienstzeit der Kavallerie, Errichtung unnötiger Reiterregimenter, umfassende Kasernenbauten und dergleichen mehr. Die Anhänger des Junkertums waren überzeugt, daß die Liberalen hier Abstriche machen und so den Konflikt mit dem Herrscher hervorrufen würden. Denn dieser betrachtete, und zwar mit vollem Rechte, die Reorganisation als sein eigenstes Werk. Eben deshalb wollte er nicht ein Jota davon aufgeben; nicht nur weil

die Heeresorganisation in ihrem Kerne für Preußens Sicherheit und Größe unentbehrlich, sondern auch weil sie der Ausdruck der unbedingten Macht der Krone in allen militärischen Dingen sei<sup>1)</sup>.

Prinz Friedrich Wilhelm hatte die Reorganisation im Grundsatz und in ihren wichtigsten Bestimmungen seinem militärischen Gewissen und seinen militärischen Überzeugungen nach durchaus gebilligt. Soweit stimmte er mit seinem erlauchten Vater überein. Aber er wollte sie nur im Einklange mit der Mehrheit der Volksvertretung durchgeführt wissen. Seine fest konstitutionelle Gesinnung und seine unerschütterliche Gewissenhaftigkeit forderten dies ebenso wie seine Sorge um die eigne Zukunft und das Wohl des Herrscherhauses, die ihm durch einen verfassungswidrigen Kampf zwischen Krone und Volksvertretung tief bedroht schienen. Er wünschte deshalb möglichstes Entgegenkommen in den nicht unbedingt notwendigen Einzelheiten der Arme-Umgestaltung sowie ein durchaus liberales Regierungssystem, das die Mehrheit des Abgeordnetenhauses zweifellos gewonnen hätte. Der drohende Konflikt erfüllte ihn wie seine in echt englischen konstitutionellen Grundsätzen erwachsene Gemahlin mit Trauer und zugleich mit lebhafter Besorgnis für die Zukunft des Königshauses und des Vaterlandes<sup>2)</sup>. Schon seit dem Frühjahr 1861 war der Kronprinz, der bescheiden aber mit Festigkeit als Nächster am Throne in die politische Entwicklung eingriff und regelmäßig den Ministerberatungen beiwohnte, die einzige Stütze des immer mehr in seiner Stellung bedrohten liberalen Ministeriums gewesen<sup>3)</sup>.

Seine politischen Berater waren damals — außer dem offiziellen, Dunder — hauptsächlich Ernst von Stockmar, Karl Samwer und Graf Karl von Ugedom.

Freiherr Ernst von Stockmar, der älteste Sohn des bekannten Leibarztes des Königs Leopold I. und Vertrauten des Prinz-Gemahls Albert, war seinem thatenlustigen und rastlos strebenden Vater nicht in allem ähnlich. Von frühester Jugend zu stillem beschaulichem Wesen hinneigend, einsamen Studien ergeben, sein reiches Gemütsleben sorgfältig vor der Außenwelt abschließend, an sich die höchsten Anforderungen stellend, und gerade deshalb mit sich selbst so unzufrieden, daß er oft an sich verzweifelte, wurde er durch eine chronische Krankheit, eine teilweise Lähmung des Rückenmarks, noch mehr entmutigt und zu persönlichem Pessimismus

1) Militärische Schriften Wilhelms des Großen, II 318, 456. — Bernhardt, III 263, 278, 284 f, 295 f, 310.

2) Lord Clarendon an Königin Viktoria, 19. Okt. 1861; Martin V 397 f.

3) Nach dem Ausspruche des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern an Dunder und nach des letzteren Denkschrift vom 19. März 1862; Saym, 237, 267. — Vgl. Bernhardt, IV 187.

veranlaßt. Dabei war er ein durchaus treuer, wohlmeinender und zuverlässiger Mann von umfassendem juristischen und geschichtlichen Wissen, von klarer politischer Einsicht, richtiger Auffassung bedeutender Verhältnisse und Charaktere und, wenn sein Gesundheitszustand es erlaubte, unermüdblicher Arbeitskraft; darin glich er wieder dem Vater. Sein Scharfsinn, wie die Eleganz und der feine Humor seines Vortrags machten ihn zu einem höchst beliebten Dozenten an der Universität Jena. Er fühlte sich vor allem als Gelehrter, als Professor. Gegen seinen Wunsch vermochte ihn dann der Vater, im Sommer 1856, zur Annahme eines ehrenvollen Antrages des Prinzen von Preußen als dessen Sekretär für politische wie vertraulich persönliche Angelegenheiten einzutreten. Indes gerade die kluge und nützliche Art, in der er diese ihm so neuen Geschäfte erledigte, ließen ihn der Königin Viktoria und dem Prinzen Albert als den geeignetsten Berater ihrer Tochter, der jungen Braut Friedrich Wilhelms erscheinen, und Prinz Wilhelm überließ ihr in väterlicher Huld den trefflichen, damals 34 jährigen Mann (1857). Stockmar mißtraute seiner eignen Einsicht, Arbeitskraft und Weltgewandtheit derart, daß es nur der energischen Einwirkung seines Vaters sowie des britischen Herrscherpaares gelang, ihn endlich zur Annahme zu bewegen. Er hat dem prinzlichen Paare — denn auch Friedrich Wilhelm hat ihn seit der Vermählung stets als seinen Vertrauten behandelt — mit unendlicher Hingebung, Selbstlosigkeit und unermüdblicher, selbst auf das kleinste sich erstreckender Arbeit gedient. Streng konstitutionell und liberal gesinnt, war er doch kein Doktrinär und verkannte nicht den Mangel der damaligen deutschen Liberalen an praktischem und politischem Sinn und an Thatkraft. Der Prinzregent hatte ihm durch einen Orden und die Kammerherrnwürde eine Stellung am Hofe gesichert, aber selbstverständlich war er dort als „Engländer“, als „Demokrat“, als „Intrigant“ bei der gesamten reaktionären Gesellschaft verhaßt. Seine schwankende Gesundheit hat ihn dazu veranlaßt, sich im Juli 1864 aus dem Dienste des Kronprinzlichen Paares zurückzuziehen; aber dessen nicht offizieller Berater ist er bis zu seinem am 6. Mai 1886 erfolgten Tode geblieben<sup>1)</sup>.

Mit Stockmars Vater und mit ihm selbst eng befreundet war der nur vier Jahre ältere Schleswiger Karl Friedrich Samwer, als Jurist ebenso ausgezeichnet wie als Staatsmann. Schon seit seiner Jugendzeit ein glühender Patriot, ein fester aber durchaus gemäßigter Liberaler, dabei ein unabhängiger und ehrenfester Charakter, hatte er als Schrift-

1) Karl Samwer, Stockmar, in der allg. deutschen Biographie. — Gust. Freytag, Gesamm. Werke, XVI 89 ff. Der schöne Aufsatz Freytags enthält einige thatsächliche Irrtümer.

steller, als Diplomat, als Rechtslehrer an der Kieler Universität, ja 1848 auch mit den Waffen in der Hand für die Selbständigkeit und das Deutschtum Schleswig-Holsteins gewirkt. Deshalb hatte das siegreiche Dänemark ihm im Jahre 1852 sowohl sein Lehramt wie seine Advokatur in Kiel entzogen. Auf des preussischen Generals und Ministers Radowig Empfehlung hatte ihn dann Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha zuerst als Bibliothekar und hierauf als Ministerialrat in seine Dienste gezogen und bald auch als politischen Ratgeber hochschätzen gelernt. In Gemeinschaft mit Max Duncker und Forchhammer, seinen politischen Glaubensgenossen, hatte Samwer anonym mehrere scharfe und sehr wirkungsreiche Schriften gegen die klägliche, Preußens und Deutschlands Interessen gleich schädigende äußere Politik des Reaktionsministeriums Manteuffel veröffentlicht. Seine gründliche staatsrechtliche und historische Gelehrsamkeit, seine gemäßigte und ruhige Auffassung der Verhältnisse, sowie die Festigkeit und Geradheit seines Charakters machten ihn zur Beratung des jungen, wohlgefinnten, aber noch etwas unklaren Friedrich Wilhelm sehr geeignet.

Als offiziöser Vertreter Schleswig-Holsteins in Berlin während des Jahres 1850 war Samwer dem Grafen Karl Georg von Uxedom näher getreten. Dieser schöngeistige Diplomat, ein begeisterter Verehrer der Litteratur, Kunst und Altertumskunde, war ein echter Sohn der Aufklärungszeit: vornehm, menschenfreundlich, nach klassischen Mustern gebildet und klassischen Idealen nachstrebend; dabei von allerdings sehr gemäßigtem Liberalismus, wie allem mittelalterlichen Wesen so auch den feudalen Stände-Einrichtungen feind. Ein vortrefflicher, geistvoller Unterhalter, scharfer Beobachter, guter Menschenkenner und gewandter Diplomat; aber zu sehr Idealist, um den Mut zu entschiedenem Handeln zu finden. Dabei hielt er sich zu den höchsten Zielen berechtigt und glaubte sich, wohl mit Recht, nicht genügend gewürdigt. Allein das that der heiteren Anmut und dem Glanze seines persönlichen Verkehrs keinen Eintrag. Die Reaktion hatte ihn im Jahre 1854 seiner amtlichen Stellung entkleidet, der Prinz-Regent aber, der ihn hochschätzte, 1859 zum Bundestagsgesandten ernannt. 1863 hat er diesen Posten mit dem in Turin vertauscht, den er — mit Übersiedelung nach Florenz, der neuen Hauptstadt des Königreichs Italien — bis zum Jahre 1869 innebehielt, wo ein Konflikt mit Bismarck seine Abberufung veranlaßte. Er hat dem Kronprinzen nie so nahe gestanden, wie Stockmar und Samwer, konnte ihm jedoch über die auswärtigen politischen Verhältnisse schätzbare Aufklärung geben. Hier neigte er zu einem Bündnisse mit den liberalen Westmächten, während er ein grundsätzlicher Gegner des damaligen reaktionären Oesterreich war.

Die Mitarbeit dieser Männer war für Friedrich Wilhelm um so notwendiger, als die inneren Zustände Preußens sich zusehends schwieriger und bedenklicher gestalteten.

Bald kam zu dem durch die Reorganisation hervorgerufenen Streite eine neue Zwistigkeit. Der König, befangen in seinen altpreußischen Überlieferungen, wünschte sich in hergebrachter Weise von den noch auf feudaler Gliederung beruhenden Ständen der einzelnen Provinzen huldigen zu lassen. Seine Minister widersetzten sich diesem Plane aufs äußerste, weil er die inzwischen ins Leben gerufene Gesamtverfassung des Staates absichtlich zu ignorieren schien. Sie erreichten es nur mit Mühe gegen die Intrigen ihres reaktionären Kollegen Roon, daß der Herrscher sich mit einer feierlichen Krönung in Königsberg, der alten preußischen Krönungsstadt, begnügte. Im Kampfe gegen die Erbhuldigung hatte der Kronprinz durchaus auf seiten der liberalen Minister gestanden; allein im Gegensatz zu seiner Gemahlin, die von solchen mittelalterlichen Gepflogenheiten überhaupt nichts wissen wollte, stimmte er, der sich gern in romantisch-prächtiger Fürstenherrlichkeit erging, dem Gedanken der Krönung lebhaft zu und riet, sie so feierlich und prächtig wie möglich zu gestalten. Freilich hätte er sie eben deshalb lieber in der großen Hauptstadt Berlin als in der entlegenen Mittelstadt Königsberg vollziehen gesehen. Der öffentlichen Meinung aber erschien die Ankündigung des Herrschers, er werde in Königsberg „selber die Krone vom Tische des Herrn nehmen und auf sein Haupt setzen“, als Betonung absolutistischer, verfassungswidriger Grundsätze. Es bildete sich in der bisher einzigen liberalen Partei eine entschlossene Opposition heraus, die den Namen Deutsche Fortschrittspartei annahm. Das Ministerium wurde freilich in liberalerem Sinne verändert, indem Fürst Hohenzollern dessen Vorsitz an Herrn von Auerwald abtrat. Da aber Wilhelm I. bei der am 18. Oktober 1861 stattfindenden Krönungsfeier Erklärungen abgab, die, sicherlich anders gemeint, doch in ihrem Wortlaut als Kriegsankündigung gegen die Verfassung aufgefaßt werden konnten, wurden Verstimmung und Mißtrauen immer allgemeiner. Die Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus ergaben einen unerwarteten Sieg der neuen, auf dem Boden des radikalen Freisinnus stehenden Fortschrittspartei.

Das kronprinzliche Paar hatte sich in einer Weise, die seiner hohen Stellung entsprach, an den Königsberger Festlichkeiten beteiligt. Allein die Bedeutung, die des Königs streng monarchische Richtung dieser Feier gegeben hatte, konnte nur verstimmend auf Friedrich Wilhelm und Viktoria wirken. Die Kümmernisse dieser Königsberger Tage trugen dazu bei, eine Erkältung, die damals die Kronprinzessin befallen hatte, zu einem ernstern, aber glücklicherweise vorübergehenden Leiden zu gestalten. Der

Gegensatz zu der immer deutlicher hervortretenden Wandlung der inneren Politik war um so schwerer für Friedrich Wilhelm zu verwinden, als er es sich zur Pflicht gemacht hatte, seine von dem Verfahren des Vaters abweichenden Anschauungen geheim zu halten und möglichst vor dem Publikum zu verbergen. Es war eine harte Aufgabe, mit steter Selbstentfagung inmitten des heftigen Parteistreites die eignen lebendigen Gefühle in enge Schranken zu bannen; und dabei die Besorgnis, daß der innere Zwist dem Staate unberechenbaren Schaden zufüge, daß er, der Prinz, selber vielleicht genötigt sei, dereinst die Regierung unter den ungünstigsten Bedingungen anzutreten, die doch er nicht geschaffen, ja deren Entwicklung er geradezu verurteilt hatte!<sup>1)</sup>

Gerade diejenigen Männer, die dem Könige persönlich am nächsten standen, fühlten sich von Friedrich Wilhelms und Viktorias Anschauungen durch eine weite Kluft getrennt.

Eine Zeit lang hatte der Kronprinz gehofft, durch eine entschiedene äußere Politik — sei es gegen den Staatsstreich in Kurhessen, sei es gegen die dänische Unterdrückung Schleswig-Holsteins — die Schwierigkeiten der inneren Lage gehoben zu sehen: aber das schwächliche Auftreten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Bernstorffs, machten auch diese Aussichten zu nichts<sup>2)</sup>. Und ebenso wenig geschah in der deutschen Frage. Schon im März 1860, in einem Gespräche mit Theodor von Bernhardi<sup>3)</sup>, „stimmt der Kronprinz sehr entschieden der Ansicht bei, daß die kleinen deutschen Staaten in Preußen aufgehen müssen. Er spottet über die kleinen Herren, meint, daß sie selbst in ihrer persönlichen Stellung gewinnen, wenn sie sich einem großen Staate unterordnen: kurz, er hat gar keine legitimistische Abneigung, das Experiment zu versuchen, wenn sich die Gelegenheit bieten sollte.“ So war Friedrich Wilhelm der erste Hohenzoller, der mit Bewußtsein und Absicht die absolute Notwendigkeit der Vereinigung ganz Deutschlands unter Preußen oder vielmehr Preußens Aufgehen in Deutschland anstrebte, ohne die vielberufene Rücksicht auf kleinfürstliches Recht, die bisher jeden Einheitsversuch durch Preußen hatte scheitern lassen.

Dieses echt deutsche Streben und zugleich seine konstitutionelle Gesinnung begründete die Abneigung, die der Kronprinz ganz offen gegen Rußland zur Schau trug, als die absolutistische Macht, als den Feind

1) Bernhardi tadelt in seinen „Anfängen der neuen Ära“ öfters den Mangel an politischem Interesse und die Unentschiedenheit des Prinzen. Er vergißt dabei offenbar, daß der Thronerbe seine Meinung nicht so offen aussprechen durfte, wie ein Abgeordneter oder ein Publizist.

2) Bernhardi, Die ersten Regierungsjahre Wilhelms I., S. 119 ff., 227, 255.

3) Bernhardi, Anf. der neuen Ära, S. 300.



der deutschen Einigung und den Begünstiger der Dänen; recht im Gegensatz zur preussischen Feudalpartei, die, voll Haß wider England, Rußland noch immer als den Hort der Reaktion und das Haupt der Heiligen Allianz verehrte<sup>1)</sup>.

Der Gegensatz zwischen des Kronprinzen und seines Vaters Ansichten galt aber nicht nur auf politischem, sondern auch auf kirchlichem Gebiete. Je mehr der König sich, im Zwiespalte mit der entschieden liberalen Partei, den konservativen Elementen zuneigte, desto stärker wurde er zu der mit diesen eng verbündeten kirchlichen Rechtgläubigkeit hinübergebrängt, die er doch wenige Jahre vorher so nachdrücklich bekämpft hatte. Friedrich Wilhelm aber hatte unter der Anleitung seiner Mutter eine Erziehung erhalten, die ihn mit freier und duldsamer Auffassung auch in religiösen Dingen erfüllte; und in solcher konnte er lediglich bestärkt und gefördert werden durch seine Vermählung mit einer Frau, die von ihrem Vater in völlig gleichem Sinne belehrt und angeleitet war, und die sich in ihrer neuen Heimat mit der Formlosigkeit und Schroffheit der dortigen Hofgeistlichen niemals hatte befreunden können. Was half es, daß das kronprinzliche Paar sich in allen diesen Dingen die äußerste Vorsicht und Selbstbeschränkung auferlegte? Seine selbständige Gesinnung konnte den Eingeweihten und selbst den Fernerstehenden am Ende kein Geheimnis bleiben und rief zwischen ihm und der gesamten offiziellen Welt einen Gegensatz hervor, dessen Schärfe von Jahr zu Jahr zunahm. Einen Trost dabei gewährte der Umstand, daß die feine, kluge, hochgebildete Mutter, daß Königin Augusta in jeder Weise dem Sohne und der Schwiegertochter zustimmte und namentlich ihren Wunsch nach einer zeitgemäßen und volkstümlichen Politik mit einem Nachdruck aussprach, der dem kronprinzlichen Paare sachgemäß versagt blieb.

Die Vereinzelung am Hofe erweckte bei dem Prinzen und seiner Gemahlin um so lebhafter das Bedürfnis, hervorragende Persönlichkeiten aller Lebenskreise und Parteien an sich heranzuziehen, sich dadurch in enger Fühlung mit der modernen Entwicklung nach allen ihren Ausstrahlungen hin zu erhalten und in vielseitigster Weise für den künftigen Herrscherberuf vorzubereiten. Es ist seitdem für Friedrich Wilhelm die von ihm wohlervogene Aufgabe gewesen, durch Verkehr und offenes Aussprechen mit Männern der verschiedensten politischen und sozialen Richtungen ein genaues und umfassendes Bild von dem Zustande und den Zielen des Staates und von den Beziehungen der übrigen euro-

1) Vergl. Noan an Bismarck, 27. Juni, 24. Juli 1861, sowie Bismarck an Bernstorff, 25. Nov. 1861; S. Kohl, Bismarck-Jahrbuch, Bd. VI (Leipzig 1899), S. 115, 194 ff.

päischen Länder zu gewinnen. Reife und Wahrheit hoffte er dadurch für sein fürstliches Urteil und Streben zu erlangen. An sich gewiß höchst lobenswert und ein neuer Beweis für die echt deutsche Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit dieses Prinzen: freilich lag so die Gefahr nahe, daß er sich daran gewöhne, zu viel auf fremde Anschauungen sich zu verlassen, und daß er mit der Einseitigkeit die Möglichkeit des bestimmten und schnellen Entschlusses einigermaßen aufgebe.

Aber nicht Politik und Nationalökonomie allein beschäftigten das erlauchte Paar, sondern nicht minder Wissenschaft und Kunst, die, hoch erhaben über den Lärm und Streit des Tages, den Prinzen und seine Gemahlin über viele trüben Augenblicke hinwegsetzten und recht innerlich befriedigten und beglückten. Es war natürlich, daß dabei der künstlerische Teil mehr der Prinzessin zufiel, der wissenschaftliche ihrem Gatten. Wirklich hat Viktoria die naturwissenschaftlichen Studien bald in den Hintergrund geschoben; sie erfreute ihre Eltern und Freunde mit Gemälden und plastischen Werken, die ihrem künstlerischen Schaffen und ihrer geschickten, technisch geschulten Hand den Ursprung verdankten.

„Am preussischen Hofe,“ bemerkt mit Recht eine Dame, die in ihrem vielseitigen segensreichen Wirken der damaligen Kronprinzessin nahe stand<sup>1)</sup>, „ist die Liebe für die Kunst den Frauen eigen. Kaiserin Augusta und ihre Schwester, die Prinzessin Karl, eine vortreffliche Blumenmalerin, zeigten sich als echte Töchter des kunstsinrigen Weimar. Die Frau Großherzogin Luise von Baden und die Prinzessin Friedrich Karl üben mit Vorliebe die Malerei. Unsere Kronprinzessin fand daher sympathische Anregung in dem fürstlichen Familienverbande. Die Talente der Königstochter von England gingen weit über den Dilettantismus hinaus. Sie ließ sich ihre Ateliers in den Räumen ihres Palastes herrichten, wo sie unter der Leitung des Professors Hagen zuerst arbeitete. Später besuchte sie ungezwungener Weise die Ateliers unserer Berliner Meister, besonders der beiden Vegas, Oskar des Malers und Reinhold des Bildhauers, wo die hohe Fürstin bald als Schülerin Studien machte, bald die Studie der Meister wurde.“ Daneben betrieb die Prinzessin eifrig die Naturwissenschaften, für die sie eine große Vorliebe hegte, während die Geschichte ihr der notwendigen wissenschaftlichen Sicherheit und Zuverlässigkeit zu entbehren schien. Bekanntlich hat sie sich von dem berühmten Chemiker von Hofmann, der seit 1863 in Berlin weilte, Vorlesungen halten lassen. Später hat der geniale Gelehrte seine „Erinnerungen an vorangegangene Freunde“ seiner eifrigen Schülerin, der

<sup>1)</sup> Lina Morgenstern, Viktoria, deutsche Kaiserin, Königin von Preußen (Leipzig 1888), S. 85 f.

Kaiserin Friedrich, gewidmet — ein Beweis, wie nahe er der hohen Frau gestanden hat.

Der Kronprinz aber blieb den wissenschaftlichen Neigungen seiner Jugend getreu. Im Gegensatz zu seiner Gemahlin, stand ihm im Vordergrund des Interesses die Geschichte, in der er die beste Lehrmeisterin für den Staatsmann und zumal für den Regenten erblickte. Unter den Historikern wurde ihm, je älter und reifer er ward, Ranke der liebste; „der hat doch immer den treffendsten Ausdruck,“ pflegte er zu sagen. Von dem Altmeister entnahm er die unbedingte Hochachtung vor objektiver Wahrheit. „In unseren Tagen,“ äußerte er einige Jahre später bei der 100-jährigen Jubelfeier der Berliner großen Landesloge „sind die Forschungen der historischen Kritik zu einer Macht geworden, der auch die heiligsten Überlieferungen sich nicht entziehen können. Geschichtliche Wahrheiten können nur durch geschichtliche Forschungen festgestellt werden.“ So innig er persönlich an seinem Großvater Friedrich Wilhelm III. hing, so kräftig der Hohenzollernsche Familienstolz in ihm lebte, seine eignen historischen Untersuchungen und seine besondere Kenntnis des Charakters und der Denkweise jenes Königs nötigten ihn zu einem ungünstigen Urteile über dessen Politik, das er auch dem Widerspruch berühmter Geschichtschreiber gegenüber aufrecht erhielt<sup>1)</sup>. Mit Duncker und dem freilich als Historiker wie als Politiker mehr dilettierenden Deutschrussen Theodor von Bernharði liebte er es sich stundenlang über ernste Gegenstände zu unterhalten. Schon seit dem Frühjahr 1859 hatte er mit dem soeben auf einen geschichtlichen Lehrstuhl der Berliner Universität berufenen Johann Gustav Droysen die Herausgabe des urkundlichen Materials zur Geschichte des Großen Kurfürsten verabredet, und in Konferenzen mit Droysen, Duncker und Theodor von Mörner sprach der hohe Herr die Angelegenheit, die ihn lebhaft berührte, in allen Einzelheiten weiter durch. Er hat dann am 6. Juli 1861 für die bedeutsame Veröffentlichung die Zustimmung seines königlichen Vaters erwirkt<sup>2)</sup>. Auch die von seinem ehemaligen Erzieher Ernst Curtius erweckte Begeisterung für Leben und Kunst Altgriechenlands war in ihm lebendig geblieben. Er wurde Ehrenmitglied des archäologischen Instituts, förderte dessen Zwecke auf jede Weise und betrieb vor allem eine wissenschaftliche Expedition nach Griechenland, die sich freilich erst viele Jahre später verwirklichen sollte<sup>3)</sup>.

1) G. Delbrück, Persönliche Erinnerungen, S. 29.

2) K. Breyfig, Geschichte der brandenb. Finanzen 1640 bis 1697 (Berlin 1895), S. V.

3) Heinr. Abeken, Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit (Berlin 1898), S. 272.

Wie wenig er sonst seinem Oheim Friedrich Wilhelm IV. glich, an Gründlichkeit seiner Kenntnisse und an wissenschaftlichem und litterarischem Interesse war er ihm ähnlich. Es war also nur eine gerechte Anerkennung, wenn die Universität Königsberg ihm am 15. Oktober 1861 die Würde ihres beständigen Rector magnificus antrug, die jener König früher bis zu seinem Lebensende inne gehabt hatte. Am 20. Juli 1862, bei Gelegenheit der Einweihung des in der ostpreussischen Kapitale neu errichteten Universitätsgebäudes, fand die feierliche Übernahme des Ehrenamtes seitens des Kronprinzen statt. Er sprach bei diesem Anlaß seine hohe Freude aus, daß ihm hier die Möglichkeit geboten werde, seine Liebe und Hingebung für die Wissenschaft zu bekunden, und wies ganz besonders auf die Notwendigkeit hin, gerade der vaterländischen Vergangenheit eine thätigere Beachtung zu widmen — ein Gesichtspunkt, den er nicht mehr aus den Augen verloren hat. Dabei verhinderte ihn seine Würde weder als Thronfolger noch als Rector magnificus, am Abende des festlichen Tages bei dem Kommerse der Studenten liebenswürdig und ungezwungen als einer der fröhlichsten unter den Fröhlichen zu verkehren.

Das anregende und durch herzliches häusliches Glück verschönte Zusammenleben des kronprinzlichen Paares ward am Ende des Jahres 1861 durch einen harten Schicksalsschlag gestört, den ersten großen Kummer, den Friedrich Wilhelm und Viktoria gemeinsam zu tragen hatten. Am 14. Dezember raffte den Prinzen Albert in seinem 43. Lebensjahre ein früher Tod hinweg. England, ja ganz Europa erlitten einen schweren Verlust durch das Hinscheiden eines Fürsten, dessen tiefer und klarer Verstand und dessen edles, für alles Gute und Schöne begeistertes Herz ihn zu unermüdlichem Wirken für Wohlfahrt und Frieden veranlaßt hatten. Die Einbuße aber war unerseßlich für seine Nächststehenden, die er mit reinsten Liebe umfaßt hatte, denen er immer der treueste und einsichtigste Berater gewesen war. Die rauhe Jahreszeit und der noch schwankende Gesundheitszustand der Kronprinzessin verhinderten sie — und so hatte es der Entschlafene ausdrücklich gewünscht — dem teuern Vater die letzte Ehre zu erweisen. Wohl aber eilte ihr Gatte, abermals in Gesellschaft des von ihm als Mensch und als Soldat gleich hochgestellten Generalleutnants von Moltke, nach London, um der Beisetzung der sterblichen Reste des Prinzen Albert, am 23. Dezember, anzuwohnen. Die aufrichtige und herzliche, über jedes offizielle Beileid erhabene Familientrauer, die bei dieser Gelegenheit ganz England bewegte, brachte einen tiefen Eindruck auf den preussischen Kronprinzen hervor: so hing ein freies Volk an einem geliebten und verehrten Fürsten!

Der gemeinsame Schmerz gestaltete das Zusammenleben der beiden Gatten nur um so inniger, deren Familie sich, wie erwähnt, am 24. Juli 1860 durch die Geburt der Prinzessin Charlotte, am 14. August 1862 durch die des Prinzen Heinrich vergrößerte. Immer mehr wurden seitdem die Kinder der Mittelpunkt des kronprinzlichen Hauses, wurde deren Erziehung die hauptsächliche Sorge des hohen Ehepaares. Erfüllt von jenem herzlichen Familienfinne, für den Prinzessin Augusta, Königin Viktoria und Prinz Albert das Beispiel gegeben, waren überdies Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin sich der hohen Verantwortlichkeit wohl bewußt, die sie als Bildner des zukünftigen Herrschers und seiner Nächstehenden trugen. Noch eingehender, noch sorgfamer, als in einer schlichtbürgerlichen Häuslichkeit, meinten sie die Erziehung ihrer Kinder überwachen und leiten zu müssen. So konnten sie im Inneren des Hauses schon jetzt Pflichten gegen den Staat erfüllen, an deren Bethätigung draußen, im öffentlichen Leben, ihre besondere Stellung sie verhinderte. Es handelte sich zunächst naturgemäß um die körperliche Pflege und erste moralische Bildung der noch kleinen Kinder, und hier übte die Mutter eine Sorgfalt, eine persönliche Hingabe in jedem Augenblicke, ein eignes Handanlegen, wie jetzt leider sie sogar in reicheren Bürgerhäusern selten zu finden sind. Die Kleidung der Prinzen wurde unter ihrer Aufsicht zugeschnitten, nach ihrer Angabe die Nahrung bereitet; und ebenso überwachte sie die Spiele und später den Unterricht der Kinder. Oft machte die Kronprinzessin, mindestens einmal täglich der Kronprinz die Runde durch die Kinderzimmer. Mit den Erziehern und Erzieherinnen der jungen Prinzen blieb das hohe Paar in stetem Verkehr und fruchtbarem Gedankenaustausch.

Diese Fürsorge für die Erziehung der eignen Kinder wurde eine Quelle reichen Segens für das kronprinzliche Paar selbst und für viele andere. Sie führte es zum Studium der Pädagogik überhaupt und zu dem Wunsche, die erlangten theoretischen und praktischen Kenntnisse in dieser Kunst auch für die Erziehung und Hebung der ganzen vaterländischen Jugend zu verwerten. Die Kronprinzessin beteiligte sich zumal an den Unterrichtsanstalten für das weibliche Geschlecht, vom Kindergarten bis zum Berliner Viktoriahyceum, und an den kunstgewerblichen Schulen, während der Kronprinz den neu entstandenen Fortbildungsschulen für junge Gewerbetreibende seine thätige Fürsorge zuwandte.

„Aus dieser Teilnahme an der Erziehung des Volkes,“ sagt ein kundiger Berichterstatter<sup>1)</sup>, „als dem natürlichsten und fruchtbarsten Grunde ließ das immer wache Bewußtsein der unausweichlichen Ver-

1) Ginzpeter, S. 23 f.

antwortung künftiger Jahre das lebhafteste Interesse emporenwachsen an allem, was als die soziale Frage zusammengefaßt zu werden pflegt. Und kaum auf einem anderen Gebiete wurde der Austausch und das Ergänzen im Denken und Fühlen zwischen den beiden Gatten so eifrig und fruchtbar, als auf dem der sozialen Reform, wo politisches und humanitäres Interesse verbunden den Eifer verdoppeln mußten. Während die Prinzessin mit Adam Smith und Thornton auch Stuart Mill und Spencer herbeibrachte, machte sich der Kronprinz mit den Ideen und Plänen von Robbertus und Huber, von Schäßle und Ad. Wagner bekannt; suchte sich das eine Mal Schulze-Delitzsch aus der Menge der Abgeordneten zu einem längeren Gespräche heraus und empfing ein anderes Mal den Pastor von Bodelschwingh zu einem Vortrag über seine Kolonie Wilhelmödorf.“

Als die kronprinzliche Familie an Zahl wuchs, wurde der Teil des Schlosses Babelöberg, der ihr bisher zum Sommeraufenthalt angewiesen worden, zu klein. Sie bezog deshalb während der schönen Jahreszeit das Neue Palais, jenen Prachtbau, den Friedrich der Große nach dem siebenjährigen Kriege errichtet hatte, gleichsam um Freund und Feind zu zeigen, daß der furchtbare Kampf um Leben und Tod seine Finanzen nicht erschöpft habe. Besondere Freude machte es dem kronprinzlichen Ehepaare, als ihm der königliche Vater das dem Neuen Palais benachbarte und mit dessen Garten durch einen schattigen Baumgang verbundene Rittergut Bornstedt schenkte. Friedrich Wilhelm gewann nun um so größeres Gefallen an der Landwirtschaft, als seine Gemahlin von Kindheit auf an ländlichen Aufenthalt und liebevolle Bewirtschaftung ländlicher Güter gewöhnt war. Die Besorgung Bornstedts wurde bald eine der angenehmsten und eifrigst gepflegten Beschäftigungen der hohen Gatten, die das Gut zu einer Musterwirtschaft umschufen. Während der Kronprinz die Feldarbeiten anordnete und überwachte, war seine Gemahlin unermüdblich im Stalle und Hühnerhof thätig. Nach sorgfältiger Prüfung wurden die als gut erfundenen wissenschaftlichen Entdeckungen und praktisch-technischen Erfindungen der Neuzeit zur Anwendung gebracht, dabei über dem Nützlichen das Erfreuliche nicht vergessen, und das bisher landschaftlich reizlose Gut zu anmutiger Sommerfrische umgestaltet. Die erlauchete Gutsherrschaft verkehrte auf das ungezwungenste mit den Bewohnern des Orts, an deren Leid und Freud sie regen Anteil nahm, und die sie mit Rat und That unterstützte. In den schlichten Häusern der Landleute wie in Kirche und Schule waren Friedrich Wilhelm und Viktoria häufige und stets mit Liebe und Verehrung empfangene Gäste. Für jeden hatten sie ein freundliches Wort, für den Kranken Trost und Erquickung, für den

Darbenden rettende Hilfe. Wie oft hat noch später der Kronprinz, der glorreiche Sieger von Königgrätz und Wörth, für den verhinderten Dorflehrer den Unterricht abgehalten und in seiner heiteren, gütigen Art das schüchternste Kind zum Aufmerken und Antworten gebracht! Das war eben das große Geheimnis, wie dieser Fürst sich alle Herzen gewann: er hatte selber ein gutes, treues, offenes und liebevolles Herz!

Der Besitz von Bornstedt hatte aber nach dem Sinne des kronprinzlichen Paares auch einen hohen erziehlichen Wert für die eignen Kinder. Hier sollten diese mit den Kindern des Volkes in ungezwungener Weise verkehren. So sehr Friedrich Wilhelm darauf hielt, daß ihm und den Seinigen die Ehrerbietung, die ihre hohe Stellung und der von der Vorsehung ihnen bestimmte fürstliche Beruf erforderte, durchaus erwiesen werde, wünschte er doch, daß seine Kinder sich als Glieder des großen Volksganzen, als Menschen von gleichem Stoffe wie der Geringsten einer fühlten. Indem er sie auf den Gefilden Bornstedts mit der Natur vertraut machte, brachte er sie auch den schlichten Landleuten näher. Besondere Feiertage für die kronprinzlichen Kinder waren das Weihnachts- und das Erntefest. Während des ersteren nahmen sie an der großen Bescherung teil, die Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin den Söhnen und Töchtern der Dorfbewohner aufzubauen pflegten; an dem zweiten bedienten die hohe Familie und deren Gefolge selber als liebenswürdige Wirte die versammelten Landleute. jene schönen Tage, die nun für immer vergangen sind, leben noch deutlich in der wehmutsvollen Erinnerung der Bewohner von Bornstedt und des nahen Dorfes Eiche.

So führten der Kronprinz und seine Gemahlin in schönster Weise das Leben von Landedelleuten. In einer Hinsicht unterschied sich freilich Friedrich Wilhelm wesentlich von der Mehrheit der Angehörigen dieses Standes: sein gütiger, nicht nur menschen-, sondern auch tierfreundlicher Sinn war der Jagd, und zumal der Treibjagd, durchaus abgeneigt. „Dieser Massenmord macht mir keinen Spaß,“ sagte er bei einer solchen Gelegenheit einem dichterischen Nimrod; „ich habe nach den ersten Minuten mein Gewehr abgegeben, mir einen Stock vom Zaun gebrochen und bin so neben den Herren hergewandert.“ Um so mehr Zeit und Eifer verwandte er darauf, der Entwicklung der deutschen Litteratur zu folgen. Er war auch hier über politische Vorurteile erhaben — wie er denn sogar die demokratisch und oppositionell gefärbten Romane Spielhagens mit großer Teilnahme zu lesen pflegte<sup>1)</sup>. Ein abermaliger Beweis für

<sup>1)</sup> Vergl. die Begegnungen Spielhagens mit dem Kronprinzen, die in dem ersten Bande von dessen „Finder und Erfinder“ berichtet werden.

die freie Anschauungsweise und das allseitige geistige Interesse des hohen Herrn. Der Dichter Gustav zu Putlig wurde sogar als Kammerherr und dann als Hofmarschall in die Umgebung des kronprinzlichen Paares gezogen. „Hier,“ schrieb Putlig seiner Gemahlin am 6. Juli 1864, „hat man die Zuversicht alles Freiseins von Intrigue, nur Redlichkeit und klarer Verstand <sup>1)</sup>.“

Das innige Verhältnis, das den Kronprinzen mit seinem Schwiegervater verknüpft hatte, übte seine Wirksamkeit noch über dessen frühes Grab hinaus. Es geschah in dessen Geist, daß er für die große Weltausstellung, die 1862 in London stattfand, den Vorsitz der preussischen Kommission übernahm. Auch kam er auf besonderen Wunsch der Königin Viktoria nach London, um am 1. Mai zugleich mit dem Herzoge von Cambridge den feierlichen Akt der Eröffnung der Ausstellung zu vollziehen — beide als Stellvertreter des Dahingeshiedenen, der dem großen Weltfeste des Völkerfleißes und friedlichen Wettstreites sein volles Interesse gewidmet hatte. Wenige Tage nach dieser Feier war Friedrich Wilhelm der Gast der Königlichen Akademie der Künste in London und hielt bei dieser Gelegenheit in englischer Sprache eine Rede, die Lord Granville für „höchst bemerkenswert durch ihre einfache und wahre Beredsamkeit und unmittelbar zum Herzen gehend“ erklärte. Sie pries noch einmal die großen Verdienste des Verewigten, hob aber auch mit berechtigtem Nationalgefühl die Vorzüge des deutschen Teiles der Ausstellung hervor und wies mit nicht minder begründetem Stolze auf die Thatfache hin, daß „die königliche Prinzess Ihres Landes eine der ersten Repräsentantinnen der englischen Kunst in meinem Lande ist.“ Sie schloß mit den schönen Sätzen: „Ich hoffe, daß die freundliche Art, in der ich empfangen worden bin, ein neues Band bilden wird, um die warmen Sympathien, die ich für Ihr großes Land immer gefühlt habe, zu kräftigen; und mehr noch, daß diese starke Sympathie, die stets in meinem Herzen lebte, in Preußen und dem großen deutschen Vaterlande stärker und stärker und für immer geteilt werden wird.“ Solche Vorgänge und Worte dienten dazu, mannigfache politische Mißverständnisse, die gerade in der damaligen Zeit die beiden stammverwandten Nationen von einander getrennt hatten, zu beseitigen, zumal in England eine gerechtere Würdigung Deutschlands und aufrichtigere Teilnahme für dessen Volk zu begründen. Das lag dem Kronprinzen sehr am Herzen. „Möge es mir gelingen,“ schreibt er noch am 18. November 1870 in sein Tagebuch, „nach den Grundsätzen meines unvergeßlichen Schwiegervaters eine Kette zwischen beiden so ganz aufeinander angewiesenen Ländern zu schmieden.“

<sup>1)</sup> Gust. zu Putlig, ein Lebensbild (Berlin 1894).



Aber auch die verschiedenen Provinzen des eignen Staates wurden von Friedrich Wilhelm, meist in Gesellschaft der erlauchten Gemahlin, auf wiederholten Reisen besucht. Das liebenswürdige und leutselige Auftreten des Prinzen, das gütige und geistvolle Wesen seiner Gattin gewannen in allen Theilen des Landes die Herzen und knüpften das Band fester zwischen dem hohen Paare und seinen künftigen Unterthanen.

Es war das freilich um so wünschenswerter, als inzwischen die inneren Zustände Preußens einen geradezu bedrohlichen Charakter angenommen hatten, der des Kronprinzen Teilnahme in vollstem Maße erregte.

---

## Viertes Kapitel.

### In der Opposition.

Die in Preußen, ja in ganz Deutschland mit so lautem Jubel und den größten Erwartungen aufgenommene „Neue Ära“ hatte, vom Beginn ihres Daseins, an einem verborgenen, aber um so bedrohlicheren inneren Widerspruche gelitten. Die liberale Partei war im Herbst 1858 ohne ihr Verdienst, nicht aus eigener Kraft zur Herrschaft gelangt. Vielmehr hatte der Zorn des Prinz-Regenten gegen das reaktionäre Ministerium wegen der Schmach von Olmütz, gegen die gesamte Feudalpartei wegen ihres Kriechens vor Rußland, gegen die Mucker wegen ihrer ihm persönlich erwiesenen Feindschaft den Liberalismus in den Sattel gehoben. Indes das waren bei Wilhelm I. nur vorübergehende Stimmungen; seine innersten Überzeugungen und Empfindungen machten ihn zum Widersacher der liberalen Bestrebungen, aus monarchischem, soldatischem und religiösem Gefühle heraus. Der König war fest davon überzeugt, daß Preußens Größe auf einer starken und ausschlaggebenden Herrschergewalt beruhe, die zumal äußere Politik und Heerwesen allein in der Hand habe. Das hielt er auch für sein verfassungsmäßiges, ja von Gott selbst ihm verliehenes Recht; ein solches aufzugeben oder auch nur zu mindern, erschien ihm als eine Feigheit, als Ehr- und Gewissenlosigkeit, schon seinen Nachfolgern gegenüber. Und deshalb war er mit der ganzen Zähigkeit seines festen, hauptsächlich durch eingewurzelte Empfindungen geleiteten Willens entschlossen, daran nicht durch die „Revolution“ rütteln zu lassen. Dieser innerste Gegensatz hat viel mehr, als die momentanen militärischen Fragen, das Zerwürfniß zwischen ihm und der Volksvertretung herbeigeführt.

Das Ministerium der neuen Ära hatte nicht die Kraft noch den Einfluß besessen, den Konflikt rechtzeitig zu beschwören und die Gegen-

fäße auszugleichen. In sich gespalten, dem Könige wie der Kammer gleich verdächtig, machtlos zwischen der Fortschrittsmehrheit im Abgeordnetenhaus und der feudalen Kamarilla am Hofe, hatte es am 18. März 1862 seine Entlassung genommen und war durch ein verschämt reaktionäres Kabinett unter Vorsitz des Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen ersetzt worden. Dieser Regierung gegenüber war aber die Kammer um so mehr zur Aufrechterhaltung dessen entschlossen, was sie für ihr Recht hielt. Sie verwarf nunmehr die gesamten finanziellen Erfordernisse der Heeresreorganisation, die ja nur provisorisch für die früheren beiden Jahre bewilligt worden waren. Das Ministerium, und besonders dessen tatsächlicher Leiter, der Finanzminister von der Heydt, fühlten nicht den Mut, im Gegensatz zu dem Geiste und, bei ungekünstelter Interpretation, auch zu dem Wortlaute der Verfassung die Budgetabstriche des Abgeordnetenhauses ganz einfach unbeachtet zu lassen. Es riet dem Könige dringend zu einer Übereinkunft mit der Volksvertretung auf Grund der zweijährigen oder zweiundeinhalbjährigen Dienstzeit; kein Zweifel, daß das Abgeordnetenhaus ihr zugestimmt hätte<sup>1)</sup>. Allein der König war entschlossen, nicht zu weichen, auch nicht das mindeste Zugeständnis zu machen. Er glaubte, mit einem solchen die Macht der Krone zu mindern, die Parla mentsherrschaft zu begründen, die für die Größe des Hohenzollernhauses und Preußens selbst verderblich sein würde. Lieber als eine solche Eventualität zulassen wollte er abdanken und die Herrschaft seinem Sohne übergeben, der noch nicht Stellung genommen habe und deshalb durch KonzeSSIONen wenigstens nicht sich selbst und damit die Krone demütige. Indes, er hatte den Schmerz zu sehen, daß auch sein eigentlicher Gehilfe bei der Reorganisation, der Kriegsminister von Roon, ihn im Stiche ließ. Bereits im amtlichen Gutachten hatte er sich, zum großen Kummer des Herrschers, für eine halbjährige Verkürzung der Dienstzeit ausgesprochen<sup>2)</sup>. Auch der General schreckte vor dem Bruche der Verfassung, auf die er den Eid geleistet, und dessen Folgen zurück; er einigte sich mit Heydt, alles zu thun, um den Frieden auf Grund der Reorganisation mit zweijähriger Dienstzeit herbeizuführen<sup>3)</sup>. Zunächst schien der König selber nicht abgeneigt, unter bestimmten Bedingungen auf diesen Plan einzugehen, dessen Verwirklichung die Ausöhnung zwischen Fürsten und Volk bedeutet hätte<sup>4)</sup>. Roon erklärte darauf am 17. September der Kammer, daß das Ministerium des Amendement Zweiten — Reorganisation mit zweijähriger Dienstzeit

1) Siehe meinen „*Max von Fordenbeck*“ (Berlin 1898), S. 88 ff.

2) Milit. Schriften Kaiser Wilhelms d. Gr., II 479 ff.

3) Bernhardi, V 19, auf Grund sofortiger direkter Mitteilungen v. d. Heydts.

4) Ms. Max Dunder an Samwer 19. Sept. 1862.

— in Betracht ziehen, letztere wenigstens thatsächlich unter gewissen technischen Bedingungen annehmen wolle. Die Kammer zeigte das größte Entgegenkommen.

Es war ein entscheidungsvoller Moment. Stimmt die Monarch seinen Ministern endgültig zu, so war der Streit beseitigt, das Wesentliche der Reorganisation erhalten, die ruhige Fortentwicklung des Verfassungslebens gesichert. Bedenken wir doch, daß dann das Wehrsystem Preußens auf dieselben Grundlagen gestellt worden wäre, die es seitdem unter Kaiser Wilhelm II. erhalten hat.

Der König eilte von Babelsberg nach Berlin, um hier dem Minister-rat vorzusitzen. In der Hauptstadt nahmen ihn sofort seine gewöhnlichen militärischen Ratgeber, Prinz Karl, Manteuffel, Gustav von Alvensleben in Beschlag. Sie stellten ihm die Annahme des Twisten'schen Amendements als eine schmachliche Niederlage der Krone vor dem Parlamente dar. Damit trafen sie die verwundbarste Stelle des Herrschers. Vergebens rieten fast sämtliche Minister den Ausgleich an; in dem am Nachmittage und Abend des 17. stattfindenden Minister-rat lehnte der König ihn auf das bestimmteste ab<sup>1)</sup>.

Zum allgemeinen Erstaunen nahm nun Roon am 18. morgens in der Sitzung der Budgetkommission seine Zusagen vom vorhergehenden Tage zurück. Die Kommission faßte dies als eine Kriegserklärung auf, und ihre feste Haltung veranlaßte Heydt, sich um zwei Uhr Nachmittags noch einmal nach Babelsberg zu begeben, um den Versuch zur Umstimmung des Königs zu machen. Allein er erhielt nur eine schroff abweisende Antwort. Roon, der am Abend das Unternehmen wiederholte, hatte keinen besseren Erfolg<sup>2)</sup>. Darauf stellten Heydt, Fürst Hohenlohe und Graf Bernstorff sowie einige andere Minister, die sich nicht so schnell Lügen strafen und auch keine budgetlose Regierung führen wollten, dem Könige ihr Portefeuille anheim.

Das Abgeordnetenhaus, entrüstet über Roons sich widersprechende amtliche Erklärungen, begann sofort, am 19., mit endgültiger Streichung der Reorganisationskosten aus dem Heeresbudget.

König Wilhelm sah sich von allen seinen Dienern im Stiche gelassen. Er war fester entschlossen als je, nicht nachzugeben; aber andererseits war er ratlos, wie er weiter regieren solle. Die heftigsten Kämpfe bewegten das Innere der alternden Monarchen. Freilich hatte ihm Roon einen Ausweg vorgeschlagen, der alles retten könne: der König solle den Botschafter in Paris, Otto von Bismarck, berufen; das

<sup>1)</sup> Im. Hegel, Erinnerungen aus meinem Leben (Berlin 1891), S. 21. — Bernhardt, IV 827.

<sup>2)</sup> Ms. May Dunder an Samwer, 19. Sept. 1862.

sei der Mann, der den Willen des Souveräns durchsetzen werde. Allein Wilhelm I. hegte gegen den eisernen und genialen Staatsmann längst Abneigung, ja Furcht; dessen feurige Thatkraft und zumal dessen Feindschaft gegen Oesterreich, den überlieferten Verbündeten Preußens seit Friedrich Wilhelm III., waren dem Könige unsympathisch; er scheute ihn als „einen Mann, der alles auf den Kopf stellen wird<sup>1)</sup>“. Vielmehr zog er es vor, mit Ausführung einer längst gehegten Absicht, seine Abdankung vorzunehmen. Hatte er doch schon während der Stellvertretung seines Bruders geäußert: er sei zu alt, um noch viel mit und in der Monarchie zu thun; die sei seinem Sohne vorbehalten. Und bei Übernahme der Regentschaft hatte der Einundsechzigjährige, der sein Lebensende für nahe hielt, auf einen Glückwunsch erwidert: „Was kann ich noch thun, als meinem Sohn den Weg bereiten?“ Dann hatte er im April 1860, bei den ersten Schwierigkeiten, auf die die Reorganisation stieß, jedem, der es hören wollte, gesagt: er werde abgehen, wenn sie nicht durchdringe.<sup>2)</sup> Das wollte er nunmehr ausführen.

Am 19. September, schon um 8 Uhr früh, wurde der Kronprinz nach Babelsberg zu seinem Vater berufen. Der setzte ihm mit vollkommener Ruhe auseinander, daß seine Minister zum Nachgeben rieten, daß er selber den festen Willen hege, dem nicht Folge zu leisten, sondern diejenigen Minister, die ihm nicht zu Willen sein wollten, zu entlassen. Er könne einem Systeme unmöglich zustimmen, dessen üble Folgen er aus Erfahrung kenne, und das er seit dreißig Jahren bekämpfe. Werde er in seiner Stellung allein gelassen, so sei er zur Abdankung entschlossen. Herrn von Bismarck ein Ministerium zu übertragen, wie man ihm anrate, sei er nicht geneigt; „er hege einen geheimen Widerwillen gegen diesen Menschen.“ — „Er ist ein Parteigänger Frankreichs“, warf der Prinz dazwischen. — „Um so weniger“, erwiderte der König, „möchte ich ihn zum Minister nehmen.“ Wilhelm I. kam zur Hauptsache: es sei alles für die Abdankung vorbereitet; der Kronprinz möge die bezügliche Urkunde einsehen, der nur die Unterschrift fehle<sup>3)</sup>.

Es war eine schwere, ja die schwerste Entscheidung seines Lebens, die sich hier dem Kronprinzen eröffnete. Er wußte sehr wohl, daß seine Thronbesteigung vom Lande mit Jubel aufgenommen worden wäre als verheißungsvollste Lösung aller drohenden Schwierigkeiten, da jedermann

1) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, I 237 ff. — Bernhardi, IV 296. — Ernst von Koburg, Denkwürd., II 497.

2) Ms. Schreiben des Grafen Uedom vom 13. April 1858, 22. April 1860. — Vgl. E. Curtius, Altertum und Gegenwart, Bd. III (Berlin 1889), S. 5.

3) Ms. Max Duncker an Samwer, 19. Sept. 1862; sowie Ms. Berichte aus der Umgebung des Kronprinzlichen Paares vom 23. Sept. 1862.

wußte, ein wie aufrichtiger Freund verfassungsmäßiger Freiheit Friedrich Wilhelm war<sup>1)</sup>. Auch mußte er sich sagen, daß sein Gelangen zur Regierung die beste Abwehr der reaktionären und antinationalen Elemente gewesen wäre, die sich jetzt wieder an die Oberfläche drängten. Er hätte die Ära der Freiheit, des Ruhmes und der Größe eröffnen können, die er seit Jahren unter seinem Scepter herbeizuführen geplant hatte: das Hohenzollernthum verbündet mit dem preußischen und deutschen Volke zwingt die Kleinfürsten zur Unterwerfung und einigt das große Vaterland unter seiner auf populärer Freiheit begründeten Herrschaft.

Alles das war verlockend genug. Aber auch an Gegengründen fehlte es nicht. Der Kronprinz war 1862, wie 1859, als Soldat nicht minder wie als Politiker von der Notwendigkeit der Heeresumgestaltung in ihren Hauptzügen durchaus überzeugt. In der Generalkommission, die im April 1862 zusammenberufen war, um Ersparnisse für das Heeresbudget zu beraten, hatte er, wie er offen aussprach, nur aus Opportunitätsrückichten, nicht aber aus militärischen Gründen, für umfassende Beurlaubungen sowie für spätere Einstellung der Rekruten gestimmt<sup>2)</sup>. Er hatte auch stets den Wunsch geäußert, die Abgeordneten möchten „sich patriotisch zeigen,“ d. h. die Vorschläge seines Vaters annehmen<sup>3)</sup>. Seine militärischen Vertrauten rieten dringend von thatsächlicher Verminderung und moralischer Herabsetzung des Heeres ab. Sein fürstliches Selbstbewußtsein sträubte sich dagegen, seine Regierung mit einem Zurückweichen, einer Niederlage der Krone zu eröffnen.

Den Ausschlag in diesem Widerstreite der Erwägungen gab wohl weniger der Verstand als sein innerster Charakter. Eine schnelle Entscheidung zu treffen, war Friedrich Wilhelm sehr wohl befähigt, wenn der Drang eines kritischen Augenblickes sie erheischte — das hat er als Führer in drei großen Feldzügen erwiesen. Allein leidenschaftliches, dauerndes Wollen lag nicht in seiner Natur; sein weiches Herz scheute vor jedem gewaltsamen Konflikte zurück, und sein nachdenklicher und gründlicher Geist öffnete sich stets den verschiedensten Erwägungen und Ratschlägen. Und dann: er war ein liebender und verehrungsvoller Sohn, und die Vorstellung, über den noch lebenden Vater hinweg den Thron zu besteigen, erfüllte ihn mit Schrecken.

Er weigerte sich, die Abdankungsurkunde von dem Könige zu empfangen, ja nur sie einzusehen<sup>4)</sup>.

1) Herzog Ernst von Koburg-Gotha, Aus meinem Leben, III 17.

2) Milit. Schriften Kaiser Wilhelms d. Gr., II 460 ff.

3) Eigene Äußerungen des Prinzen bei Bernhardi, Anf. d. neuen Aera, 263 f, 280.

4) Ms. Max Duncker an Samwer, 19. Sept. 1862; auch für das unmittelbar Folgende.

Anstatt selber den maßgebenden Entschluß zu fassen, lehrte er nach Berlin zurück und beriet hier mit Schleinitz, Bernstorff und Heydt. Alle drei erklärten das Zugeständnis der zweijährigen Dienstzeit für unerlässlich, die beiden letzteren stellten für den Fall, daß sie von der Krone nicht bewilligt werde, ihre Amtsniederlegung in sichere Aussicht.

Am Abend des 19. September fand ein Ministerrat statt, dem nicht der König, wohl aber der Kronprinz beivohnte. Man beschloß hier, Sr. Majestät eine Denkschrift zu senden, in der ihm dargelegt wurde, daß er nicht das Recht besitze abzudanken; denn einmal habe er die Krone von Gott empfangen, und Gott allein könne sie ihm nehmen; und zweitens dürfe er nicht durch eine Abdankung seinem Nachfolger die Notwendigkeit eines Zurückweichens auferlegen. Zugleich aber erbaten die hauptsächlichlichen Minister noch einmal für die Eventualität, daß der König die zweijährige Dienstzeit nicht annehmen wolle, ihre Entlassung<sup>1)</sup>.

Wilhelm I. hatte unter die erste Demissionsbitte von der Heydts geschrieben: „nicht vorhanden.“ Als aber die Minister trotzdem auf ihrer Amtsniederlegung bestanden, beklagte er sich bitter, daß alle Welt ihn verlasse. Entschlossen, für seine Person nicht zu weichen, unterzeichnete er jetzt die Abdankungsurkunde<sup>2)</sup>.

Da erhielt die Krisis plötzlich einen ganz unerwarteten Abschluß.

Wenn Noon auch nötigenfalls die dreijährige Dienstzeit geopfert hätte, so zog er es doch vor, die Reorganisation zu retten und den Sieg des von ihm verabscheuten Parlamentarismus zu vermeiden. Die einzige Möglichkeit dazu schien ihm die kraftvolle, rücksichtslose und geniale Natur Ottos von Bismarck zu bieten. Er hoffte, der furchtbare Drang der Umstände werde den König dahin bringen, seine persönliche Abneigung gegen den großen Staatsmann zu überwinden. Noon hatte also schon am 18. September an den Botschafter telegraphiert: *Periculum in mora. — Dépêchez-vous.* Am folgenden Tage reiste Bismarck nach Berlin<sup>3)</sup>.

Der Kronprinz war von seiner Ankunft vorher verständigt worden. Er wünschte, sich mit dem „kommenden Manne“ auszusprechen, um einen endgültigen Entschluß zu fassen, und so berief er schon am Morgen des 20. September den Botschafter zu sich. Aber Bismarck verweigerte

1) Ms. Bericht aus der Umgebung des kronprinzlichen Paares vom 28. Sept. 1862.

2) S. Blum, Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks, I (Leipzig und Wien 1893), 246. — Vikt. von Unruh, Erinnerungen, herausg. von Poschinger (Berlin 1895), 221 f.

3) Dieses und das Folgende nach Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, I 266 ff.

ihm, unter Vorwänden, jegliche Auskunft. Er wollte zunächst mit dem Könige gesprochen haben und that sehr wohl daran; denn mit der natürlichen Eifersucht des Herrschers gegen seinen bestimmten Nachfolger nahm Wilhelm I. schon die Thatsache des Besuchs Bismarcks bei dem Kronprinzen sehr übel. „Mit dem ist es auch nichts,“ sagte er zu Noon, „er ist ja schon bei meinem Sohne gewesen.“

Friedrich Wilhelm aber empfing von dem Auftreten Bismarcks ihm gegenüber einen tiefen Eindruck. Er mußte erkennen, daß dieser Mann ihm keinen Einfluß auf die fernere Gestaltung der Ereignisse gestatten werde. Er gab einstweilen das Spiel verloren. Ohne auf das Zureden Max Dunckers und Heydts zu hören, die ihm rieten, mit allem Nachdruck die verfassungstreuen Mitglieder des Ministeriums zu stützen, reiste er zu seiner Gemahlin nach Reinhardtsbrunn ab. Er verwünsche, sagte er, alles was er gethan um das Zerwürfniß zwischen seinem Vater und dem früheren, liberalen Ministerium zu „verkleistern“. Er wollte nichts mehr mit der hohen Politik zu thun haben<sup>1)</sup>. Sein lebhaftes Empfinden, seine Besorgnis, der ihm durch seine hohe Stellung verliehenen fürstlichen Würde etwas zu vergeben, hatten über die Ratsschläge der Staatsklugheit den Sieg davongetragen.

Damit hatte er freilich Bismarck den Weg völlig frei gemacht. Ohne es zu ahnen, hatte er sich auf ein Vierteljahrhundert hin, ja auf immer zur politischen Bedeutungslosigkeit verurteilt!

Bismarck war, wie alle Welt außer dem König selbst, der Ansicht, daß zweijährige Dienstzeit für die Infanterie, mit einigen technischen Beschränkungen und Verbesserungen, völlig genüge. Allein dies schien ihm Nebensache im Angesichte weit wichtigerer Erwägungen<sup>2)</sup>. In dem Bewußtsein, das ihm seine geniale Begabung einflößte, der einzige Mann zu sein, der Preußens auswärtige Politik in das richtige Fahrwasser zu lenken vermöge, strebte er mit aller Kraft darnach, der leitende Minister in Berlin zu werden. Er kannte sehr wohl die Abneigung, die der König gegen seine Person und mehr noch gegen seine politischen Entwürfe hegte; diese Antipathie zu überwinden, den Herrscher dauernd an sich zu fesseln, ihn seinen Entwürfen unterthan zu machen, bot sich nun als einziges Mittel der Verfassungskonflikt. Er mußte sich dem Fürsten als unentbehrlichen Retter für die Vollgewalt der Krone gegen die „Revolution“ darbieten — dann durfte er hoffen, ihn auf unabsehbare Zeit für sich zu gewinnen. Und damit gelang es ihm schon, als

1) Ms. Bericht aus der Umgebung des Kronprinzlichen Paares vom 23. Sept. 1862.

2) Bismarck an Graf Bernstorff, 21. Nov. 1862; S. Kohl, Bismarck-Jahrbuch, VI (Leipzig 1899), S. 164 ff.



er, jetzt zum erstenmale, am 22. September von dem König im Schlosse Babelsberg empfangen wurde. Er fand den Souverän zur Abdankung entschlossen: aber indem er ihn in der irrigen Vorstellung bestärkte, daß es sich nicht um eine Einzelheit sondern um Königs- oder Parlamentsherrschaft handle; indem er ihm versprach, die Heeresumwandlung zu retten gegen die Majorität der Volksvertretung und ohne Budget, indes ohne förmlichen Verfassungsbruch — da hatte er sich den König erobert. Die Abdankungsurkunde wurde bei Seite gelegt, Bismarck zum Ministerpräsidenten und zum Minister des Auswärtigen ernannt, das übrige Ministerium von den verfassungstreuen Elementen gereinigt und die Lücke mit erprobten Reaktionären ausgefüllt.

Die Ernennung Bismarcks rief allseits die größte Erregung und Verstimmung hervor. Niemand ahnte seine wahren Absichten, seine großartigen Pläne für die Zukunft. Man wußte nur aus seiner Vergangenheit, daß er als fanatischer Vertreter des Junkertums aufgetreten war, und erwartete von ihm brutale Vergewaltigung alles Rechtes und aller Freiheit. Die Reorganisation selber war tief verhaßt, und die aus ihr erwachsenden Lasten drückten um so schwerer, als man für den deutschen Beruf Preußens von dieser „reaktionären“ Regierung noch weniger erwartete, als die ehemalige „liberale“ geleistet hatte. Die Niederlage Preußens vor Österreich wurde für sicher gehalten<sup>1)</sup>. Aber noch weit fester war man von dem endlichen Unterliegen der Krone in dem inneren Kampfe, gegen die von der ganzen modernen Entwicklung getragene Volksvertretung überzeugt. Selbst konservative Politiker hegten diese Ansicht. Fürst Hohenzollern, der frühere Ministerpräsident, scheute sich nicht zu sagen: Bismarcks Ende werde ein Ende mit Schrecken sein<sup>2)</sup>. Gerade solche Besorgnisse für die Zukunft der Dynastie, der auch die fortgeschrittenen Liberalen treu ergeben waren, sind es gewesen, die die Oppositionellen, neben dem Eide, den sie auf die Verfassung geleistet hatten, im Widerstande gegen die gewalttätige Politik der Regierung bestärkten<sup>3)</sup>.

Diese Befürchtungen beherrschten auch die königliche Familie. Königin Augusta sah eine Revolution, für den Herrscher und seine Angehörigen und Diener das Schaffot, für die Dynastie völligen Sturz voraus. Wilhelm I. selber war von solchen Besorgnissen keineswegs frei: mit eigentümlicher Verkennung des besonnenen und loyalen Geistes seines Preußenvolkes ließ er die blutigen Schatten Karls I. von England

1) Siemens, Lebenserinnerungen, 186 ff.

2) Bernhardt, V 83, 107, 338 ff.

3) Man sehe den Brief des Abg. Fabrikanten Müllensiefen an den Kronprinzen vom 26. Sept. 1862, ein Schreiben, das diese Ansichten offen aussprach.

und des französischen Ludwig XVI. vor seinem inneren Auge aufsteigen; er war sich auch über die Lokalität sicher: schon längst meinte er, das Blutgerüst werde auf dem Opernplatze in Berlin für ihn aufgeschlagen werden<sup>1)</sup>. Wenn er dennoch auf dem von ihm betretenen Wege weiter ging, so veranlaßte ihn dazu einmal seine Überzeugung, nur auf diese Weise seine Pflicht gegen Staat und Krone zu erfüllen, andererseits der Zuspruch Bismarcks, der ihm immer wieder verhieß, er werde die Sache zu gedeihlichem Ende ausfechten.

Man muß die damals herrschenden Anschauungen und Stimmungen berücksichtigen, wenn man das Verfahren des Kronprinzen richtig würdigen will.

Obwohl er die Reorganisation im wesentlichen bewahrt wissen wollte, mißbilligte er doch, in Übereinstimmung mit seiner erlauchten Mutter und zahlreichen einsichtigen Generälen und Staatsmännern auf das schärfste manche kostspieligen militärischen Einzeleinrichtungen und vor allem die Gewaltthätigkeit, mit der der Konflikt der Regierung mit dem Abgeordnetenhause in Scene gesetzt wurde<sup>2)</sup>. Er hatte ebenso wenig, wie irgend ein anderer, Kenntniss von den großen politischen Plänen des neuen Ministerpräsidenten, sondern war überzeugt, daß es zwischen der Regierung auf der einen, der Volksvertretung und der ungeheuren Mehrheit der Nation auf der anderen Seite zu einem heftigen, an Erbitterung stets zunehmenden Kampfe kommen müsse, der mit der gänzlichen Besiegung der Krone endigen werde. Damit stimmten auch seine Ratgeber völlig überein: Max Dunder, den er in seiner Umgebung behielt, als das neue Ministerium den Versuch machte, den unbequemen Berater des Thronerben auf eine Bonner Professur zu entfernen; der jüngere Baron Stockmar und Karl Samwer in Gotha, sowie indirekt Karl Mathy, der spätere badische Minister. Ein Zwiespalt aber eröffnete sich über die Frage: wie der Kronprinz diesen Gefahren am besten entgegen arbeiten könne? Dunder drängte ihn dazu, unter allen Umständen das Einvernehmen mit dem Könige, so gut es gehe, aufrecht zu erhalten, um den äußersten Maßregeln der Reaktion thunlichst entgegen zu wirken. „Was nützt es“, schreibt der Geheimrat „den Kronprinzen unabgenutzt zu erhalten, wenn inzwischen der Boden gründlich verdorben wird, auf welchem er stehen soll? Diese Unterwühlung nicht bis zum Äußersten

1) Ms. Schreiben Ugedoms vom 16. Jan. 1861. — Diese Idee vom Schaffot gerade auf dem Opernplatz beherrschte ihn noch im Spätherbst 1862; Bismarck, Ged. u. Erinn., I 284.

2) Bernhardt, „Anfänge“, 277, 281; „Erste Regierungsjahre“, 334; und „Erbherzogthum“, 40. — Ernst von Koburg-Gotha, III 242. — Vgl. Bernstorff an Bismarck, 21. März 1862; Kohl, Bism.-Jahre. VI 135.

kommen zu lassen, scheint mir wichtig. Die Umgehung oder der Bruch der Verfassung wäre durch kein später angewendetes Mittel, durch keine Art von Konzessionen oder Liberalismus wieder gut zu machen, und mir scheint, daß Ruf und Kraft des Kronprinzen auch durch die ausdauerndsten Anstrengungen in dieser Richtung nicht vernutzt werden können. Der Kronprinz hätte zu diesem Ende nicht nötig in Berlin zu sein; es wäre nur erforderlich, nicht zu weit von Berlin sich zu entfernen<sup>1)</sup>“.

Alle anderen politischen Freunde des Prinzen waren entgegenge-setzter Ansicht: er müsse durch ostentative Fernhaltung von jeder politischen Thätigkeit und möglichst weite örtliche Trennung von Berlin „für Preußen eine unabgenutzte Kraft und einen vom Parteistreit nicht angehauchten Namen erhalten“. Man sah ein baldiges Ende der neuen Regierung voraus, darauf die Abdankung des Königs, und dann solle der Nachfolger mit unangetastetem Ruf und freiem Entschluß eingreifen.

Friedrich Wilhelm entschied sich für das letztere Verfahren. Er glaubte sich überzeugen zu müssen, daß er bei dem Eigenwillen seines Vaters, bei der Schroffheit Bismarcks und bei der Schärfe der Gegensätze keine Hoffnung auf erspriessliches Wirken habe. Die Erfahrungen, die er im März 1862 gemacht hatte, ließen ihn daran verzweifeln, den festgewurzelten und durch die Einwirkung des Prinzen Karl bestärkten Anschauungen des Königs und den staatsrechtlichen Künsteleien des Ministeriums Widerstand leisten zu können. Es sei deshalb besser, durch offenkundiges Fernbleiben von allen Staatsgeschäften der Welt seine Mißbilligung des Geschehenden deutlich kundzutun und so für den ihm höchst wahrscheinlichen Fall einer Katastrophe das eigne Ansehen für Preußens und der Hohenzollern Zukunft zu bewahren. Wie er selber einige Monate später — 27. Mai 1863 — an Dunder schrieb, fürchtete er, daß seine Proteste bei dem Herrscher und dem Ministerium ungehört verhallen, dem Volke aber unbekannt bleiben würden und er so als Mitschuldiger an verderblichen und verfassungswidrigen Maßregeln erschiene; nur konsequente Entfernung von Berlin könne der Welt seine wahre Gesinnung kund thun<sup>2)</sup>. — Es sollte sich freilich bald zeigen, daß dieses System nicht folgerichtig durchzuführen war, weil der Wille des Königs und Kriegsherrn damit in Konflikt geriet, und weil andererseits das Volk diese Enthaltung keineswegs verstand und würdigte. Wohl aber entsprach sie dem milden, jedem gewaltsamen Zusammenstoße abgeneigten Charakter Friedrich Wilhelms. Übrigens hätte auch Dunders

1) Ms. Dunder an Sammer, 26. Sept. 1862.

2) Saym, Max Dunder, 264 f., 269, 277 f., 288, 290 ff. — Bernhardt, Erste Regierungsjahre, 334.

System kaum Erfolg gehabt; es ist kein Zweifel, daß der Geheimrat allzu optimistisch von der nächsten Zukunft der politischen Entwicklung in Preußen dachte<sup>1)</sup>.

Einstweilen handelte der Kronprinz ganz in Gemäßheit seines soeben gefaßten Beschlusses. Bereits im Oktober 1862 trat er mit seiner Gemahlin eine längere Reise nach dem Süden an. Auf dem Wege besuchte er seine Eltern in Baden-Baden und verfehlte nicht, hier bei dem Könige ein kräftiges Wort gegen jede etwaige Beeinträchtigung der Verfassung einzulegen, wie er auch Bismarck selbst zur Herbeiführung eines Einvernehmens mit der Volksvertretung höflichst aber dringend ermahnte<sup>2)</sup>.

Das erlauchte Paar durcheilte dann die schon mit herbstlichem Schnee bedeckten Schweizerberge und fuhr von Genf nach Marseille. Hier traf es den Prinzen von Wales, mit dem es sich auf der englischen Königshacht „Osborne“ nach Palermo einschiffte. Zwei Tage wurden darauf verwandt, die wunderbaren Normannenbauten der Stadt und des benachbarten Monreale sowie die in fast tropischer Herrlichkeit prangende Umgebung, die „Goldmuschel“ Siziliens kennen zu lernen. Eine Nacht- und Vormittagsfahrt auf der „Osborne“ brachte die hohen Reisenden nach Tunis, wo der türkische Bey noch ohne Bevormundung durch die Franzosen regierte, und wo sich dem kronprinzlichen Paare zum erstenmale der Orient in unverfälschter Naturtreue offenbarte. Regte dieser den Zeichenstift der Kronprinzessin an, deren Skizzenbuch sich während der ganzen Reise mit immer neuen Aufnahmen erfüllte, so versenkte der historische Sinn ihres Vatters sich in die Erinnerungen, die die spärlichen und doch so beredten Ruinen Karthagos auf der sonnigen, meerumgebenen Burghöhe in jedem Denkenden erwecken. Eine lange und stürmische Meerfahrt brachte die Herrschaften in den geräumigen, von englischen Festungswerken umsäumten fünffachen Hafen Malta's. Um so herrlicher war das Wetter in Neapel. Allein hier wurde der Genuß einer unvergleichlichen Natur den hohen Reisenden durch ihre Ausnahmestellung selber verkümmert. Die Annexion Süditaliens durch Piemont war freilich schon von Preußen, aber noch nicht von dem befreundeten Österreich anerkannt worden: um nun nicht die Gastfreundschaft des Königs Viktor Emanuel annehmen zu müssen, blieb man auf der englischen Yacht. An Bord des Schiffes feierte man den 21. Geburtstag des Prinzen von Wales. Nur die Umgebung wagte man verstoßen zu besuchen. Von der herrlichen Landstraße um den

1) Das gesteht Haym selber indirekt zu; a. a. O., S. 284, 290.

2) Kronprinz an Bismarck, 21. Okt. 1862; Busch, Bismarck, some secret pages of his history, III 234.

Posilipp konnte die Kronprinzessin die reiche Schönheit des Busens von Neapel aufnehmen. Eine Besteigung des Vesuvus, am 6. November, zeigte, bei glänzendem Sonnenschein und durchsichtiger Luft, den ganzen tief erregenden Gegensatz zwischen dem donnernden, Schwefeldampf und Steine auswerfenden Krater und der blühenden Landschaft mit Bergen, Wäldern, Städten, Inseln und Halbinseln, dem blauschimmernden Mittelmeere. Und dann nach Rom! Hier war der Kronprinz zu Hause und konnte der kunstverständigen Gemahlin alle die Wunder der ewigen Stadt als kundiger Führer weisen. Völl der herrlichsten und tiefsten Eindrücke feierte das hohe Paar den Geburtstag der Kronprinzessin. Seit diesem zweiten Aufenthalte in Rom hat Friedrich Wilhelm eifrig und beharrlich die Gründung eines preussischen Staats-, dann später eines deutschen Reichs-Institutes für studierende junge Künstler in der ewigen Stadt angestrebt. Man reiste hierauf nach dem nicht minder kunstgesegneten, durch herbe Schönheit unvergeßlichen Florenz, nach Mailand, Verona. In dieser damals noch österreichischen Festung stellte sich der Feldzeugmeister Benedek vor, dem Friedrich Wilhelm wenige Jahre später als siegreicher Widersacher begegnen sollte. Endlich ging die Reise über Wien nach der Heimat, wo man kurz vor dem Weihnachtsfeste eintraf.

Hier harteten des Prinzen freilich weniger erfreuliche Eindrücke. Der neue Ministerpräsident hatte, auf Grund der sogenannten „Lückentheorie“, das budgetlose das heißt außerhalb der Verfassung wirkende Regime eingeführt. Friedrich Wilhelm verhehlte nicht einen Augenblick seine Gegnerschaft wider das Ministerium und wider die äußerste reaktionäre Partei, mit der es sich damals verbunden hatte. Mit Ernst und Wärme vertrat er seine Überzeugung, ohne in seiner Sorge um die eigne und seiner Kinder Zukunft selbst den Unwillen seines königlichen Vaters zu scheuen, der ihn wohl faktischer Begünstigung der Opposition beschuldigte. Schon drei Jahre zuvor hatte der Kronprinz, dem General von Gerlach gegenüber, den erwachsenen Kindern, bei aller Liebe zu den Eltern, doch das Recht schonender Kritik der letzteren zugesprochen<sup>1)</sup>. Er sah jetzt mit Schrecken, wie die Reaktion die Politik selbst in das Heer trug, wie das angeblich unbedingt königstreue Junkertum sich auch der Armee zu bemächtigen suchte. „Und mir,“ rief er mit Schmerz und Unwillen aus, „droht man dann mit dem Geiste der Armee — mir sagt man: nimm dich in Acht, das will die Armee nicht haben! — mir sagt man, daß ich mich dieser vox Dei, der Stimme der Armee fügen muß, denn die Armee sei die eigentliche Stütze des Thrones!“ Wenn diese Reaktion andauere, fügte er hinzu, sei Gefahr

1) Gerlach, Denkwürdigkeiten, II 687.

vorhanden, daß darüber alles zu Grunde gehe<sup>1)</sup>. Er gestand damals seinen Vertrauten offen ein, daß er sich solchen Machinationen gegenüber auf die Fortschrittspartei stützen müsse<sup>2)</sup>. Nur so hoffte er die Zukunft des Königshauses sichern zu können. Er trug kein Bedenken, eindringliche Vorstellungen liberaler Abgeordneten gegen das verfassungswidrige Regierungssystem anzunehmen und dafür seinen Dank auszusprechen zum lebhaften Ärger Bismarcks und Roons<sup>3)</sup>. Vergebens suchten die leitenden Minister ihn an den Staatsgeschäften zu beteiligen. Er blieb seinem selbstgewählten Verfahren treu, sich passiv zu verhalten, um einerseits nicht geradezu mit dem Vater zu brechen, andererseits sich nicht dem Volke gegenüber zu kompromittieren. Im Ministerrate saß er mit marmorner Unbeweglichkeit, schweigend da, „als memento mori<sup>4)</sup>“. Er und seine erlauchte Gemahlin sonderten sich auch gesellschaftlich von dem Hofe und allem, was damit zusammenhing, gänzlich ab<sup>5)</sup>.

Allein eine solche Zurückhaltung, ein so passives Benehmen konnte zuletzt nach keiner Seite hin befriedigen und vergrößerte die Gefahr, anstatt sie zu beschwören.

Die Junkerpartei erkannte die Gegnerschaft des Kronprinzen in vollem Maße an. Sie beantwortete solche, indem sie ganz offen gegen ihn agitierte, besonders auch im Heere, wo man die nachteiligsten Gerüchte über ihn verbreitete, ihn geradezu als Feind der Armee schilderte und den Prinzen Friedrich Karl gewissermaßen als leuchtenden Gegensatz auf den Schild hob<sup>6)</sup>. Die Armee wurde von den junckerlichen und reaktionären Wortführern förmlich terrorisiert. Während der denkende und ältere Teil der Offiziere diese Bestrebungen durchaus mißbilligte, wagte er doch gegen sie, die von dem Militärkabinett ermutigt wurden, nicht freimütig aufzutreten<sup>7)</sup>. „Es könnte nur Rettung kommen,“ äußerte damals ein Offizier in voller Uniform an offener Table d'hôte, „wenn der König und der Kronprinz abdankten und Prinz Friedrich Karl die Regentschaft übernehme<sup>8)</sup>.“ Man suchte die Stellung Friedrich Wilhelms

1) Eigene Äußerungen des Kronprinzen an Bernhardi (Erste Regierungsjahre, S. 338 ff.)

2) Brief des Kronprinzen an Dunder, 14. Juli 1863; Haym, 307 f. — Vgl. Bernhardi, Elbherzogthümer, 128.

3) Aktenstücke bei Kohl, Bismarck-Jahrb., III 240 ff.

4) Ms. Samwer an Gust. Freytag, 28. Febr. 1863.

5) Bernhardi, Elbherzogthümer, S. 8 f. u. sonst.

6) Ebendas. S. 99, bestätigt durch die dort mitgetheilten Aussprüche des Fürsten Hohenzollern, Anf. Mai 1863.

7) Ms. Prinz Woldemar von Schleswig-Holstein an Samwer, 31. Mai 1863.

8) Depeche des hannoverschen Gesandten v. Reizenstein, Berlin, 21. April 1861; von Haffell, Gesch. des Königreichs Hannover II, I (Leipzig 1899), S. 440.

nach allen Seiten hin zu untergraben, seine Ausschließung von der Thronfolge vorzubereiten. Zu diesem Zwecke mußten selbst die leitenden Minister den König zu überreden, daß der Kronprinz und seine Gemahlin zu England in geradezu staatsverrätherischen Beziehungen ständen<sup>1)</sup>. Und dieser schlimme Same fiel auf fruchtbaren Boden: Wilhelm I. hatte nicht vergessen, daß er Gefahr gelaufen war, die Krone seinem Sohne übergeben zu müssen; obwohl der Kronprinz hier, auf Kosten seiner und des Staates Interessen, wenigstens wie er sie damals verstand, seine kindliche Liebe und Unterwürfigkeit bewahrt hatte, hegte der Vater seitdem gegen ihn unverkennbares Mißtrauen. Seit dem September 1862 sprach er mit ihm kein Wort über Politik<sup>2)</sup>. Ein Zwischenfall erhöhte diese Mißstimmung. Am 17. März 1863 fand das Fest der Grundsteinlegung des Denkmals statt, das Friedrich Wilhelm dem Dritten im Lustgarten zu Berlin errichtet worden war. Der Kronprinz nahm daran thätigen Anteil, indem er die zur Feier kommandierten Truppen befehligte und mit seinem Vater zugleich die Parade über die noch lebenden 2000 Ritter des Eisernen Kreuzes abhielt, die zu dieser Gelegenheit nach Berlin einberufen worden waren. Die Bevölkerung aber bewahrte dem Herrscher gegenüber eisiges Schweigen, während der Kronprinz mit lebhaften Beifallsbezeugungen empfangen wurde.

Allein das hatte nur den Wert einer gegen den König gerichteten Demonstration. In Wirklichkeit war die anfängliche Volkstümlichkeit Friedrich Wilhelms, die ein Ergebnis seiner so charakteristischen Abreise auf längere Zeit, sogleich nach der Ernennung des Bismarckschen Ministeriums, gewesen war<sup>3)</sup>, längst einer weit kühleren Stimmung gewichen. Man fing an, die gänzliche Zurückhaltung des Kronprinzen den verfassungswidrigen Zuständen und der steigenden Entrüstung des Volkes gegenüber nicht zu verstehen, an ihm irre zu werden. Für den Fall, den man als sicher annahm, daß der König über kurz oder lang zur Abdankung werde gezwungen werden, dachten viele schon daran, „mit dem alten Legimitätsprinzip zu brechen durch eine Nuance in der Dynastie,“ mit anderen Worten: anstatt des Kronprinzen den Großherzog von Baden zur Nachfolge zu berufen, der seine echt konstitutionelle und liberale Gesinnung als Regent bethätigt hatte. Unter den zahlreichen Freunden Friedrich Wilhelms, die immer drängender ein kräftigeres Hervortreten seinerseits forderten, in seinem und seiner Kinder eigensten

1) Bismarck an Bernstorff, 17. Febr. 1863; Kohn, Bismarck-Jahrb. VI 172.

2) Ms. Samwer an Freitag, 5. April 1863.

3) Ms. Samwer an \*\*, 6. Nov. 1862.

Interesse, befand sich kein Geringerer, als der so besonnene und politisch so gemäßigte Gustav Freytag<sup>1)</sup>.

Während der Kronprinz Gefahr lief, von der vollstümlichen Partei ganz aufgegeben zu werden, fühlten sich seine reaktionären Widersacher von dem offenbaren Gegensatz des Königs zu seinem Sohne derart ermutigt, daß sie fest zu einer förmlichen Verschwörung wider den Thronfolger schritten. Der König erkrankte gegen Ende Januar 1863 und man fürchtete, daß sein Leiden ein langwieriges und schweres sein werde. Da sollte der greise Monarch bewogen werden, die Stellvertretung während seiner Behinderung nicht seinem Sohne, sondern seinem Bruder Karl, dem Hauptvertreter der rücksichtslosesten und gewalthätigsten Reaktion, zu übertragen. Nötigenfalls solle die Garde jedem Versuche, einem solchen Staatsstreiche zu begegnen, mit den Waffen entgegen treten. Schlesische Landtagsabgeordnete vom Adel sagten ganz offen dem Fürsten Hatzfeld: der Kronprinz dürfe nicht zur Regierung kommen. Der Kronprinz war von diesen Plänen unterrichtet; eifrige Freunde, wie Graf Usedom, der Gesandte in Turin, boten ihm schon ihre Hilfe an. Allein Friedrich Wilhelm wollte der ganzen Angelegenheit keine Bedeutung beimessen, und wirklich besserte sich das Befinden des Königs bald derart, daß an eine Stellvertretung zunächst nicht zu denken war. Allein Ende Mai gab sein Gesundheitszustand zu neuen Besorgnissen Anlaß. Nunmehr traten die Gegner noch offener auf. Sie holten sich von den Juristen und Staatskünstlern des Herrenhauses Gutachten ein, die dem Herrscher die unbedingte Befugnis zusprachen, für den Fall vorübergehender Verhinderung — nicht der verfassungsmäßig vorgesehenen dauernden Regierungsunfähigkeit — seinen Stellvertreter nach Belieben auszuwählen. Andererseits entwarf, auf Stockmars Veranlassung, der als Staatsrechtslehrer bedeutende gothaische Staatsrat Karl Samwer ein Gegengutachten. Es waren Vorgänge, die deutlich an die Intriguen derselben Clique bei Gelegenheit der Regentschaft des Prinzen von Preußen, fünf Jahre früher, erinnerten. Obgleich auch diesmal die kräftige Konstitution des Herrschers bald den Umtrieben der Junkerpartei ein Ende machte, so wußte doch nun der Kronprinz genau, wessen er sich von ihr zu versehen hatte<sup>2)</sup>.

Er fühlte die Gefahr, sich zwischen zwei Stühle zu setzen, nur noch Widersacher und gar keine Freunde zu finden. Man machte ihm be-

1) Ms. Gust. Freytag an Samwer, 1., 11. Febr. 1863. Andere zahlreiche Ms. Schreiben in gleichem Sinne liegen mir vor.

2) Ms. Schreiben des Prinzen Waldemar von Schleswig-Holstein, 31. Mai 1863. — Ms. Schreiben des Grafen Usedom vom 1. Juni 1863. — Ms. Schreiben des \* vom 3. Juni 1863; u. a. m.



greiflich, daß nur derjenige, der selber handle, Aussicht auf Unterstützung durch andere habe. So ergriff er die erste Gelegenheit, mit einer weit-  
hin schallenden That in den Vordergrund zu treten.

Die Landtagsession vom Januar bis Mai 1863 hatte von seiten der Mehrheit des Abgeordnetenhauses den Wunsch zum Ausgleich, bei dem Ministerpräsidenten aber das Streben erwiesen, den Konflikt fortzusetzen und zu verschärfen, da er einen solchen zur Fortdauer seiner Vertrauensstellung bei dem König nötig hatte. Die Session wurde in voller Ungnade für die Abgeordneten am 27. Mai 1863 geschlossen, ohne daß es auch nur zur Abstimmung über das Budget gekommen wäre. Und nicht nur richtete sich die Regierung so dauernd auf ein budgetloses Regiment ein,kehrte zum Absolutismus zurück, sondern sie erließ auch eigenmächtig am 1. Juni 1863 eine Preßordonnanz, die das gesamte Zeitungsweisen dem Belieben der Verwaltung überantwortete. Sie stützte sich dabei auf den Paragraphen 63 der Verfassung, der bei öffentlicher Gefahr und dringendem Notstand und bei Abwesenheit des Landtages der Regierung diskretionäre Maßregeln bis zum Wiederzusammentritt des Landtags gestattete. Allein der Notstand und die öffentliche Gefahr waren nicht vorhanden, und der Landtag war soeben offenbar nur aus dem Grunde vertagt worden, damit die Regierung ihn nicht zu fragen brauche. Drei berühmte deutsche Juristenfakultäten bezeichneten das Verfahren der Regierung nicht nur als unrechtmäßig, sondern als verfassungswidrig. Das ganze Land wurde von einem Sturme der Entrüstung bewegt, und von allen Seiten, auch sonst durchaus konservativen, erscholl lauter Widerspruch<sup>1)</sup>.

Die Angelegenheit der Preßordonnanzen war in Anwesenheit des Kronprinzen im Ministerrate verhandelt worden; Friedrich Wilhelm hatte in Angesicht eines so enormen Vorhabens sein grundsätzliches Stillschweigen gebrochen und sofort dessen gesetzwidrigen und gefährlichen Charakter hervorgehoben. Allein dieser Protest mußte innerhalb der Wände des Beratungszimmers ohne weitere Wirkung verhallen. Der Kronprinz beschloß deshalb, für den Fall, daß die angekündigten Preßordonnanzen trotz seines Widerspruchs zur Wahrheit werden sollten, eine öffentliche Verwahrung gegen dieselben einzulegen. Damit gedachte er nicht nur seiner eignen Überzeugung genug zu thun, sondern auch durch deutliche Lossagung von dem herrschenden Regierungssystem seine eigne und seiner Kinder Zukunft zu sichern.

1) Selbst der hochkonservative Legationsrat Abeken, ein Untergebener Bismarcks, tadelt die Preßordonnanzen aufs schärfste in einem Briefe vom 7. Juni 1863; Heinr. Abeken, Ein schlichtes Leben (Berlin 1898), S. 286.

Allerdings mußte er gewärtigen, daß der auf seine Autorität so eiferfüchtige König darüber gänzlich mit ihm brechen würde. Deshalb und aus Gründen sittlicher Verpflichtung beschworen ihn seine nächsten Ratgeber, vor allen Max Dunder, die Absicht des eventuellen öffentlichen Protestes zuvor dem König anzuzeigen; damit beweise er, daß er jede gewaltsame Maßregel verhütet zu sehen wünsche<sup>1)</sup>. Nach anfänglichem Zögern ging Friedrich Wilhelm, obwohl er von der Nutzlosigkeit eines solchen Schrittes überzeugt war, auf den Rat seiner Freunde ein. Wenige Stunden, ehe er sich am Abend des 31. Mai 1863 mit seiner Gemahlin auf eine Inspektionsreise nach Ostpreußen begab, richtete er an seinen königlichen Vater ein Schreiben, das er selber entworfen hatte, und das die innere Erregung des Verfassers, den Streit der in seinem Gemüte sich bekämpfenden Empfindungen auf das deutlichste wieder spiegelt:

„Teurer, geliebter Papa!

„Den wenigen Worten, die Du mir gestern in Berlin über die Situation sagtest, fühlte ich an, wie ernst bekümmert sich Deine Gedanken mit der nächsten Zukunft beschäftigten. Da nun unmöglich vor meiner Abreise heute abend nach Preußen sich noch Gelegenheit finden wird meinem bekümmerten Gemüt Dir gegenüber sich zu äußern (sic), so erlaube ich mir, auf diese Weise zu reden.

„Du weißt es, lieber Papa, wie ich mit ganzer Seele an Dir hänge, wie es keinen Menschen auf der Erde giebt, der Dir treuer ergeben ist, als ich, und wie Deine Wünsche immer Befehle für mich sind. Als Dein Sohn (sic) wirst Du von mir erwarten, daß ich immer offen und ehrlich gegen Dich sei, und als Dein erster Unterthan wäre ich nicht wert des Vertrauens, das Du mir stets erwiesen, wenn ich selbst auf die Gefahr hin, Deine Ungnade zu erwecken, es nicht wagte, Dich zu warnen, wenn ich Unheil über Deinem teuersten Haupte drohen sehe.

„Als Du im März 1862 zur Zeit des Ministerwechsels sagtest, ich möchte mich in acht nehmen, ich sei liberaler als Du, hielt ich es fortan für meine Pflicht, zu schweigen. Ich habe seit jenem Zeitpunkt nie über irgend eine Regierungsmaßregel ein Urteil ausgesprochen und mein ganzes Benehmen so zurückhaltend wie möglich eingerichtet, damit nicht eine Art Oppositions-Coterie, sich meines Namens bedienend, ein in anderen Ländern häufig vorgekommenes unheilvolles Zerwürfniß zwischen dem Souverän und seinem Nachfolger herbeiführe. Jetzt sind wir zu einem Abschluß unseres Staatslebens gelangt, wo inhaltschwere Hand-

<sup>1)</sup> Dies alles nach der Ms. Korrespondenz der Meistbetheiligten. — Vgl. Gaym, Dunder, S. 292 ff.

lungen der Regierung einer aufgeregten, der Regierung mißtrauenden Zeit begegnen und die innere wie die äußere Lage des Vaterlandes manche ernste Besorgnisse wachrufen.

„Es kommt mir nun nicht zu, über die Schritte Deines Ministeriums eine Kritik zu üben, ich enthalte mich auch eines jeden Urtheils über dieselben und will auch keine Vorschläge machen, denn dazu habe ich weder das unbedingte Recht noch die Verantwortung. Nur eine flehentliche Bitte will ich aussprechen. Ich beschwöre Dich nämlich, nie Deine Einwilligung zu irgend einem Verfassungsbruch oder zu einer Verfassungsumgehung zu erteilen, welche seitens des Ministeriums als ein Ausweg oder alleinige Hilfe für die heutige Situation vorgeschlagen werden könnte. Mag eine solche Maßregel Dir als noch so wünschenswert, notwendig und nützlich dargestellt werden — meiner Meinung nach kann nie etwas damit gewonnen werden. Ja, ich wage es zu sagen, ein solcher Schritt wäre Preußens Königs unwürdig — die Ruhe des Landes und die Fortdauer der Dynastie wäre tief gefährdet. Gestatte mir diese freimütige Warnung, lieber Papa. Ich weiß wohl, wie viel ich mir herausnehme, aber wie dürfte ich schweigen, wenn ich Dein Glück, Dein Ansehen, Deine von Gott verliehene Stellung, die so Eins sind mit dem Glücke des Landes, Deiner Kinder und Enkel, bedroht sehe.

„Nun muß ich vor allem um Verzeihung bitten, daß ich es gewagt habe, eine solche Vermutung auszusprechen. Niemand weiß es besser als ich, daß Du der letzte sein würdest, der seinen Eid bricht, und einer solchen Eventualität gilt auch meine Bitte nicht, vielmehr habe ich die Besorgnis im Sinne vor der künstlichen Art, mit welcher dergleichen unheilvolle Maßregeln gewissermaßen verdeckt und unkenntlich gemacht werden, also daß Du meinen könntest, keinen Verfassungsbruch, sondern eine bloße Auslegung der Paragraphen unternommen zu haben, während in den engen und weiten Grenzen des Vaterlandes, ja in der ganzen Welt, solche Schritte als ein schreiendes Unrecht betrachtet werden würden<sup>1)</sup>.“

Die Unbeholfenheit des Stiles in diesem Schreiben zeigt am deutlichsten, wie die Forderungen des fürstlichen Gewissens und die Besorgnis vor der Gestaltung der Zukunft für das eigne Herrscherhaus in dem Herzen des Prinzen stritten mit der Furcht, den Monarchen zu beleidigen, und mit der natürlichen Unterordnung unter den Vater und König.

<sup>1)</sup> Dieses Schreiben ist teilweise in englischer Übersetzung in dem Annual Register for the year 1863 (London 1864), S. 241, veröffentlicht. Das vollständige deutsche Original erscheint hier zum ersten Male.

Das Schreiben blieb ohne Erfolg; zu sehr stand Wilhelm I. schon unter dem Banne der gewaltigen Persönlichkeit seines Ministerpräsidenten. Kaum waren der Prinz und seine Gemahlin abgereist, so erschienen — bereits am 1. Juni — die von ihm bekämpften Preßordonnanzen.

Der Kronprinz mußte dies unterwegs erfahren. Zugleich erhielt er von dem Vater eine Antwort auf sein Schreiben vom 31. Mai. Der König drückte sich im ganzen milde, väterlich aus: der Sohn habe sein Vorhaben, sich streng zurückhaltend zu benehmen, nicht mit der nötigen Vorsicht ausgeführt, denn es seien von ihm oppositionelle Reden in die Öffentlichkeit gedrungen. Er solle jetzt Gelegenheit nehmen, diesen Fehler wieder gut zu machen durch entschiedene Äußerungen im regierungsfreundlichen Sinne, durch Fernbleiben von den Fortschrittlern und Auszeichnung der Konservativen. Die Verordnung vom 1. Juni entspreche genau dem Paragraphen 63 der Verfassung und werde, gemäß der darin enthaltenen Bestimmung, dem Landtage sofort nach dessen Zusammentreten vorgelegt werden. Ein Gesetz dieser Art sei schon das liberale Ministerium verpflichtet gewesen auszuarbeiten, denn lediglich unter dieser Bedingung habe er — der König — der Novelle zur Gewerbeordnung zugestimmt, nach welcher die Konzession der Buchhändler und Zeitungsverleger nur durch das Gericht eingezogen werden könne. Das Schreiben schloß mit einer Hindeutung, daß alle Kronprinzen liberale Neigungen zu zeigen pflegten, um sich Popularität zu schaffen.

Dieser Brief konnte die Erregung Friedrich Wilhelms nicht mindern, der heftig darüber erzürnt war, daß man den Augenblick seiner Abreise benützt habe, um die Verordnung, gegen die er sein Veto eingelegt hatte, zu erlassen. Sein fürstlicher Stolz bäumte sich auf gegen die „groben Minister“ und zumal gegen den selbstherrlichen Premier. Er richtete von Graudenz aus am 3. Juni eine scharfe Verwahrung an Bismarck: „Ich halte die Verordnung für ungesetzlich und gefährlich für mein Haus und die Zukunft des Staates. Ich sage mich los von jeder Teilnahme an solchen Maßregeln und trage Ihnen auf, diese meine Verwahrung zur Kenntnis des Staatsministeriums zu bringen.“ Und am 4. Juni zeigte er diese an das Ministerium gerichtete Erklärung auch seinem Vater an, dem er dabei auseinandersetzte, daß durch Unterlassen der Vorlegung der Verordnung an den noch wenige Tage zuvor versammelten Landtag eine absichtliche Umgehung der Verfassung geschehen sei. Ebenso beschwerte er sich darüber, daß man unterlassen habe, ihn zu den endgültigen Beratungen im Staatsministerium zuzuziehen, und sah darin eine Verletzung seiner Rechte und Pflichten als Thronfolger. Er werde die Gesellichkeit des Preßediktes niemals anerkennen, und das müsse er aus tiefster Überzeugung und Nötigung

aussprechen, obschon er wohl wisse, daß er damit Sr. Majestät Schmerz bereite.

Allein diese Schritte blieben immerhin nur für die höchsten Kreise erkennbar, die ein Interesse daran hatten, ihr weiteres Kundwerden zu verhindern. Wie sollte das ganze Volk erfahren, daß der Kronprinz dem herrschenden Regierungssysteme durchaus feindlich sei? In erregter Stimmung kam er am 5. Juni nach Danzig, dessen Oberbürgermeister, Herr von Winter, lebhaft in ihn drang, für die verlebte Verfassung einzutreten; jetzt sei eine zwingende Veranlassung, seine wahre Stellung der Welt darzuthun<sup>1)</sup>. Die Kronprinzessin war gleichfalls dieser Ansicht. Nach langer Überlegung und heftiger Gemütsbewegung meinte Friedrich Wilhelm sich in der That zu überzeugen, es liege in diesen Ereignissen eine so große Gefahr für die Hohenzollern, daß es Pflicht gegen sein Haus und den Staat sei, nicht mehr zu schweigen, sondern seine Mißbilligung laut auszusprechen. Er fühlte sich dazu um so mehr berechtigt, als ja sein eigener Vater ein Decennium früher in offenem Gegensatz zu dem gleichfalls reaktionären Regierungssysteme des Bruders gestanden hatte. Er sagte also Herrn von Winter die geforderte Kundgebung zu.

Ohne sich nun viel über das zu Sagende besonnen zu haben, beantwortete er die öffentliche Bewillkommung des Oberbürgermeisters mit dem Ausdrucke des Bedauerns, zu einer Zeit nach Danzig gekommen zu sein, wo zwischen Regierung und Volk ein Zerwürfniß eingetreten sei, das zu erfahren ihn in hohem Grade überrascht habe. Er fügte hinzu: „Ich habe von den Verordnungen, die dazu geführt haben, nichts gewußt. Ich war abwesend. Ich habe keinen Anteil an den Ratschlägen gehabt, die dazu geführt haben. Aber wir alle und ich am meisten, der ich die edlen landesväterlichen Intentionen und die hochherzigen Gesinnungen Sr. Majestät des Königs am besten kenne, wir alle haben die Zuversicht, daß Preußen unter dem Scepter Sr. Majestät der Größe sicher entgegen geht, die ihm die Vorsehung bestimmt hat.“

Man dürfte nicht behaupten, daß diese Improvisation eine geschickte war. Es entsprach nicht der Wahrheit, daß der Prinz von den Verordnungen nichts vorher gewußt habe; es entsprach nicht seiner Überzeugung, daß man von der Regierung seines Vaters die Größe Preußens zu erwarten habe. Ja, Friedrich Wilhelm konnte nicht einmal wünschen, daß man seinen Versicherungen Glauben schenke. Welches Licht warf es auf ihn, wenn er nicht von den Ordonanzen unterrichtet worden war? Und wenn er auf seines Vaters Regierung eine so unbedingte Hoffnung setzte, weshalb machte er ihr Opposition?

<sup>1)</sup> Gaym, S. 297, 299.

Allein in der Politik wie in der Kriegsführung ist ein selbst nicht ganz zweckdienliches Handeln allezeit wirksamer, als Unentschlossenheit. Die Worte des Kronprinzen riefen im ganzen Lande ein ungemeines Aufsehen hervor und erschienen als eine männliche und kühne That, als Ermutigung der Opposition durch den zweithöchsten Mann des Landes, als ein Schlag ins Gesicht des Ministeriums.

So lange die Gegnerschaft des Kronprinzen sich innerhalb der höchsten offiziellen Sphären gehalten, hatte der König sie als unschädlich betrachtet und mit Milde behandelt. Er hatte sich — offenbar auf den Rat Bismarcks hin — begnügt, dem Ministerpräsidenten die Überweisung des kronprinzlichen Protestes an das Staatsministerium zu untersagen. Aber die Danziger Rede versetzte Wilhelm I. in höchsten Zorn. Er sah in diesem öffentlichen Auftreten eine direkte Auflehnung gegen die Autorität des Herrschers und Kriegsherrn und stand auf dem Punkte, den Sohn sofort nach Berlin zurückzurufen, ihm seine militärischen Würden und Ämter zu entziehen, ja ihn zeitweise auf die Festung zu senden. Allein die Königin Augusta intervenierte. So sehr sie eigentlich auf seiten des Sohnes stand, hielt sie es doch für die weibliche Pflicht, ausgleichend und versöhnend zu wirken und auf beiden Seiten das Festsetzen unheilbarer Erbitterung zu verhüten, indem sie den hohen Gemahl wie den Prinzen dringend bat, die Sache nicht auf die Spitze zu treiben<sup>1)</sup>. Auch Bismarck riet dem Könige zur Mäßigung, um all' den inneren und äußeren Gegnern nicht das erwünschte Schauspiel des Haders im Königshause zu geben; es sei am besten, die Sache baldmöglichst in thunlicher Stille beizulegen.

Die Ausführungen des Ministers und die Vorstellungen der Königin entsprachen zu sehr den Forderungen von Wilhelms eigenem Vaterherzen, um nicht bald bei ihm Gehör zu finden. Als der alte Feldmarschall Wrangel, ein kaum noch bewußtes Werkzeug der Reaktion, in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber der Marken dem Prinzen einen dreitägigen Arrest zudiktieren wollte, verwies ihm dies der König: eine zwischen ihm selbst und seinem Sohne schwebende Angelegenheit eigne sich nicht für militärisches Eingreifen<sup>2)</sup>. Er beantwortete nur auf strenge Weise den Brief des Kronprinzen vom 4. Juni, indem er ihm am 7. schrieb. Zunächst suchte er dessen Beweisführung wegen der Ungeseglichkeit der Präzordonnanzen zu widerlegen. Dann aber verwies er ihm die Danziger Rede: sei sie von der Presse falsch widergegeben, so solle er diese öffentlich rektifizieren; sei sie richtig abgedruckt,

1) Ms. Schreiben der Königin Augusta an \* vom 23. Juni 1863.

2) Ms. Prinz Wolbemar von Schleswig-Holstein, 22. Juni 1863.

so solle er sie zurücknehmen. „Ich verpflichte Dich, keine einzige derartige Äußerung mehr zu thun. Sollte dies doch geschehen, so erfolgt Abberufung nach Berlin, wo dann bestimmt wird, ob Du Deine Kommandostelle noch behalten kannst.“ Der Prinz erwiderte umgehend: er bitte um Vergebung, wenn er gefehlt habe. Aber „meine Worte waren nicht unüberlegt. Ich war schon längst meinem Gewissen und meiner Stellung schuldig, mich zu der Meinung zu bekennen, deren Wahrheit ich täglich deutlicher fühle. Nur die Hoffnung, vielleicht doch den Widerspruch gegen Dich vermeiden zu können, beschwichtigte meine innere Stimme. Nun aber hat das Ministerium, mich völlig ignorierend, Beschlüsse gefaßt, die meine und meiner Kinder Zukunft gefährden. Ich werde mit demselben Mute für meine Überzeugung einstehen, wie Du für die Deinige. Ich kann deshalb nichts zurücknehmen, werde aber schweigen. Übrigens lege ich Dir hiermit meine Stellungen in der Armee und im Staatsministerium zu Füßen, wenn Du es befehlst, und bitte um Bestimmung eines Aufenthaltes oder die Erlaubnis, einen Ort zu wählen, wo ich der Politik ganz fern bleiben kann.“

Das klang ja recht mutig und beständig und war aufrichtig gemeint. Am liebsten hätte der Kronprinz sich thatsächlich von aller Politik zurückgezogen und ein Militärkommando in der Provinz und zwar besonders in der ihm von früher her sympathischen Hauptstadt Schlesiens übernommen<sup>1)</sup>. Allein er hatte doch seinem Vater und Herrn von Bismarck die Handhabe gegeben, wenigstens scheinbar über ihn zu triumphieren: einmal indem er um Verzeihung bat, und zweitens indem er versprach zu schweigen. Das war die Wirkung seiner eignen getreuen und kindlichen Empfindung und der Ratschläge seiner Mutter.

Einem so genialen Widersacher wie Bismarck gegenüber hatte aber Friedrich Wilhelm sich nicht ungestraft eine solche Blöße gegeben. Nun antwortete der König, am 11. Juni, im Tone des verzeihenden Vaters. Er gestatte ihm auch ferner, abweichende Meinungen persönlich gegen ihn auszusprechen. Indes nachdem dies geschehen, sei es des Sohnes Pflicht sich zu unterwerfen. Eine weitere öffentliche Kundgebung müsse er durchaus untersagen; geschehe sie doch, so würden die in dem vorherigen Schreiben angedrohten Maßregeln eintreten.

Bald darauf langte auch ein Schreiben Bismarcks an, der trotz des königlichen Verbotes dennoch, um sich selbst für die Zukunft zu sichern, unter der Hand den Protest des Thronfolgers den übrigen Ministern mitgeteilt hatte. Jetzt hob er hervor: auch er habe ein Gewissen und fühle sich auf gesetzlichem Boden; die Minister seien ihres

<sup>1)</sup> von Bernharbi, Elbherzogtümer, 280.

Eides eingedenk. „Eure Königl. Hoheit können uns durch Ihre Haltung unsere Aufgabe erleichtern oder erschweren, wenn sich die Meinung accreditiert, daß Eure Königl. Hoheit im prinzipiellen Gegensatz zu uns stehen. Wir aber werden als treue Diener Sr. Majestät unsere Pflicht thun.“

Was nun?

Die Forderungen und Proteste des Kronprinzen waren vom König und dessen leitenden Minister, wenn auch in mildester Form, durchaus zurückgewiesen worden. Wollte Friedrich Wilhelm der laut genug eingeleiteten Aktion treu bleiben, so mußte er seine Dienstreise abbrechen, seine Ämter niederlegen. Das wäre konsequent und von großer politischer Wirkung gewesen, hätte allerdings für den Augenblick den völligen Bruch mit seinem Vater zur Folge gehabt. Zunächst schien er zu so mutigem Handeln entschlossen: „es genüge nicht, die Hand in der Tasche zu ballen“. Er wollte für dieselbe Sache, für die sein Volk litt, ebenfalls persönliche Opfer bringen, auch eine längere Festungshaft nicht scheuen<sup>1)</sup>. Aber allmählich wirkten die Mahnungen seiner Mutter. Er schwieg und setzte die Inspektionsreise in Preußen fort. Freunden gegenüber äußerte er: er könne jetzt nichts weiter thun und müsse einstweilen „stille sitzen<sup>2)</sup>“.

Die öffentliche Meinung innerhalb wie außerhalb des eignen Staates war ob dieser Inkonsequenz enttäuscht. Man sagte: er mag wohl die Prekordonanzen nicht billigen, aber er fährt doch fort, der verfassungsfeindlichen Regierung seine Dienste zu widmen. Und es waren nicht nur „Demokraten“, die also urteilten, sondern auch der edle Karl Mathy, die Königin von England und noch mehr, der eigne Schwager des Kronprinzen, der treffliche Großherzog von Baden: sie erblickten in dem Gang der Dinge eine unwiderbringliche Niederlage Friedrich Wilhelms und der von ihm vertretenen Sache. Königin Augusta selber war der Meinung, das kronprinzliche Paar müsse wenigstens die nächsten Monate fern von Berlin und jeder öffentlichen Thätigkeit zubringen. Die Wirkung zeigte sich sofort: die Vertretungen der ostpreussischen Städte beschloßen, dem Kronprinzen keinerlei offiziellen Empfang zu bereiten, und die vereinzelt erhobene Hochrufe, die ihm zu Teil wurden, konnten den Eindruck einer so unerhörten Demonstration nicht beseitigen.

Und doch hatte Friedrich Wilhelms wiederholtes überzeugungstreu und zugleich kindlich unterwürfiges Auftreten eine sehr wichtige Wir-

1) Ms. Korrespondenz der Umgebung des Kronprinzen vom Juni 1863.

2) Ms. Schreiben Karl Mathys vom Anf. Juli 1863.



lung geübt, die freilich der Öffentlichkeit nicht bekannt wurde — es hat den König von weiteren Oktroyierungen zurückgehalten. Bismarck hatte ihm damals noch zwei solche Verfügungen vorgeschlagen: die eine sollte das ohnehin beschränkte Versammlungs- und Vereinsrecht gänzlich beseitigen, die andere die Entlassbarkeit der Staatsbeamten nach vier- undzwanzigstündiger Kündigung aussprechen. Allein die Darlegungen des Kronprinzen hatten auf das pflichttreue Gemüt seines Vaters einen solchen Eindruck gemacht, daß er hier seine Unterschrift verweigerte; der schon im Druck befindliche Text der Verordnungen mußte aus der Decker'schen Hofdruckerei wieder zurückgezogen werden<sup>1)</sup>. So hat der Kronprinz hier wenigstens neue erbitternde Kämpfe verhütet: ein Verdienst, das so recht seinem innersten Wesen und Streben entsprach.

Die liberalen Freunde des Kronprinzen aber glaubten die Notwendigkeit zu erkennen, seiner Sache ein neues Relief zu geben, „der öffentlichen Meinung, welche noch gar nicht durch die Danziger Rede zufriedengestellt ist, zu zeigen, daß zwischen dem Thronfolger und diesen Ministern eine wirkliche und prinzipielle Trennung stattfindet“. Sie erlangten von ihm die Erlaubnis, die Thatsache seines Protestes bei dem Staatsministerium — aber nicht den Text — in die Öffentlichkeit zu bringen. Das geschah wirklich in der zu Frankfurt am Main erscheinenden „Süddeutschen Zeitung“, da preußische Zeitungen nichts darüber zu veröffentlichen wagten. Aber ungeschickte oder gewissenlose Eingeweihte publizierten dann in der Londoner „Times“ sowie in der Leipziger „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ genaue Auszüge aus dem ganzen Briefwechsel, der in der Oktroyierungs-Angelegenheit zwischen dem Kronprinzen, seinem Vater und Herrn von Bismarck gewechselt worden war. Diese allerdings unverzeihliche Indiskretion, die in ganz Europa das größte Aufsehen erregte, sollte bald zu neuen Konflikten Veranlassung geben.

Inzwischen führte der Prinz den Rat seiner erlauchten Mutter insoweit aus, als er nach Beendigung seiner Inspektionsreise nicht nach Berlin zurückkehrte, sondern das Seebad Putbus aufsuchte; nur seine Gemahlin begab sich auf wenige Tage zu ihren Kindern in das Neue Palais bei Potsdam, um dann gleichfalls nach Putbus zu gehen, wo sie der liebenswürdigsten Gastfreundschaft des Fürsten und der Fürstin von Putbus genoß.

Diese Selbstverbannung des Kronprinzen war ein weiterer offensibler Schritt von seiner Seite, seine Sache von der der damaligen Regierung zu trennen. Allein er begnügte sich mit einer solchen in-

1) Ms. Schreiben Karl Mathys vom 24. Juni 1863. Mathy war damals als Leiter der Hofdomänen-Kammer Vertrauensmann des Großherzogs von Baden, also politisch vorzüglich unterrichtet.

direkten Mißbilligung nicht, sondern richtete an den Ministerpräsidenten eine unverkennbare Kriegserklärung. Er sandte ihm am 30. Juni ein Schreiben, das dessen „ganze Politik in starken Ausdrücken verurteilte. Sie sei ohne Wohlwollen und Achtung für das Volk, stütze sich auf sehr zweifelhafte Auslegungen der Verfassung, werde sie dem Volke wertlos erscheinen lassen und dieses in Richtungen treiben, die außerhalb der Verfassung lägen. Auf der anderen Seite werde das Ministerium von gewagten Deutungen zu gewagteren fortschreiten, endlich dem König Bruch mit derselben anraten“. Er kündigte dem Ministerpräsidenten an, daß er den König bitten werde, sich, solange dieses Ministerium im Amte sei, der Teilnahme an dessen Sitzungen enthalten zu dürfen. Im Falle von ferneren Ötroyierungen werde er seine abweichende Meinung öffentlich kundthun; sonst aber sich wenigstens im Privatgespräche keinen Zwang in der Beurteilung der Lage anthun<sup>1)</sup>. Allerdings kam er dann mit Bismarck überein, von diesem Briefe den Herrscher einstweilen, in beiderseitigem Interesse, nicht zu unterrichten.

Man sieht, es überwog bei dem jungen Fürsten jetzt wieder die starke Rote, die Entschlossenheit, wie sie ihm seine nächsten Angehörigen und seine politischen und persönlichen Freunde anrieten, die zugleich, wenn auch von irrigen Anschauungen geleitet, zugleich die treuesten Diener des Hohenzollernhauses zu sein glaubten. „Die Haltung des Kronprinzen“, hatte kurz vorher einer der „Revolutionäre“ in dessen Umgebung geschrieben<sup>2)</sup>, „ist ein wahrer Segen, nicht nur weil sie den Sieg der Verfassung erleichtert, sondern vor allem, weil sie eine alles umstürzende Revolution verhindern wird. Die Dynastie gewinnt wieder Fühlung mit dem Volke.“

Freilich, Bismarck mußte von anderen Gesichtspunkten ausgehen. Aber er barg seine großen und fruchtbaren Entwürfe noch in seiner Brust — niemand, weder der König noch geschweige die Gegner hatten davon die leiseste Vorahnung. Kann man ihnen das zum Vorwurfe machen? Nach den Thatfachen, wie solche damals vorlagen, hatten sie Recht; Bismarck selber hat das freimütig anerkannt. Wilhelm I. aber hatte zu jener Zeit nichts anderes vor Augen, als jede Einmischung der Volksvertretung in die Heeresangelegenheiten unter allen Umständen zurückzuweisen. Kein Wunder, daß er Bismarck bevollmächtigte, den Protest des Kronprinzen nicht anzunehmen, sondern mit einer Widerlegung von dessen Anschauungen an den Urheber zurückzusenden<sup>3)</sup>.

1) Bismarck, Ged. u. Erinn. I, 319. — Ms.-Korrespondenz zwischen R. Samwer und \*. — M. Busch, Bismarck (englisch) IV, 235 ff.

2) Ms. Samwer an R. Mathy, 23. Juni 1863.

3) Ms. Schreiben des Prinzen Waldemar von Schleswig-Holstein, vom 1. Juli 1863.

Aber ebensowenig, wie der König und sein Minister, gab Friedrich Wilhelm nach. Vergeblich bestürmte man ihn, sich zu seinem Vater, im Anfang Juli, nach Karlsbad zu begeben, wo auch Bismarck weilte. Er hielt sich fortgesetzt fern und suchte seinen Vater nur auf, wenn es ihm direkt befohlen wurde. Später ist er auf Wochen nach England gegangen. Er wollte auch nicht scheinbar bei Maßregeln mitwirken, die seiner innersten Überzeugung zuwiderliefen, und die, nach seiner Auffassung, „uns Schritt für Schritt mit fürchterlicher Konsequenz einem Verhängnis zutreiben, das aufzuhalten ich nicht vermag“<sup>1)</sup>. Er stellte sich in einem Schreiben an Dunder ganz offen als Anhänger der Fortschrittspartei hin und tabelte die Altliberalen, daß sie nicht den gleichen Standpunkt einnahmen<sup>2)</sup>.

Gerade in jenen ersten Julitagen drohte ein neues Zerwürfniß zwischen ihm und seinem Vater.

Es lag nicht im Charakter Bismarcks, empfangene Kränkungen oder erwiesene Feindschaft zu verzeihen. Er ergriff deshalb mit Freuden die Gelegenheit, die ihm die Indiskretion in der Protestangelegenheit zu bieten schien, um die Schar seiner Gegner, vielleicht den Kronprinzen selbst, aufzustören und, wo möglich, empfindlich zu treffen. Ein Schreiben des Ministerpräsidenten an Noon vom 6. Juli läßt die Absicht der Verfolgung der Urheber jener Zeitungsartikel deutlich erkennen. Zugleich läßt der Ministerpräsident nachforschen, ob nicht die Kronprinzessin während ihres kurzen Aufenthaltes in Potsdam den Fortschrittsmann Schulze-Delitzsch bei sich gesehen habe, durch den die Indiskretion weiter verbreitet sein konnte<sup>3)</sup>. Es stellte sich dann freilich heraus, daß die Prinzessin den bekannten Volkswirt nicht gesprochen, sondern nur demonstrativ seine Bücher gekauft habe — was allerdings nicht zu bestrafen war<sup>4)</sup>. Inzwischen gelang es aber, den König für die Verfolgung der Sache zu interessieren, und zwar hauptsächlich mit Hilfe des Generaladjutanten Manteuffel, eines Hauptes der reaktionären Militär-Kamarilla. Man verstand dem greisen Herrscher die Angelegenheit im Lichte einer förmlichen Verschwörung darzustellen, so daß er fast an nichts anderes mehr dachte und schonungslose Strenge ohne Ansehen der Person vorschrieb; die Untersuchung sollte übrigens wegen ihrer Staatsgefährlichkeit geheim geführt werden. Der Herrscher schrieb darüber von Karlsbad aus an seinen Sohn, in milder Form, aber nicht ohne durchblicken zu lassen, daß die Veröffentlichung möglicherweise von

1) Schreiben des Kronprinzen an Dunder, vom Oktober 1863; Haym, 315.

2) 14. Juli 1863; Haym, Dunder, S. 30 ff.

3) Roth, Bismarck-Jahrb., III (1896) 259.

4) Ms. Franz Dunder an Tempelhey, 7. Juli 1863.

diesem ausgehe — was dann Friedrich Wilhelm am 21. Juli mit starkem Tadel der ganzen Publikation beantwortete. Inzwischen ging aber die Inquisition ihren Weg. Der Vertrauensmann der Königin, Schleinitz, wurde befragt; dann die Umgebung des Kronprinzen, Duncker und Stodmar; die preußische Gesandtschaft am Bundestage; Prinz Woldemar von Schleswig-Holstein, der wegen seiner liberalen Anschauungen übel angeschrieben war; ja selbst der Großherzog und die Großherzogin von Baden. Das Ergebnis war null, nach acht Wochen mußte die ganze Sache aufgegeben werden — indes den Zweck der Einschüchterung hatte man doch wohl erreicht<sup>1)</sup>.

Darauf scheint auch ein Schreiben hinzudeuten, daß die Kronprinzessin damals an den Herzog von Koburg richtete, und in dem es hieß:

„Die Episode, in der wir jetzt in Preußen uns befinden, ist sicher eine sehr traurige, für jedes treue Preußenherz eine sehr bittere Prüfungszeit, — aber unsere Mission ist eine so deutlich vorgezeichnete, unsere Kräfte so gesund und normal — Gott sei Lob und Dank — daß das jetzige Ministerium mit seinem unerhörten Systeme Preußen doch noch nicht dauernd weder um seine Stellung noch um seine Bedeutung bringen kann. . . .

„Der Kronprinz wird alles thun, was er kann, um seine Position zu defendieren und um der Welt zu zeigen, daß er dem jetzigen System nicht angehört. Die Aufgabe ist keine leichte; Du weißt genügend, wie schwer es ihm wird, gegen den König zu opponieren, und wie er lange Zeit lieber den Vorwurf der Schwäche und Charakterlosigkeit auf sich lud, als in Konflikt mit seinem Vater zu treten. Nun aber ist es ihm darum zu thun, zu zeigen, wie er denkt, und er bedarf dazu jeder möglichen Unterstützung — denn er steht ganz allein. Zu tadeln ist sehr leicht, and encouragement is very scarce at present.“

Zunächst giebt uns dieses Schreiben einen glänzenden Beweis von der Liebe und Hochachtung, die die damals und später so viel als „Engländerin“ geschmähte hohe Frau für ihr neues Vaterland, für dies Preußen hegte, dessen Verständnis ihr gewiß nicht leicht geworden ist, da es weder lebenswürdige noch, zu jener Zeit, große Eigenschaften zu zeigen pflegte. Dann aber liegt über den Worten der Prinzessin in Bezug auf die Stellung des Gemahls eine gewisse Resignation, eine unverkennbare Entmutigung.

Allein nicht nur in der inneren, auch in der äußeren Politik stellte sich der Kronprinz in Gegensatz zu dem leitenden Minister. Die Ge-

1) Ms. Briefwechsel aus der Umgebung des Kronprinzen, sowie des Prinzen Woldemar von Schleswig-Holstein, Juli und August 1863.

fälligkeit, die dieser während des polnischen Aufstandes den Russen zeigte, verstimnte alle, die liberal, ja die menschlich fühlten, da man die großen Ziele Bismarcks nicht kannte, die allerdings die sorgfältige Pflege der russischen Freundschaft erforderten. Der Kronprinz war keineswegs ein grundsätzlicher Begünstiger des Polentums. Schon damals befürwortete er lebhaft den erst ein Vierteljahrhundert später verwirklichten Plan, das deutsche Element in dem preussischen Polen durch Ankauf polnischer Güter und durch Ansiedlung deutscher Besizer zu stärken<sup>1)</sup>. Allein er beklagte die völlige Isolierung Preußens im nichtrussischen Europa durch Bismarcks Politik; im Inneren gespalten und zerrissen, außen nur Gegner, mit Ausnahme des von der Revolution gelähmten Rußland — das schien ihm für den Staat eine sehr bedenkliche Lage<sup>2)</sup>.

Und diese Gefahr wuchs beständig. Ermutigt durch die anti-preussische Stimmung, die in ganz Mittel- und Süddeutschland das Verfahren der Berliner Regierung gegen das Abgeordnetenhaus hervorgerufen hatte, beschloß Kaiser Franz Josef noch einen Versuch zu machen, selber die Leitung der immer unwiderstehlicher anschwellenden deutschen Einheitsbewegung zu übernehmen. Er berief auf den August 1863 eine allgemeine Versammlung der deutschen Fürsten nach Frankfurt am Main, die dazu bestimmt war, Deutschland unter österreichischer Führung und mit einseitiger Geltendmachung des fürstlichen Einflusses zusammen zu schließen. Bismarck riet dem Könige, einer solchen Versammlung fern zu bleiben und dadurch deren Werk zu vereiteln, und arbeitete eine treffliche Denkschrift aus, die einerseits Preußens berechnete Machtstellung wahrte, andererseits aber eine freiheitliche Verfassung Gesamtdeutschlands und ein durch allgemeine Wahlen gebildetes deutsches Parlament als unabweißliche Notwendigkeiten bezeichnete. Indes diese vollständigen Forderungen des Ministerpräsidenten begegneten überall dem größten Mißtrauen und wurden als bloßer Fächerstreich betrachtet. Prinz Friedrich Wilhelm teilte diese Ansicht. Wir wissen, wie sehr ihn die immer größere Isolierung des preussischen Königtums beängstigte. Mit den eignen Unterthanen und mit fast dem gesamten Europa zerfallen, sollte es sich nun auch in Gegensatz zu allen deutschen Bundesfürsten stellen? Dann schien dem Prinzen der Untergang des Hohenzollernhauses binnen kurzem bevorzustehen. Die Wogen der Begeisterung für den Fürstentag gingen allerwegen hoch, und Preußens beste Freunde forderten dringend sein Erscheinen in Frankfurt<sup>3)</sup>.

1) Gaym, 366 f.

2) Ernst von Roburg-Gotha, III 281.

3) Ebendas. 298 ff.

König Wilhelm, der sich im Beginne des Monats August in Gastein befand, zögerte lange, welches Verfahren er einschlagen sollte. Während er nicht umhin konnte, den von Bismarck entwickelten Gründen großes Gewicht beizulegen, widerstrebte es doch seinem Gefühle, von der allgemeinen Versammlung der deutschen Fürsten, unter denen er so viele Freunde und Verwandte hatte, fern zu bleiben, sich völlig zu vereinzeln. In seiner quälenden Ungewißheit berief er am 8. August den Kronprinzen telegraphisch nach Gastein, „um zu beraten“, wie sich die Depesche lakonisch ausdrückte. Er gehorchte sofort der Aufforderung, zumal er schon zuvor einen Brief erhalten hatte, worin ihm sein Vater schrieb, er wünsche ihn nach allem Vorgefallenen dort, in der Stille, wiederzusehen, ehe er ihm vor Fremden begegne. Der Prinz fand bei dem erlauchten Vater einen gütigen und freundlichen Empfang, und sein gutes treues Herz erwiderte darauf mit innigem Gefühl. So fand zwischen dem König und ihm eine Versöhnung statt, die auch seinerseits ein freundlicheres Auftreten dem Minister gegenüber zur Folge hatte. Aber im Grunde blieb er gegen Bismarck fest und opferte ihm keine seiner Anschauungen<sup>1)</sup>. Auch nicht in derjenigen wichtigen Frage der äußeren Politik, die damals alle bewegte. In Übereinstimmung mit Königin Augusta und seiner eigenen Gemahlin entwickelte er vielmehr die Ansicht, sein Vater solle sich nicht anschließen, sondern nach Frankfurt gehen, dort die Anschauungen und Pläne Preußens offen darlegen und den Versuch machen, hierfür die deutschen Fürsten zu gewinnen. Wilhelm I. zögerte noch immer, ließ sich aber schließlich durch Bismarck fast mit Gewalt endgültig dazu bestimmen, der Frankfurter Versammlung fern zu bleiben.

Schon am 13. August reiste der Kronprinz von Gastein ab, zunächst nach Koburg. Er hatte abermals mit ansehen müssen, daß seiner Mutter und seine eigene Ansicht bei dem Vater stets dem Räte jenes Mannes unterlag, den er für den bösen Dämon seines Geschlechtes und Staates hielt. Er war tief niedergeschlagen und gab seiner Entmutigung offenen Ausdruck. Aus Baden-Baden, wohin sich Wilhelm I. begeben hatte, um seine Gemahlin aufzusuchen, kamen Nachrichten von heftigen Auseinandersetzungen zwischen den beiden hohen Gatten über die politischen Fragen. Allein es zeigte sich bald, daß in dieser Angelegenheit Bismarcks Rat der bessere gewesen war: die Abwesenheit Preußens machte die Frankfurter Fürstenberatungen zu nichte, und die erlauchte Versammlung löste sich auf, ohne das mindeste Ergebnis.

1) Das geht aus der Ms. Korrespondenz der näheren Freunde und Berater des Kronprinzen, die z. T. von ihm selbst genau unterrichtet waren, hervor.

Im Grunde wäre eine Verständigung in der deutschen Frage zwischen Friedrich Wilhelm und Bismarck viel leichter gewesen, als man damals annehmen konnte. Der Prinz legte seine Ansichten in einem Schreiben an seinen Oheim Ernst von Koburg-Gotha, vom 6. September 1863, in folgender Weise dar: „Ich finde in dem bloßen Gedanken eines mehrköpfigen Direktoriums [des deutschen Bundes] schon den unvertilgbaren Keim der Unhaltbarkeit. Ein gemeinsames Hand-in-Handgehen von Preußen und Österreich, um Deutschlands Geschicke zu entscheiden, ist ein unsaßbarer Gedanke. Man nenne es Alternat, Koordination oder wie man es wolle, nie wird Deutschland Segen von jenen beiden Rivalen einernten, solange beide ihren Einfluß gleich geltend machen wollen.“ Man sieht, er war genau in dem gleichen Maße wie Bismarck von der Notwendigkeit einer ausschließlich preussischen Spitze in Deutschland überzeugt. Nur in der Wahl der Mittel gingen beide Männer auseinander. Während der Minister im geheimen auf eine gewaltsame, kriegerische Lösung als die einzig wirksame hinarbeitete, wünschte der Kronprinz durch eine freiheitliche, sympathische Politik das Herz des deutschen Volkes zu gewinnen und durch dieses die widerstrebenden Fürsten zur Unterordnung unter Preußen zu zwingen. Es war die „Politik der moralischen Eroberungen“, die sein Vater im November 1858 auf sein Programm geschrieben hatte, aber des Sohnes Ziele waren bestimmter, klarer und konsequenter. Denn Wilhelm I. hatte weder an wirklichen Liberalismus im Innern gedacht — den er vielmehr als „revolutionär“ fürchtete und verabscheute — noch an eine auf die Fürsten auszuübende Nötigung. Beides aber war, wie damals die Dinge lagen, zur Ausführung der „moralischen Eroberungen“ unbedingt notwendig. Es waren starke Nuancen, die Friedrich Wilhelms Absichten von denjenigen Bismarcks schieden, aber doch nur Nuancen: ein Ausgleich zwischen beiden wäre bei der Übereinstimmung der Ziele wohl möglich gewesen, wenn der große Minister es schon damals, dem Könige gegenüber, hätte wagen dürfen, seine wahren Ziele kundzugeben. Jetzt aber wußte es der Kronprinz, wie alle europäischen Politiker, nicht anders, als daß der in Preußen „bald zwei Jahre dauernde innere Konflikt dem Gegner das gewünschte Mittel gegeben hat, die Lösung der deutschen Frage dem natürlichen Vorkämpfer derselben abzunehmen und jene auf sein Schild zu schreiben<sup>1)</sup>“.

Bei der völligen Vereinzelnung des Hohenzollernhauses in Deutschland erschien dem Prinzen die immer größere Leidenschaftlichkeit des inneren Konfliktes um so gefährlicher. Am 2. September 1863 beschloß

1) Haym, 855.

der Ministerrat, unter dem Vorsitze des Königs, die abermalige Auflösung des Abgeordnetenhauses. Auf Befehl des Vaters hatte Friedrich Wilhelm dem Conseil beigewohnt, aber kein Wort gesprochen. Am Tage darauf wiederholte er dem Könige auf das bestimmteste alles, was er dem Ministerpräsidenten aus Putbus geschrieben hatte; Wilhelm I. wußte nunmehr, daß sein Sohn der entschiedene Gegner seines Ministeriums sei<sup>1)</sup>.

Ein solcher Standpunkt des Kronprinzen schien aber dem Herrscher ein Vergehen gegen die dem Vater und dem Könige geschuldete Unterordnung; er befahl jenem, den Ministerfizungen dennoch beizuwohnen. Friedrich Wilhelm lehnte das durchaus ab; nur dazu wollte er sich verstehen, im sogenannten Conseil anwesend zu sein, das heißt, in den Vereinigungen des Ministeriums, denen der König selber vorsah<sup>2)</sup>. Auf Anordnung des Monarchen unternahm es dann Bismarck, den Prinzen zu befehlen: er forderte ihn auf, sich von der Regierung, die doch in einigen Jahren die seinige sein werde, nicht fern zu halten; er möge lieber den Übergang von der einen zu der anderen durch eine vermittelnde Thätigkeit erleichtern. Allein wenn Friedrich Wilhelm auch die zuerst dem gehäßigten Staatsmann bezeugte Abneigung auf dessen weitere Vorstellungen zuletzt durch einige freundlichere Worte verschleierte — die Unterredung verlief ergebnislos<sup>3)</sup>.

Die feste Weigerung des Sohnes hatte eine tiefe Mißstimmung des greisen Königs zur Folge. Bei den großen Manövern, die in diesen Tagen stattfanden, vermied er es, das Wort an ihn zu richten; während er allen Prinzen und dem Feldmarschall Wrangel die Hand reichte, gönnte er dem Thronfolger nur den förmlichen militärischen Gruß<sup>4)</sup>. Ja, er brach überhaupt jeden mündlichen wie schriftlichen Verkehr mit dem Kronprinzen ab<sup>5)</sup>.

Dieser beschloß, der unerträglichen Lage durch eine längere Reise nach England, in Gesellschaft seiner Gemahlin, ein Ende zu machen. Sein treues und liebendes Herz litt zweifellos unendlich unter dem Zermürfnis mit dem von ihm stets hochverehrten Vater und König. Vor seiner Abreise überreichte er diesem eine dreizehn Folienseiten umfassende Denkschrift, die dazu bestimmt war, sein gesamtes Verhalten während

1) Bismarck, Ged. und Erinn., I 322.

2) Ms. Samwer an †, 13. Sept. 1863 (Antwort auf ein Schreiben des letzteren aus Berlin).

3) Bismarck, Ged. u. Erinn., I 323 ff.

4) Ms. Samwer (nach Bericht eines militärischen Augenzeugen von hohem Range) an Prinz Wolbemar von Schleswig-Holstein, 14. Okt. 1863.

5) Bismarck, a. a. D., I 322 f.: Schreiben des Ministers Dodelschwingh vom 11. Sept. 1863.



der Konfliktzeit zu erklären und zu rechtfertigen<sup>1)</sup>. Indem er von neuem auf die Gefahren hinwies, die das Vorgehen des Ministeriums dem Herrscherhause und dem Staate bereitere, und die durch seine wiederholten Warnungen nicht hätten verhütet werden können, behielt er es sich vor, durch Vermeidung der Teilnahme an den Ministerberatungen die Freiheit seiner Entschliessungen zu wahren. Das Land sollte nicht auf den Gedanken kommen, ihn selbst mit der Regierung zu identifizieren; dahin zu wirken, ersfordere seine Pflicht gegen die eignen Nachkommen und gegen die Zukunft Preußens. Da er als Ratgeber der ihm so nahestehenden Krone nicht die gebührende Achtung finde, so müsse er durch offene Opposition die aus den Maßregeln der Regierung sich ergebenden üblen Folgen nach Möglichkeit neutralisieren. Indem die Minister beharrlich die verfassungsmäßigen Rechte der Volksvertretung verletzten, nagten sie an den Wurzeln der Monarchie. Man sollte draußen im Lande wissen, daß er aus tiefstem Gewissen solches Verfahren mißbillige. Zwingt der König ihn trotzdem, den Beratungen beizuwohnen, so werde er seine Verwerfung der dort gefaßten Beschlüsse vor dem Lande offen legen. So müsse er handeln, nicht um seinem königlichen Vater Schwierigkeiten zu bereiten, sondern aus seinen teuersten Pflichten heraus. Nach direkter Anschuldigung der Minister, daß sie ihn vernachlässigten und nicht auf dem Laufenden der Geschäfte erhielten, schloß er mit der Forderung, diese Denkschrift solle dem Staatsministerium amtlich mitgeteilt werden.

Unmittelbar nach Übersendung dieses Aktenstückes an den König reiste er mit der Kronprinzessin nach England ab.

Wenn Friedrich Wilhelm hier eine so kräftige Sprache führte und sie durch seine Selbstverbannung sofort bestärkte und bethätigte, so lag einem derartig entschiedenen Handeln gegenüber dem Vater, das sonst seinem Wesen wenig entsprach, die gesteigerte Besorgnis zu Grunde, daß er und seine Kinder in den als unvermeidlich betrachteten Zusammenbruch des herrschenden Regierungssystemes mit hineingezogen werden müßten. In der That hörte er von allen Seiten, daß die im Volke herrschende Erbitterung gegen den König sich immer mehr auf die ganze königliche Familie und namentlich auch auf ihn selbst erstreckte, den man unverzeihlicher Schwäche anklagte und besonders wegen der Teilnahme an den Ministerberatungen angriff. Seine ganze angebliche Opposition, sagte man im Volke — die politischen Führer waren

1) Auf den Inhalt dieser Denkschrift kann nur fragmentarisch aus der Beantwortung durch Bismarck (Ged. u. Erinn. I 324 ff) geschlossen werden. Das ungefähre Datum der Denkschrift erhellt aus dem ebendasselbst mitgetheilten Brief des Königs an Bismarck.

allerdings besser unterrichtet — sei nur eine abgekartete politische Komödie, um die Zukunft der Dynastie sicher zu stellen<sup>1)</sup>.

Allein Wilhelm I. besaß in den Entschlüssen, die er sich einmal zu eigen gemacht hatte, einen sehr festen Willen. Er beharrte darauf, er dürfe die offene Opposition seines Sohnes nicht dulden, und dieser müsse offiziell den Ministeritzungen beiwohnen. Er berief deshalb den Sohn zur Teilnahme an der auf den 9. November festgesetzten Eröffnung des Landtages nach Berlin zurück. Friedrich Wilhelm glaubte, sich einem so bestimmten Willensausdruck des Königs nicht entziehen zu können: er traf in Berlin ein, verkündigte aber sofort, daß er baldmöglichst zu seiner Gemahlin nach England zurückkehren werde. Der Herrscher hatte sich für seine Ankunft wohl vorbereitet, indem er sich von Bismarck eine eingehende Widerlegung der Denkschrift des Prinzen vom September hatte ausarbeiten lassen. Hierauf fußend richtete der Monarch an den Sohn ein ausführliches Schreiben, das in der Forderung gipfelte: wenn er selber das Conseil abhalte, müsse der Kronprinz unbedingt mitgehen. Dagegen könne es ignoriert werden, wenn dieser solchen Sitzungen fern bleibe, in denen der König nicht zugegen sei. In jedem Falle müsse der Prinz die Erklärung abgeben, daß er sich aller öffentlichen Opposition enthalten werde, auch seine vertrauten Ratgeber dem entsprechend wählen. Endlich müsse er das Geheimnis der Vorgänge im Conseil unbedingt zu wahren versprechen<sup>2)</sup>.

Es war eine förmliche Unterwerfung unter das herrschende Regierungssystem, eine beispiellose Selbstdemütigung, die der Monarch hier seinem zweiunddreißigjährigen Sohne abverlangte. Friedrich Wilhelm war entschlossen, diesen moralischen Selbstmord nicht zu vollziehen. Hier lag die Grenze, wo bei ihm die Liebe und Verehrung für den Vater und König höheren Pflichten Platz machte. Er richtete deshalb, ungefähr am 20. November, schon wieder von England aus, an seinen Vater ein Schreiben, das, in entschiedenem Tone abgefaßt, jeden Ausgleich ablehnte:<sup>3)</sup>

„Du befehlst mir, an den Conseilitzungen teilzunehmen. Bisher hattest Du mir nur das Recht erteilt, den Ministerberatungen und den Conseilitzungen beizuwohnen. Du willst mir jetzt eine Pflicht auflegen, welche ich bisher nicht hatte. Dem schlechtesten Deiner Unter-

1) Ms. Samwer an \*, 4., 13., 15. Sept. 1869. — Ms. Zempelten an Samwer, 4. Nov. 1863.

2) Ms. † an Samwer, 10. Nov. 1863.

3) Das Schreiben selber wird hier zum erstenmale veröffentlicht. Sein ungefähres Datum ergibt sich daraus, daß es zum Teile wörtlich auf den, in einem Ms. Briefe Samwers an † vom 13. Nov. 1863 enthaltenen Ratschlägen beruhte.

thanen steht es gesetzlich frei, ein Amt, welches ihm übertragen werden soll, abzulehnen; jeder Preuße hat das Recht, die Pflicht den König zu beraten, ehrerbietig abzulehnen. Sollte ich nicht dasselbe Recht haben?

„Ich glaube jedenfalls, daß die Gründe, die mich zu der ehrerbietigen Bitte leiten, wenn nicht Deine Billigung, doch Deine gnädigste Anerkennung finden werden.

„Wie gerne ich auch mit dem System einverstanden sein möchte, welches die jetzigen Minister gegenüber dem Lande und der Verfassung verfolgen, — ich vermag es nicht. Mein Gefühl wie mein Verstand sagen mir, daß dieselben nicht in Übereinstimmung mit der Verfassung Dich beraten, daß die Rechte des Landes nicht geachtet werden, und daß für Dich wie für das Land bei Fortsetzung dieses Systems großes und schweres Unglück bevorsteht.

„Diese meine Überzeugung mag sehr verkehrt sein, ich vermag sie indes ebenso wenig wie mein Glaubensbekenntnis nach meiner Willkür zu ändern.

„Mit dieser Überzeugung nun vermag ich bei den Beratungen, welche Du mit dem jetzigen Ministerium hältst, und welche der Natur der Sache nach sich nur auf der Grundlage des jetzigen Systems bewegen können, nicht zu raten. Mag es eine innere, mag es eine auswärtige Frage sein, die vorliegt, jede ist von dem Verfahren abhängig, welches gegenüber der Landesvertretung und dem Lande eingehalten wird. Als Vorbedingung jeder Maßregel, welche in Frage steht, könnte ich nur anraten, daß Du dieses Ministerium entlassen und einem neuen den Auftrag erteilen wollest, das Ausgabebewilligungsrecht des Landtags in demjenigen Maße, wie es bisher von der zweiten Kammer beansprucht ist, anzuerkennen.

„So lange diese Grundbedingung nicht erfüllt ist, kann weder an eine glückliche Politik im Innern noch nach außen gedacht werden.

„Da diese meine Anschauung von Dir nicht geteilt wird, kann ich natürlich an den Conseil Sitzungen vernünftigerweise nicht teilnehmen, denn dieselben sind bestimmt, nicht einen fortdauernden Protest, sondern über einzelne vorliegende Fragen Rat zu hören.

„Ich kann doch nicht da sein sollen, um den Glauben zu erwecken, daß ich die Ansichten des Ministeriums teile? Ich thue dies nicht, und ich würde, wenn ich suchte diesen Glauben zu erwecken, die meiner und die der entgegengesetzten Ansicht sind betrügen.“

Während der Kronprinz früher noch in Aussicht gestellt hatte, auf bestimmten Befehl des Königs die von diesem präsidirten Conseil Sitzungen besuchen zu wollen, lehnte er nunmehr auch dieses Zu-

geständnis ab. Er ging damit noch über die Ratschläge hinaus, die ihm der verjöhnlich gesinnte Stockmar erteilt hatte<sup>1)</sup>. Der schroffe Ton der Bismarckschen Erwiderung auf sein Septembermemorandum, die ihm jede staatsrechtliche Bedeutung abgesprochen hatte, und die harten Forderungen des Königs, in denen er nur die Stimme des Ministerpräsidenten zu hören glaubte, hatten ihn erbittert und zum äußersten Widerstande gereizt. Der Zwiespalt war damit zu einer Schärfe gediehen, die die bedenklichsten Folgen für alle Teile hätte zeitigen müssen.

Glücklicherweise trat in eben diesem Augenblicke eine große Frage in den Vordergrund, von solcher Wichtigkeit, daß dagegen alle früheren Gesichtspunkte ihre Bedeutung verloren, und daß der Kronprinz zu aktiver Teilnahme am Staatsleben von selbst und in dauernder Weise genötigt wurde, nicht zur Schädigung, sondern zur Hebung seiner Selbstachtung und des allgemeinen Ansehens.

---

1) Ms. Brief Stockmars an Samwer, 22. Nov. 1863.

## Fünftes Kapitel.

# Der Kampf um Schleswig-Holstein.

Einer der dunkelsten Flecken, die die Regierung Friedrich Wilhelms IV. verunzieren und von der antideutschen Gesinnung der ihn beherrschenden feudalen Partei deutlich Zeugnis ablegen, ist die Überantwortung der für ihr deutsches Volkstum kämpfenden und dabei zuerst von Preußen unterstützten Herzogtümer Schleswig-Holstein an ihren dänischen Bedränger. Die Schmach Deutschlands wurde besiegelt durch das von allen Großmächten unterzeichnete Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, das auch nach dem bevorstehenden Aussterben der dänischen älteren Königslinie die beiden Elbländer dem skandinavischen Reiche unter dessen designiertem Thronerben Christian von Glücksburg überlieferte<sup>1)</sup>. Nunmehr hielt das siegreiche Dänemark den Herzogtümern gegenüber jede Gewaltthat für erlaubt. Mit Verletzung des Landesrechtes der mit Preußen und Oesterreich abgeschlossenen Verträge und selbst des Londoner Protokolls wurde die vielhundertjährige Verbindung zwischen Schleswig und Holstein aufgelöst, ersteres ganz, letzteres in den Hauptjachen als dänische Provinzen dem Gesamtstaat angegliedert, Schleswig in umfassender Weise danisiert, eine gesezlose Willkürherrschaft in beiden Herzogtümern errichtet. Endlose Reklamationen Preußens und des deutschen Bundes, die sogar von den anderen Großmächten unterstützt wurden, hatten in Kopenhagen nur den Triumph der sogenannten eiderdänischen Partei zur Folge, die Holstein nur lose mit dem Staate verbinden, Schleswig aber völlig wie die anderen dänischen Provinzen behandeln wollte. Die königliche Verordnung vom 30. März 1863, die ohne Befragen der

1) Das Nähere in dem trefflichen, altenmäßigen Buche des jüngeren Karl Samwer: Schleswig-Holsteins Befreiung (Wiesbaden 1897), auf das ich hier ein für alle Male verweise.

schleswig-holsteinischen Landstände erlassen war, machte solches Programm zur Wirklichkeit. Die durch diesen neuen Gewaltakt hervorgerufene Krise wurde wesentlich verschärft durch den am 15. November 1863 erfolgenden Tod des kinderlosen dänischen Königs Friedrich VII. Es folgte ihm der Glücksburger Prinz als Christian IX., der aber den leidenschaftlich erregten Kopenhagener Volksmassen gegenüber seine Anerkennung in Dänemark nur durch Annahme der soeben entworfenen eiderdänischen Verfassung erreichen konnte. Sofort verweigerte die Bevölkerung der beiden Elbherzogtümer die Huldigung für den neuen Herrscher, riefen die Abgeordneten und die Ritterschaft Holsteins die Intervention des deutschen Bundes an. Der nächstberechtigte Agnat, Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Augustenburg, beraten von den in seinen Dienst übertretenden bisher Koburg-Gothaischen höheren Beamten Karl Samwer und Karl Franke — geborenen Schleswig-Holsteinern — zeigte dem Bunde seinen Regierungsantritt in den beiden Landen als Herzog Friedrich VIII. an<sup>1)</sup>. Ganz Deutschland wurde von einer ungeheueren Bewegung ergriffen, die den Schutz der „stammverwandten Lande“, die Austilgung der in der 1850er Reaktionszeit von Dänemark dem deutschen Namen zugefügten Schmach gebieterisch forderte. Die Regierungen fast aller Mittel- und Kleinstaaten waren bereit, die nationalen Ziele zu fördern. Aber die wichtigste Frage war die: wie würde sich die Regierung Preußens zu diesen das deutsche Volk bis in seine Tiefen erregenden Bestrebungen verhalten? Man wußte nur, daß Bismarck bisher sich im ganzen dänenfreundlich und jeder gewaltfamen Lösung der schleswig-holsteinischen Frage abgeneigt gezeigt hatte. Er wollte im Norden der Elbe „keinen neuen Großherzog“ entstehen, keinen neuen Mittelstaat sich bilden lassen, von dem er nur wiederum Mißgunst und Gegensatz wider Preußen befürchtete.

Man wußte aber auch, daß König Wilhelm I. dem Augustenburger persönlich zugethan war, und daß sein Gerechtigkeitsgefühl dem zweifellos legitimen Thronerben der Herzogtümer deren Krone zusprach. Er trug kein Bedenken, in Privatgesprächen „die Rechte des Erbprinzen von Augustenburg als nicht unbegründet anzuerkennen“. Der Kriegsminister von Roon war damals sogar der „sofortigen Anerkennung der Legitimen Nachfolge der Augustenburger günstig gestimmt<sup>2)</sup>“. Die Gefahr für diese und, wie man damals meinte, für die nationalen Be-

1) Wir werden ihn, ohne näher auf die Titelfrage einzugehen, zunächst „Herzog“ und nicht „Erbprinz“ nennen, um die Verwechslung mit „Kronprinz“ zu vermeiden.

2) Notizen des Gen.-Lieut. von Moltke über seine Audienz vom 17. Nov. 1863. Moltkes militärische Korrespondenz, Krieg 1864, herausgegeben vom großen Generalstab (Berlin 1892), S. 39 f.

strebungen in Schleswig-Holstein lag fast allein in den abweichenden Anschauungen des Ministerpräsidenten. Da er im geheimen die Annexion der beiden Lande an Preußen anstrebte, mußte er sich öffentlich den Augustenburgern kühl, ja feindlich gegenüberstellen.

Es handelte sich also für die Freunde und Ratgeber Friedrichs VIII. darum, dem ungeheueren Einflusse Bismarcks auf seinen königlichen Herrn ein Gegengewicht zu schaffen. Sie hofften, ein solches in der Person des Kronprinzen zu finden.

Friedrich Wilhelm war in der That seit der gemeinsamen Studienzeit in Bonn durch innige Freundschaft mit dem Erbprinzen Friedrich verbunden, die durch dessen Vermählung mit einer Verwandten der englischen Königsfamilie neue Kraft gewonnen hatte. Er hatte bei dessen zweitem Sohne Gevatter gestanden. Überdies mußte sein absolutes Rechtsgefühl und seine deutsche Gesinnung ihm die Sache des „Herzogs“ wert und teuer machen. So forderten denn die Ratgeber Friedrichs VIII., die mit dem Kronprinzen längst in Verbindung standen, er müsse nun sofort von London nach Berlin zurückkommen; es sei sonst zu fürchten, daß man ihn anklagen werde, in dieser schweren deutschen Krise bei der dänischen Schwägerin — der Prinzessin von Wales — zu weilen<sup>1)</sup>. Auch der Herzog selber wandte sich unmittelbar an den Kronprinzen in ähnlichem Sinne<sup>2)</sup>.

Es bedurfte solcher Aufforderungen nicht, um das treue und echt deutsche Herz Friedrich Wilhelms mit heiligem Eifer für eine Sache zu erfüllen, für die ihn Freundschaft, Gerechtigkeit und nationales Streben gleich begeisterten. Und ebenso dachte und empfand seine Gemahlin. Die hohe Frau, die gewissenlose politische Gegner als englisch, ja antideutsch zu schildern sich nicht entblödeten, fühlte so deutsch, daß sie „am liebsten selbst mit der Fahne vorangegangen“ wäre<sup>3)</sup>. In einem Briefe an den Oheim in Koburg „bedauerte sie zum erstenmale im Leben, nicht ein junger Mann zu sein und nicht mit gegen die Dänen ins Feld ziehen zu können“<sup>4)</sup>. Beide vereint boten noch in England ihren ganzen Einfluß auf, um die dort herrschenden Vorurteile gegen die Freiheit der Elbherzogtümer zu bekämpfen, und zwar mit bestem Erfolg. Königin Viktoria wußte den Wunsch ihres Ministers Palmerston, der Großbritannien in den Krieg zur Seite Dänemarks

1) Ms. Samwer an \*, 26. Nov. 1863.

2) Am 17. Nov. 1863; Samwer, Schlesw.-Holst., S. 116.

3) Worte der Fürstin Hohenlohe über die damalige Stimmung der Kronprinzessin, am 3. Januar 1864; Bernhardt, Elbherzogth., 282. — Vgl. ebendas. S. 246 f.

4) Ebendas. S. 251.

treiben wollte, mit Beharrlichkeit zu vereiteln. Schon von London aus hatte Friedrich Wilhelm auf schriftlichem Wege seinen Vater zum Kampfe für das Deutschtum der Elbherzogtümer und für die Rechte Friedrichs von Augustenburg aufgefordert. Sobald er die Überzeugung gewann, daß Bismarck nicht konsequent dänisch gesinnt sei — eine Politik, der er nicht durch seine Anwesenheit eine Art von Sanktion hatte geben wollen — kehrte er nach Berlin zurück. Hier nahm der Kronprinz sofort an den Ministeritzungen wieder Anteil, um zu Gunsten Schleswig-Holsteins und des von diesen anerkannten Herzogs zu wirken<sup>1)</sup>. Auch bei dem Könige war er weiter in diesem Sinne thätig; und mit ihm die Königin, sowie sein in ganz Deutschland hochverehrter Schwager, der Großherzog von Baden. Sie waren zunächst frohen Mutes: Wilhelm I. schien ihnen „gut disponiert“.

Inzwischen beschloß der deutsche Bund die Exekution in das ihm angehörige Herzogtum Holstein, und am 23. Dezember rückten dort je 6000 Hannoveraner und Sachsen ein, vor denen die Truppen Dänemarks ohne Widerstand hinter die schleswigsche Grenze zurückwichen. Sofort erschien Friedrich VIII. in dem Lande, dessen Bevölkerung ihm auf das begeistertste huldigte.

Allein wie stand es um Schleswig? Auf Holstein hätte die in Kopenhagen herrschende eiderdänische Partei ohne viel Widerstreben verzichtet; Schleswig aber war nur um den Preis eines Krieges zu gewinnen. Und hier trat nun Bismarcks geniale politische Begabung, freilich für die Mitlebenden einstweilen unverständlich, der Volksleidenschaft hindernd in den Weg. Österreich war zunächst für einen populären Krieg nicht zu haben und hielt streng am Londoner Protokoll fest. Ohne Österreich in den Kampf einzutreten, war für Preußen nicht angänglich, weil England und Frankreich Miene machten, den Dänen selbst mit den Waffen beizustehen. Nur ein Bündnis Preußens mit Österreich war imstande, diese Gefahr zu beschwören, da eine solche Vereinbarung stark genug war, ihr Troß zu bieten. Deshalb mußte sich Bismarck auch zunächst auf den Boden des von allen Großmächten mit Einschluß Österreichs, aufrecht erhaltenen Londoner Protokolls stellen. Er rechnete auf den Troß der Dänen, die Beschränktheit der damaligen österreichischen Regierung, die Wucht der Thatfachen, um dereinst jenes schmähliche Protokoll zerreißen zu dürfen — aber nicht zu Gunsten eines neuen Mittelstaates, sondern zu Gunsten Preußens, dem allein sein glühender Patriotismus galt.

Indes zunächst konnte er solche Ziele selbst für die Eingeweihten nicht enthüllen. Als er es in dem Ministerrate vom 3. Januar 1864

1) Ebendaf. 285. — Gaym, Dunder, 323 f.



versuchte, hielt der König ihn für betrunken, während der Kronprinz bei seinen Worten die Hände zum Himmel erhob, indem er offenbar den Minister, wie schon längst, als halb verrückt ansah; die Kollegen Bismarcks drückten ihre Mißbilligung durch Schweigen aus<sup>1)</sup>. Ganz Deutschland, und der Kronprinz mit ihm, erblickte in Bismarcks Widerstand gegen den Augustenburger und in dem Bündnis mit Oesterreich die Wiederholung jener vaterlandsverrätherischen Politik der preussischen Reaktion von 1850 bis 1852. Friedrich Wilhelm erhob sich wiederholt in den Conseilssitzungen mit großer Wärme für die Sache des Augustenburgers, und seine Worte blieben nicht ohne Eindruck auf die Gefinnungen seines Vaters<sup>2)</sup>. Herzog Friedrich und dessen Ratgeber betrachteten den Kronprinzen geradezu als ihren Vertrauensmann in Berlin; durch ihn suchten sie in Verbindung mit dem Könige zu bleiben, und von seinen Anweisungen ließen sie sich in ihren Beziehungen zu der preussischen Regierung leiten. Der Herzog selber wandte sich in den zartesten persönlichen Fragen mit einem Vertrauen, das seine Hochachtung vor Friedrich Wilhelms Einsicht beweist, an diesen seinen alten Freund mit der Bitte um maßgebenden Entscheid<sup>3)</sup>.

Der Kronprinz war es auch, der am 17. Januar 1864 die Audienz des von dem Herzoge an den König gesandten Geheimrat Samwer in seinen eignen Zimmern vermittelte; er selber und die Kronprinzessin wohnten der Unterredung bei. Wilhelm zeigte sich hier, wo er den gewaltigen eisernen Minister nicht neben sich hatte, in seinem natürlichen Wohlwollen für den seit lange befreundeten Augustenburger. Wer hätte denken können, daß der König bereits die herbe und zurückweisende schriftliche Antwort gesehen und gebilligt hatte, die er sich von Bismarck im voraus hatte aufsetzen lassen, und die er am folgenden Tage dem holsteinischen Räte zusandte? Aus ihr sprach Bismarck, nicht der König<sup>4)</sup>. Da der letztere sein persönliches Wohlwollen für den

1) So erzählt Bismarck selber in den „Gedanken und Erinnerungen“. Die näheren Umstände und das Datum giebt Samwer, Schlesw.-Holst., S. 194.

2) Ms. Samwer an \*, 1. Jan. 1864.

3) Schreiben Herzog Friedrichs an den Kronprinzen vom 12. Jan. 1864.

4) Der Bericht über die Audienz vom 17. und der schriftliche Bescheid des Königs finden sich bei Samwer, Schlesw.-Holst., S. 696 ff; der Briefwechsel des Königs mit Bismarck über diese Angelegenheit bei H. Kohl, Bismarck-Jahrb. V (Leipzig 1898), S. 254 f. — Wenn Kohl im Angesicht der offenbaren Zweideutigkeit im Benehmen des Königs meint: „Samwers Bericht über die Audienz ist wohl von einer gewissen Schönfärberei nicht ganz frei“ — so ist dies ein Irrtum. Nach dem Ms. Briefe Stockmars an Samwer vom 21. Jan. 1864 hat ersterer die Aufzeichnungen Samwers über die Audienz dem kronprinzlichen Paare vorgelegt und dieses hat sie, mit Ausnahme einiger weniger ganz unbedeutender Abänderungen, als „sehr

Herzog wiederholt zu erkennen gegeben hatte, so ließ ihn Bismarck ein Mißfallen über Friedrichs „nicht konservative“ Ratgeber aussprechen, über die „unreinen Elemente“, die sich ihm angeschlossen hätten. Diese Ratgeber waren Samwer, den Wilhelm I. wiederholt hatte in seine Dienste ziehen wollen und der trotz aller von Berlin erfahrenen Kränkungen stets gut preussisch gesinnt blieb<sup>1)</sup>; Francke, der aller Welt als ganz schwach liberaler „Fürstendiener“ galt; und der frühere schleswig-holsteinsche Oberst Du Plat, ein Soldat, der niemals politisch hervorgetreten war. Die von dem Monarchen so bitter angegriffenen Männer erbaten sich, abzudanken, um der Sache nicht zu schaden. Allein der Kronprinz widerriet dies, da die Anklagen grundlos seien und Bismarck doch, wenn der Herzog hierin weiche, eine andere Ursache zum Tadel und zur Feindschaft herausfinden werde.

Friedrich Wilhelm hatte seine Hoffnungen auf den immer unvermeidlicheren Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Preußen und Dänemark gesetzt; wie er damals dem Vater des Augustenburgerz, dem Herzog Christian August, schrieb: er hoffe, daß durch eine rasche Waffenthat es gelingen werde, eine Einigung mit den übrigen deutschen Staaten — die sämtlich Herzog Friedrich anzuerkennen bereit waren — zu Wege zu bringen<sup>2)</sup>. Sein Hohenzollernherz schlug höher, da nun den preussischen Waffen die Aussicht auf kriegerischen Vorbeer winkte, und da er selber berufen war, an dessen Gewinnung in maßgebender Stellung mitzuwirken. So mochte er auch erwarten, um so kräftiger für den Sieg der Sache Deutschlands und der Gerechtigkeit arbeiten und die feindseligen Bestrebungen bei Seite schieben zu können.

Die preussische Regierung hatte alle entscheidenden Entschlüsse ver- tagt bis zum 1. Januar 1864, wo die verhängnisvolle neue Verfassung für Dänemark und Schleswig in Wirksamkeit treten sollte. Der 1. Januar ging vorüber, ohne daß diese Verfassung zurückgenommen oder abgeändert wurde. Darauf schlossen Preußen und Österreich am

---

richtig“ befunden. Diese Abänderungen sind bereits in der gedruckten Aufzeichnung benutzt (Ms. Samwer an Stockmar, 26. Jan. 1864). Bezeichnend ist es, daß der König, um einem Mißfallen Bismarcks über die allzu freundlichen Äußerungen während der Audienz vorzubeugen, diesem am 18. Januar — nicht ganz wahrheitsgemäß — schreibt: „Ich sprach ihm ganz im Sinne der projektierten Antwort, aber noch etwas kühler!“ (Kohler, a. a. D., S. 255.)

1) Samwer schreibt am 23. Juli 1866 seiner Gattin: „Deine vernünftigen Leute sind solche, welche Preußen mehr oder weniger gründlich hassen. Das ist bei mir anders, und daher kommen die Divergenzen. Ob man mich in Preußen liebt oder haßt, ist dabei ganz gleichgiltig. Es handelt sich um Deutschland, welches schließlich doch in Preußen liegt“.

2) Ms. Christian August an seinen Sohn Friedrich, 22. Jan. 1864.

16. Januar eine geheime Übereinkunft ab, die die sofortige Zurücknahme der sogenannten Novemberverfassung, im Weigerungsfalle gemeinschaftliche Befehung Schleswigs durch österreichische und preussische Truppen, aber auch Verhinderung aller augustenburgischen und demokratischen Demonstrationen in Schleswig und dessen Verwaltung durch Civilkommissare der beiden kontrahierenden Mächte in Aussicht nahm. Die fernere Gestaltung des Schicksals der Herzogtümer wurde den zukünftigen gemeinsamen Beschlüssen der beiden Großmächte vorbehalten. Da Dänemark sich fortgesetzt widerspenstig zeigte, machten beide Großmächte einen Teil ihrer Truppen mobil und zeigten offiziell an, daß sie, im Falle des Beharrrens der dänischen Regierung bei ihrem vertragswidrigen Verfahren, sich an das Londoner Protokoll nicht mehr gebunden erachten würden. Am 20. Januar rückten 22000 Österreicher unter Gablenz, 38000 Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl in Holstein, am 1. Februar in Schleswig ein. Hiermit war der deutsch-dänische Krieg begonnen.

Da Preußen die bei weitem größere Truppenzahl stellte, kam ihm der Oberbefehl über das gesamte verbündete Heer naturgemäß zu. Zum Generalissimus ward, nach Abrede mit Oesterreich, der 80jährige Feldmarschall Wrangel ernannt, ein nunmehr ganz unfähiger, wirrer und dabei äußerst starrsinniger Greis, der aber den Wiener Staatsmännern genehm war, weil sie von ihm keinerlei kühne und entscheidende Thaten erwarteten. Eine solche Ernennung mußte das allgemeine Mißtrauen gegen die wahren Absichten der preussischen Regierung noch erhöhen. Man wußte, daß Oesterreich jetzt, wie seit 15 Jahren, nur die abermalige Überantwortung der Herzogtümer an Dänemark, unter einigen schützenden Bedingungen, anstrebte, und man glaubte, daß Bismarck hierin mit Wien eines Sinnes sei. Diese Ansicht wurde von dem Kronprinzen durchaus geteilt<sup>1)</sup>. Um so mehr wünschte er, an der Führung des verbündeten Heeres Anteil zu haben, um die Verfehrtheiten Wrangels, den Bismarck selber als den „Abjott Deutschlands“ verspottete, und zugleich eine Aufopferung der deutschen Interessen nach Möglichkeit zu verhindern. Er machte dem Vater Vorstellungen, daß es sich für den preussischen Thronerben nicht zieme, unthätig zu Hause zu bleiben, während die preussischen Truppen unter der Führung eines anderen preussischen Prinzen kämpften und bluteten. So setzte er es durch, daß er dem Hauptquartier Wrangels beigefellt wurde<sup>2)</sup>. Am 31. Januar, kurz vor Überschreitung der schleswigischen Grenze, traf er dort ein. Seine Bestimmung war zunächst eine mehr diplomatische als

1) Haym, Duncker, S. 323 f.

2) Ed. v. Manteuffel an Roon, 20. Jan. 1864; Roon, Denkw. II 156.

militärische: die guten Beziehungen zwischen den beiden verbündeten Heerlagern aufrecht zu erhalten und diese zu gemeinsamem Vorgehen zu bestimmen, und ferner, zwischen den Armeen und der Bevölkerung sowie den Bundestruppen zu vermitteln. Allein die Macht der Umstände gab ihm bald eine weit bedeutsamere Wirksamkeit. Der rauhe Charakter und die durch hohes Alter bewirkte Unfähigkeit Wrangels, klar zu denken, zwangen Friedrich Wilhelm zu entschiedenem Eingreifen. Es stellte sich bald heraus, daß der greise Marschall seiner Aufgabe keineswegs gewachsen war. Der von ihm selbst gewählte Generalstabschef Vogel von Falckenstein und dessen Gehilfe Pobjielski hatten mit dem wunderlichen und eigensinnigen Alten ihre liebe Not und mußten sich häufig hinter den Thronerben stecken, um dem Feldmarschall Änderungen in seinen widersinnigen Befehlen abzuschmeicheln. Es ist bezeugt, daß Friedrich Wilhelm allein bei den vielfachen Reibungen zwischen Wrangel, dem Prinzen Friedrich Karl, General Vogel von Falckenstein und dem österreichischen Kommandierenden Gablenz die Dinge in Ordnung und Gang erhalten hat<sup>1)</sup>. Oft berichtete Falckenstein, mit Zustimmung des Kronprinzen, hinter dem Rücken Wrangels, direkt an den Kriegsminister. Bisweilen hatte auch Friedrich Wilhelm seine ganze fürstliche Autorität einzusetzen, um die untergeordneten Befehlshaber an Ausführung der verkehrten Anweisungen des Höchstkommmandierenden zu hindern.

So erwarb sich der Prinz, trotz der Schwierigkeiten, die seine zweideutige und unbestimmte Stellung ihm bereitete, schon hier die wesentlichsten Verdienste um die Sache des Vaterlandes und des Heeres. Die politischen Irrungen äußerten während des Waffentampfes keinen Einfluß mehr auf seine echte Soldatennatur: ganz und gar ging er in der Kriegsarbeit und den militärischen Erlebnissen auf. Das Erbteil seines Vaters trug hier, wo es angebracht war, den Sieg über das der mütterlichen Ahnen davon. Er zeigte sich stets an der Seite der marschierenden Truppen und ertrug mit diesen die Beschwerden des besonders harten Winters auf vereister Landstraße unter grimmigem Schneesturm und in den dürftigsten Quartieren. Die kurze Tabakspfeife im Munde, mit dem derben Feldmantel bekleidet, glücklich, einmal bei einem wirklichen soldatischen Unternehmen „dabei“ zu sein, lachte er aller Beschwerden und wußte auch die Krieger durch seinen von Herzen kommenden Humor zu erheitern und aufzumuntern. Als echter Hohenzoller verachtete er jede Gefahr und zeigte, wo es nötig war, ruhige und wie selbstver-

1) Bernhardi, Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes (Berlin 1897), S. 102 f, 102. — Bernhardi war damals schon ein Gegner des Kronprinzen.

ständige Tapferkeit<sup>1)</sup>. Schon damals wurde er bei den preussischen Soldaten eine ebenso beliebte wie verehrte Persönlichkeit; „man hört begeisterte Äußerungen über ihn,“ wurde damals aus Kiel geschrieben. Aber auch die höheren Offiziere, die unter dem Eindrucke der geflüßentlich im Heere gegen den „demokratischen“ Kronprinzen verbreiteten Verleumdungen gestanden hatten, waren überrascht und erfreut über die große Einsicht, Klugheit, Festigkeit und militärische Tüchtigkeit, die er im Feldzuge entwickelte und die ihn, nach dem Urtheil der kompetentesten Beurtheiler, weit über den geflüßentlich gegen ihn auf den Schild erhobenen Prinzen Friedrich Karl stellten. Seine Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gewannen ihm dabei aller Herzen<sup>2)</sup>. Hier hat er sich zum erstenmale eine bedeutende Stellung, ein rühmliches Ansehen im Heere erworben.

Er konnte freilich nicht verhindern, daß der unfähige Oberbefehl, sowie die mangelnde Gewöhnung der preussischen höheren Offiziere an den wirklichen Krieg zunächst den großartigen Plan, den Moltke für den Feldzug entworfen hatte, durchaus verdarben. Der Chef des großen Generalstabs hatte mit dem ihm eignen genialen Scharfblick erkannt, daß ein Frontalangriff auf das dänische Heer dies unvermeidlich auf die Inseln treiben werde, wo es den zur See damals ohnmächtigen deutschen Streitkräften unerreichbar blieb, aber selber stets zu Landungen an den deutschen Küsten schreiten konnte. Um dieses Heer, das eigentliche Angriffsobjekt, zu vernichten, sollte es deshalb in der Front erst bekämpft werden, wenn es in der linken Flanke umgangen und dadurch von seiner Rückzugslinie auf die Düppeler Schanzen und von hier nach den Inseln abgeschnitten sei. Dieser Plan war um so mehr angebracht, als ein Frontalangriff auf die 38000 Mann zählende dänische Armee hinter den starken Befestigungen des Schleswig deckenden Dannewerkes unverhältnismäßige Opfer kosten mußte. Als aber der schwächlich und ungeschickt angelegte Versuch des Prinzen Friedrich Karl, bei Mißfunde die Schlei zu überschreiten, am 2. Februar mißlungen war, schwankte der Oberbefehl mehrere Tage hindurch zwischen einer Erneuerung dieses Unternehmens und dem Frontalangriff auf das Dannewerk. Inzwischen schlugen die Österreicher vor dieser Befestigung die Feinde am 3. Februar bei Ober-Selt und nahmen den die Gegend weithin beherrschenden Königsberg fort. Hierdurch gefährdet und dem weit stärkeren

1) Ms. Mittheilungen des Generals Stojch.

2) Goeben (damals Brigadegeneral) an seine Gemahlin, Ulberup 31. März 1864; Bernin, Gen. Aug. v. Goeben, I (Berlin 1895), S. 304. — Doering (damals Major) an seine Gemahlin, Satrup 6. April 1864; Th. Krieg, Wilh. v. Doering (Berlin 1898), S. 289.

Widersacher gegenüber an der Verteidigung des Dannewerks verzweifelnd, brachen die dänischen Truppen in der Nacht vom 5. zum 6. Februar nach den Düppeler Schanzen auf. Die Verfolgung des weichenden Feindes war wiederum eine sehr laue. Nur die Österreicher kamen abermals, bei Översee, zum Gefecht und nahmen, obwohl mit eigenem großem Verluste, dem Gegner an 600 Gefangene ab. Sonst gelangten die Dänen glücklich in ihre Düppeler Schanzen.

Es war also gerade das eingetreten, was Moltke hatte vermeiden wollen. Und dabei hatten die Preußen an kriegerischen Thaten nur einen Mißerfolg aufzuweisen, während die Österreicher blutige Vorbeeren pflückten! Allerdings lag nun das ganze Herzogtum Schleswig, mit Ausnahme Düppels und der von diesem gedeckten Insel Alsens, den Verbündeten offen, die es in den folgenden acht Tagen besetzten und bis an die jütische Grenze vordrangen. Auch diese wurde durch die preußische Gardedivision überschritten, jenseits die Stadt Kolding besetzt — als, von Österreich veranlaßt, aus Berlin der Befehl erging, jütisches Gebiet nicht zu beschreiten. Wrangel gab deshalb, am Morgen des 19. Februar, die Ordre, Kolding wieder zu räumen. Es wäre das, nach den bisherigen Mißerfolgen der preußischen Truppen, eine arge Schmach gewesen. Da trat der Kronprinz dazwischen: er verhinderte die Absendung jener bedenklichen Anweisung, indem er hervorhob, daß ein Zurückziehen der Truppen in militärischer Beziehung nicht zu rechtfertigen sei und daher jedenfalls weitere Befehle des Königs abgewartet werden müßten. Die preußische Vorhut blieb in Kolding, und die Ehre der Waffen blieb hier ungefränkt. Der Kronprinz hatte die Freude, seine Maßregel noch in derselben Nacht durch den Telegraphen von Berlin aus gebilligt zu sehen<sup>1)</sup>.

Wenige Tage darauf ritt Friedrich Wilhelm nach Süden, wo sein Vetter Friedrich Karl mit den Vorbereitungen zur Belagerung der Düppeler Schanzen beschäftigt war. Er kam gerade zur Zeit, als am Morgen des 22. Februar die Brandenburger der 6. und die Westfalen der 13. Division die feindlichen Vortruppen bei Mübel angriffen, um sie zurückzutreiben und zugleich um die feindlichen Schanzen zu erkunden. Hier erhielt er die Feuertaufe an der Seite Friedrich Karls und des greisen Feldmarschalls. Er wurde dafür von dem Könige mit den Schwertern zum Roten Adler-Orden ausgezeichnet — gerade 50 Jahre nach dem Tage, wo König Wilhelm als 17 jähriger Jüngling bei Bar-sur-Aube das eiserne Kreuz und den Georgen-Orden erworben hatte.

1) Der deutsch-dänische Krieg, 1864. Vom Generalstabe, I (Berlin 1886), S. 241 ff.

Dann ging es wieder nach dem Norden, wo bei Wonsild, dem nördlichsten Punkte Schlesiens, der Kronprinz in Gegenwart des Feldmarschalls bei feierlicher Parade 20 Auszeichnungen an die Mannschaften der Gardedivision eigenhändig aussteilte. Jedem der Bevorzugten reichte er mit freundlichen Worten die Hand.

Allmählich drängte Bismarck das widerstrebende Oesterreich auf dem Wege voran, der zur gründlichen Bücktigung des dänischen Übermutes führte. Eine neue preußisch-österreichische Punctation vom 1. März nahm die Eroberung Jütlands in Aussicht. Es wurden dazu die Oesterreicher bestimmt, die gegen die dort stehenden dänischen Feldtruppen vorgehen sollten, und die preußische Gardedivision, die die starke Festung Fredericia einzuschließen hatte. Beim Einrücken in die Stellungen vor der Feste kam es, 8. März, am Heidekrug in Gegenwart des Kronprinzen zu einem Gefecht, das mit der Niederlage der Dänen und Erbeutung von fast 200 Gefangenen endete. So lernte Friedrich Wilhelm, wenn auch auf beschränktem Schauplatze und in kleinen Verhältnissen, die praktische Kriegsführung.

Woche auf Woche verging inzwischen, ohne daß die weder thatkräftig noch geschickt eingeleitete Belagerung der Düppeler Schanzen nennenswerte Fortschritte gemacht hätte. Der Kronprinz, hier mit Kriegsminister Roon in vollem Einverständnis<sup>1)</sup>, ertrug nur mit großer Ungebuld die lange Verzögerung der Operationen, die das militärische und politische Ansehen Preußens schwer zu schädigen drohte. Er eilte selbst in das Hauptquartier Friedrich Karls, der seine Truppenzahl für ein so großes Unternehmen für zu schwach erklärte. „Wie viel gebrauchst du denn noch?“ fragte ihn der Kronprinz. — „Drei bis vier Regimenter.“ — „Gut, die sollst du haben.“ Da die dänischen Feldtruppen in Jütland sich auf die Inseln zurückgezogen hatten, wurden die Oesterreicher verfügbar. Friedrich Wilhelm setzte also unmittelbar bei seinem königlichen Vater durch, daß diese tapferen Verbündeten, die erst kürzlich bei Beile einen neuen Sieg ersochten hatten, mit der Einschließung von Fredericia betraut wurden, die Garden aber Befehl zum sofortigen Abmarsche nach Düppel erhielten. Am 24. März Abends traf diese Ordre ein; an den folgenden Tagen rückten die Garden in Eilmärschen, die durchschnittlich 45 Kilometer täglich betrug, nach ihrem neuen Bestimmungsorte ab<sup>2)</sup>.

Der Kronprinz hatte bei allen diesen Gelegenheiten glänzende Beweise seiner klaren militärischen Einsicht und Thatkraft abgelegt, die

1) Bericht Roons an den König, 16. März 1864; Denkwürdigkeiten, II 173.

2) Generalstabs-Werk, I 372 ff.

mit dem zögernden und zweckwidrigen Verfahren der eigentlichen höheren Befehlshaber, zumal des altersschwachen und halbblindischen Wrangel, in deutlichstem Gegensatz standen. Infolgedessen erloß am 30. März eine allerhöchste Kabinettsordre<sup>1)</sup>, die zwar dem Feldmarschall für die Einführung des Thronfolgers in die großen militärischen Geschäfte den Dank des Herrschers aussprach, aber zugleich die Mitwirkung des Prinzen an ihnen zu einer obligatorischen machte. Wrangel sollte ihm künftig alle einlaufenden Berichte mitteilen lassen, keinerlei Beschluß fassen noch einen Befehl oder eine Depesche absenden, ohne sich vorher mit ihm beraten zu haben. „Die Erfahrungen“, sagte die Kabinettsordre, „die Mein Sohn so unter Ihrer Leitung sammelt, werden für seine ganze militärische Ausbildung erfolgreich sein.“ So wurde in der dem Monarchen eignen gütigen und rücksichtsvollen Weise thatsächlich der Oberbefehl dem Kronprinzen übertragen<sup>2)</sup>. Sieben Wochen lang, und zwar während der entscheidenden Zeit des Feldzuges, war er der wirkliche Höchstkommandierende im dänischen Kriege. Er handelte hier mit ebensoviel Entschlossenheit und durchgreifender Thatkraft wie entfangungsreicher und gütiger Bescheidenheit, die die eigne Wirksamkeit vielleicht allzu sehr im Verborgenen hielt und den äußeren Ruhm anderen überließ<sup>3)</sup>.

Nur ihm war es zu danken, wenn der schließliche Erfolg bei Düppel ein vollständiger und dabei verhältnismäßig leichter und mit wenigen Opfern erkaufter wurde. Denn Friedrich Karl, durch die zahlreichen Vorwürfe über die langwierige Verzögerung des Sturmes gereizt, wollte am 14. April aus der zweiten Parallele, die noch 800 Schritte von den dänischen Werken entfernt lag, den Angriff auf die Schanzen unternehmen. Ein Angriff, der über ein so weites Schussfeld führte, würde den tapferen preußischen Truppen schwere Verluste zugefügt, ja das Gelingen in Frage gestellt haben. Da bewirkte der Kronprinz von seinem Vater den telegraphischen und schriftlichen Befehl, die deckenden Laufgräben in dritter Parallele bis 400 Schritt an die feindlichen Befestigungen heranzuführen<sup>4)</sup>. Hunderten wackerer Soldaten ist dadurch das Leben erhalten worden!

1) Ebendas. S. 160 \*.

2) So faßt das offizielle Generalstabs-Werk S. 373 die Sachlage auf.

3) Mit bewundernder Anerkennung spricht Generalfeldmarschall von Blumenthal von den hohen militärischen Eigenschaften, die der Kronprinz schon im dänischen Feldzuge entfaltete, mit zorniger Verachtung von seinen Tadeln; Marg. von Posinger, Kaiser Friedrich, II 87 ff. (Des Feldmarschalls eigene Worte).

4) Bernhardi, Elbherzogthümer, S. 94, 124, nach authentischen Quellen. — Vgl. Generalstabs-Werk, II 495.



Als der Sturm endlich am 18. April stattfand und in Kürze zur Eroberung sämtlicher dänischer Werke und zur endgültigen Vertreibung des Feindes vom schleswigischen Festlande führte, wohnte der Kronprinz dem großen Ereignisse als Zuschauer bei; auf den Höhen von Duntz stand er mit Wrangel sowie den Prinzen Karl und Albrecht Vater. Reidlos umarmte er nach dem schönen Erfolge den siegreichen Vetter, küßte er die mutigsten und tüchtigsten der dabei beteiligten Offiziere; unermüdblich war er, den heldenhaften Truppen, die Preußens alten Kriegsrühm erneut hatten, zu danken, die Verwundeten zu trösten, durch Gaben aufzumuntern und ihre Leiden möglichst zu lindern. „Nie“, schrieb er damals an Mag Dunder, „werde ich die Erlebnisse, die unbeschreiblich grellen Gegensätze der Gefühlsmomente vergessen, die am 18. April bei Düppel sich meiner bemächtigten. Ich habe Gott gedankt, daß 1864 Preußen nach fünfzig Jahren dasselbe Volk in Waffen geblieben ist wie zur großen Freiheitszeit, so daß die aus einem ganz einzig in der Welt dastehenden Material gebildete Armee ihre Schuldigkeit gethan, dem in sie gesetzten Vertrauen vollständig entsprochen hat<sup>1)</sup>.“ So offenbarte sich unter allen Wirren der Tagesereignisse das soldatische und deutsche Herz des Kronprinzen auf die schönste Art. Aber auch seine Güte und edle Teilnahme verleugneten sich nicht. Den Geburtstag seines königlichen Vaters hatte er im Felde nicht besser zu begehen gewußt, als durch Spendung von 1000 Thalern zur Unterstützung mittellos Hinterbliebener der im Kampfe gefallenen Krieger. Diese Summe bildete den Grundstoff der „Kronprinzenstiftung“ — ein Name, den der Monarch selber der patriotischen und wohlthätigen Veranstaltung beilegte.

Wenige Tage nach dem Sturm — am 21. April — ward dem Kronprinzen die Freude zu teil, in Flensburg seinen königlichen Vater zu begrüßen, der voll stolzen und bewegten Empfindens nach dem Kriegsschauplatz geeilt war, um seine braven Truppen zu beglückwünschen und ihnen seinen Dank persönlich auszusprechen. Nachmittags hielt der Monarch dicht bei den eroberten Schanzen Parade über die Sturmkolonnen, am 22. über die übrigen bei Düppel thätig gewesenen Truppenteile ab. Während Friedrich Karl hohe militärische Auszeichnungen erhielt, ward Friedrich Wilhelm kein anderer Dank zu teil, als daß sein erstes ostpreussisches Grenadier-Regiment nunmehr den Beinamen „Kronprinz“ führen sollte. Es war, als ob man geüffentlich seine Verdienste in den Schatten stellte.

Er trug diese Hintanzetzung mit Gelassenheit und Würde und ohne Verbitterung. Zuerst freilich hatte er, unter dem Vorwande von

1) Gaym, 335.

Familienangelegenheiten, nach Berlin zurückkehren wollen. Allein bald gab er dem Räte Dunders Recht, daß, so lange die Dänen in ihrem Widerstande beharrten, er sich dem Kampfe gegen sie nicht entziehen dürfe<sup>1)</sup>. Eifrigst bemühte er sich in den folgenden Tagen, in Übereinstimmung mit seinem Generalsstabschef Falkenstein, dem General Moltke und dem Obersten von Blumenthal, von Jütland aus einen überraschenden Übergang nach der Insel Fünen ins Werk zu setzen — ein vielversprechendes und nicht zu schwieriges Unternehmen, das aber an der Unentschlossenheit Wrangels und an dem durch politische Rücksichten veranlaßten Widerspruche des österreichischen Kommandierenden von Gablenz scheiterte. Wenigstens hatte der Kronprinz die Freude, an Stelle Falkensteins, der zum Befehlshaber in Jütland ernannt wurde, den genialen Moltke selbst am 2. Mai als Generalsstabschef an seiner Seite zu sehen. Schon vorher, am 28. April, hatten die Dänen ihren letzten Halt auf dem Festlande, Fredericia, geräumt, dessen Befestigungen nach der Landseite hin der Kronprinz schleunigst zerstören ließ.

Bald darauf, am 12. Mai, trat, nach den Beschlüssen der in London vereinten Friedenskonferenz, eine längere Waffenruhe ein, die, wie man hoffte, zum endgültigen Friedensschlusse führen würde. Am 18. Mai wurde Wrangel von der jütischen Halbinsel abberufen. Damit hatte auch der thatsächliche Oberbefehl des Kronprinzen ein Ende. Er wurde zum kommandierenden General des nicht-mobilen zweiten — pommerschen — Armeekorps ernannt, während Friedrich Karl den Oberbefehl über die im Felde stehenden Truppen erhielt. Eine weniger gütige und neidlose Natur, wie die seine, würde diese unverbiente Zurücksetzung des Thronerben hinter den an Jahren und militärischem Range nur wenig überlegenen Vetter schwer getragen haben — Friedrich Wilhelm ist dadurch nicht verbittert, sein Verhältnis zu Friedrich Karl nicht getrübt worden.

Aber das konnten ihm seine intriganten Gegner nicht nehmen: der Winter- und Frühjahrsfeldzug in Schleswig-Holstein hatte des Kronprinzen militärische Lehrzeit abgeschlossen, indem er ihm den wirklichen Krieg zeigte; bald sollte Friedrich Wilhelm sich als Meister bewähren.

König Wilhelm hat später wiederholt, sowohl dem eignen Sohne wie einer holsteinschen Abordnung gesagt: seit Düppel sei ihm der Gedanke vertraut geworden, die durch preußisches Blut gewonnenen Elbherzogtümer auch für Preußen zu behalten. Der Kronprinz dagegen hielt, seinem ganzen Wesen nach, unerschütterlich, ungeblendet vom äußeren Erfolge, an dem Rechtsstandpunkte fest.

1) Ebenbas. 335 f.

Bismarck war, als der Kronprinz in das Feld gegangen, im Grunde über dessen Entfernung von Berlin sehr froh gewesen, da er nunmehr der unbequemen Gegenwirkungen wider seine innere und äußere Politik ledig geworden war<sup>1)</sup>. In der That machte sich dieser Umstand in seinem Einflusse auf die Stimmung und die Beschlüsse des Königs bald genug geltend. Bismarcks Freunde suchten auch die mit ihrem Gatten in der schleswig-holsteinschen Frage gleich gesinnte Frau Kronprinzessin wehrlos zu machen, indem sie erzählten, sie verrate die von ihrem Gemahl erfahrenen geheimen Beschlüsse der preußischen Regierung an die englischen Minister — eine schändliche Verleumdung, die früher und später oft genug verbreitet worden ist. Eine Klage bei dem Könige nützte nichts: er wies sie mit den Worten ab, das sei dummes Zeug, das die Prinzessin nicht ernst nehmen dürfe<sup>2)</sup>. Leider war die Sache ernst genug, und die Straflosigkeit hat solche Lügen bis auf den heutigen Tag wiederholen lassen.

Daneben ward die „Armee“ ins Treffen geführt. Man schilderte bei jeder Gelegenheit dem Könige die Armee als erbitterte Gegnerin des Augustenburgers mit seinen — angeblichen — Frei- und Turnerscharen: eine ganz unbegründete Behauptung, die aber auf den König allmählich einen tiefen Eindruck machte<sup>3)</sup>. Die „Armee“ hieß ja immer in Wahrheit: die reaktionär-feudale Kamarilla im Militärkabinett und in der General-Adjutantur, die den Herrscher umgab und die das Heer eine politische Rolle spielen ließ, wie solche ihm unter allen Umständen fremd bleiben mußte. Aber während man die verfassungs- und naturgemäße Beraterin der Krone, die Volksvertretung, ganz in den Hintergrund drängte, suchte man das Königtum von dem ostelbischen Adel und dessen Vertretern im Offizierkorps um so abhängiger zu machen. Diese Umtriebe einer nur angeblich monarchischen Partei — monarchisch nur insofern, als sie sich des Monarchen für ihre selbstischen Standes- und Faktionszwecke als gehorsamen Werkzeuges bedienen wollte — sind dem Könige Wilhelm I. nie erkennbar geworden. Um so schärfer hat sie Kronprinz Friedrich Wilhelm durchschaut.

Die militärischen Erfolge vermochten seine Rechtsanschauung in der schleswig-holsteinschen Frage in keiner Weise zu erschüttern. Die einmütigen Kundgebungen der Bevölkerung der Herzogtümer zu Gunsten des Herzogs Friedrich VIII. konnten ihn darin nur bestärken. Er trug auch nicht das mindeste Bedenken, den Bürgerdeputationen, die ihn in

1) Aufzeichnungen einer Freundin der Frau von Bismarck, berichtet in einem Ms. Briefe Samwets vom 1. März 1864.

2) Ms. Schreiben Stockmars an den Kronprinzen, 11. Febr. 1864.

3) Ms. Holzendorff an Stockmar, 31. März 1864.

Rendsburg sowie in Flensburg begrüßten, von seiner „aufrichtigen Freundschaft“, von seinen engen „freundschaftlichsten und verwandtschaftlichsten Beziehungen“ zu seinem Augustenburger Vetter zu sprechen, wenn ihn auch seine Eigenschaft als Soldat an dessen Anerkennung als Fürst verhindere<sup>1)</sup>. Nicht minder unumwunden sprach er sich, im Gegensatz zu Bismarcks absichtlichen Verdächtigungen, zu Gunsten des wackern, treuen und besonnenen Samwer aus, den er geradezu als den „guten Engel“ des Herzogs bezeichnete<sup>2)</sup>. Es war eine natürliche Folge seines Verhaltens, daß Friedrich VIII. sich an ihn wandte, um durch seine Vermittelung den Anschluß an Preußen zu finden, den sein Herz wie sein Verstand ihm als durchaus wünschenswert, ja notwendig vorschrieben. Der Herzog zeigte sich dabei zu engem politischen und militärischen Anschluß an Preußen bereit, unter Bezeichnung einer Reihe von Zugeständnissen, die thatsächlich die Elbherzogtümer von Preußen abhängig gemacht haben würden (19. Februar 1864). Der Kronprinz trug kein Bedenken, diese Anerbietungen an seinen Vater gelangen zu lassen. Erst zwei Monate später, am 16. April, erwiderte der König seinem Sohne: er bezeichnete die Vorschläge des Erbprinzen als angemessen, wenn er sich selbst auch noch nicht für die Zukunft band, und forderte direkte Verhandlungen „zwischen Fürst und Fürst“.

Bismarck aber verfolgte mit eiserner Willenskraft und genialer Geschicklichkeit seinen Plan, die Dinge zur Einverleibung der Elbherzogtümer in Preußen zu führen. Er wandte sich zu diesem Behufe auch an den Kronprinzen, den er trotz dessen abweichender Meinungen seinen Zielen dienstbar zu machen hoffte. Deshalb stellte er in wiederholten Zuschriften an Friedrich Wilhelm die preußischen Interessen als identisch mit denen des deutschen Bundes hin — dessen Mehrheit ja bekanntlich des Erbprinzen Anerkennung als Herzog von Schleswig-Holstein wünschte — und wollte so die Verbindungen des Kronprinzen mit den Augustenburgischen Kreisen ausnützen, um durch Höherschrauben der Anforderungen des Bundes bei der damals bevorstehenden Londoner Konferenz deren Verhandlungen zum Scheitern zu bringen, ohne daß, den außerdeutschen Großmächten gegenüber, Preußen dafür eine Verantwortung träge. Denn die Kriegslage, wie sie vor dem Düppelsturme war, rechtfertigte noch keine hohen Ansprüche von seitens Preußens. Es sollte also die Londoner Konferenz ohne Erfolg auseinander gehen, damit inzwischen das preußische Heer durchschlagende Erfolge davontrage.

1) Samwer, 246 f.

2) Ms. Stodmar an den älteren Samwer, 29. Febr. 1864, nach wörtlichen und direkten Äußerungen des Kronprinzen.

Zu derselben Absicht erklärte er sich damals dem Kronprinzen gegenüber auch zur Entscheidung der Erbschaftsfrage durch die schleswig-holsteinischen Stände bereit, die ja offenbar für den Augustenburger eintreten würden. Das war selbstverständlich eine weitere Kriegslift, um Zeit zu gewinnen, da er im Ernste an eine Befragung der Stände nicht dachte und, seiner eigentlichen Absichten wegen, nicht denken konnte<sup>1)</sup>.

Schließlich wagte er es, dem Kronprinzen seine wahren Absichten wenigstens anzudeuten. Er bezeichnete ihm als das zu erreichende Ziel den Abschluß der Angelegenheit noch möglichst lange hinauszuschieben und inzwischen preußischerseits das Aufstellen eines festen Programmes zu vermeiden. So könne man jede günstige Gelegenheit benutzen, um für die eigne Monarchie einen möglichst hohen Gewinn herauszuschlagen. Daß er dabei weder auf den Bund noch auf den guten Alliierten Österreich irgend eine Rücksicht zu nehmen gedenke, bewies er durch den Rat, die militärischen Vorteile thunlichst zu verfolgen und die Zahl der preußischen Truppen auf der jütischen Halbinsel fortwährend zu vermehren<sup>2)</sup>.

Die idealistischen Anschauungen des Kronprinzen waren der von

1) Ms. Bismarck an den Kronprinzen, 30. März 1864: „Frankreich stellt als Programm für die Konferenzen die Entscheidung der Bevölkerung im Wege der Abstimmung, nach Analogie von Nizza und Savoyen, auf. Ich habe einstweilen darauf erwidert, daß wir selbst wünschen, daß die verfassungsmäßige Vertretung der Herzogtümer über die Successionsfrage gehört werde.“ — Ms. Bismarck an den Kronprinzen, 11. April 1864: „Für die preußische Stellung auf der Konferenz erscheint es vorteilhaft, daß Preußen nicht allein die Herrschaft über die Herzogtümer in Händen habe, sondern daß der Bund, dessen Forderungen weiter gehen, als die Preußens, und der weniger durch europäische Verantwortlichkeit geniert ist, die Disposition über Holstein äußerlich behält und von Preußen in der Konferenz vorgeschoben werden kann. . . Wenn ich glaube, daß die Konferenz, auf welcher wahrscheinlich Baron Beust den Bund vertreten wird, zu keinem friedlichen Resultat führt, so sehe ich darin kein Unglück. Nach der jetzigen europäischen Konstellation würde ein Abschluß, welcher heute oder in Kurzem erfolgte, weder unseren noch den deutschen Interessen genügen.“

2) Ms. Bismarck an den Kronprinzen, 11. April 1864: „Weide (d. h. das preußische und das deutsche Interesse) lassen es, meines unterthänigsten Dafürhaltens, wünschenswert erscheinen, daß die definitive Lösung der Frage sich in die Länge zieht, und daß inzwischen die Okkupation der Herzogtümer, wenn es sein kann länger als Jahr und Tag, dauert und verstärkt wird. Wie hoch wir uns das Ziel stecken können, welches sich ohne Schaden für die Monarchie erreichen läßt, kann nur die Zeit lehren; bevor wir mit festen Programmen vor die Öffentlichkeit treten, werden wir die Stellung der Großmächte zu einander sich deutlicher entwickeln lassen müssen, und dabei unsere militärischen Vorteile so scharf als möglich verfolgen, unsere Truppenzahl auf der Halbinsel, im Vergleich zu der Österreichs, allmählich vermehren.“

keinem moralischen Bedenken behinderten Realpolitik Bismarcks zu sehr entgegengesetzt, als daß dieser Versuch, ihn behutsam für die Pläne des Ministerpräsidenten zu gewinnen, auch nur den mindesten Erfolg hätte haben können. Friedrich Wilhelm antwortete mit einer vollständigen Absage (17. April). „Wie dem aber auch sei“, schrieb er, „wir sollten ein festes Programm wenigstens für uns haben, dessen Verwirklichung dann freilich immer noch von den Umständen abhängen würde. Statt dessen finde ich in Ihrer Mitteilung nur das Programm, „nach den Umständen zu handeln“, wenn ich nicht etwa aus einigen Andeutungen auf gewisse Hintergedanken schließen soll, die man Ihnen beilegt, und mit denen allerdings manche Ihrer früheren Äußerungen, namentlich in den letzten Conseils, denen ich vor meinem Abgang zur Armee beiwohnte, übereinzustimmen scheinen. Über diese Hintergedanken einer preußischen Vergrößerungspolitik will ich meine Meinung nur kurz dahin aussprechen: daß deren Verfolgung unsere ganze deutsche Politik völlig verfälschen und daß sie, Europa gegenüber, uns wahrscheinlich eine Niederlage bereiten würde. Es wäre nicht das erste Mal, daß Preußen versucht, feiner als alle anderen zu sein, um sich schließlich zwischen zwei Stühle zu setzen<sup>1)</sup>.“

Dieser historische Rückblick war gewiß richtig; aber Friedrich Wilhelm ahnte ebenso wenig, wie damals irgend ein anderer, daß Bismarck eben der Mann war, eine solche „feine“ Politik, an der seine Vorgänger gescheitert waren, zu staunenswerten Erfolgen zu führen. Einstweilen erklärte hier der Kronprinz dem Ministerpräsidenten den Krieg, auf dem Gebiete der auswärtigen Politik wie, noch nicht ein Jahr früher, auf dem der inneren Politik. Und der gewaltige Staatsmann hat ihm diese Haltung nie vergessen. Er hat sie dem Kronprinzen und dem Kaiser Friedrich sowie dessen Nächsten vergolten auch noch bis und nach dessen Tode. Wohl hat Friedrich Wilhelm ihn und seine großen Entwürfe bei Nikolsburg gerettet, wohl sie bei der Gründung des Norddeutschen Bundes in den Jahren 1866 und 1867 auf das treueste und wirksamste unterstützt: die einmal erregte Nachsucht Bismarcks war nur des früheren Gegenjagers eingedenk und verfolgte den ehemaligen Widersacher über dessen Grab hinaus.

Die neue Erfahrung von Friedrich Wilhelms Abneigung veranlaßte Bismarck, dem Könige bei dessen Reise auf den Kriegsschauplatz nachzueilen, damit nicht der Herrscher hier durch den Sohn etwa mit dem Augustenburger in unmittelbare Berührung gebracht und zu bindenden

<sup>1)</sup> Dies ist das Original, noch unveröffentlicht. Eine englische Übersetzung dieses Briefes bei Busch, Bismarck, III 248.

Kundgebungen für den Erbprinzen bewogen werde. Und er erreichte seinen Zweck, ersocht einen neuen Sieg über den Thronerben, und zwar um so leichter, als der blutige Düppeler Erfolg dem König zum erstenmale wirklich den Annexionsgedanken näher brachte. Trotz der dringenden Vorstellungen Friedrich Wilhelms verweigerte der Monarch eine Zusammenkunft mit dem Herzoge: „es sei für ihn zu kompromittierend, ihn unmittelbar vor dem Zusammentritt der Konferenz zu sehen“<sup>1)</sup>. Allein sonstige freundliche Äußerungen Wilhelms I. veranlaßten den Herzog, dessen Aufforderung direkten Verkehrs „zwischen Fürst und Fürst“ nachzukommen und sich am 29. April dem Könige zur Einräumung einer Flottenstation, Abschluß einer Marinekonvention sowie einer Militärkonvention nach dem Muster der Koburger, Erhebung Neudenburgs zur Bundesfestung mit preußischer Besatzung, zum Eintritt Schleswig-Holsteins in den Zollverein, endlich zum Bau eines Nordostkanals zu erbieten.

Es waren die Zugeständnisse, die Wilhelm I. selber gebilligt hatte. Aber inzwischen war Düppel gewesen! Der Herzog erhielt vier Wochen lang keine Antwort. Als der Kronprinz die Herzogtümer verließ, wünschte er mit dem befreundeten Vetter eine persönliche Zusammenkunft. Sie auf holsteinischem Boden zu haben, untersagte ihm aber sein Vater telegraphisch. So fand sie am 14. Mai in Hamburg statt. Der Kronprinz mußte dem Herzoge die Annexionspläne als ziemlich ernsthaft und gefährdend schildern. Dieser dagegen bat ihn, sich doch Bismarck einigermaßen zu nähern, um dadurch in günstigem Sinne auf den Minister einwirken zu können. Es war das ein Gedanke, den der „Revolutionär“ und „Preußenfeind“ Samwer schon öfters angeregt hatte, und zwar auch behufs Beilegung des inneren Konfliktes und allgemeiner Stärkung Preußens<sup>2)</sup>.

Inzwischen zwang eine plötzliche Wendung Oesterreichs Herrn von Bismarck, wenigstens scheinbar eine günstigere Stellung dem Augustenburger gegenüber einzunehmen. Die Wiener Staatsmänner hatten bisher den Erbprinzen als Kandidaten der „Revolution“ d. h. der preußisch gesinnten Altliberalen durchaus bekämpft; als sie sich aber den offenkundigen preußischen Einverleibungsplänen gegenüber sahen, fingen sie an, Friedrichs VIII. Thronbesteigung als das geringere Uebel zu betrachten, und forderten, daß solche als gemeinsames Verlangen auf der Londoner Konferenz gefordert werde. Bismarck konnte sich, um den Dänen nicht durch einen Zwiespalt der beiden Verbündeten einen gewaltigen Vorteil

1) Kronprinz an Herzog Friedrich, 24. April 1864; Samwer, 716 f.

2) Samwer an Stodmar, 18. Mai 1864.

zu verschaffen, solchem Ansinnen nicht entziehen, gab zum Scheine nach und ließ zu, daß die preußischen Bevollmächtigten in London in Übereinstimmung mit den österreichischen am 28. Mai 1864 die Souveränität des Erbprinzen von Augustenburg über die Herzogtümer als den berechtigten Abschluß des ganzen Streites bezeichneten. Der deutsche Bund stimmte eifrig zu.

Bismarck mußte versuchen, auf Umwegen diese Erklärung wieder unwirksam zu machen. Er beschloß, den Herzog zu einer Zusammenkunft mit dem König und ihm selbst nach Berlin einzuladen. Dadurch hoffte er, den Augustenburger in den Augen der österreichischen Staatslenker, die Preußen keinen nennenswerten Vorteil gönnten, schwer zu kompromittieren; andererseits vertraute er auf seine bewährte diplomatische Kunst, aus dieser Unterredung einen unheilbaren Zwist zwischen dem Augustenburger und Preußen zu schaffen. Unter der Maske freundlicherer Gesinnung veranlaßte er mit Genehmigung des Königs den Kronprinzen, den Better auf dessen Durchreise zum Vater in Dolzig nach Berlin einzuladen. Friedrich Wilhelm, der von den geheimen Absichten des Ministerpräsidenten selbstverständlich keine Ahnung hatte, übermittelte frohen Herzens die Aufforderung an den Herzog (29 Mai).

Trotz der Abmahnungen der österreichischen Staatsmänner, die Bismarck mit wohlberechneter Indiskretion den bevorstehenden Besuch des Herzogs wissen ließ, und mancher seiner eignen Räte, — natürlich nicht Samwers, — erschien Friedrich VIII. am 1. Juni in Berlin, wo er sich nicht nur von dem Kronprinzen sondern auch von dem Könige sehr freundlich empfangen sah. Bismarck aber, in einer Unterredung unter vier Augen am Abende desselben Tages, begnügte sich nicht mit der eigentlich vom Könige gebilligten Zusage des Augustenburgers vom 29. April, sondern forderte weitere Verpflichtungen im „konservativen“ d. h. verfassungswidrigen Sinne für die innere Gestaltung der Herzogtümer. Diese zu gewähren, sah sich Friedrich nicht im stande; und durch solche Zumutungen sowie durch Bismarcks Weigerung, auch seinerseits eine bindende Erklärung abzugeben, gereizt, ließ er sich überhaupt zu einer gewissen Zurückhaltung verleiten, die von seiner Seite nicht gerade klug war. Nun hatte sein Widersacher, was er gewünscht. Mit bewußter Entstellung der von dem Herzog gethanen Äußerungen verstand er es, diesen dem Könige als einen Gegner Preußens zu schildern; und noch gröber waren die Anschuldigungen, die der Ministerpräsident sofort durch die offizielle und die offiziöse Presse gegen den Augustenburger verbreiten ließ<sup>1)</sup>.

1) Daß das der Hergang der Dinge war, kann nach der altenmäßig belegten,



Wohl verstanden: vom nationalen Standpunkte aus war die Einverleibung der Elbherzogtümer in Preußen zweifellos die beste und wünschenswerteste Lösung. Aber deshalb war Kronprinz Friedrich Wilhelm doch im Rechte, weder die von Bismarck dazu angewandten Mittel zu billigen noch auch, nach der damals allgemein verbreiteten Auffassung der Dinge und Menschen, einen solchen Plan für ausführbar, vielmehr sowohl für Deutschland wie für Preußen selbst sehr gefährlich zu halten.

Er blieb dem Freunde, dem sicherlich legitimen Herzoge von Schleswig-Holstein, unerschütterlich treu, und zwar um so mehr, als er wohl wußte, daß die persönliche Abneigung Bismarcks gegen den Augustenburger zum großen Teile gerade aus dessen Verhältnis zu ihm selbst — Friedrich Wilhelm — hervorgehe. Er verhiess, wahrheitsgetreue Erklärungen des Herzogs über die Verhandlung mit Bismarck vom 1. Juni an den König gelangen zu lassen, und zeigte sich bereit, auch fernerhin die Vermittelung zwischen seinem Vater und Friedrich zu übernehmen. Er suchte mit allen Kräften für den Freund bei dem Könige zu wirken, und nach weiteren Verhandlungen überreichte er diesem eine Erklärung, in der Friedrich alle von Preußen geforderten Zugeständnisse bewilligte und verhiess, die Regierung niederzulegen, wenn die schleswig-holsteinsche Landesvertretung ihre Zustimmung zu irgend einer dieser Konzessionen versagen sollte. Ähnliche Zusicherungen gab der Herzog in offizieller Form dem Chef des Generalstabs der mobilen preussischen Truppen in Schleswig-Holstein, dem General von Blumenthal, im September 1864<sup>1)</sup>. Auch öffentlich sprach er sich gegen den Partikularismus, für den Anschluß an Preußen und für Entschädigung der großen Opfer aus, die dieses der Befreiung der Herzogtümer gebracht habe. Selbst zu Landabtretungen zeigte er sich bereit. Nach solchen Zugeständnissen mochte auch der Kronprinz glauben, daß den Pflichten des deutschen und preussischen Patriotismus genügt sei, und daß er nunmehr der Stimme des öffentlichen Rechtes und der Billigkeit Gehör schenken dürfe.

Da Dänemark hartnäckig auf dem von ihm selbst verletzten Londoner Protokolle des Jahres 1852 beharrte, blieb die Friedens-

genauen Darstellung des jüngeren Samwer (Schleswig-Holsteins Befreiung, S. 336 ff, 731 ff) nicht zweifelhaft sein. In seinen „Gedanken und Erinnerungen“ ihut Bismarck wohlweislich dieser Dinge auch nicht im mindesten Erwähnung. Dagegen betont er scharf und ausführlich, daß die Annexion der Elbherzogtümer sein stetes Ziel gewesen ist. Aus dem Gesagten ergibt sich, wie wenig das von Haym (Dunder 339) gerühmte „Entgegenkommen“ Bismarcks dem Kronprinzen gegenüber, durch die Aufforderung, den Erbprinzen nach Berlin zu berufen, ernsthaft gemeint war.

1) Jernin, Goeben, I 387.

konferenz erfolglos. Die Feindseligkeiten begannen von neuem: aber die ebenso geschickt angelegte wie thatkräftig und kühn ausgeführte Eroberung der Insel Alsen und Vernichtung der dortigen dänischen Truppenmacht sowie die Gleichgültigkeit der nicht deutschen Großmächte ließen in Kopenhagen bald jeden weiteren Widerstand als aussichtslos erscheinen. Am 1. August wurde der Vorfriede in Wien unterzeichnet, der die beiden Herzogtümer nebst dem kleinen Lauenburg in den gemeinsamen Besitz Preußens und Oesterreichs übertrug.

Nunmehr ergriffen preußische und österreichische Civilkommissare die Regierung der Lande, indem beide Mächte auch aus Holstein die Bundestruppen und Bundeskommissare unter Androhung von Gewalt entfernten. Die Aussichten wurden immer dunkler für den Augustenburger. Und doch blieb der Kronprinz fest in der Verteidigung von dessen zweifellos bestberechtigter Sache. Er beharrte bei seiner Abneigung gegen die Annexionspläne, vermittelte unausgesetzt zwischen dem Erbprinzen und dem Könige und suchte fortwährend zu dessen Gunsten den Vater zu beeinflussen. Nur ihm ist es, nächst dem eignen Billigkeitsgeföhle Wilhelms I., zuzuschreiben, wenn der Monarch hier noch lange der Einwirkung Bismarcks Widerstand leistete. Selbst nach Abschluß des Wiener Vorfriedens erklärte der König nicht nur seinem Ministerpräsidenten, sondern auch dem Kaiser von Oesterreich, bei einer Zusammenkunft in Schönbrunn, am 22. August 1864, zu Bismarcks nicht geringem Ärger: „Ich habe ja gar kein Recht auf die Herzogtümer und kann deshalb keinen Anspruch darauf erheben<sup>1)</sup>.“ Und noch im März 1865 konnte sich der Kronprinz bei seinem Widerstreben gegen die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen darauf berufen: „Ich habe einen Rückhalt am König, der ebenso gegen die Annexion ist wie ich<sup>2)</sup>.“

Aber allmählich wurde doch, bei dem überlegenen Geist und Willen Bismarcks, das Widerstreben König Wilhelms immer schwächer. Es kam hinzu, daß auch das preußische Volk und Heer sich mehr und mehr zu der Auffassung bekehrten, die von ihnen gebrachten Opfer sowie das wahre Interesse Deutschlands und Preußens erheischten die direkte Angliederung der Elbherzogtümer an den eignen Staat. Es rächte sich an dem Augustenburger die ihm von Beginn aufgezwungene Passivität des Handelns: gerade dadurch ging er — vielleicht nicht ganz ohne seine Schuld — der anfangs für ihn so reichlich vorhandenen Sym-

1) Bismarck, Ged. u. Grinn., I 345 f.

2) Ms. Prinz Christian an Erbprinz Friedrich, Berlin 28. März 1865. Diese Erklärung des Kronprinzen erfolgte an Job von Wisleben, der ihm vorstellt, „das ganze Land [Preußen] wolle die Annexion“.

pathien verlustig. Allein der Kronprinz ließ sich weder durch den Umschwung der öffentlichen Meinung noch durch die Vorstellungen hochgeachteter Freunde, wie Max Dunckers, von seiner Überzeugung abbringen, daß Recht doch Recht bleiben und deshalb Schleswig-Holstein seinem legitimen Fürsten, dem Erbprinzen von Augustenburg, gehören müsse<sup>1)</sup>. Da er zunächst an wirksamer Unterstützung von dessen Sache verzweifelte, begab er sich im Herbst mit seiner Gemahlin an die Ufer des Genfers Sees. Er kehrte indes rechtzeitig zurück, um dem Einzuge der wackeren Truppen beizuwohnen, die Preußens Waffenruhm so glänzend erneut und auch nach dem vorläufigen Friedensschlusse noch viele Monate die Wacht in der Nordmark gehalten hatten. Da ihm der König das Westfälische Infanterie-Regiment Nr. 53 verliehen, das in dem soeben beendeten Kriege glorreich die Feuertaufe erhalten hatte, besuchte er es am 14. Dezember 1864 in Minden und begeisterte die Soldaten durch seine kräftige und erhebende Ansprache. Dann eilte er nach Berlin, und zog hier, am 17. Dezember, zur Seite des Feldmarschalls von Wrangel an der Spitze der mobilen Gardedivision in die fahnen- und kränzege schmückte Hauptstadt ein.

Auch dieser Triumph, so sehr er das soldatische und fürstliche Selbstgefühl des Kronprinzen hob, machte ihn in seiner Rechtsanschauung nicht irre. Mit warmen Worten pries er das Benehmen Friedrichs in jener ganzen Prüfungs- und Leidenzeit als „edel und patriotisch“; und er war unermüdet in seinen doch immer aussichtsloseren Bemühungen, dem Augustenburger zu seinem Rechte und den Schleswigern zur Rettung von dem scharfen Drucke zu verhelfen, dem sie das Bismarcksche Regiment unterwarf. Alle Versuche des Ministerpräsidenten, ihn zu seinem Systeme zu bekehren, blieben fruchtlos. Bis dann eintrat, was alle dessen Gegner deutlich als endliches Ergebnis der Annexionspolitik vorhergesehen hatten: der Bruch mit Oesterreich. Nur daß diesen Bismarck ganz anders auffaßte und behandelte als die Liberalen und der Kronprinz geglaubt hatten — nicht im Sinne der Oelmützer Demütigung, sondern im Sinne des endlichen Entscheidungskampfes um die Führung Deutschlands.

<sup>1)</sup> Bernhardi, Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes, passim. — Samwer, Schlesw.-Holst., S. 423, 474. — Gaym, Duncker, 363.

## Sechstes Kapitel.

### Heerführer im deutschen Entscheidungskampfe.

„Ich habe bei Übernahme meines Amtes den festen Vorsatz gehabt, Preußen zum Kriege mit Österreich zu bringen, aber mich gehütet, damals oder überhaupt mit Sr. Majestät davon zu sprechen, bis ich den Zeitpunkt für geeignet angesehen.“ Also sprach Bismarck zum preußischen Kronprinzen am 17. November 1870<sup>1)</sup>. Schon im Jahre 1860, so erzählte Bismarck bei anderen Gelegenheiten, habe er, wenn auch vergeblich, dem Prinz-Regenten Bundesreform und Bekämpfung Österreichs vorgeschlagen<sup>2)</sup>. Auf wen konnte das „Blut und Eisen“, mit dem der neue Ministerpräsident im Herbst 1862 allein die deutsche Frage lösen wollte, anders gemünzt sein, als auf den Kaiserstaat? Daß Österreich in einem künftigen deutschen Bundesstaat keine maßgebende Stellung einnehmen dürfe, darüber waren alle Freunde Preußens, alle politisch befähigten Anhänger der deutschen Einheit — die sogenannten „Klein-deutschen“ — längst einig. Gesamt-Österreich mit seinen zahlreichen verschiedenen Nationalitäten, unter denen die deutsche nur eine ver-

1) Aus Kaiser Friedrichs Tagebuche; Deutsche Rundschau, Okt. 1888, S. 19.

2) Z. B. Bernhardi, Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes, S. 296. — Bismarck, Ged. u. Erinn., I 237 ff. — Bismarcks viel spätere Behauptungen, aus der Zeit des Dreibundes: er habe es 1864 und 1865 ernstlich mit der dualistischen Leitung Deutschlands durch Preußen und Österreich im Verein versuchen wollen — werden durch seine eigene sehr wichtige Bemerkung in Ged. u. Erinn. I 346 widerlegt: diese Gestaltung würde nur möglich gewesen sein, wenn in beiden Staaten dazu geneigte Personen am Ruder geblieben wären. Das war eben auf die Dauer unmöglich, zumal ja für ihn selbst „gemeinsames Handeln“ stets „Unterordnung unter feinen Willen“ bedeutete. Die Behandlung des österreichischen Verbündeten in der Schlesw.-Holstein. Frage ist dafür wieder ein schlagender Beweis. — Über Bismarcks grundsätzliche Feindschaft gegen Österreich vergl. man übrigens u. a. seine „Ged. u. Erinn.“ I 127, 289, 337, II 194, 268.

schwindende Minderheit bildet, konnte sich nicht einem wirklich lebensfähigen deutschen Gemeinwesen einordnen: es hatte andere Interessen, andere Bedürfnisse, andere Zwecke. Allein man hatte zumeist an einen friedlichen Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland gedacht, der durch eine Sammlung aller oder doch der meisten deutschen Mittel- und Kleinstaaten um Preußen, nach dem Muster von Friedrich des Großen Fürstenbund, herbeigeführt werden sollte. Ueberdies hatte während der beiden ersten Jahre seiner Ministerpräsidentenschaft Bismarck sein ganzes System der äußeren Politik auf der konservativen Grundlage der heiligen Allianz, des Bündnisses mit Oesterreich und Rußland erbaut: wie hätte man eine grundsätzlich anti-oesterreichische Politik von ihm erwarten können? Nach Schleswig-Holstein war er im engsten Vereine mit Oesterreich gegangen. Im Vereine mit Oesterreich bekämpfte er dann die gesamte öffentliche Meinung Deutschlands sowie den von dieser und der Bevölkerung der Herzogtümer selbst zu deren Beherrscher erkorenen Erbprinzen von Augustenburg. Seine wahre Absicht, gegen das positive Recht, gegen die Anschauungen der ganzen Welt, gegen den Widerspruch des verbündeten Oesterreich, gegen den Willen der preussischen Königsfamilie, ja Wilhelms I. selbst die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen durchzusetzen, trat erst mit der Zeit hervor. Beispiellos sind die geniale Geschicklichkeit, die Thatkraft, beispiellos freilich auch die von keinem Rechts- und Sittlichkeitsgefühl gehemmte List und Gewaltthätigkeit, mit denen er, zunächst ganz vereinzelt, seinem Ziele sich näherte. Freilich konnte dies nur auf die Gefahr eines Krieges mit Oesterreich hin geschehen, das gutwillig eine solche einseitige Vergrößerung des bisherigen Alliierten nicht zugeben durfte: allein diese Aussicht war für den Minister, seinen ganzen politischen Anschauungen nach, vielmehr eine erwünschte. Er setzte auf seine eigne Begabung und auf die im jüngsten Feldzuge wieder erprobte Tüchtigkeit und Organisation des preussischen Heeres das feste Vertrauen, zu siegen und damit Preußen die Herrschaft über Deutschland zu verschaffen. Der Kampf war freilich um so gefährlicher, als der Ministerpräsident einstweilen alle Welt, selbst den König, gegen sich hatte. Seine eigne und des Staates Zukunft war auf eine einzige Karte gesetzt. Deshalb wünschte er abermals den Thronerben für sich zu gewinnen, von dem er wußte, daß er nicht an der seit einem halben Jahrhundert überlieferten Tradition seines Hauses — Unterordnung unter Oesterreich — hänge und neuen, zumal gesamtdeutschen Ideen zugänglich sei. Er machte also, im Mai 1865, durch Vermittelung Max Dunckers, den Versuch, ihn zu sich herüberzuziehen. Indes alles scheiterte an der Abneigung und dem unüberwindlichen Mißtrauen, die den Prinzen da-

mals gegen den Minister erfüllten. Er fürchtete: wie Bismarcks inneres Regierungssystem eine, das monarchische Prinzip ganz unmittelbar bedrohende Revolution vorbereite, so werde seine willkürliche und abenteuernde, alles Recht verletzende äußere Politik zu schmachvollen Niederlagen führen<sup>1)</sup>.

Die abweisende Haltung Friedrich Wilhelms war nur allzu erklärlich. Die Siege des dänischen Krieges hatten den Verfassungskonflikt nicht ausgeglichen, sondern nur verschärft. Denn eines der hauptsächlichsten Mittel, das schwankende Gemüt des Herrschers an sich zu fesseln und zugleich die Gegnerschaft der konservativen Partei abzuschwächen, die grundsätzlich dem Kampfe mit Oesterreich widerstrebte, war eben für Bismarck die Steigerung des Zernüßnisses mit der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses. Mit den einseitigen Verträgen mit der Köln-Mindener und der Bergisch-Märkischen Eisenbahngesellschaft, die ihm das für die Kriegsführung nötige Geld verschafften, und mit dem berichtigten Obertribunalsbeschuß gegen die verfassungsmäßige Redefreiheit der Abgeordneten schritt er bis dicht an die Grenze des Staatsstreiches vor<sup>2)</sup>. Friedrich Wilhelm war mit Recht über diese Maßregeln auf das höchste entrüstet, so daß er die scharfe Rede, mit der Präsident Grabow die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses am 15. Januar 1866 eröffnete, laut, fast öffentlich billigte. Nur die Besorgnis vor den konstitutionellen und freiheitlichen Anschauungen des Kronprinzen hielt damals Bismarcks konservative Anhänger davon ab, direkt auf förmliche Beseitigung der Verfassung hinzudrängen; sie fürchteten, daß der Prinz nach seinem als bald bevorstehend erwarteten Regierungsantritt dann mit natürlicher Gegenwirkung eine viel liberalere Verfassung einführen werde<sup>3)</sup>. Niemand, weder Freund noch Feind des Ministerpräsidenten, glaubte, daß dieser scheinbar unveröhnliche Gegner der Volksansprüche ernstlich daran denken könne, den volkstümlichen Ruf nach Einigung Deutschlands auf breiter konstitutioneller Grundlage zu erhören. Jubelte doch die Kreuzzeitung höhrend, das deutsche Parlament werde nur ein geeignetes Werkzeug sein, um den Parlamentarismus in den Einzelstaaten totzuschlagen! Deshalb hatte Bismarcks Versuch, die liberalen Führer, deren er als Gegner der konservativ-kleinpreußischen Partei und zur Durchführung seiner Einheitspläne bedurfte, für sich zu gewinnen, ebensowenig Erfolg, wie das ähnliche Bemühen bei dem Kronprinzen<sup>4)</sup>.

1) Haym, Dunder, S. 339 ff., 372 f.

2) Philippson, Fordenbeck, (Dresden 1898), S. 134 ff.

3) So schreibt Ludwig von Gerlach an Frau von Bismarck und an Geh.-Rat Bucher, 23. Febr. 1866; Kohl, Bismarck-Jahrbuch IV (Leipzig 1897) 172 f.

4) Philippson, a. a. D., S. 143 f.

Indem Bismarck wirklich wegen der Herzogtümer mit Österreich in Zwist geriet, sah man darin nur die Folge einer verkehrten und unheilvollen Politik oder auch das Bestreben, durch auswärtige Verwickelungen dem sich immer mehr verschärfenden inneren Konflikte die Spitze abzubrechen und das Volk auf die Bahn abenteuerlicher und den Bestand des Staates selbst bedrohender äußerer Unternehmungen abzulenken. Besten Falles werde alles mit einem kläglichen Rückzuge enden; zumal man nicht ohne Grund glaubte, im entscheidenden Augenblicke werde Österreich durch Abtretung Venetiens die Neutralität Italiens und das Bündnis Napoleons III. erkaufen. Der werde im passenden Momente dann mit seinen Vergrößerungsplänen auf Kosten Deutschlands hervortreten, denen das mit Österreich im Kampfe befindliche Preußen hilflos gegenüberstehen werde<sup>1)</sup>. Daß Napoleon thatsächlich solche Absichten hegte, ist durch seine Eröffnungen an den Grafen Walewski und an den Grafen von der Goltz unwiderleglich bewiesen. Auch Moltke hatte im Jahre 1860 in diesem Sinne seine Befürchtungen ausgesprochen<sup>1)</sup>. Die traurige Niederlage von Olmütz, zu der im Herbst 1850 die reaktionäre Partei, damals mit Zustimmung Bismarcks, Preußen geführt hatte, lebte im Gedächtnisse aller. Dazu kam, daß im Lande selbst die Tüchtigkeit des eignen Heeres weit unterschätzt wurde; daß es im Vereine mit den Österreichern die so viel schwächeren Dänen überwältigt hatte, erschien noch keineswegs als ein Beweis seiner Vortrefflichkeit. Man glaubte, Bismarck werde endlich lieber mit Österreich um jeden Preis Frieden schließen als mit dem eignen Volke. Sogar die konservative Partei sah in einem Bruche mit dem Kaiserstaate den größten Frevel, und einer ihrer einflußreichsten Führer, der Präsident von Gerlach, beschwor den ihm befreundeten Kriegsminister von Roon: „bei allem, was beiden heilig, diesen Krieg abzuwenden“.

Beunruhigten solche Erwägungen die weitesten Kreise des Volkes, so drängten sie sich mit doppelter Wucht dem Kronprinzen auf. Nicht durch einen Bruderkrieg, sondern durch die unwiderstehliche Macht freiheitlicher Einrichtungen und der volkstümlichen Einheitsbestrebungen hatte er Preußen an die Spitze Deutschlands stellen wollen. Er meinte, von dem Ministerpräsidenten das Schlimmste für den Staat erwarten zu müssen, für diesen selben Staat, den er einst zu übernehmen und für dessen Dasein und Ruhm er die Verantwortung zu tragen habe. Selbst bei günstigem Ausgange, sagte der edel denkende Prinz, sei es der Gipfel der Unmoral, Krieg zu führen, nur um sich den inneren

<sup>1)</sup> Bernhardi, a. a. O., S. 252—259.

<sup>2)</sup> Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, I<sup>3</sup> (Stuttgart 1899), 147, 258.

Schwierigkeiten zu entziehen<sup>1)</sup>. Und er glaubte nicht an solchen günstigen Ausgang, zumal man nicht nur Österreich, sondern ganz Deutschland gegen sich haben werde. Das Schicksal des Staates, die Zukunft seiner eignen und seiner Kinder Krone stand auf dem Spiele: keine Frage, daß nach einer Niederlage des Heeres die Unzufriedenheit des preußischen Volkes sich in bedrohlichem Grimme gegen das Herrscherhaus selbst geltend machen würde. Im Einverständnisse mit der Königin Augusta, mit der Königin-Witwe Elisabeth, mit der Kronprinzessin, mit seinen politischen Ratgebern Stockmar und Geheimrat Friedberg<sup>2)</sup> — demselben, den später Kaiser Wilhelm zum Justizminister ernannt hat — bot Friedrich Wilhelm alles, was er noch an Einfluß auf die politischen Entschlüsse des Königs besaß, zu Gunsten der Versöhnung und des Friedens auf. Die äußere wie die innere Politik der Regierung bekämpfte er aus vollster Überzeugung.

Wahrlich, nicht Mangel an deutschem Nationalgefühl oder preußischem Patriotismus beeinflusste sein Verfahren. Bei der Feier der fünfzigjährigen Vereinigung Vorpommerns mit Preußen, am 8. Juni 1865, hielt er, in seiner Eigenschaft als Statthalter Pommerns, vor dem Könige eine Rede, in der er den Segen des Anschlusses jenes Landestheils an Preußen und damit „an das große deutsche Vaterland“ mit lebhaften Worten hervorhob. Um den politischen und kommerziellen Einfluß Preußens und Deutschlands im Osten zu stärken, ermutigte er im April 1866 den Prinzen Karl von Hohenzollern, die ihm von den Rumänen angebotene Fürstentrone anzunehmen<sup>3)</sup>. Aber es drückte ihn das tiefe Mißtrauen gegen die Politik Bismarcks, schwere Besorgnis für die Zukunft Preußens und des eignen Hauses, aufrichtiges ethisches Bedenken. Er bezeichnete einen Kampf mit Österreich und dem deutschen Bunde als einen „unheilvollen“, als einen „Bruderkrieg“.

Die Besitzergreifung des Kieler Hafens durch Preußen, im Frühjahr 1865, ohne daß Österreichs Zustimmung auch nur gefordert worden wäre, rief dessen lebhaften Zorn und förmliche Einsprache hervor. Die annexionistischen Absichten Bismarcks waren hiermit deutlich gekennzeichnet. „Wenn Österreich“, äußerte damals Bismarck, „unser Bundesgenosse bleiben will, muß es uns Platz machen“ — eine Forderung, die vom Standpunkte Österreichs ganz unzulässig war und den Bruch, ja den Krieg zur Folge haben mußte. Die Lage war so bedrohlich, daß

<sup>1)</sup> In diesem Sinne spricht sich der Kronprinz aus in einem Briefe an Dunder, vom 24. Juli 1865; Gaym., S. 363 f.

<sup>2)</sup> Bernhardt, a. a. O., S. 275, 338.

<sup>3)</sup> Aus dem Leben König Karls von Rumänien, Deutsche Revue, XVII, I, S. 156.



der König auf den 29. Mai eine Conferenz einberief, der auch Moltke beizuhnte. Hier stimmten nach Bismarcks Vorgang sämtliche Minister für Einverleibung, selbst auf die Gefahr des Krieges hin; nur der Minister von Eulenburg sprach sich zurückhaltend aus, der streng konservativ gesinnte Finanzminister von Bodelschwingh für den friedlichen Ausgleich mit Oesterreich, dem Hort der konservativen Interessen. Für solchen Ausgleich trat auch, wenn schon aus abweichenden Gründen, der Kronprinz ein. Er warnte mit warmen Worten vor den schweren Gefahren der gewaltsamen Annexion Schleswig-Holsteins und dem Unheil eines Krieges mit Oesterreich, der Deutschland zerfleischen und die Einmischung der Fremden herbeiführen werde. Die Einsetzung des Erbprinzen von Augustenburg dagegen würde alle Schwierigkeiten beseitigen, zumal Friedrich VIII. durchaus preussisch gesinnt und, nach dessen urkundlichen Versprechungen, zu jedem Zugeständnisse an die militärischen, maritimen und politischen Forderungen Preussens bereit sei. — Der König war noch unentschieden. Er beendete die Beratungen, indem er erklärte, daß er sich seine Entschliessung vorbehalte.

Bismarck bemühte sich, den Kronprinzen auch jetzt noch auf seine Seite zu ziehen. Er hielt ihn auf dem Laufenden über den Gang der Politik, die er ihm freilich in seiner Weise darstellte. Als das kronprinzliche Paar im August 1865 Erholung am Meeresgestade von Föhr suchte, schrieben ihm Max Dunder und sogar Roggenbach wiederholt, um die hohen Herrschaften für die Annexion zu gewinnen. Franz von Roggenbach, einige Jahre älter als der Kronprinz, hatte diesen während der Studienzeit in Bonn kennen gelernt und die Gabe seiner treuen fürstlichen Freundschaft empfangen. Aber wenn Roggenbach, seit vier Jahren leitender badischer Minister, bereit war, die Forderungen des Liberalismus und des Rechtes einstweilen hinter die der Einheit Deutschlands zurücktreten zu lassen — so konnte Friedrich Wilhelm ihm darin nicht folgen. Andere ließen wieder die Armee aufmarschieren; sie werde den Prinzen als „Minderer des Reiches“ geringschätzen. Aber Friedrich Wilhelm wurde durch solche allmählich ihrer Wirkung beraubte Schreckgespenster in seinem Rechtsgefühl und in seinen Anschauungen nicht beirrt: er antwortete Bismarck, indem er sich von neuem und auf das schärfste gegen jeden Bruch mit Oesterreich erklärte<sup>1)</sup>. Wie er damals die Absichten des Ministerpräsidenten auffaßte, zeigt sein Schreiben an Dunder: „Man will ja einen Konflikt, um durch einen Krieg den inneren, unhaltbaren Zwist beizulegen. Und wenn Herzog Friedrich wirklich nachgäbe, und wenn er noch stärkere

1) 24. Juli 1865; Gaym, Dunder, 363 f.

Bedingungen annähme — man würde bei uns schon verstehen, die Dinge so zu betreiben, daß neue Komplikationen entstünden, um den Krieg zu bekommen<sup>1)</sup>." Man sieht, diese Anschauungen waren ziemlich zutreffend.

Gewaltige Staatsmänner, wie Richelieu und Bismarck, sind von der unfehlbaren Richtigkeit ihrer Absichten derart überzeugt und sehen in ihrem eignen Ehrgeiz so sehr den Nutzen des Staates, daß sie ihre Gegner — und dafür nehmen sie alle die, die nicht unbedingt sich ihnen unterwerfen — für Feinde des Staates halten und jedes Mittel zu deren Bekämpfung für gerecht erachten. Bismarck suchte deshalb, in gewohnter Weise, den Kronprinzen und dessen gleichgesinnte Gemahlin bei dem Könige unschädlich zu machen, indem er sie, ohne den mindesten Grund, als Agenten Englands und als Verräter der Staatsgeheimnisse an diese fremde Macht verdächtigte<sup>2)</sup>. Er vermied viele Monate lang ostentativ jedes politische Gespräch, jede politische Mitteilung dem Thronerben gegenüber<sup>3)</sup>.

Da schlug der österreichische Gesandte in München, Graf Blome, einen Ausweg vor, den nach einigen Verhandlungen beide deutsche Mächte billigten. Sie teilten die Verwaltung der Herzogtümer, indem Preußen Schleswig, Österreich aber Holstein übernahm. Diese Festsetzung wurde in dem Vertrage von Gastein (14. und 20. August 1865) von Wilhelm I. und Franz Joseph genehmigt. Es war das freilich eine „Verkleisterung der Risse“, die noch dazu den Unwillen ganz Europas erregte, da sie gegen den Willen der Bevölkerung unternommen war und das Land, dessen Zusammengehörigkeit zu bewahren man in den Krieg gezogen, einstweilen in zwei Stücke zerriß. König Wilhelm aber war über die nochmalige Vermeidung des Krieges derart erfreut, daß er Herrn von Bismarck in den Grafenstand erhob.

Wie jeder Einsichtige vorhersehend und der Ministerpräsident selber am sichersten erwartete, kam es bald zu neuen Zwistigkeiten zwischen den Gasteiner Paktanten. Preußen betonte in Schleswig die Einverleibungsgelüste, während Österreich, um diese zu bekämpfen, in Holstein offen die Augustenburgische Partei begünstigte. Letzteres aber wollte und durfte Bismarck nicht dulden, um nicht in Holstein Zustände sich entwickeln zu lassen, die die Einverleibung dieses Herzogtums unmöglich gemacht hätten. Bismarck stellte das Vorgehen Österreichs seinem Könige als einen Eingriff in dessen wohlverworbene Rechte als

1) Ms. Korrespondenz des Kronprinzen aus dieser Zeit, in Auszügen.

2) Bismarck an König Wilhelm, 1. Aug. 1865; Bismarck, Ged. u. Erinn., II 15 f. (auch Kohl, Bism.-Jahrb. VI 202).

3) Kronprinz an Ernst von Koburg, 26. März 1866.

Mitbesitzer hin und faßte ihn damit an einer Seite, wo Wilhelm I. stets zum schärfsten Widerstande entschlossen war. Es erfolgte ein gereizter Notenwechsel, der schon im Beginn des Jahres 1866 den Krieg unvermeidlich erscheinen ließ. Bismarck begab sich im Oktober 1865 nach Biarritz zum Kaiser Napoleon, um von diesem die Zusage wohlwollender Neutralität Frankreichs sowie die Erlaubnis für Italien zu einem Bündnisse mit Preußen zu erhalten. Der große Staatsmann war entschlossen, den Krieg herbeizuführen, aber eine Niederlage Preußens, die freilich auch seine eigne unwiderrustliche Beurteilung vor Mit- und Nachwelt gewesen wäre, nicht zu überleben<sup>1)</sup>. Es wird für immer bemerkenswert bleiben, mit welcher Kühnheit er dieser Entscheidung entgegen ging, und wie er, fast völlig allein stehend — im wesentlichen hatte er nur Roon und Moltke auf seiner Seite — gegen die ganze Welt und gegen seinen eignen Herrscher seine von ihm als notwendig erkannte Politik der That durchsetzte. Es war eine Schärfe und Selbstgewißheit des Urteils und eine Kraft des Willens, wie sie sich größer in der Weltgeschichte nie erwiesen haben.

Allein von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm konnte man ein Eingehen auf diese Pläne nicht erwarten. Nicht als ob er ein schwacherherziger Mann gewesen wäre oder engen partikularistischen Zielen gehuldigt hätte. Aber sein ganzes Wesen, seine Anschauungsweise, seine Gesinnung, seine Überzeugungen waren bisher denjenigen Bismarcks so entgegengesetzt, daß ihm einstweilen ein Verständnis des genialen Ministers unmöglich war. Und dann hatte er als Thronerbe und als Vater des zukünftigen Thronerben ja eine ganz andere Verantwortung in dem gewagten Spiele als Bismarck, bei dem ein schlimmer Ausgang nur die eigne Person traf. Vergessen wir doch nicht, daß die preußische Regierung damals ganz Deutschland, mit Einschluß von neun Zehnteln des eignen Volks, gegen sich hatte; daß die öffentliche Meinung Europas sie einmütig verurteilte; daß man allgemein überzeugt war, Frankreich werde den Kampf der beiden deutschen Großmächte benutzen, um sich des linken Rheinufers zu bemächtigen. Niemand in der Welt konnte die schnellen und glänzenden Siege des preußischen Heeres vorhersehen, niemand die Kläglichkeit der süddeutschen Heeresleitung, niemand auch die Schwäche und Zaghaftigkeit des durch die Krankheit in seiner früheren Entschlossenheit und Schlaueit gelähmten Napoleon III.<sup>2)</sup> Die zer-

1) Seine eigenen Worte an den britischen Votschafter Loftus, am 15. Juni, sowie an Abeken, 2. August 1866; Seinr. Abeken, Ein schlichtes Leben, S. 344.

2) So urteilt ein konservativ gesinnter Militärgeschichtler von anerkannter Bedeutung, Oberst v. Lottow-Borbeck, Gesch. des Krieges von 1866 in Deutschland, I (Berlin 1896), S. 44.

schmetternde Niederlage Preußens, der Verlust Schlesiens und der Rheinprovinz, die Gefährdung des Hohenzollernhauses waren damals aller Welt die wahrscheinlichen Ergebnisse eines Kampfes Preußens gegen Österreich und den deutschen Bund. Der Kronprinz im besondern fand eine Bestätigung seiner Besorgnisse in der Abneigung, die weite Kreise des sonst so königstreuen preußischen Volkes zu jener Zeit ganz offen gegen die Krone zeigten. Auch daß Bismarck eine Reform der deutschen Bundesverfassung mit einem auf demokratischer Grundlage erwachsenden Parlamente vorschlug, machte ihn in seinen Anschauungen nicht irre; er sah in allem dem nur Verzweiflungscoups des Ministerpräsidenten, „frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Dingen, das zu einer traurigen Katastrophe führen müsse“. Deutschlands Einigung unter Preußen, sagte er damals, sei nicht möglich durch einen Konfliktminister, sondern nur durch ein den Forderungen der Zeit entsprechendes liberales Regiment. Da von allem dem nicht die Rede war, da Preußen gegen ganz Deutschland, ja gegen ganz Europa stand — denn auch Frankreich wandte sich mehr und mehr den Österreichern zu — war der Kronprinz geradezu verzweifelt. „Unerklärlich“, schrieb er am 26. März dem Oheim in Koburg, „bleibt mir Bismarcks Tollkühnheit. Mit gebundenen Händen überantworten wir uns einem blinden Schicksal. Ich werde meinerseits nichts unversucht lassen, um dem Unheil abzuwehren, zu warnen und zu verhindern. Du weißt aber, wie wenig ich vermag<sup>1)</sup>.“

Der König zeigte sich in einem Conseil, das er auf den 28. Februar einberief, viel kriegerischer, als bisher. Wieder stimmten alle Minister, mit Ausnahme Bodelschwinghs, nach Vorgang Bismarcks für den Kampf; ebenso jetzt auch die mit hinzugezogenen Generaladjutanten Manteuffel und Alvensleben sowie der Botschafter in Paris, Graf von der Goltz. Aber der Kronprinz blieb fest bei seiner Meinung: Der Krieg mit Österreich sei ein Bruderkrieg und die Einmischung des Auslandes gewiß.

Die Wiener Regierung war entschlossen, den Handschuh aufzunehmen. Sie erklärte, sich eine Vergewaltigung in Schleswig-Holstein nicht gefallen lassen zu wollen, begann militärische Rüstungen und forderte die deutschen Bundesstaaten zur Hilfe auf.

Je näher die Entscheidung rückte, um so eifriger wurden die Bemühungen der Friedensfreunde aller Parteien in der Umgebung Wilhelms I., ihn noch im letzten Augenblicke von der gewaltsamen

<sup>1)</sup> Roön, Denkwürdigkeiten, II 268. — Sybel, Begründung des deutschen Reiches, IV 122 f., 283. — Tempelhey, Herzog Ernst von Koburg, S. 24. — Gaym, Dunder, 377.

Politik des Ministerpräsidenten abzulenken. Nicht nur die Königin, der Kronprinz und seine Gemahlin, Herzog Ernst von Koburg-Gotha — die „Demokraten“, die „Engländer“ — arbeiteten in dieser Richtung, sondern auch des Monarchen Bruder Prinz Karl, der Führer der ultrareaktionären Kamarilla, suchte in Übereinstimmung mit dem Präsidenten von Gerlach geradezu den Sturz Bismarcks herbeizuführen. Beinahe wäre dies gelungen, und die Haltung des Königs gegen den Minister wurde in der Wende des März zum April 1866 eine so mißtrauische und gereizte, daß der große Staatsmann nur mit Mühe von Noon davon abgehalten wurde, seine Entlassung zu geben<sup>1)</sup>. Besonderen Eindruck machte es auf Wilhelm I., daß selbst aus dem Heere Stimmen laut wurden, die zur Aufrechterhaltung des alten kameradschaftlichen Verhältnisses zur österreichischen Armee dringend rieten. Der König beauftragte seinen Sohn, die englische Herrscherin, dessen Schwiegermutter, brieflich um ihre Vermittelung zwischen Preußen und Österreich anzugehen. Der Prinz war mit Freuden bereit, diesen Schritt zu unternehmen. Allein es gelang Bismarck, den Versuch noch im Keime zu ersticken, so daß das Schreiben gar nicht abgeandt wurde<sup>2)</sup>.

Die Entscheidung stand noch Wochen lang aus. Selbst die Unterzeichnung des Bündnisses mit Italien, am 8. April, stärkte den Mut des Königs ebenso wenig wie seinen Entschluß, in Gemeinschaft mit diesem „revolutionären“ Staate gegen das habsburgische Kaiserhaus zu kämpfen, in dem sein Vater und älterer Bruder den festesten Hort aller konservativen Interessen in Deutschland gesehen hatten; mußte doch deshalb Bismarck in dem Vertrage nur Italien verpflichten, für Preußen aber volle Freiheit des Handelns vorbehalten! Die preußischen Botschafter bei den Großmächten, jetzt sogar der früher kriegseifrige Graf Goltz in Paris, befürworteten mit patriotischem Angstgefühl die Bewahrung des Friedens. Ganz Europa forderte ihn, die Politiker wie die Geschäftsleute. Der Zar, die stets preußenfreundliche Königin Viktoria schrieben in demselben Sinne an Wilhelm I.

Es waren trübe, ängstliche Zeiten für das Kronprinzliche, wie für das ganze königliche Haus, ja für das gesamte preußische und deutsche Volk. „Ich stehe namenlose Pein in diesen Tagen aus,“ schrieb damals Friedrich Wilhelm<sup>3)</sup>.

Nur langsam wußte der mächtige Geist und Wille Bismarcks durch

1) Brief Noons an Bismarck vom 4. April 1866; Rohl, Bism.-Jahrb. III 244 f. — Bernharth, a. a. D., S. 286, 288, 289.

2) Lord Loftus, Diplomatic Reminiscences, 2. Serie, Bd. I S. 48 ff.

3) An Ernst von Koburg; Tempelton, a. a. D., S. 23.

Aufbietung alles seines Einflusses den Monarchen, wider dessen Willen<sup>1)</sup>, Schritt für Schritt in den Krieg hineinzureißen. Zwei Erwägungen waren es, die hier entscheidend wirkten. Einmal die Rüstungen Österreichs gegen Italien; denn wenn Preußen diesen Verbündeten im Stiche ließ, damit der schlimmsten Demütigung aussetzte und für sich verlor, so ward seine eigne diplomatische Niederlage und Schmach unzweifelhaft. Dann aber die in schärfster Weise dem Könige von Ruon und Bismarck gethanen Vorstellungen, daß ihr Sturz den Sieg der Mehrheit des Abgeordnetenhauses über den Monarchen, des Parlamentarismus über die Krone, den Untergang der monarchischen Autorität in Preußen und Deutschland bedeute<sup>2)</sup>. Das gab den Ausschlag: Wilhelm I. entschied sich im Prinzipie für Beibehaltung seines Ministerpräsidenten und damit für den Krieg. Bismarck nutzte seinen Sieg sofort aus. Fest überzeugt von der unbedingten Notwendigkeit, daß es zu gewaltfamer Abrechnung mit Österreich kommen müsse, wenn Preußen sich aus seiner untergeordneten Stellung in Deutschland und Europa erheben und an die Spitze der deutschen Staaten treten wolle, schreckte er vor keinem zum Ziele führenden Mittel zurück. Er setzte es durch, daß seine gefährlichste Gegnerin, Königin Augusta, von dem Hofe nach dem Rhein entfernt, gewissermaßen verbannt wurde.

Nunmehr handelte es sich darum, so bald wie möglich loszuschlagen, um die gewaltige Überlegenheit auszunutzen, die Preußen seine vortreffliche militärische Organisation, seine schnelle Mobilmachung über das langsame Österreich verlieh. Es war das um so wichtiger, als die deutschen Mittelstaaten dann gleichfalls überrascht wurden, ehe sie ihre Truppen auf den Kriegsfuß gesetzt, ja ehe sie noch einen endgültigen Entschluß zum Kriege gefaßt hatten. Moltke drängte unablässig auf sofortigen Beginn des Kampfes. Aber seine Vorstellungen scheiterten an der Bedächtigkeit und Gewissenhaftigkeit des Königs, der die Verantwortung des „Bruderkrieges“ den Gegnern zuschieben wollte. Nur langsam und zögernd, den Rüstungen Oesterreichs nachhinkend, entschloß er sich zu allmählicher Mobilmachung des Heeres.

Anders der Kronprinz. Da die Würfel einmal gefallen waren, gab es für ihn keine Bedenklichkeit, kein Zögern mehr. Gerade weil er noch immer die ungünstigen Chancen des Krieges für Preußen im dunkelsten Lichte ansah<sup>3)</sup>, erblickte er die Rettung nur in schnellem,

1) Ruon, a. a. D., 260 f., 275. — Ernst von Koburg-Gotha, Aus meinem Leben, III 514. — Moltke an den Grafen Bethusy-Suc, 29. Mai 1866 (Moltkes Gesam. Schriften, V 162).

2) Vgl. Ruon an Blandenburg, 26. März, 25. April 1866.

3) Bernhardi, a. a. D., S. 335 (nach eigenen Äußerungen des Kronprinzen). — Ernst von Koburg, Aus meinem Leben, III 514 ff.

überraschendem Angriff. Darin bestärkten ihn Männer, deren Ansichten bei ihm ein großes Gewicht hatten, wie der Fürst von Hohenzollern und Herr von Roggenbach, der vor kurzem, um nicht der preußenfeindlichen Strömung in Süddeutschland nachgeben zu müssen, überzeugungstreu auf sein badisches Ministeramt verzichtet hatte. „Man kann eben nichts mehr thun,“ schrieb am 15. Mai Friedrich Wilhelm an den Oheim in Koburg<sup>3)</sup>, „als unter den gegebenen Verhältnissen, zu denen man nicht beigetragen hat, sehen, dem Vaterlande zu dienen und zu zeigen, daß man trachtet, innerhalb der von Bismarck heraufbeschworenen Katastrophe großes Unheil nach eignen Kräften fernzuhalten.“ Als am 25. Mai eine große Generalkonferenz in Berlin stattfand, erklärte er sich entschieden für die von Moltke geforderte Offensive gegen Österreich; unternehme man einmal den Krieg, so müsse er als ein Eroberungskrieg beabsichtigt sein<sup>1)</sup>. Die langsame und überbedächtige Führung im schleswigschen Feldzuge von 1864 erschien ihm dabei sicherlich als abschreckendes Beispiel. Und hier wollte und mußte er auch seine eigne Person voll und ganz einsetzen. Für den Hohenzoller, für den Thronfolger war nur ein Platz denkbar: inmitten des Heeres, das für die Größe, ja für das Dasein Preußens zu kämpfen hatte. So lebhaft er bisher, während ein Ausgleich mit den Habsburgern noch möglich war, einem solchen das Wort geredet hatte — nunmehr, da die Entscheidung gefallen, war er mit voller Hingabe zu Kampf und Tod bereit, da es die Verteidigung der Krone und des Vaterlandes galt<sup>2)</sup>. Und dieses Mal war er berufen, eine seiner Geburt einigermaßen entsprechende Stellung in dem Heere einzunehmen: während Friedrich Karl zum Befehlshaber der ersten Armee ernannt wurde, die von Sachsen aus in Böhmen eindringen sollte, wurde Friedrich Wilhelm mit der Führung der zweiten Armee beauftragt, die sich in Schlessien sammelte und zunächst diese Provinz gegen den von Mähren her gefürchteten Angriff der Österreicher zu schützen hatte. Zugleich wurde er, für die Dauer des mobilen Verhältnisses, Militärgouverneur von Schlessien. Freilich war wieder Friedrich Karl die glänzendere, offensive Rolle zugebracht, ihm, dem Thronfolger, die unscheinbare bloßer Flankendeckung und Verteidigung. Deshalb waren für ihn auch anfänglich nur zwei Korps bestimmt: das pojen-niederschlesische, fünfte, unter Steinmeyer, und das mittel- und ober-schlesische, sechste, unter Mutius. Man sieht, welche Stimmung gegen

1) Tempelkey, Herzog Ernst von Koburg im Jahre 1866 (Berlin 1898), S. 42.

2) von Lettow-Vorbeck, II (Berlin 1899), S. 30.

3) Fred Graf Frankenberg, Kriegstagebücher von 1866 (3. Aufl., Stuttgart und Leipzig 1877), S. 4.

ihn in den höchsten Regionen des Staates herrschte. Er aber, froh der Thätigkeit, die sich ihm eröffnete, erwirkte von seinem königlichen Vater die Genehmigung, am Ende des Maimonats nach Schlessien zu gehen, um hier die Grenzgebiete genau zu studieren und zugleich durch sein Erscheinen und seinen Zuspruch die durch die Kriegsgefahr erregten Gemüther zu beruhigen. Dies gelang ihm in vollem Maße.

Die große Gewissenhaftigkeit des Königs und seine Abneigung, seinerseits den ersten Schuß abzufeuern, hatten eine militärisch sehr bedenkliche Lage geschaffen. Die Österreicher hatten Zeit gewonnen, ihre Rüstungen zu vollenden, und standen gesammelt in Mähren und mit einem Korps in Böhmen. Das preussische Heer aber nahm eine Frontstellung von mehr als sechzig Meilen Ausdehnung ein. An jedem einzelnen Punkte also nur mit schwachen Kräften vertreten, sollte es den Stoß der Österreicher abwarten, dem es nirgends in hinreichender Stärke begegnen konnte. Der Kronprinz, der am 4. Juni sein Hauptquartier nach dem schlessischen Schlosse Fürstenstein, bei Schweidnitz, verlegt hatte, war mit Recht wegen dieser Verhältnisse sehr besorgt<sup>1)</sup>. Zum Glück ward ihm einer der vorzüglichsten Offiziere der Armee, sein früherer militärischer Mentor General von Blumenthal, als Generalstabschef beigegeben. In Übereinstimmung mit diesem erlangte er die Verkürzung der Operationsfront um fünfzehn Meilen durch Linksabmarsch der ersten Armee in die Lausitz, ferner den auf eine Offensive nach Wien hin deutenden Abmarsch seiner eignen, der zweiten, Armee nach Neiße, sowie endlich deren Verstärkung durch das erste Korps, Ostpreußen, unter Bonin, und die Garde unter Prinz August von Württemberg. Dadurch erhielt zugleich die zweite Armee eine gleichberechtigte Geltung.

Unterdes fiel die Entscheidung. Der österreichische Statthalter in Holstein, Gablenz, berief die dortigen Stände ein, von denen die Proklamierung Herzogs Friedrich VIII. zu erwarten war. Nun riß Bismarck den König mit sich fort, indem er ihm vorstellte: Österreich verbinde sich mit der „Revolution“ gegen das preussische Königtum<sup>2)</sup>. Das gab den Ausschlag. Um ein solches Ereignis zu verhüten, rückte der preussische Statthalter von Schleswig, Manteuffel, mit weit überlegenen Streitkräften am 7. Juni in Holstein ein und besetzte auch dieses Herzogtum, während Gablenz seine Truppen auf der Eisenbahn nach Böhmen rettete. Darauf beschloß, am 14. Juni, der Frankfurter Bundestag die Mobilmachung des Bundesheeres gegen Preußen. Da die drei an

1) Steinmeg an Moltke, 29. Mai, und der Kronprinz an den König, 9. Juni 1866; Moltke, Militär. Korresp., Bb. II S. 188 ff., 203 ff.

2) Friedjung, I<sup>3</sup> 315.



dieses grenzenben größeren Staaten Sachsen, Hannover und Kurhessen ein Ultimatum der Berliner Regierung zurückwiesen, wurden sie am 16. Juni von preußischen Regimentern okkupiert. Die kurhessischen Truppen entkamen nach dem Süden, die sächsischen vereinigten sich mit den Österreichern in Böhmen, die hannoverschen wurden nach dem Gefecht bei Langensalza durch Kapitulation entwaffnet.

Da auch an der böhmischen Grenze der Ausbruch der Feindseligkeiten bevorstand, verließ der Kronprinz am 8. Juni endgültig Berlin, um sich zu seinem Heere zu begeben. Er war voll der trübsten Ahnungen. Bei der allgemeinen Feindschaft, die Preußen in Deutschland antraf, und bei der langdauernden Unentschiedenheit des Königs sah er aus dem Kriege nur Unheil für Preußen und für die Hohenzollern erwachsen. Gerade damals brach er entschieden mit Duncker, der sich seit Jahren zu der auswärtigen Politik Bismarcks bekehrt hatte: ein Zeichen, daß er selber von ihr nur Schlimmes erwartete<sup>1)</sup>. Aber kaum war er bei den Truppen angelangt, als sein Soldatensinn alle finsternen Vorstellungen zurückdrängte, um nur mit aller Entschlossenheit und Frische der großen ihm übertragenen Aufgabe zu leben: Voran für Preußen und Deutschland! Der rechenhafte Fürst mit dem schönen regelmäßigen Antlitz und den wundervoll strahlenden blauen Augen, ein vortrefflicher Reiter auf seinem edlen großen fuchsfarbigem Rosse, erschien wie das Idealbild eines Kriegsführers, wie der sagenhafte Held Siegfried. Vertrauen und Liebe flogen ihm entgegen. Unaufhörlich war er in seinem hohen Amte thätig; er kam kaum vom Pferde. Und dabei die rührende Bescheidenheit. Als er bei der Armee zum erstenmale dem greisen General Steinmeß begegnete, sagte er mit liebenswürdiger Güte: „Es ist unerhört, daß ich junger Mann den Oberbefehl haben soll über einen Feldherrn von solcher Erfahrung wie Sie. Wenigstens sollen Sie sehen, daß ich niemals weichen werde.“ Den Soldaten rief er in seinem ersten von ihm selbst entworfenen Armeebefehle ermutigend zu: „Zum erstenmale seit über fünfzig Jahren steht unserem Heere ein ebenbürtiger Feind gegenüber. Vertraut auf unsere Kraft, auf unsere bewährten, vorzüglichen Waffen und denkt, es gilt denselben Feind zu besiegen, den einst unser größter König mit einem kleinen Heere schlug. Und nun vorwärts mit der alten preußischen Losung: „Mit Gott für König und Vaterland!““ Der Prinz war in der That entschlossen, die ihm gegen den übermächtigen Feind in Mähren aufgenötigte Verteidigung in möglichst kühner Offensive zu führen<sup>2)</sup>. „Zurückgehen

1) Gaym, S. 418 f.

2) Blumenthal an Moltke, 13. Juni 1866; Moltke, Milit. Korr. II 208 ff.

wollen wir nicht“, sagte er damals zu den Offizieren seines Stabes, „wir lassen es auf eine Schlacht ankommen!“<sup>1)</sup> Und diesem Manne hat man das Soldatenherz abzusprechen gewagt!

Da wurden seine Sorgen als Fürst und Patriot durch herbes häusliches Leid fast bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Kurz vor seinem Abgange nach Schlessien war sein dritter Sohn Sigismund schwer erkrankt; er hatte sich von dessen Lager, von seiner in Angst und Sorge zitternden Gattin losreißen müssen; selbst der Arzt, der das Kind gepflegt, war zum Heere einberufen worden. Nagenden Kummer im Herzen um den reizenden Knaben, die Freude und den Stolz der Eltern, hatte er sich in sein Hauptquartier begeben, und hier, in Reife, wo er jeden Augenblick einen Angriff der Österreicher erwartete<sup>2)</sup>, empfing er, am 18. Juni, die Nachricht, daß das Kind der Hirnhautentzündung erlegen sei! Die Trauer wurde verschärft durch den Gedanken, daß seine Gemahlin den bitteren Schmerz allein tragen müsse. Nur von wenigen Freunden umgeben, hatte sie den kleinen Sarg, der ihr erblichenes Kleinod umschloß, von dem Neuen Palais die herrliche Baumallee hinunter nach der nahen Friedenskirche gebracht<sup>3)</sup>. Tief grub sich auch in das Herz des Vaters der Kummer ein, den er während seines ganzen Lebens niemals hat verwinden können, der immer wieder aus dem Innersten seines Herzens hervorbrach. „Ich kann noch heute den Verlust nicht verwinden“, schreibt er im April 1874<sup>4)</sup>, „obgleich so viele Jahre bereits verstrichen sind und Gott mir ja eine reiche Kinderschar gegeben hat. Die Zeit schleift die herbsten Ecken eines Elternschmerzes wohl ab, sie ändert aber nichts an seinem Gewicht, das ein Begleiter fürs ganze Leben bleibt, zumal man sich immer wieder klar wird, daß man sein eignes Kind überleben soll!“ Trotz des schneidenden Kummers aber vermochte Friedrich Wilhelm im Bewußtsein der Pflicht gegen Vaterland und König seine Gefühle zu bemeistern. Als ihm der Herrscher von selbst die Erlaubnis gab, zum Begräbnis seines Söhnchens nach Potsdam zu reisen, wies der hochherzige Fürst den angetragenen Urlaub zurück, mit der herrlichen, unvergeßlichen Begründung: „Ich stehe im Dienste des Vaterlandes. Ich würde es mir nie verzeihen, würden wir angegriffen, und ich wäre nicht auf meinen Posten gewesen.“ Wahrlich, das ist Heldengröße!

1) Berdy du Vernois, Im Hauptquartier der zweiten Armee 1866 (Deutsche Rundschau, Okt. 1899, S. 69 f., Nov. 1899, S. 237 ff.)

2) von Unruh, Erinnerungen, 255.

3) Loftus, Reminiscences, I 62.

4) An Karl von Rumänien; Aus dem Leben des Königs Karl von Rumänien, II 363.

Seinen damaligen Seelenzustand hat er einige Monate später in einem Schreiben an die Berliner Stadtverordneten in ergreifenden Worten geschildert:

„Es war eine schmerzliche Aufgabe, daß ich meiner Gemahlin und meinem sterbenden Kinde nicht beistehen, daß ich meinem heimgegangenen Sohne nicht die Augen zudrücken konnte. So schwer es mir damals wurde, von Familie und Heimat fern zu bleiben, ich sehe jetzt mit Genugthuung darauf zurück, weil es ein Opfer war, das ich dem Vaterlande brachte.“ — Nur ein vertrauter Jugend- und Duzfreund, Hauptmann Wischke, hat damals des Prinzen erregte Klagen gehört und ihm Trost zugesprochen — bis Königin Augusta in das Feldlager nach Meisse eilte, um ihren Sohn in jenen schweren Stunden durch die innigste Mutterliebe aufzurichten.

Solche männliche Hingabe an das Wohl des Staates, solche Aufopferung der eignen Person und ihrer berechtigtesten Gefühle für die Anforderungen des Staates haben dem Herrscherhause der Hohenzollern einen unerschütterlichen Thron im Herzen der Preußen errichtet. Kronprinz Friedrich Wilhelm aber hat bei dieser wie bei so vielen anderen Gelegenheiten bewiesen, daß die Zartheit und Weichheit seiner Empfindung — stets standen neben seinem niedrigen eisernen Feldbette die Photographien seiner Gemahlin und seiner Kinder — nicht einen Augenblick lang seine Thatkraft und heldenmütige Pflichttreue beeinträchtigten.

Sein Verhältnis zu dem Generalstabschef der zweiten Armee, General von Blumenthal, gestaltete der Prinz mit sicherem Takte. Er hatte selber freilich für diesen wichtigen Posten sich den als ebenso kühnen Soldaten wie genialen Strategen bekannten August von Goeben, mit dem er in Schleswig viel verkehrt hatte, gewünscht. Aber als ihm trotzdem Blumenthal zugesellt wurde, sein früherer militärischer Lehrmeister, behandelte er ihn mit ebenso großer Güte wie Hochachtung<sup>1)</sup>. Diese Empfindungen bestanden ihre Feuerprobe, als die Österreicher einen am 10. Juli 1866 von Blumenthal an seine Gattin gerichteten vertraulichen Brief auffingen und unlöblicher Weise veröffentlichten, in dem, neben vielem Lob, auch einiger Tadel des Kronprinzen enthalten war. Manche hielten dafür, daß nunmehr die Stellung Blumenthals unhaltbar geworden sei. Aber sie rechneten ohne die vornehme Natur des erlauchten Heerführers. Am 30. Juli erlebte Blumenthal seinen Geburtstag auf Schloß Eisgrub in Mähren; da ließ Friedrich Wilhelm zum erstenmale seit dem Beginne des Feldzugs bei der Tafel Champagner

<sup>1)</sup> G. Zernin, Das Leben des Generals Aug. v. Goeben, II (Berlin 1897) 227. — Bernhardt, a. a. D., 835.

auftragen, erhob sein Glas und brachte das Wohl „seines Freundes Blumenthal“ aus. Damit war der Bann gebrochen. Meidlos, ja allzubescheiden hat Friedrich Wilhelm nach gewonnener Schlacht und siegreich beendetem Feldzuge dem General von Blumenthal das hauptsächlichste Verdienst zugeschrieben<sup>1)</sup>.

Der Prinz zeigte sich von Beginn an bereit, die volle Verantwortung des von Blumenthal allein oder gemeinsam mit ihm Beschlossenen zu übernehmen. In gefahrvoller Lage wußte dann der Kronprinz sehr wohl selber eine schnelle und energische Entscheidung zu treffen. Seinem innersten Wesen nach den verschiedensten Eindrücken zugänglich, stets voll Sorge, die Dinge nach allen Seiten hin zu erwägen und in Betracht zu ziehen, in den gewöhnlichen Lagen des Lebens natürlicher Bestimmtheit und kühnen Selbstvertrauens entbehrend, hatte er sich doch durch Nachdenken und Erfahrung den Grundsatz angeeignet, daß es im Kriege vor allem auf Geistesgegenwart und mutiges Zugreifen ankomme, und daß ein minder richtiger Entschluß, wenn nur kühn und andauernd durchgeführt, dort bei weitem mehr wert sei, als schärfste Logik, verbunden mit Langsamkeit und Unentschiedenheit. Gemäß dieser Erkenntnis verstand er auch zu handeln: sicher ein hohes und seltenes Verdienst von seiten eines fürstlichen Heerführers, auf dem die Augen ganz Europas ruhten, und für den es sich nicht nur um die Zukunft des Staates, sondern auch unmittelbar um die eigne und die seiner Familie handelte. Man kann sagen, reife Überlegung und sittliche Größe hatten hier ersetzt, was an militärischen Anlagen ursprünglich die Natur in vielleicht minder reichem Maße gewährt hatte: sie hatten eine zweite Natur in ihm geschaffen. So sorgsam er alles zu überlegen pflegte: wenn er einmal seinen Entschluß gefaßt und die daraus erfließenden Befehle erteilt hatte, blieb er unerschütterlich. Seine eifrigen militärischen Studien hatten ihn zu richtigen taktischen und strategischen Anschauungen geführt, die mit den Ansichten Moltkes durchaus übereinstimmten. Er wußte ein großes Heer bei weitem richtiger und schneller zu leiten, als z. B. Friedrich Karl. Das hat die erste Kriegswoche in Böhmen reichlich bewiesen<sup>2)</sup>. „Ich möchte ganz besonders betonen,“ sagt General Verdhu duvernois<sup>3)</sup>, der im Feldzuge 1866 als Generalstabsoffizier in seiner persönlichen Umgebung weilte, „daß der Kronprinz in hervorragendem

1) Äußerung Bismarcks bei Busch, Tagebuchblätter, II 550.

2) So beurteilt ihn der kompetenteste Richter, sein Generalstabschef von 1866 und 1870/71, Feldmarschall von Blumenthal; vergl. dessen eigene Ausführungen bei Marg. von Poschinger, II 162 f.

3) Persönliche Erinnerungen an den Krieg 1870/71; Deutsche Rundschau, Bb. LXXXIII (1895) S. 373 f.

Maße die zur Führung einer Armee erforderlichen Eigenschaften in seiner Person vereinigte. Jeder, der während der kriegerischen Ereignisse in seiner Nähe war, weiß dies.“ Die Festigkeit und Sicherheit seines Auftretens, die unverwüßliche Zuversicht und Heiterkeit, die aus jedem Worte dieses Helden sprach, übten auf die Soldaten die lebhafteste und anregendste Wirkung. Wenn er inmitten heißen Gefechtes freundlich und ermunternd unter den Kriegern erschien, mit gütiger und doch begeisternder Ansprache — dann erfüllten frisches Vertrauen und Siegesfreude die Herzen, und jubelnd eilte alles zu blutigem Ansturme. Sein eisernes Pflichtgefühl und sein felsenfestes Gottvertrauen zeigten sich auch auf einem vielleicht noch gefährlicherem Gebiete: als die furchtbare Choleraepidemie im preußischen Heere am ärgsten wütete — bei dem Aufenthalte in Briinn — erschien er unerschrocken in den Lazaretten, tröstend und teilnahmsvoll<sup>1)</sup>. Der Zauber seiner hoheitsvollen und liebenswürdigen Persönlichkeit erstreckte sich auf jeden in seiner Umgebung, auch auf die härtesten und schwierigsten Persönlichkeiten. Sie alle sprachen von ihm nur mit verehrender Hingebung, ja mit Begeisterung. Der grimme General Steinmeß, gleich gefürchtet als Vorgesetzter und als Untergebener, der im französischen Kriege mit Moltke und dem Prinzen Friedrich Karl sofort in unheilbaren Konflikt geriet, war der treueste Bewunderer Friedrich Wilhelms. Als er im Juli 1870 der hohen Ehre teilhaftig wurde, zum Oberbefehlshaber der ersten Armee ernannt zu werden, rief er schmerzlich aus: „Hätte ich nur mein fünftes Korps behalten, dann wäre ich gerne mit dem Kronprinzen gegangen!“<sup>2)</sup> In jeder Lebenslage wandte er sich vertrauensvoll an den hohen Herrn.

Aber bei aller Weichheit und Liebenswürdigkeit verstand es der Kronprinz sehr gut, militärischen Gehorsam und die Autorität seiner Stellung im Notfalle mit rücksichtsloser Festigkeit zu wahren: die Eingeweihten wissen wohl, wie er einst einen kommandierenden General, der früher sein Vorgesetzter gewesen war, derart empfing, daß dieser vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden verlangte. Um so dankbarer und freundschaftlicher zeigte er sich verdienten Offizieren, und zumal dem General Blumenthal, den Böswillige in Gegensatz zu ihm zu stellen und auf seine Kosten zu rühmen pflegten, blieb er in herzlicher Neigung und Bewunderung bis zu seinem letzten Augenblicke zugethan. Eine der wenigen Regierungshandlungen seiner kurzen Herrscherlaufbahn war die Verleihung des höchsten militärischen Ranges an den erprobten Helfer, dessen soldatische und persönliche Vorzüge zu rühmen er nie müde ge-

1) Verdy du Vernois, Deutsche Rundschau, Okt. 1899, S. 70.

2) G. von Krosigk, Generalfeldmarschall von Steinmeß (Berlin 1900), S. 242.

worden ist. Auch seinem damaligen Oberquartiermeister, Obersten von Stosch, einem bis zur Schroffheit geradsinnigen, energischen, geistvollen und für alles Schöne und Große begeisterten Mann, wahrte er treue Anhänglichkeit. Diese Dankbarkeit für geleistete Dienste, dieses innige Gefühl für Freundschaft — sonst bei Fürsten so selten — gehören zu den schönsten Zügen in dem edlen Charakterbilde Friedrich Wilhelms. Sein leutseliges und freundiges Wesen verlieh den Mahlzeiten, zu denen er seinen Stab um sich vereinte, einen unvergeßlichen Reiz.

Die Besorgnis vor einem österreichischen Angriffe, sei es auf Berlin, sei es auf Oberschlesien, stellte sich bald als unbegründet heraus. Sofort drang der Kronprinz darauf, ihm nunmehr den unverzüglichen Einmarsch in Böhmen zu gestatten. Wirklich beschloßen, am 19. Juni, der König und sein Generalstabschef Moltke, daß man alsbald die Offensive ergreife<sup>1)</sup>. Bei der geringen Anzahl der Eisenbahn-Zufuhrlinien, der Schwierigkeit der zu durchschreitenden Gebirgspässe sowie der Verpflegung auf den Bergstraßen sollte sie in zwei getrennten Massen erfolgen, die sich jedoch baldmöglichst in der böhmischen Ebene zu vereinigen hatten. Es war dies ein sehr kühner Entschluß, da der österreichische Oberbefehlshaber Benedek inzwischen sein gesamtes Heer in Böhmen vereinigt hatte und sich mit seiner ganzen Macht vernichtend auf den einen oder den anderen Gegner hätte werfen können. Jedoch Moltke kannte aus Erfahrung die geringe Beweglichkeit der österreichischen Truppen und die Langsamkeit in den Entschlüssen ihrer Führer; überdies ließ die Beschaffenheit des Terrains und der Umstände einen anderen Plan kaum zu. Die Vereinigung der beiden preußischen Armeen sollte in der Richtung auf Gitschin gesucht werden. Die Einzelheiten des Vorgehens wurden vertrauensvoll dem Ermessen der beiden fürstlichen Feldherren überlassen.

Der bei weitem schwierigere Teil der Aufgabe war dem Kronprinzen zugefallen. Seine Truppen hatten ihren Weg durch rauhe und beschwerliche Gebirgspässe zu suchen, wo der Durchmarsch nicht nur mit erschöpfenden Anstrengungen verknüpft war, sondern auch durch einen nur einigermaßen unternehmenden Feind mit großem Verluste für die preußischen Truppen vereitelt werden konnte. Außerdem hatte die zweite Armee mit ihren drei Korps — das sechste Korps sollte einstweilen zum Schutze Schlesiens bei Neiße zurückbleiben — nicht weniger als sechs an Zahl sehr starke österreichische Korps vor sich, während

<sup>1)</sup> Heinz. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, II<sup>3</sup> (Stuttgart 1899), S. 9.

die vier und ein halbes der ersten und der mit ihr verbundenen Elb-Armee nur gegen ein österreichisches Korps und die Sachsen zu kämpfen und dabei geringere Bodenhindernisse zu überwinden hatten.

Der Kronprinz war sich über das sehr Bedenkliche seiner Lage klar. Als ihm Blumenthal das Marschtableau zum Eindringen in Böhmen zur Genehmigung vorlegte und ihn pflichtgemäß auf die Gefahren aufmerksam machte, denen sich die zweite Armee aussetzte, wenn Benedek mit vereinter Macht über die vereinzeltten Korps herfiel und sie nacheinander vernichtete, erwiderte Friedrich Wilhelm mit ruhiger Entschlossenheit: „Halten Sie mich für ein kleines Kind, daß Sie mir das erst sagen? Das habe ich lange erkannt. Doch was liegt an der einen Armee? Steht doch ganz Preußen in diesem Kriege auf dem Spiel. Wird meine Armee geschlagen, so kehre ich lebend nicht nach Schlessien zurück“<sup>1)</sup>.

Diese Worte, die bei der ruhigen und jedem Pathos so fremden Gemüthsart Friedrich Wilhelms doppelt bezeichnend sind, werfen ein scharfes Licht auf die schweren Besorgnisse, mit denen er dem großen entscheidenden Kampfe entgegenging, und auf die trüben Anschauungen, die er von seiner eignen persönlichen Stellung am Hofe und in der Nation hegte. Die übermäßig bedächtige und zögernde Art des Prinzen Friedrich Karl, der nur durch schnelles Vordringen die zweite Armee aus ihrer bedenklichen Lage hätte befreien können, mußte die Gefahr lediglich erhöhen. Hatte doch Friedrich Karl seinen erlauchten Vetter soeben noch vor jenem Gebirgsmarsche gewarnt, der selbst dem großen Friedrich nicht gelungen sei. „Nun, dann werden wir ihn machen,“ erwiderte Friedrich Wilhelm; „bei der so veränderten Wegbarkeit des Gebirges und der taktischen Beweglichkeit unserer Truppen wird es nicht so schwierig sein“<sup>2)</sup>. Die Gefahr erzeugte bei dem Kronprinzen nicht blasse entnervende Furcht, sondern den festen Willen, alles Menschenmögliche für den Sieg zu thun. „Der Kronprinz,“ charakterisiert treffend ein neuerer Historiker<sup>3)</sup>, „war bei ruhigem Temperamente von absoluter Furchtlosigkeit; er hatte keine Ahnung davon, was andere Menschen unter dem Worte Gefahr verstanden. Sie erweckte in ihm weder lähmende Scheu noch berauschten Nervenreiz; mit Gottvertrauen und

1) Prinz Hohenlohe-Ingelfingen, Eine Kriegserinnerung an Kaiser Friedrich; Preuß. Jahrb., Bd. 64 (1889), S. 270. Gen. von Blumenthal hatte dies selber dem Prinzen Hohenlohe erzählt.

2) v. Lettow-Vorbeck, II 118. — Die Antwort des Kronprinzen berichtet Blumenthal, bei Marg. v. Poschinger, II 165.

3) v. Sybel, Begründung des deutschen Reiches, V 127.

Selbstvertrauen ging er ihr stets gleich festen Mutes und gleich klaren Sinnes entgegen.“

Er suchte jedenfalls die von der österreichischen Übermacht drohende Gefahr möglichst zu mindern, indem er das sechste Armeekorps nach Südosten, gegen die mährische Grenze hin, demonstrieren ließ und damit in der That bei Feldzeugmeister Benedek den Glauben erweckte, daß die Preußen sich gegen Olmütz wenden wollten. So hielt der österreichische General einen großen Teil seiner Truppen im südöstlichen Böhmen, um jederzeit nach Mähren marschieren zu können. Der 27. Juni war dann der entscheidende Tag, wo die preussischen Truppen von Liebau und der Grafschaft Glatz her den Einmarsch in Böhmen versuchen sollten: das erste Korps nördlich nach Trautenau, das fünfte südlich nach Nachod, in der Mitte, nach Eipel, die Garde, deren erste Division zur Unterstützung des ersten Korps, deren zweite zur Unterstützung des fünften dienen sollte.

Der Tag brachte aber nur teilweisen Erfolg. Zwar auf dem linken preussischen Flügel trug General Steinmeyer, als er bei Nachod seine Bataillone einzeln aus den Engpässen herauswickelte, in Gegenwart und unter den Augen des Kronprinzen einen ruhmvollen Sieg über das sechste österreichische Korps davon. Friedrich Wilhelm hatte die zur Reserve bestimmte zweite Gardedivision auf beschwerlichen Gebirgswegen bis Hronow begleitet, war dann aber mit seinem Stabe dem Kanonendonner nachgeeilt und gegen Mittag auf dem das Schlachtfeld von Nachod beherrschenden Bergplateau erschienen. Im Eifer, möglichst schnell einen Überblick über den Stand des Gefechtes zu gewinnen, geriet er zuerst in Gewehrfeuer, dann in Gefahr, von einem Schwarm österreichischer Kürassiere überrannt zu werden, so daß seine Umgebung schon den Degen zu seiner Verteidigung zog. Indes das Feuer der nahen preussischen Infanterie nötigte die feindlichen Panzerreiter zur Umkehr. Da die zur Unterstützung der bedrängten Avantgarde des Generals Steinmeyer herannahenden Truppen durch den langen und beschwerlichen Marsch sehr erschöpft waren, ließ er sie die Tornister ablegen. Nachdem das Eingreifen der Hauptmacht des fünften Korps dem Gefechte eine günstige Wendung gegeben, ritt der Kronprinz zur Wahlstatt hinab, die er von den Gefallenen und Verwundeten seines eignen österreichischen Regiments bedeckt fand. Er traf dessen schwer verwundeten Obersten, den Grafen Wimpffen, an einer Gartenhecke liegend, blutend, wie ihm der Arzt den ersten Verband anlegte. Tiefes Mitgefühl ergriff den Prinzen: „Mein armer Oberst, wer hätte gedacht, daß wir uns nach so kurzer Zeit unter so traurigen Verhältnissen wiedersehen würden.“ — „Soldatenlos!“ antwortete mit heldenhafter Fassung



der schwerverwundete Krieger, der mit beiden Händen die dargebotene Rechte des Fürsten ergriff. Am folgenden Tage war Graf Wimpffen eine Leiche<sup>1)</sup>.

Mit ganz anderen Empfindungen schüttelte Friedrich Wilhelm dem greisen Steinmeyer, dem „Löwen von Machod,“ dankbar die Hand, umarmte ihn und verfehlte nicht, dessen Verdienste in dem Schlachtberichte, den er seinem königlichen Vater einsandte, gebührend hervorzuheben. Obwohl Friedrich Wilhelm mehr als vierzehn Stunden im Sattel zugebracht, hatte er volle Frische und Leistungsfähigkeit bewahrt und traf, nach einem frugalen Male, sofort wieder seine Anordnungen als Oberbefehlshaber, während er Blumenthal zur Ruhe sandte. Da Steinmeyer, auf dem linken Flügel des Heeres, der österreichischen Hauptmacht am meisten ausgesetzt war, ordnete der Prinz für den folgenden Tag dessen Unterstützung durch das ganze Gardekorps an.

Aber dazu kam es nicht. Auf dem rechten Flügel scheiterte inzwischen der Angriff Bonins auf Trautenau vollständig, und, von dem wackern österreichischen General Gablenz energisch bedrängt, wichen die lässig geführten Truppen des ersten Armeekorps über das Gebirge wieder nach Liebau zurück, und zwar derartig erschöpft, daß sie am folgenden Tage nicht mehr zu gebrauchen waren.

Die unverantwortliche Kopflosigkeit des kommandierenden Generals von Bonin und seiner Unterführer hatte das Gelingen des ganzen Feldzuges in Frage gestellt. Der Kronprinz befand sich in der übelsten Lage, in die er während seiner ganzen kriegerischen Laufbahn je geraten ist. Am Morgen des 28. Juni war nur Steinmeyer mit seinen fünf Brigaden — etwa 35000 Mann — in die böhmische Ebene gelangt. Die Garde steckte, in ihre zwei Divisionen zertrennt, inmitten der Gebirgspässe und konnte in diese von dem siegreichen Gablenz eingeschlossen werden. Bonin war wieder auf preussisches Gebiet zurückgeworfen. 34 Kilometer gebirgigen Terrains lagen zwischen ihm und Steinmeyer. Drei frische österreichische Korps hätten Steinmeyer mit Sicherheit angreifen und vor den Pässen, die er soeben zurückgelegt hatte und die ihm nun den Rückzug sperrten, vernichten können. Von seiner Unterstützung durch die Garde, wie Steinmeyer sie mit Recht verlangt und der Kronprinz sie ihm am vorhergehenden Tage verheißend hatte, konnte nicht mehr die Rede sein; sie war gegen Gablenz unentbehrlich. Friedrich Wilhelm ließ sich aber durch diese höchst bedenklichen Umstände nicht zu vorsichtigem Abwarten oder gar zum Rückzuge veranlassen, vielmehr

1) Friedjung, II 50 f. — v. Lottow: Vorbed, II 220 f.

nur zu verdoppelter Thatkraft und Schnelligkeit der Entschlüsse. Er erging sich nicht in unnützen Klagen, sondern rief nur aus: „Der Unfall muß repariert werden<sup>1)</sup>.“ Sofort ordnete er den Vormarsch des ganzen Gardekorps auf Trautenau an, wo es Gablenz in der rechten Flanke anzugreifen hatte. Die Befehle lauteten: nach vorwärts, gen Gitschin! Dies ist vielleicht das größte Verdienst, das er sich je in seiner Feldherrnlaufbahn errungen hat. Und wie so oft, war das Glück dem Kühnen hold. Marschall Benedek, der nur zuzufassen brauchte, um das gänzlich vereinzelte preussische fünfte Korps zu vernichten, hielt mit verblendeter Hartnäckigkeit an seinem „geheimen Plane“ fest, mit seiner Hauptmacht an die Fser, gegen die preussische erste Armee zu rücken; er ließ deshalb gegen Steinmetz nur ein einziges Korps, das achte unter Erzherzog Leopold, bei Skalitz fechten. Aus demselben Grunde befahl er dem General Gablenz, sich auf Prausnitz zurückzuziehen und dort die Armee gegen die preussische Garde zu decken. So konnte diese sich ungehindert aus den Pässen entwickeln, vereinigen und auf den im Rückzuge befindlichen Gegner werfen.

Alein das große Hauptquartier der zweiten Armee mußte einstweilen von dieser günstigen Wendung der Dinge nichts. Am 28. früh begab sich der Kronprinz auf die Höhe von Kosteletz in der Mitte zwischen seinen beiden kämpfenden Korps, um je nach Bedürfnis bei dem einen oder anderen eingreifen zu können. Man hörte rechts und links in einer Entfernung von mehr als einer Meile heftiges Gefecht. „Ich bin persönlich in einer verzweifeltsten Lage“, sagte er zu dem Befehlshaber der Reserve-Artillerie der Garde, Prinzen Hohenlohe. „Rechts schlägt sich eins meiner Armeekorps, links ein anderes. Der heutige Tag ist entscheidend für die Armee, und ich bin verurteilt, hier nichts zu thun, als eine Pfeife nach der anderen zu rauchen, denn ich habe angegeben, daß Meldungen mich auf dieser Höhe treffen, und wenn ich sie verlasse, bringe ich Konfusion in die ganze Armeeleitung.“ Als Rückhalt verfügte der Kronprinz nur über die eine Kompagnie seiner persönlichen Bedeckung, sowie über ein Bataillon, eine Schwadron und fünf Batterien der Reserve-Artillerie des Gardekorps. Dabei erhielt man auf jener Höhe die telegraphische Nachricht der preussischen Niederlage gegen die Hannoveraner bei Langensalza, sowie der Niederlage der verbündeten Italiener bei Custoza. Nur ein Doppelsieg vermochte dem Kronprinzen aus den Gebirgspässen herauszuhelfen. Die Lage war eine äußerst kritische. Friedrich Wilhelm versammelte die Offiziere seines Stabes um sich, trug ihnen eingehend die Umstände und die getroffenen

<sup>1)</sup> Verdy du Vernois, Deutsche Rundschau, Nov. 1899, S. 26.

Anordnungen vor und fragte, ob irgend jemand noch einen Gedanken habe, der zum Gelingen des Ganzen beitragen könne. Als die Offiziere dies verneinten, schloß er mit den Worten: „Nun, dann haben wir unsere Pflicht gethan; nach allen Richtungen hin ist nach unserem besten Wissen erwogen und angeordnet, was nach unserem Verständnis geschehen muß und kann: das übrige steht in Gottes Hand.“ Keine Spur von Aufregung oder Pessimismus zeigte sich in Wort und Haltung. Kaltblütig, auf seinen Säbel gestützt, das Fernrohr in der Rechten, verfolgte der fürstliche Heerführer den Gang der Ereignisse, hörte die einlaufenden Meldungen an und erteilte seine Befehle. Ein beängstigender Augenblick war es noch, als sich von Stalitz nach dem Gebirge zu dicke Staubwolken bewegten. Der Kronprinz und seine Umgebung glaubten, daß diese Wolken von dem Rückzuge des Steinmexischen Korps herrührten. Es stellte sich jedoch heraus, daß sie von einer Art Windhose aufgerührt waren. In allen diesen aufregenden Momenten blieb Friedrich Wilhelm von einer Festigkeit und Ruhe, „als ob es sich um ein Butterbrot oder um eine Pfeife Tabak handelte“<sup>1)</sup>.

Seine Zuversicht und sein Mut wurden belohnt: zwischen vier und fünf Uhr nachmittags kamen von beiden Seiten Siegesnachrichten. Die Garde hatte den sich zurückziehenden Gablenz bei Soor — demselben Orte, wo Friedrich der Große im Jahre 1745 die Österreicher besiegte — gefaßt und geschlagen; und Steinmex und sein braves fünftes Korps hatten, trotz der Erschöpfung durch schwierige Märsche und durch die vortägige Schlacht sowie trotz der mangelnden Unterstützung durch die Garde dem frischen achten Korps der Österreicher eine furchtbare Niederlage beigebracht. In seinem Verlangen, die Sachlage genau kennen zu lernen, fuhr der Kronprinz noch am späten Abend, nur von zwei Adjutanten und dem Major von der Burg mit gespanntem Revolver begleitet, mitten durch die unsichere Gegend über zerstörte Brücken nach Trautenau, wo er erst zwischen zwei und drei Uhr morgens anlangte und kurze Ruhe fand. In das Bett, aus dem man zuvor einen betrunkenen österreichischen Gefangenen vertrieben hatte, mochte er sich nicht legen. Am frühen Morgen hatte er eine Unterredung mit dem kommandierenden General des Gardekorps und besichtigte dieses, sowie die Ostpreußen, die er sofort wieder heraufbefohlen hatte.

Die beiden Siege bei Stalitz und Soor, die ebenso dem Mute und der Gewandtheit der Truppen, wie dem Geschicke und der Festigkeit der Generale, zum Teile freilich den verkehrten Entschliefungen

<sup>1)</sup> Prinz Hohenlohe, Eine Kriegserinnerung; a. a. D., S. 717 ff. — Derselbe, Militärische Briefe, II 141. — Im Wesentlichen damit übereinstimmend und weiter ausführend: Berdy du Vernois, Erinnerungen, a. a. D.

Benedeks zuzuschreiben waren, befreiten die zweite Armee aus jeder Gefahr und ermöglichten ihr den Eintritt in die böhmische Ebene. „Mein Sohn,“ sagte damals König Wilhelm zum Hofrat Schneider, „ist glücklicher, als ich in meinen jungen Jahren gewesen bin. Wir waren ein solches Kommando und solche Siege nicht beschieden.“ Der Kronprinz aber gedachte, wie er in seinem Tagebuch aufzeichnete, sofort des „bedeutungsvollen Gewichtes, das diese Siege für Deutschlands Geschick unter Preußens Leitung in die Waagschale legen mußten“. Nun konnte das erste Korps hinter der Garde und rechts von ihr auf Arnau defilieren, das sechste, von seiner Demonstration in Oberschlesien zurückgekehrt, dem fünften nachrücken und die linke Flanke der Armee bilden. Diese hatte ihre Aufgabe ebenso schnell wie glänzend gelöst — wie das Friedrich Wilhelm in einem Berichte an seinen Vater mit wohlverdienter Genugthuung feststellte. Er selber fühlte sich befreit, gehoben. „Der Kronprinz, frisch und munter, ist prächtig in seinem Wesen, er wird schon jetzt von den Truppen über alles geliebt,“ schrieb damals der sonst so scharfe und kritische Blumenthal. Friedrich Wilhelm ritt zu den bivalkierenden Regimentern, die ihn mit Jubel empfingen, lobte die Tapferen, unterließ aber nicht, da, wo es angebracht war, eindringenden Tadel. Sein Weg führte ihn über das Schlachtfeld des Gardekorps. Entsetzt schrieb er in sein Tagebuch: „Es giebt doch nichts Grauensvolleres, als ein Schlachtfeld am Tage nach dem Ereignis. Wer es nicht mit Stumpfsinn anblickt, kann es nur mit dem tiefsten Weh betrachten.“ Um so mehr übte er die von ihm stets beobachtete Herzenspflicht, die Verwundeten aufzusuchen und durch gütigen Zuspruch zu trösten, der den armen Leidenden aus solchem Wunde doppelt wohlthat.

Und so ging es am 29. weiter nach Westen, der Vereinigung mit der ersten Armee zu. Benedek hatte, obwohl er noch immer gegen den Kronprinzen über eine bedeutende Übermacht verfügte und diesen damit vor der Ankunft der ersten preußischen Armee hätte anfallen können, nach der jüngsten Niederlage den Mut verloren und zog sich in die feste Stellung bei Dubenez hinter der Elbe zurück, wo einst im bayerischen Erbfolgekriege des Jahres 1778 Kaiser Josef II. das Vordringen Friedrich des Großen aufgehalten hatte. So hatten die vordringenden Preußen nur die Arrieregarden der weichenden Feinde zu bestehen. Der unermüdete Steinmetz fand auf seinem Wege ein drittes österreichisches Korps — das 4. unter Graf Festetics; er nötigte es bei Schweinschädel zum Rückzuge. Gleichzeitig fügte die Garde dem weichenden zehnten Korps der Österreicher bei Königinhof noch empfindliche Verluste zu. Am 30. Juni standen alle Streitkräfte des Kronprinzen, nahe an 120 000 Mann stark, vereinigt an der oberen

Elbe. Sie hatten binnen dreier Tage in sechs Gefechten, von denen fünf siegreich waren, vier österreichische Korps geschlagen, ihnen 10000 Gefangene, 29 Geschütze, fünf Fahnen und zwei Standarten abgenommen. Der Kronprinz besichtigte zuerst die ganze Stellung seines Heeres, suchte dann den Haupthelden dieser Tage, den greisen Steinmeyer, nochmals auf, umarmte ihn und kündigte ihm an, daß er Se. Majestät um den Schwarzen Adlerorden für ihn gebeten hatte, was den grimmen General nicht wenig erfreute. Am 30. Juni sollte die zweite Armee der wohlverdienten Ruhe pflegen, am 1. Juli auf das rechte Elbufer übersetzen, um die Vereinigung mit der ersten Armee zu vollziehen.

Diese, die allerdings nur zwei feindliche Korps und viel geringere Terrainhindernisse zu überwinden gehabt, hatte inzwischen in einer Reihe siegreicher Gefechte die Linie der oberen Isar erreicht und überschritten. Moltkes kühner Plan war auf das herrlichste geglückt: die beiden preussischen Heere hatten sich einander bis auf wenige Meilen genähert, und ihre Kavalleriepatrouillen stellten bald die unmittelbare Verbindung her. Der Gegner war in den ersten fünf Tagen des Kampfes um 40000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen geschwächt, und, was noch schwerer ins Gewicht fiel, seine Truppen hatten das Vertrauen zu sich selbst und zu ihrem Führer eingebüßt.

Das war die Sachlage, wie sie König Wilhelm und General von Moltke bei ihrer Ankunft in Böhmen am Abend des 30. Juni vorfanden. Sie beschloffen, die beiden Armeen in einer Trennung zu belassen, die, bei der großen Nähe ohne scheinbare Gefahr, die zweite Armee vor dem Wagnis eines notwendigen Ansturmes gegen die feste, von den Österreichern besetzte Stellung von Dubenek bewahrte.

Der Kronprinz und Blumenthal hätten freilich gewünscht, die Österreicher sofort an der Elbe anzugreifen. Sie getrauten sich, den Übergang über den Strom zu erzwingen und dann, am 2. Juli, die Vereinigung der beiden preussischen Heere zu vollziehen<sup>1)</sup>. Es ist wahrscheinlich, daß damit nicht allein die Gefahren, die der Vormittag des 3. Juli der ersten Armee bringen sollte, vermieden, sondern auch die Niederlage der Österreicher eine vernichtende geworden wäre. Allein Friedrich Wilhelm mußte sich fügen. Indem er seinen angestregten Truppen nunmehr zwei weitere Rasttage bewilligte, erließ er einen Armeebefehl, in dem es am Schlusse hieß: „Gott gebe, daß wir auf unserer Siegeslaufbahn fortschreiten. Ich danke den Herren Generalen und Offizieren, sowie den Soldaten der zweiten Armee für ihre Tapfer-

<sup>1)</sup> Friedjung, II<sup>3</sup> 144 f., 572. — Blumenthal bei Marg. v. Posfinger, II 166.

keit im Kampfe und ihre Ausdauer im Überwinden der schwierigsten Verhältnisse, indem ich mich stolz fühle, solche Truppen zu führen.“

Indes die schwerste Probe war ihnen noch vorbehalten.

Feldzeugmeister Benedek war durch den Anmarsch der ersten Armee in den Rücken der Stellung bei Dubenez zu deren schleuniger Räumung genötigt worden. Auf den bestimmten Befehl seines Kaisers aber entschloß er sich, die entmutigende Rückzugsbewegung aufzugeben und die feindlichen Scharen in einer neuen, sorgfältig gewählten und besetzten Stellung hinter dem Bistritzbache auf den Höhen von Ehlum zu erwarten. General Moltke war sofort der Meinung, man solle diese Gelegenheit benutzen, um dem Kriege durch eine Hauptschlacht eine entscheidende Wendung zu geben. Die erste Armee sollte den Feind in der Front und mit den anderthalb Korps des Generals Herwarth von Bittenfeld in der linken Flanke beschäftigen, bis der Kronprinz mit seinen Truppen herangekommen und durch übermächtigen Angriff auf die rechte Flanke des Gegners diesen erdrücken würde. Der Plan war ebenso genial wie sachgemäß: es handelte sich nur darum, ob der Kronprinz rechtzeitig erscheinen würde, um die erste Armee aus immerhin bedenklicher Lage zu erretten. Indes man kannte die unerschütterliche Festigkeit der Truppen, die Kühnheit und Unternehmungslust der Führer. Kein großer Feldherr, der nicht solche psychologischen Faktoren bei seinen Entwürfen mit in Rechnung bringt.

Der Kronprinz war schon vorher von dem Prinzen Friedrich Karl, der bedeutende feindliche Streitkräfte vor sich sah, um Unterstützung angegangen worden. Blumenthal hatte ihm nur ein Armeekorps zusenden wollen, entsprechend den bisherigen Weisungen Moltkes. Der Kronprinz aber, der seinem Vetter Friedrich Karl die zahlreichen Unfreundlichkeiten und Rivalitäten nicht nachtrug, hatte in seiner frischen und entschiedenen Weise sofort ausgerufen: „Ich werde ihn nicht mit Teilen, sondern mit meiner ganzen Armee unterstützen!“<sup>1)</sup> Um vier Uhr morgens des 3. Juli erhielt er nun den königlichen Befehl zum Vormarsch auf Ehlum mit seinen gesamten Streitkräften, den Flügeladjutant Graf Finkenstein in sechs Meilen langem nächtlichen Ritte<sup>2)</sup> durch unbekanntes Land binnen vier Stunden überbracht hatte. Keine Zeit wurde verloren. Eine Stunde nach Ankunft des kühnen Reiters gingen die Anweisungen des Oberkommandos der zweiten Armee an deren sämtliche Korps zum sofortigen Ausbruche nach Südwesten ab. Damit sie schneller vorankämen, hatten sie Trains und Bagagen zurückzulassen.

1) Lettow-Vorbeck, II 411 ff. — Friedjung, II<sup>3</sup> 214.

2) Moltke, Ges. Schriften, III 422.

Über drei Meilen waren die vier Korps zerstreut, deren größerer Teil noch die Elbe zu überschreiten hatte. Trotzdem standen die drei vorderen, denen das fünfte als Reserve zu folgen hatte, zwischen acht und neun Uhr morgens auf dem linken Elbufer und konnten den Marsch nach dem Schlachtfelde beginnen. Das erste Korps war auf dem rechten Flügel, die Garde in der Mitte, das sechste auf dem linken Flügel. Leider brach das erste, das den längsten Weg — 20 Kilometer — zurückzulegen hatte, wieder zuletzt auf! Die beiden anderen Korps hatten immerhin 15 Kilometer zu marschieren. Der Kronprinz selber, der um acht Uhr früh sein Pferd bestiegen hatte, begleitete das Gros der ersten Gardedivision. „Ich habe zwei Wege,“ sagte er zu einem hohen Artillerieoffizier. „Entweder ich marschiere zu Friedrich Karl, ihn zu unterstützen; dann komme ich aber zu spät. Darum schlage ich lieber den anderen Weg ein und greife geradeaus an, hinter dem rechten Flügel des Feindes. Ich will den Hund in den Schwanz kneifen<sup>1)</sup>.“ Das war in der That der einzig richtige Entschluß. Mag er nun von dem Kronprinzen selbst ausgegangen oder ihm von Blumenthal nahegelegt sein: daß Friedrich Wilhelm ihn gefaßt, giebt unzweideutiges Zeugnis für seinen klaren Blick und sein richtiges Urtheil in militärischen Dingen. Zuerst glaubte er, wie sein Tagebuch berichtet, „nicht recht an die Möglichkeit einer größeren Unternehmung“, weil er den Österreichern nicht den Fehler zutraute, „eine Schlacht, mit dem Rücken an die Elbe gelehnt, anzunehmen“. Allein der dumpfe Hall zahlreicher fernher Geschütze belehrte ihn eines besseren. Und so ging es mit möglichster Eile gen Südwesten. Es war ein trüber, regnerischer Tag, die langdauernden und heftigen Niederschläge hatten den Boden aufgeweicht, so daß die Truppen sogar auf den Landstraßen, noch mehr aber neben diesen nur schwer voran kamen, die Pferde der Geschütze vielfach vor Anstrengung tot in den Geschirren zusammenstürzten. Aber der immer deutlicher von Ohlum herübertönende Kanonendonner beflügelte den Schritt der Führer und Soldaten. „Das ist die Entscheidungsschlacht,“ sagte General Blumenthal zum Kronprinzen. Alles erinnerte an ähnliche Vorgänge der Schlacht von Belle-Alliance; doch galt es diesmal nicht bloß Verbündeten, nein, den eignen Brüdern Hilfe zu bringen.

Der fürstliche Befehlshaber eilte seinen mühsam sich weiter bewegendem Scharen voran. „Meine ganze Aufgabe,“ erzählt er selber, „hatte ich darin erkannt, des Feindes rechte Flanke zu fassen und aufzurollen. Dieses rief ich auch den einzelnen Kolonnen, während sie an mir vorüberzogen, zu, und manche derbe Antwort aus dem Gliede heraus bewies

1) Prinz Hohenlohe in den Preuß. Jahrb., a. a. D., S. 720.

mir, daß ich verstanden ward.“ Zwischen ihm und dem Schlachtgetöse zog sich noch ein langgestreckter Höhenzug hin, der die Aufstellung der feindlichen Armee verdeckte. Auf dessen größter Erhebung, der Kuppe von Horschenowas, standen, weithin sichtbar, zwei mächtige Linden zur Seite eines Riesenkruzifixes — sie wurden den Truppen als Richtpunkt des Marsches bezeichnet. Der Kronprinz überwachte selber den Aufmarsch der zuerst an der Kuppe anlangenden Bataillone, die ihn mit lautem Jubel begrüßten. Es war um die Mittagszeit. Die Höhe von Horschenowas war von zahlreichen österreichischen Geschützen besetzt; von Infanterie nahm man nichts wahr. Die Österreicher hatten offenbar ihre rechte Flanke nicht genügend gesichert. Als der Kronprinz hier, von der weithin schauenden Höhe von Choteborek, wo er sich zwischen 11<sup>1</sup>/<sub>2</sub> und 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr aufhielt, seine braven Regimenter in Masse auf diese schwache Stelle der feindlichen Schlachtordnung anrücken sah, war er beruhigt: er hielt den Sieg für gesichert<sup>1)</sup>.

Inzwischen hatte freilich die erste Armee einen schweren Stand gehabt. Sie war bis an den Bistritzbach gelangt, der die vom Feinde damals besetzten und sorgfältig besetzten und mit zahllosen Geschützen versehenen Höhen umfließt. Ein frontaler Angriff auf diese feuerspeienden Berge zeigte sich als unmöglich. Stunde auf Stunde mußten die tapferen Bataillone unter furchtbarem Granatfeuer bewegungslos ausharren, einer lebendigen Scheibe vergleichbar — die entsezlichste Probe, der männliche Standhaftigkeit ausgesetzt werden kann. Am schlimmsten stand es um die siebente Division, deren 14 Bataillone im Walde von Maslowed den Angriff von zwei feindlichen Armeekorps — 51 Bataillonen — deren 24 Geschütze das Feuer von 128 feindlichen zu bestehen hatten. Die braven Magdeburger unter ihrem heldenmütigen Führer, General von Fransecky, harrten todverachtend gegen die erdrückende Übermacht aus; wußten sie doch, daß sie, auf dem äußersten linken Flügel der ersten Armee, die Verbindung mit dem nahenden Kronprinzen zu sichern hatten. Aber als dieser, den man für 11 Uhr erwartet hatte, noch immer nicht kam; als der Feind Wiene machte, mit seinen überlegenen Massen einen gewaltigen Vorstoß zu unternehmen; als unter den eignen Truppen Unsicherheit, ja vielfach rückgängige Bewegungen eintraten — da begann in der Umgebung des Königs, der mit seinem Stabe auf dem Koskosberge hielt, Unruhe sich geltend zu machen. Wilhelm I. selber schwankte, ob er den Rückzug nicht anbefehlen solle — nur der wiederholte Hinweis, daß der Kronprinz anlangen und dann allein siegen

1) Berdy du Bernois in der „Deutschen Rundschau“ vom Jan. 1900, S. 48.



müsse, hielt ihn von einem solchen verhängnisvollen Entschlusse ab<sup>1)</sup>. Immerhin sandte er seinen Generaladjutanten von Boven mit dem Auftrage ab: „Schaffen Sie mir ein Armeekorps vom Kronprinzen, es ist die höchste Gefahr im Verzuge.“ Endlich, um 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr, kam die Nachricht von dem Eingreifen der zweiten Armee. Sie wirkte wie eine Erlösung. Den Tapferen der siebenten Division hatte schon zwei Stunden früher der Freudenschrei: „Der Kronprinz kommt!“ verkündet, daß ihr Opfermut kein vergeblicher gewesen, daß die eigne Rettung, sowie des Feindes Niederlage gesichert sei. Von 11<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr an donnerten 78 Geschütze des Garde- und sechsten Korps in die durch den Kampf um den Wald von Maslowed aufgelösten und erschöpften Reihen des 2 und 4. österreichischen Korps.

Indem diese beiden Korps des österreichischen rechten Flügels sich gegen den Willen des kaiserlichen Oberfeldherrn und schließlich ergebnislos in das Waldgefecht gegen die siebente preußische Division veranmt, hatten sie dem Kronprinzen die Flanke ihres eignen Heeres preisgegeben und es jenem ermöglicht, in das Herz der österreichischen Stellung den vernichtenden Stoß zu führen. Mit großer Genußthuung erkannte Friedrich Wilhelm sofort aus der Richtung des österreichischen Artilleriefeuers im Walde von Maslowed, daß der Feind seine rechte Flanke gänzlich entblößt habe<sup>2)</sup>. Er konnte nun wirklich „den Hund in den Schwanz kneifen“. Um 12<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr nahm die Vorhut des Gardekorps das Dorf Horschenowes und nötigte dadurch die feindliche Artillerie auf der nahen beherrschenden Lindenhöhe zum Abfahren. Nun konnte die erste Division der Garde den gefürchteten Höhenzug von Horschenowes ohne weiteren Kampf überwinden, nach Maslowed an dessen westlichem Abhange heruntersteigen. Zu ihrer Linken überschritt das sechste Korps den Trotinabach und besetzte, ohne namhaften Widerstand zu finden, das Dorf Sendrasitz, südöstlich von Maslowed. Freilich wandten sich nun das 2. und 4. österreichische Korps vom Walde ab gegen den neuen Gegner. Sie waren aber schon so erschöpft und von dem unerwarteten Flankenangriff derart überrascht, daß sie keinen kräftigen Halt mehr boten. Mit ihren Trümmern vermischt, drangen die 12 Bataillone der ersten Gardedivision auf das Centrum der feindlichen Stellung, das stark befestigte, durch 152 Geschütze und 30 österreichische Bataillone verteidigte Dorf Chlum vor. Die Österreicher waren von dem wilden und unerwarteten Ansturm der plötzlich erscheinenden Gegner, sowie von

1) Mündliche Äußerungen des Kronprinzen, in Gegenwart des Herzogs von Koburg und einer vertrauten Gesellschaft, im Winter 1866/67.

2) G. v. Bunsen, The German Crownprince, in Harper's Magazine, 1881, nach dem Berichte eines Augenzeugen.

deren verheerendem Schnellfeuer so erschreckt, daß diese sonst so braven Truppen einfach den Rücken wandten und den Schlüssel ihrer Schlachtfstellung auslieferten. Auch das nahe Dorf Rosberschitz fiel der preussischen Garde anheim. Es war drei Uhr nachmittags: der ganze rechte Flügel des Feindes befand sich auf fluchtartigem Rückzuge. Da ließ Feldzeugmeister Benedek seine Reserven, zwei noch ganz unberührte Korps, unter der Mitwirkung einer mächtigen Artillerie zur Wiedereroberung Ohlums vorgehen. Allein hatten sie schon gegen die unerschütterliche Festigkeit und das mörderische Schnellfeuer der Zündnadelgewehre der Gardebataillone einen schweren Stand, so entschied bald das Eingreifen des ersten und des sechsten preussischen Korps den allgemeinen Rückzug der Österreicher. Nun ging auch die gesamte erste Armee, glücklich der aufreibenden und verlustvollen Defensiv überhoben zu sein, zum Angriffe über, der freilich den weichenden Gegner nicht mehr erreichte. Es waren vielmehr die Truppen der zweiten Armee, deren Nachdrängen den Rückzug des Feindes in regellose Flucht verwandelte; nur der heldenhafte Opfermut einiger Reiterbrigaden sowie der Artillerie rettete das geschlagene Heer vor der Vernichtung. Der Kronprinz war gegen zwei Uhr nachmittags seinen vorwärts strebenden Garden nachgeritten. Wie immer ohne Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit, geriet er mit seinem Stabe unter versprengte österreichische Husaren, vor denen er sich in die Mitte eines Bataillons Elisabeth-Grenadiere retten mußte. Nachdem die feindlichen Reiter vertrieben waren, ritt er auf die Höhe von Maslowed. Hier wurde die berittene Gruppe des kronprinzlichen Stabes bald zur Zielscheibe einer österreichischen Batterie, die sich auf sie mit unheimlicher Sicherheit immer genauer einschob. Friedrich Wilhelm beachtete die einschlagenden Geschosse nicht, sondern fuhr ruhig fort, die Ereignisse mit dem Fernrohre zu beobachten, bis General Blumenthal ihn unter einem Vorwande zu einem Stellungswechsel veranlaßte. Kaum hatte der Prinz seinen bisherigen Platz verlassen, als eine österreichische Granate genau in die Fußspuren seines Pferdes einschlug. Als die Niederlage der Österreicher entschieden war, ordnete der Kronprinz mit der ihm im Felde eignen Thatkraft sofort persönlich die Verfolgung an<sup>1)</sup>. Allein die Verwirrung, in die das Zusammentreffen aus drei Richtungen her die siegreichen Truppen versetzte, verhinderte die Ausführung des Befehls, zum großen Kummer Friedrich Wilhelms. Auch so hatte der Gegner einen Verlust von 25000 Toten und Verwundeten, sowie von 20000 Gefangenen zu beklagen. Noch bedeutsamer war, daß die Widerstandskraft der öster-

1) Verd y du Bernois, Deutsche Rundschau, Jan. 1900, S. 54 ff.

reichlichen Armee überhaupt gebrochen war, und zwar in einem Maße, von dem die Sieger selber keine Ahnung hatten. Dieser 3. Juli hatte in Wahrheit den ganzen Krieg, die Einigung Deutschlands unter preussischer Führung entschieden. Und der Sieger war Friedrich Wilhelm, der die große Schlacht geschickt und thatkräftig vorbereitet und durch seinen energischen Angriff zum Austrage gebracht hatte.

Auf der Höhe von Ohlum traf der Kronprinz mit Prinz Friedrich Karl zusammen; unter dem lauten Jubel der Soldaten umarmten sich die beiden fürstlichen Vettern, von denen jeder in so glänzender Weise zur Erringung des Erfolges beigetragen hatte. Der fürstliche Befehlshaber der ersten Armee sprach seinem erlauchtem Vetter den Dank für die wirksame Hilfe in lauter, für alle Umstehenden hörbarer Weise aus. Es war die schönste und edelste Genugthuung für den Kronprinzen, dem man gerade Friedrich Karl als überlegenen Rivalen hatte gegenüberstellen wollen! Dann begab sich Friedrich Wilhelm auf den Weg, um den greisen Vater aufzusuchen, den er seit der eignen Abreise von Berlin nicht gesehen hatte. Mit den ersten vorstürmenden Truppen der ersten Armee war König Wilhelm vorgegangen, nicht achtend der Granaten, die in seiner Nähe einschlugen. Spät abends wurde es, ehe der Kronprinz ihn fand. Am besten schildern wir diese weltgeschichtlich bedeutsame Begegnung mit den eignen Worten des Königs in seinem Schlachtberichte an die Gemahlin:

„Endlich begegnete ich noch spät, acht Uhr, Fritz mit seinem Stabe. Welch ein Moment nach allem Erlebten und am Abend dieses Tages! Ich übergab ihm selbst den Orden pour le mérite; die Thränen stürzten ihm herab, denn er hatte mein Telegramm mit der Verleihung nicht erhalten. Also völlige Überraschung. Erst um 11 Uhr war ich hier, ohne alles, so daß ich auf einem Sofa kampierte.“ König Wilhelm stand bereits im 70. Lebensjahre!

Der Kronprinz selber erzählt in seinem Tagebuche, wie er nach vielem Fragen und Suchen den Vater gefunden. Er stattete ihm in echt militärischer Art Rapport über die Anwesenheit der zweiten Armee auf dem Schlachtfelde ab und küßte ihm die Hand; der König aber umarmte ihn. Eine Zeitlang fand keiner von beiden Worte, so sehr waren sie von der Größe des Augenblicks überwältigt. Endlich sagte der König, er sei hochofrennt über den Erfolg des Sohnes, der seine Befähigung zur Führung bewiesen habe. Besonderen Eindruck machte es auf den Prinzen, als ihm sein Vater und Herr auf dem Schlachtfelde, zu dessen Gewinn er in so hervorragender Weise beigetragen hatte, den höchsten militärischen Orden, den pour le mérite, verlieh: „ich war tief davon ergriffen, und auch die Umstehenden schienen bewegt.“

Indes das spontane Dankbarkeits- und Gerechtigkeitsgefühl Friedrich Wilhelms verleugnete sich selbst in diesem Momente der höchsten persönlichen Genugthuung und Erregung nicht. Er empfahl dem Könige angelegentlichst die Herren von Stosch und von Blumenthal, „denn diese beiden hervorragenden Militärs haben wesentlich Anteil an allen meinen Anordnungen.“ — „Seine Majestät gewährte auch meine Bitte, dem General von Steinmeß für seine Verdienste den Schwarzen Adler zu verleihen, und setzte auf meinen Vorschlag fest, der Schlacht den Namen „Königgrätz“ zu geben.“

So erkannte der König selber an, daß sein Sohn der eigentliche Sieger in diesem furchtbaren Kampfe sei, und daß es deshalb ihm anstehe, dem letzteren den Namen zu bestimmen. Vergessen war jede Verschiedenheit der Anschauungen, die zeitweise Vater und Sohn getrennt hatte, in der Größe des Erfolges, der für das Hohenzollernhaus, für Preußen, für Deutschland eine neue, glänzendere und mächtigere Zukunft sicherte. Aber das stolze Bewußtsein, daß ihm dabei ein bedeutender Teil des Verdienstes gebühre, und daß er berufen sei, dereinst selber die Früchte des Errungenen zu genießen, erfüllte nicht ausschließlich das Herz des Prinzen; nach einem kurzen Augenblicke berechtigter Befriedigung und des Triumphes öffnete es sich schauernd der furchtbaren Scene, die sich um ihn ausbreitete. „Das Schlachtfeld zu bereiten,“ sagt er in seinem Tagebuche, „war grauenvoll, und es lassen sich die entsetzlichen Verstümmelungen, die sich dem Auge darboten, gar nicht beschreiben. Der Krieg ist doch etwas Furchtbares, und derjenige, der mit einem Federstriche am grünen Tische denselben herbeiführt, ahnt nicht, was er heraufbeschwört.“ In ähnlicher Weise hat er sich ein Jahr später geäußert, als die luxemburgische Frage die öffentliche Meinung in Deutschland erregte und jemand ihm gegenüber die Erwartung aussprach, es werde zum Kampfe mit Frankreich kommen: „Sie haben nie den Krieg gesehen, oder Sie würden das Wort nicht so ruhig aussprechen. Ich, der dem Kriege ins Angesicht geschaut habe, muß Ihnen sagen, daß die höchste Pflicht erheischt, ihn womöglich zu vermeiden. Krieg zu führen, heißt sich mit einer furchtbaren Verantwortung belasten.“ Ein Mann, der inmitten der Schlacht so furchtlos und treu seine Pflicht erfüllte, ehrte sich selbst durch solche Worte, die im Herzen jedes Menschenfreundes, und zumal dessen, der, wie er, die Greuel des Kampfes kennen gelernt hat, einen schmerzlich anerkennenden Wiederhall finden werden.

„Im Augenblicke des höchsten Siegesbewußtseins,“ berichtet General Verdy du Vernois<sup>1)</sup>, der in der Schlacht nicht von des Kronprinzen

<sup>1)</sup> Deutsche Rundschau, Jan. 1900, S. 62 f.

Seite gewichen war, „waren seine Gedanken zunächst zu Gott gerichtet, wandten sich dann seiner Pflicht zu, um schließlich der Opfer des Sieges zu gedenken. Glaube, Pflichtgefühl und ein menschlich mitfühlendes Herz! Das waren starke Pfeiler in dem gesamten inneren Wesen unseres herrlichen Feldherrn.“

Noch auf dem Schlachtfelde von Königgrätz hatte der Kronprinz, wie in Schleswig, der Sorge für die Invaliden, sowie für die Witwen und Waisen der Gefallenen Ausdruck und damit zur Gründung der National-Invaliden-Stiftung den Anlaß gegeben. Und als er nach 14<sup>1/2</sup> stündigem Ritte, nach den körperlichen wie geistigen Aufregungen und Anstrengungen des großen Tages und nachdem er noch in ungeprübter Frische alle nötigen Anordnungen für die Nachtruhe der Truppen getroffen, in einem völlig leeren Hause des Dörfchens Horschenowes ein Streulager gefunden und den nagenden Hunger mit etwas Kommißbrot gestillt hatte — da wanderten seine Gedanken nach dem heimischen Herde, wo der Tod gleichfalls seine Ernte gehalten hatte, wo auch eine Mutter über das Hinscheiden des geliebten Sohnes trauerte, während ihr Herz erbehte bei der Vorstellung der Gefahren, die feindliche Kugeln und ansteckende Krankheiten stündlich dem teuersten Gatten bereiteten. „Meine Gedanken,“ berichtet das Tagebuch, „waren jetzt bei meiner Frau, meinen Kindern, meiner Mutter und Schwester. Unser heimgegangener, lieber kleiner Sigismund schwebte mir vor, als ob sein Tod der Vorläufer eines großen Ereignisses in meinem Leben hätte sein sollen — aber Siege ersetzen nicht den Verlust eines Kindes, vielmehr bricht der bohrende Schmerz unter solchen gewaltigen Eindrücken sich erst recht Bahn . . . Lebhaft habe ich die Nacht von meiner Frau und meinen Kindern geträumt.“

Kein Wort des Stolzes oder der Selbstgenügsamkeit findet man in den Aufzeichnungen eines ruhmbedeckten Siegers am Abende seines weltgeschichtlichen Erfolges, wohl aber Aussprüche des feinsten, zartesten und edelsten Empfindens. Und außer den Leidenden, außer den Seinen galt sein Sorgen und Hoffen dem Vaterlande: „Ich fühlte,“ heißt es im Tagebuche weiter, „daß heute für Preußen einer der bedeutungsvollsten Tage eingetreten war, und bat Gott, den König und seine Räte zu erleuchten, damit auch die richtigen Folgen für Preußen und Deutschlands Heil und Zukunft daraus erwachsen.“ — Hat nicht unseres Volkes Gefühl das Richtige getroffen, als es dem Kronprinzen, dem Kaiser Friedrich, mit inniger und verehrungsvoller Liebe entgegen kam, die noch heute das Bild des edelsten Mannes mit verklärender Erinnerung umgiebt?

Der weitere Verlauf des kurzen Krieges mutet wie der letzte Akt

eines Dramas an, dessen Entscheidung schon der vorletzte Akt gebracht hat.

Feldzeugmeister Benedek wünschte seinem geschlagenen und entmutigten Heere Zeit zur Neuordnung und Herstellung der auf dem eiligen Rückzuge aufgelösten Truppenverbände zu geben. Er sandte deshalb den General Gablenz, den tapferen Sieger von Trautenau, der den Preußen als Waffenbruder in Schleswig und Jütland lieb geworden war, an Kaiser Wilhelm, um einen dreitägigen Waffenstillstand zu erbitten. Der General traf in Hirschitz auf den Kronprinzen, der ihn herzlich empfing und umarmte. Aber wie sein gutes und weiches Herz ihn niemals an der Erfüllung einer ihm noch so schmerzlichen Pflicht behindert hat, so erklärte er auch jetzt Gablenz offen, daß er als Soldat solchen Vorschlägen nicht das Wort reden könne. Ohne Wissen des Generals eilte er mit Blumenthal auf einem näheren Wege nach dem königlichen Hauptquartier Pardubitz und entwickelte seinem Vater seine Gründe gegen die Annahme eines Waffenstillstandes<sup>1)</sup>. Der König verwarf solchen dann wirklich, wollte nur von förmlichen Friedensverhandlungen auf politischer Grundlage hören, sonst aber den Vorteil der preußischen Waffen ungesäumt weiter verfolgen.

Und doch schien es, als ob der Friede vor der Thüre stehe. Oesterreich suchte Italien von dem preußischen Bündnisse abzuziehen, indem es ihm durch Kaiser Napoleon Venetien anbot und zugleich den französischen Herrscher um die Vermittelung Preußen gegenüber anging. Da Napoleon III. beide Ersuchen Oesterreichs annahm, mußte König Wilhelm, um nicht auch den Krieg gegen Frankreich zu bestehen, die französische Einmischung zulassen. Allein Italien wollte von dem österreichischen Gnadengeschenk nichts wissen, noch dem preußischen Verbündeten die Treue brechen; und dieser ließ sich durch die bevorstehenden diplomatischen Verhandlungen in seinen militärischen Operationen nicht aufhalten.

Der österreichische Feldherr blieb also zunächst auf seine eignen Entschlüsse angewiesen. Das Heer in seiner kläglichen Verfassung sofort die dreißig Meilen bis nach Wien zurückzuführen, hätte geheißen, es gänzlicher Auslöschung preiszugeben. Er leitete es deshalb nach der starken Festung Olmütz, die der Armee einstweilen Schutz gewährte, und wo diese durch Einnahme einer Stellung in der linken Flanke der preußischen Operationslinie dem Vordringen der Gegner Halt gebieten konnte nur das am wenigsten erschütterte zehnte Korps, unter Gablenz, und die Masse der Reiterei wurden direkt zum Schutze Wiens entsandt.

<sup>1)</sup> Blumenthal bei Marg von Poschinger, II 169.

Diesen Plan schnell erkannt zu haben ist wiederum das Verdienst des Kronprinzen. Denn während die erste Armee auch am 5. Juli Rast hielt, verfolgte die zweite, obwohl sie schon bisher die größten Anstrengungen gehabt hatte, den Feind unausgesetzt und überzeugte sich dadurch sowohl von dem bisher ungeahnten Grade seiner inneren Auflösung, wie von der Richtung, die sein Rückzug nahm. Beides setzte Molke in den Stand, die kühne Absicht zu fassen, mit den 4<sup>1/2</sup> Korps der ersten und der Elb-Armee direkt auf Wien zu marschieren und so den Feldzug in kürzester Frist zu entscheiden; die zweite Armee, mit Ausnahme des sechsten Korps, das die Verbindungen mit der Heimat zu sichern hatte, sollte dem Gros der feindlichen Streitkräfte nach Olmütz folgen. Abermals war dem Kronprinzen die schwierigere und diesmal auch die undankbarere Aufgabe gestellt. Mit drei, durch die vorhergehenden Märsche und Kämpfe geschwächten Korps, etwa 80000 Mann, hatte er die 110000 Österreicher Benedeks innerhalb ihrer Verschanzungen zu bekämpfen und sich, wenn der überlegene Feind ihn zurückdrängte, auf Schlesien zurückzuziehen. Wahrlich, keine erfreuliche und ruhmverheißende Bestimmung!

Das österreichische Hauptheer war zum Glück durch die vorhergegangenen Niederlagen viel zu sehr demoralisirt, um an einen Angriff zu denken. Es sollte auch nur wenige Tage lang in Olmütz der so notwendigen Ruhe genießen. Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custozza, wurde zum Oberbefehlshaber aller im Felde stehenden österreichischen Truppen ernannt. Er erkannte, daß die Hauptaufgabe der Schutz der Hauptstadt durch eine starke und gefechtsfähige Macht sei. Während er, in richtiger Schätzung der geringen Thatkraft der italienischen Armeeleitung, den größten Teil seines bisher in Italien stehenden Heeres auf der Eisenbahn nach Wien heranzog, befahl er Benedek, mit Hinterlassung einer Besatzung in Olmütz seine gesamte Armee gleichfalls nach der Hauptstadt in Marsch zu setzen und zwar, da die direkte Verbindung mit dieser durch die preußischen Truppen abgeschnitten war, auf dem Umwege über Preßburg. Der Kronprinz erhielt von dieser veränderten Sachlage Kenntnis, als er gerade im Begriffe war, von nur einem Adjutanten begleitet, zu General Steinmetz zu reiten, um in seiner lebenswürdigen Art dem verdienten Korpsführer den vom Könige erbetenen schwarzen Adlerorden selber zu überbringen. Sofort beorderte er eine Kavalleriedivision und eine Infanteriebrigade des ersten Korps auf Tobitschau, um die Rückzugslinie des Feindes auf dem rechten Marchufer zu unterbrechen. So kam es am 18. Juli zu den Gefechten bei Tobitschau und Roketniz, die nicht nur den Österreichern einen neuen Verlust von 1600 Mann zufügten, sondern sie auch nötigten, das March-

thal zu verlassen und den Weg nach Preßburg in mühsamen und aufreibenden Märschen über das Beskidengebirge zu suchen. Noch schlimmer für die Österreicher waren die tiefe Entmutigung, die die von einer geringen preußischen Streitmacht ihnen wiederum zugefügte Niederlage bei ihnen hervorrief, sowie die Unmöglichkeit, rechtzeitig zur Verteidigung der Hauptstadt bei dieser einzutreffen.

Der Fall von Wien war also wahrscheinlicher als je geworden. Da wurde den preußischen Heeren durch einen Machtspruch des französischen Kaisers Halt geboten. Napoleon III. schlug einen Frieden vor, der allerdings die Ausschließung Österreichs aus Deutschland und die Bildung eines norddeutschen Bundes unter der Leitung Preußens sowie die Einverleibung Schleswig-Holsteins in diesen Staat festsetze, aber die völlige politische Unabhängigkeit der südlich vom Main gelegenen deutschen Länder, sowie die territoriale Unverletzlichkeit Österreichs, Sachsens und Bayerns bewahre: Bedingungen, die Preußen um einen großen Teil der aus den blutigen kriegerischen Erfolgen erhofften Vorteile brachten. Und dennoch durfte man dieses Programm nur zurückweisen, wenn man es auf einen Krieg mit Frankreich ankommen lassen wollte — und das in einem Augenblicke, wo für Preußen die Mitwirkung des italienischen Heeres, das sich ausschließlich mit der Besetzung des von Österreich geräumten Venetien beschäftigte, sehr zweifelhaft wurde; wo der energische Erzherzog Albrecht bedeutende Streitkräfte hinter den Verschanzungen von Floridsdorf vereinte; wo die heldenmütigen preußischen Scharen durch die Cholera in immer furchtbarerem Maße dezimiert wurden; wo die süddeutschen Truppen noch der Zahl nach überlegen der preußischen Mainarmee gegenüberstanden. So wenig sich Graf Bismarck darüber täuschte, daß man doch einmal mit Frankreich, dessen hochgradiges Selbst- und Herrschaftsgefühl die preußischen Siege wie eigne Niederlagen auffaßte, sich werde schlagen müssen, so hielt er es im Augenblicke für äußerst gefährlich, nur mit den preußischen Streitkräften diesen neuen Feind zugleich mit Österreich und Süddeutschland zu bekämpfen. Er entschloß sich daher, mit der Wiener Regierung direkt zu verhandeln, auf der Grundlage der französischen Vorschläge, die man im Sinne der Annetierung norddeutscher Gebiete möglichst günstig für Preußen zu gestalten suchen werde<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Neben den bisher genannten Quellen: Sybel, V 278 ff. und Bernhardt, VII 278 f. — Bismarcks „Ged. u. Erinn.“, II 32 ff., sind hier wieder ganz phantastisch und historisch unbrauchbar, wie M. Lenz in der „Deutschen Rundschau“, Juli 1899, S. 109 ff., unwiderleglich bewiesen hat. Immerhin zeigen Bismarcks Denkwürdigkeiten, daß auch sein Geist bis in das höchste Alter die Erinnerung an des Kronprinzen entscheidendes Eingreifen zu seinen Gunsten in Nikolsburg treu bewahrt hat.



Kaiser Napoleon sah mit Besorgnis, daß seinen Händen die Vermittelung entglitt, die doch allein seinem über die preussischen Erfolge aufgeregten Volke einige Genußthuung bieten und die später ihm einen Grund zur Forderung territorialer Kompensationen auf Kosten oder wenigstens mit Beihilfe Preußens gewähren konnte. Er gestand deshalb freigebig dem preussischen Gesandten in Paris umfassende Annexionen in Norddeutschland zu, wie Bismarck sie von Beginn an in Höhe von etwa vier Millionen Seelen gefordert hatte; nur die Teilung Deutschlands in eine nördliche, Preußen untergebene, und in eine südliche, unabhängige, Hälfte, sowie die Fortdauer des Königreichs Sachsen hielt er aufrecht. Um so aussichtsreicher konnte Bismarck in die Friedenskonferenzen mit Oesterreich eintreten, die zu Nikolsburg am 23. Juli thatsächlich eröffnet wurden.

Die Schwierigkeiten für ihn lagen auf einem anderen Gebiete.

König Wilhelm hatte für die schweren Opfer seines Volkes an Blut und Geld und für die glänzenden Siege, die es erfochten, einen entsprechenden Preis in Aussicht genommen, der zugleich eine Bestrafung seiner hauptsächlichsten Gegner in sich schließen sollte. Er verlangte Ersatz der Kriegskosten, Preußens Suprematie über ganz Deutschland, sowie vor allem den westlichen Teil Sachsens mit Leipzig, Zwickau und Chemnitz, und von Oesterreich Abtretung eines böhmischen Grenzstriches. Hiermit traf er aber auf den entschiedenen Widerspruch Frankreichs, das auf der Unabhängigkeit Süddeutschlands bestand, und den nicht minder starken Widerspruch Oesterreichs, das weder selber beträchtliche finanzielle oder gar territoriale Opfer bringen noch auch die Unverletzlichkeit seines treuesten und wirksamsten Bundesgenossen, Sachsens, antasten lassen wollte. Der König war bereit, auf die Oberhoheit über das gesamte Deutschland zu verzichten und sich mit einem Norddeutschen Bunde unter Preußens Führung zu begnügen; indes er war entrüstet, daß Oesterreich, der Besiegte, dem Sieger Gesetze vorschreiben und nicht die Folgen seiner Niederlagen auf sich nehmen wollte. Er zog es vor, den Kampf fortzusetzen, ja sogar einen Krieg mit Frankreich zu wagen. Vergebens rieten selbst seine intimsten militärischen Vertrauten, Moltke und Roon, ernstlichst von solchem Wagnis ab. „Der König,“ schrieb damals Roon an seine Gattin <sup>1)</sup>, „hat einen solchen Respekt vor „faulem Frieden“, daß er immer noch ein bißchen mehr verlangt, als billig und möglich.“

Anders Graf Bismarck. Er sah in der Angliederung Schleswig-Holsteins, Hannovers, Kurhessens und Nassaus an Preußen, in der so

1) 25. Juli 1866; Denkwürdigkeiten, II 300.

hergestellten Vergrößerung und unmittelbaren inneren Verbindung von dessen Gebiet, in der politischen und militärischen Oberherrschaft über das gesamte Norddeutschland, in dem Ausscheiden des österreichischen Einflusses in deutschen Dingen einen für das erste genügenden Lohn für alle Anstrengungen und Siege. Seien solche Erfolge gesichert, so solle man das Gewonnene nicht von neuem auf das Spiel setzen, indem man das von der Cholera dezimierte Heer zwingt, zugleich Österreich, Süddeutschland und Frankreich zu bekämpfen — ein Wagnis, das selbst günstigen Falls die militärische und politische Lage Preußens nur verschlimmern konnte. Er täuschte sich nicht darüber, daß man später noch einmal mit Frankreich werde abrechnen müssen; aber gerade deshalb wünschte er Österreich und die süddeutschen Staaten durch Milde und Entgegenkommen zu gewinnen, nicht aber durch erbarmungslose und zwangweise Beraubung zu dauernden Gegnern zu machen, die sich jederzeit Frankreich zur Verfügung gestellt haben würden. Er setzte mit Mühe bei dem Könige am 21. Juli den Abschluß einer fünftägigen Waffenruhe, vom 22. bis zum 27. mittags, zum Beginn der Unterhandlungen mit Österreich durch. Aber das berührte den Kern der Streitfrage nicht. Bismarck wünschte schnell mit Österreich ins Reine zu kommen, da Rußland mit diplomatischer Einmischung, Frankreich aber mit Erhebung von Entschädigungsforderungen zu eigenem Ländererwerb drohten, deren Ablehnung sofortigen Krieg mit den Franzosen zur Folge gehabt hätte. Wilhelm I. jedoch erklärte, er werde lieber abdanken, als ohne hinreichende Genugthuung auf Kosten aller Feinde Preußens in die Heimat zurückkehren. Es kam darüber zu förmlichem Zwiespalte zwischen dem Monarchen und seinem ihm bisher so vertrauten ersten Minister, dessen kühnes Fahrzeug im Augenblicke, wo es in den Hafen einlaufen sollte, scheitern zu müssen schien. Beide wandten sich in dieser ernstesten Lage an den Kronprinzen. Bismarck hatte, die bisherige Gegnerschaft vergebend, Friedrich Wilhelm schon durch Schreiben vom 13. Juli von der Sachlage unterrichtet und damit dessen Dazwischenkunft angerufen. Der König aber forderte am 20. Juli seinen Nachfolger von dessen Quartier Eisgrub zum sofortigen Erscheinen im großen Hauptquartier Nikolsburg auf<sup>1)</sup>.

So vor eine große Entscheidung von persönlicher und allgemeiner Bedeutung gestellt, zeigte Friedrich Wilhelm sich in bewundernswürdiger Weise frei von allen egoistischen Beweggründen, von jedem kleinlichen Ärger oder Rachegefühl. Sorgfältige Prüfung aller Umstände ließ ihm des Ministers Ansicht als die einzig sachgemäße und nützliche erscheinen.

1) Lettow-Vorbeck, II 594 ff. — Friedjung II<sup>3</sup> 401.

„Sie wissen,“ berichtete er später, „daß mir die Bismärckerei der Konfliktzeit sehr zuwider war; nun aber, da das Heil des Vaterlandes auf dem Spiele stand, ging ich zu Bismarck und versicherte ihm, daß ihm meine Unterstützung nicht fehlen sollte. Als ich damals in Nikolsburg den steilen Schloßberg hinauf ging, begegnete mir auf der halben Höhe der General von Moltke, der mir sagte: „Sie finden oben alles in der schlimmsten Bagarre, der König und Bismarck sehen sich nicht. Der Kaiser von Oesterreich hat durch die Vermittelung des Kaisers Napoleon Frieden angeboten, aber die Integrität Sachsens als Bedingung gestellt. Das will der König nicht zugeben.“ Als ich hinaufkam, fand ich es wirklich so, der König und Bismarck hatten sich eingeschlossen, und keiner wollte zum anderen. Ich machte den Vermittler.“ Es gelang ihm in der That, wenn auch nur mit großer Anstrengung, den König zur erneuten Erörterung der Angelegenheit zu bewegen. „Es wurde ein Kriegsrat gehalten,“ fährt das Tagebuch des Kronprinzen fort, „und die Sachen verhandelt. Da wandte sich der König — das einzige Mal, wo er das gethan hat — an mich und sagte: ‚Sprich Du im Namen der Zukunft.‘“ — Bismarck wurde bewogen, am 23. Juli sich wieder zu dem Monarchen zu begeben; stundenlang verhandelte er, in seines Geheimrats Abeken Stube, mit dem Herrscher und dem Kronprinzen<sup>1)</sup>. Des Sohnes Zustimmung zu den Anschauungen des ersten Ministers erschütterte Wilhelm I. tief, und eine ausführliche Denkschrift, die ihm Bismarck am folgenden Tage überreichte<sup>2)</sup>, preßte ihm dann widerwillig die Genehmigung zu dessen Vorgehen ab.

Man darf sagen, Friedrich Wilhelms kluges und thatkräftiges Eingreifen hat hier den genialen Staatsmann und dessen für Deutschlands ganze Zukunft segensreiches Werk gerettet. Bismarck hat das auch unumwunden anerkannt. Er erzählte wenige Jahre später (1868) wörtlich: Der Kronprinz sei „der einzige verständige Mensch“ im Hauptquartier zu Nikolsburg gewesen, der ihm beigestanden und sich zumal dem Begehren nach Landabtretungen von Oesterreich kräftig widersetzt habe<sup>3)</sup>. Das ist nun freilich nicht wörtlich zu nehmen; es gab dort noch mehr „verständige Menschen“. Wie Koon, der in einem Augenblicke der Verzweiflung über des Königs Ansprüche gleichfalls seine Entlassung anbot, so stimmte auch Moltke ganz mit dem Prinzen und Bismarck

1) Abeken, S. 340.

2) Sybel, V<sup>1</sup> 302 ff.

3) Freundliche schriftliche Mitteilung Georg von Bunsens. — Vgl. Marie v. Bunsen, Georg v. Bunsen (Berlin 1900), S. 308. — Bismarck, Ged. u. Erinn., II 47.

überein. „Ich bin,“ schrieb er am 23. Juli seiner Gemahlin <sup>1)</sup>, „sehr dafür, die erreichten Erfolge nicht wieder aufs Spiel zu setzen, wenn das irgend vermieden werden kann. Und das hoffe ich, wenn man nicht Rache üben, sondern den eignen Vorteil ins Auge fassen will.“ Es ist gewiß sehr rühmlich für Friedrich Wilhelm, daß nicht nur die höchste politische, sondern auch die berufensten militärischen Autoritäten seine Ansicht teilten. Aber nur seiner energischen und überzeugten Einwirkung ist das günstige Ergebnis der schwierigen Verhandlungen in Nikolsburg, ist die Thatsache zu danken, daß Bismarck, und mit ihm der Friede, nicht noch im Hasen scheiterten. Bismarck hat das später auch Viktor von Unruh, sowie dem Präsidenten des österreichischen evangelischen Oberkirchenrats, Dr. Franz, gegenüber ausdrücklich anerkannt <sup>2)</sup>. Es bedurfte, wie erwähnt, mehrtägiger aufregender Negotiationen, in deren Verlauf der Kronprinz bisweilen an dem Gelingen verzweifelte, während Bismarck, immer in der Ungnade des Königs, sich meist ferne hielt, bis der Ausgleich zwischen dessen und des Monarchen Ansichten gefunden wurde <sup>3)</sup>. Wilhelm verzichtete auf sächsische und österreichische Eroberungen, erhielt dafür aber die Annexion Hannovers, Kurhessens, Nassaus und Frankfurts. Auf diese Grundlagen, sowie die Bedingung des Ausscheidens Österreichs aus Deutschland hin ward am 26. Juli der Vorfriede von Nikolsburg und zugleich ein vierwöchiger Waffenstillstand abgeschlossen. Der König schaffte sich nur die Genußthuung, auf den Rand des Schriftstückes, das die Friedenspräliminarien enthielt, mit Bleistift zu schreiben: „Ich habe diese wenig ehrenvollen und den ersehnten Siegen nicht entsprechenden Bedingungen nicht genehmigen wollen; nachdem Ich dieselben aber Meinem Sohne und Thronfolger vorgelegt, und dieser sich auf die Seite Meines Ministerpräsidenten gestellt hat, bleibt Mir nichts übrig als die Genehmigung zu erteilen <sup>4)</sup>.“

Die Nachwelt hat diese trübe Anschauung Wilhelms I. über das Werk von Nikolsburg nicht bestätigt. Es hat sich als gut, ehrenvoll und segensreich für alle beteiligten Staaten bewährt. Der Kronprinz hatte in treuer und schöpferischer Arbeit, wie an der Kriegsführung so auch an einem Friedensschlusse mitgewirkt, der Preußen auf alle Zeit

1) Gef. Schriften, VI 456.

2) Vof. Jtg. 4. 26. Sept. 1888, nach den Berichten in Wiener Blättern. — Vgl. auch Bismarcks „Ged. u. Erinn.“, I 295.

3) Ernst v. Koburg-Gotha, (als Augenzeuge), Aus meinem Leben, III 609 ff.

4) Viktor von Unruh, Erinnerungen, herausg. v. Poschinger (Berlin 1895), S. 259 f., 345 f. — Dem Sinne damit übereinstimmend die dem Gedächtnis entnommene vage Wiedergabe: Bismarck, Ged. u. Erinn., II 47.

die Vorherrschaft in Deutschland sicherte, den früheren Nebenbuhler von den deutschen Angelegenheiten entfernte und gerade dadurch die Möglichkeit schuf, daß er sich in wohlbegründeter, durch keinerlei widerstrebende Interessen getrübtter Freundschaft Preußen anschließe. Sachien selbst, dessen Fortexistenz zum größten Teile der Mäßigung und Besonnenheit des Kronprinzen zu danken war, wurde in Zukunft ein opferbereiter und bedeutamer Bundesgenosse des leitenden deutschen Staates, weit mehr als Bismarck es damals zu hoffen gewagt hatte. Man darf sagen, das großartige Zusammenwirken aller deutschen Stämme im Jahre 1870 und ihre schnelle Vereinigung zu einem unauflösbaren Ganzen ist nur durch den einsichtigen und entschlossenen Beistand ermöglicht worden, den Friedrich Wilhelm in Nikolsburg den weisen Ratschlägen des Ministerpräsidenten geleistet hat.

Zum Lohn für die großen, dem preussischen Heere und Staate geleisteten Dienste verlieh der König den Generalen von Moltke und von Roon den Schwarzen Adlerorden. Dies wurde für Friedrich Wilhelm eine neue Gelegenheit, die Güte und Milde seiner Gesinnung zu zeigen. Politisch und persönlich hatte ihm Roon als Widerjacher gegenüber gestanden. Und doch: „Was mich freute,“ schreibt am 28. Juli der Kriegsminister, „das war des heute hier anwesenden Kronprinzen herzliche, wirklich sehr herzliche Gratulation, als er quer über den Saal schreitend auf mich zueilte,“ und glückwünschte, nachher bei Tische dem Minister nochmals freundlichst zutrant<sup>1)</sup>.

Inzwischen hatten auch in Süddeutschland die preussischen Waffen ihren Siegeszug gehalten. Die Minister der süddeutschen Staaten eilten nach Nikolsburg, ihren Frieden mit Preußen zu schließen. Der Kronprinz beteiligte sich eifrigst an diesen Verhandlungen und wirkte mit Erfolg auf eine veröhnliche Erledigung auch der hier einschlägigen Fragen mit<sup>2)</sup>. Am 2. August kam der Waffenstillstand zwischen Süddeutschland und Preußen zu stande. Nun konnten König und Kronprinz an die Heimkehr denken, ehe noch der endgültige Friedensschluß zu Prag, am 23. August, auch allen braven Truppen den Abzug aus Feindesland ermöglichte. Überall wurden die beiden siegreichen Fürsten von festlichem Jubel begrüßt; aber am schönsten zeigte die Dankbarkeit des Volks sich in Breslau, wo Stände und Bürger dem Kronprinzen die ersten 12000 Thaler für die National-Invalidenstiftung überreichten. Mit Stolz blickte König Wilhelm auf den Sohn, der schlagend bewiesen hatte, daß man bei allem geistigen Interesse und bei echt bürgerlicher

1) Roon, Denkw., II 304.

2) Ernst v. Koburg-Gotha, a. a. O., S. 618.

Gefinnung doch ein tüchtiger Soldat und erfolgreicher General sein könne. Als bei dem Einzug in Breslau Friedrich Wilhelm sein zehntes Regiment dem Vater vorüberführte und diesem dabei die vorchriftsmäßige Meldung that, da zog ihn der Greis ganz un militärisch vor allem Volk an seine Brust und hielt ihn lange und innig umschlungen, zur lebhaften Freude der anwesenden Menge.

König und Kronprinz kehrten am späten Abend des 4. August nach dem festlich bewegten und begeisterten Berlin zurück. Der feierliche Einzug der Garden in die Hauptstadt aber fand erst am 20. September statt. Der Kronprinz und Friedrich Karl ritten hinter dem Könige an der Spitze der Truppen. Der Vater verlieh dem Sohne, „als Anerkenntnis seiner ruhmreichen Kriegsführung,“ ebenso wie dem Neffen eine besondere Auszeichnung, zum Orden pour le mérite einen goldenen Stern mit dem Medaillonbildnis Friedrich des Großen. Ebenso ernannte der König den Kronprinzen zum Chef des 2. schlesischen Dragonerregimentes Nr. 8, das bei Machod sich unsterblichen Ruhm erworben hatte. Den größten Beweis seines Vertrauens aber gab er ihm, indem er ihn bald darauf zum Vorsitzer der aus den hervorragendsten Militärs gebildeten Kommission berief, die alle im jüngsten Kriege gesammelten Erfahrungen zu prüfen und zu praktischen Vorschlägen für die Zukunft des Heeres zu verwerten hatte.

Wie auf den böhmischen Schlachtfeldern die laute Stimme des Triumphes nicht die Erinnerung an die schmerzgebeugte Gattin in ihm übertönte, so faßte ihn auch inmitten des Volksjubels und der höchsten militärischen Ehren der Einzugstage die Sehnsucht nach den so hart getroffenen Seinigen. Er eilte nach dem Badeorte Heringsdorf an der Ostsee, wohin sich die Kronprinzessin mit ihren Kindern zurückgezogen hatte. Hier suchten die wieder vereinten Gatten Trost in innigem Zusammenleben in tiefster Zurückgezogenheit. Doch nicht auf lange; bald riefen höhere Pflichten sie von dort zurück — Pflichten der Menschlichkeit und Herzengüte, denen das erlauchte Ehepaar so gern genügte. In dem ihnen vom Könige überlassenen Schlosse Erdmannsdorf, in Schlesien herrlich mit Aussicht auf das nahe Riesengebirge gelegen, errichteten sie ein Hospital für verwundete Soldaten, Oesterreicher wie Preußen, und hier fand die Kronprinzessin in eifriger Pflege der leidenden Krieger den besten Trost für den eignen Schmerz. Friedrich Wilhelm aber hatte, wie erwähnt, noch während des Krieges eine Stiftung zum Besten der Hinterbliebenen im Kampfe gefallener Soldaten gegründet; für diese seine Schöpfung, die bald die befriedigendsten Ergebnisse erzielte, war er unausgesetzt thätig, und ihm stand dabei, wie

immer, seine Gemahlin mit Aufbietung ihres ganzen gesellschaftlichen Einflusses zur Seite.

Ein schönes Ziel für den Königssohn und Thronfolger, die Wunden, die der von ihm selbst erfochtene Sieg notwendig geschlagen hatte, nach menschlichem Vermögen heilen zu helfen! Und schon trat eine andere wichtige Aufgabe an ihn heran: beizutragen zum innigeren Anschluß der neugewonnenen Landesteile an die ruhmvolle preußische Monarchie.

---

## Siebentes Kapitel.

### Im norddeutschen Bund.

In sich gefestigt, selbstbewußt, in männlicher Vollkraft ging Friedrich Wilhelm aus den Kämpfen und Siegen des Sommers 1866 hervor: der Kopf wie die antike Theseusbüste, die ganze Haltung stramm, kerngesund, jugendlich heldenhaft. Seine Körperkraft schien eisern, unermüdlich. Er liebte es, bei öffentlichen Festen hervorzutreten und zu reden; im Beginne suchend und tastend, fand er bald, selbst bei Improvisationen, den leitenden Faden und sprach weiter gewandt und sicher, im Hochgefühl fürstlicher Würde und persönlicher Verdienste<sup>1)</sup>. Er näherte sich der Höhe des Lebens. Aber die glänzenden Erfolge, an denen er einen so entscheidenden Anteil genommen, hatten den edlen und bescheidenen Sinn des Fürsten nicht berauscht und nicht selbstherrlicher gestimmt: er blieb mit seinen volkstümlich konstitutionellen Anschauungen derselbe, der er immer gewesen<sup>2)</sup>. Auch in seinen Rechtsanschauungen. „Du kennst meine Ansichten genau,“ schrieb er am 30. Oktober seinem Schwager, dem Prinzen Christian von Schleswig-Holstein, „die sich weder durch Erfolge der Waffen noch durch, über alle Maßen weitgehende, Glücksverhältnisse ändern lassen. Du erinnerst Dich, wie unbefangen ich vor Beginn des Krieges zu urteilen strebte — ganz so findest du mich heute wieder.“ Wohl niemals hat ein dem Throne so Nächstehender sich weniger von glücklichen, äußeren Ereignissen in seinem innersten Wesen umstimmen lassen, wie Friedrich Wilhelm. Er, der Kronprinz, blieb damit fast allein in ganz Preußen!

<sup>1)</sup> So schildert ihn Berthold Auerbach bei einem Logenfeste in Bonn, 30. Okt. 1867; Briefe an Jak. Auerbach (Frankfurt a. M., 1884), I 350.

<sup>2)</sup> Brief Jordanbeds an seine Gemahlin vom 16. August 1866; Philippson, Jordanbeds erstes Debüt beim Kronprinzen (Deutsche Revue, Okt. 1898, S. 3).



„Ein selten reiner und edler Mensch,“ urteilte damals über ihn mit Recht Karl Samwer<sup>1)</sup>.

Die denkwürdigen Ereignisse des Jahres 1866 hatten zur Folge: Vergrößerung Preußens um dreizehnhundert Quadratmeilen und 4 300 000 Bewohner, Vereinigung sämtlicher norddeutscher Staaten, unter Preußens Führung, zum Norddeutschen Bunde und militärische Angliederung auch Süddeutschlands durch Abschluß beständiger Bündnisse und von Militärkonventionen. Damit war die völlige Einigung des großen deutschen Vaterlandes unter den Fittichen des Hohenzollernaares schon für die nächste Zukunft gesichert.

So sehr auch diese letzteren Vorgänge den Gesinnungen und heißesten Wünschen des Kronprinzen entsprachen, war er doch weniger einverstanden mit der Ausdehnung, die die Annexionen genommen hatten. Gewiß war es seinem Herzen peinlich, daß so nahe Verwandte seiner Gemahlin, wie König Georg von Hannover und Erbprinz Friedrich von Augustenburg, ihrer Länder verlustig gingen zu Gunsten des Staates, dessen Thron einst er und seine Gattin einnehmen sollten. Aber wenn Friedrich Wilhelm manche der damals beschlossenen und durchgeführten Annexionen mit geringer Freude aufnahm, so beruht das doch auf noch einem anderen, tieferen Grunde. Der Kronprinz hat von seinen reiferen Jugendjahren an im preussischen Staate nur den Vereinigungspunkt, nur die leitende, tonangebende Macht Deutschlands gesehen; eine Ausbildung und Stärkung des spezifischen, den meisten übrigen Deutschen wenig sympathischen Preussentums entsprach seinen Wünschen nicht. „Ich fühle mich nur noch als Deutscher,“ schrieb er vier Jahre später, „kenne keinen Unterschied mehr zwischen Bayer, Badenser und wie sich sonst die Bewohner der 33 Vaterländer nennen. Wöchten alle Deutschen mich und meine Frau als die Ihrigen betrachten.“ Von diesem Gesichtspunkte aus sah er in der großen Ausdehnung der Annexionen, — mit Recht oder Unrecht, das zu entscheiden ist hier nicht der Ort, — nur ein Hindernis für den Prozeß der Aufsaugung Preußens durch Deutschland, zumal sie vielfach bei großen Teilen der einverleibten Bevölkerungen Widerpruch und sogar Feindseligkeit, bei den süddeutschen Fürsten und Völkern Mißtrauen gegen den leitenden Staat und eine Reaktion gegen die Einheitsbestrebungen hervorriefen, die erst durch den rechtlosen Angriff Frankreichs wieder in ihr Gegenteil verwandelt wurde.

Besonders schmerzlich war ihm die Annexion der nördlichen Herzogtümer. Der Augustenburger war ihm ja auf das engste durch Freundschaft und Verwandtschaft verbunden; er hatte nie im Kriege mit

<sup>1)</sup> Ms. Brief an Prinz Woldemar von Schlesw.-Holst., 14. August 1868.

Preußen gestanden, und seine Ansprüche auf Schleswig-Holstein waren, wenn man von dem höheren Rechte der nationalen Interessen absieht, an sich unanfechtbar und von der gesamten öffentlichen Meinung Deutschlands gebilligt worden. Obwohl der König, endlich von Bismarck bekehrt, schon in der ersten Hälfte des Juni 1866 den Erbprinzen hatte endgültig fallen lassen, hatte die Kronprinzessin noch einmal, als ihr erlauchter Schwiegervater sie am 17. Juni aus Anlaß der schweren Erkrankung des Prinzen Sigismund besuchte, die Sache des Augustenburger verfochten. Der Ausgleich, der diesem wenigstens eine Entschädigung irgend einer Art hätte eintragen können, scheiterte indes daran, daß der Erbprinz, entgegen dem bestimmten Wunsche des Königs und dem Räte Viktorias, sich nach Ausbruch des Krieges nicht unter den Schutz Preußens stellte<sup>1)</sup>. Offenbar erwartete er, wie damals fast alle Welt, dessen Niederlage oder doch wenigstens ein langes Schwanken des Kriegsglückes<sup>2)</sup> — was ihm wahrlich kein Unbefangener verargen kann.

Friedrich Wilhelm täuschte sich nicht darüber, daß eine Aussicht für ein Herrschertum Friedrichs VIII. nicht mehr vorhanden sei; aber er trug das nur mit Trauer. Er empfand es schmerzlich, daß dasselbe preußische Abgeordnetenhaus, das früher so oft seine Stimme zu Gunsten des Augustenburger und Schleswig-Holsteins erhob, jetzt, im Dezember 1866, mit überwältigender Mehrheit auch der Liberalen, die Annexion der Herzogtümer aussprach<sup>3)</sup>. Seinen eigenen Standpunkt setzte er dem Erbprinzen in einer Zuschrift vom 8. Oktober 1866 auseinander, in der es hieß:

„Herzlich freue ich mich dieses Anlasses, um mich über unser beiderseitiges Verhältnis offen auszusprechen, nachdem so viel Wichtiges, Großartiges sich seit unserm letzten Briefverkehr zugetragen hat.

„Beruhte unser Verhältnis zu einander, wie du mit Recht sagst, auf persönlichen Gefühlen sowohl als auf politischer Übereinstimmung über die allgemeinen Ziele deutscher Entwicklung, so konnte es auch in seiner Grundlage durch den neuesten Verlauf der Dinge nicht angetastet werden.

„Über den Weg zu jenen Zielen haben allerdings die Ereignisse einen Spruch gefällt, der für mich maßgebend sein muß. Hier danke ich Dir denn aufrichtig, daß Du in Deinem Gerechtigkeitsgefühl und Sinn dies anerkennst.

1) R. Samwer, Schleswig-Holstein, 618, 629 ff.

2) Das geht aus seinem Schreiben an die Kronprinzessin vom 21. Juni 1866 (Samwer, S. 630 f.) deutlich hervor.

3) Unterredung des Kronprinzen mit Bichow, im Herbst 1867; Kieler Ztg. vom 14. Juli 1888

„Diese Ereignisse haben denn auch das Geschick der Herzogtümer in meinen Augen und für mich unabänderlich entschieden.

„Was nun Deine Stellung zu den Herzogtümern betrifft, so ist das, was ich vor dem Kriege für Recht hielt, nicht dadurch für mich hinterher zum Unrecht geworden, daß es sich undurchführbar gezeigt hat. Du darfst Dich darauf verlassen, daß ich diesen Gesichtspunkt stets festhalten werde. Ich habe ihn auch in der Beurteilung Deines Thuns und Lassens nicht außer Augen gesetzt. Nicht ich werde Dir also einen Vorwurf daraus machen, wenn Du jetzt Dich nicht entschließen kannst, Deine Ansprüche aufzugeben, wenn Du es unmöglich findest, Dich mit dem jetzigen System zu verständigen.

„Aber ebenso offen spreche ich Dir mein Bedauern aus, daß ich in dieser Lage außer Stande bin, etwas für Dein Interesse zu thun. . . .

„Meine Gedanken haben Dich beständig aufgesucht, während dieser letzten drei Monate, und meine ganze treue Teilnahme folgte Deinem Geschick, das sich immer tragischer gestaltete. . . .“

Man sieht, Friedrich Wilhelm verschloß sich nicht hartnäckig den Lehren und Folgerungen, die sich aus dem Gange der Geschicke ergaben. Aber er war gerecht genug, den von diesem hart Betroffenen sein Mitgefühl zu bewahren und ihnen das Recht zuzugestehen, „ihre Richter zu verwünschen“. Mit Zug unterzeichnete er sich in dem Briefe an den Augustenburger als dessen „treuer alter Freund“. — „Wenn ich zur Regierung komme,“ äußerte er um dieselbe Zeit, „so werde ich nicht im Stande sein, dem Herzog die Souveränität zurückzugeben, aber ich denke mir als selbstverständlich, daß die Familie künftig in den Herzogtümern auf ihren alten Besitzungen lebt.“ Und in dieser freundschaftlichen und gerechten Gesinnung, die nicht ganz von dem drückenden Gefühle frei war, künftighin von dem gegen die Augustenburger geübten Unrecht Vorteil zu haben, beharrte das Kronprinzliche Paar alle die folgenden Jahre hindurch<sup>1)</sup>.

Sonst fand sich der Kronprinz aber um so eher in die veränderten Verhältnisse, als sich die inneren Zustände des preussischen Staates in erwünschtester Weise umgestalteten. Das grundsätzliche Mißtrauen des Volkes gegen die Regierung war geschwunden; man hatte erkannt, daß die Heeresreorganisation keine teure Spielerei noch eine bloße Adels-Verorgungsanstalt sei, sondern die notwendige und im ganzen und großen wohlberechtigte Vorbedingung für die Einigung Deutschlands. Indem andererseits die Regierung für die fünfjährige budgetlose Zeit Indemnität von der Volksvertretung erbat, zeigte sie dieser ein Entgegen-

1) Ms. Korrespondenz des Kronprinzen, Samvers 2c.

kommen, das um so erfreulicher und vertrauenerweckender berührte, je mehr sie dessen nach ihren großartigen äußeren Erfolgen hätte entbehren können. Ein Teil des Ministeriums hatte wirklich, mit Unterstützung der extrem konservativen Partei, sich der Einbringung der Indemnität lebhaft widersezt<sup>1)</sup>, indem sie den erlangten Siegesruhm zur Aufrichtung des nackten Absolutismus auszunützen rieten; aber wiederum war der Kronprinz, und zwar hier nach längst gehegten Grundsätzen, bei seinem hohen Vater eifrig für die klugen und weitausschauenden Ideen Bismarcks eingetreten, schließlich mit gutem Erfolge. Denn der große Staatsmann war der Meinung, daß nur mit Hilfe des gesamten Deutschen Volkes die Einigung Deutschlands durchzuführen sei, nicht aber mit der einheitsfeindlichen ostelbischen Junkerclique. Darin stimmte ihm Friedrich Wilhelm von Herzen bei, und er hat die nationalen Bestrebungen des Grafen in dieser Zeit mit einer Entschiedenheit und in einem Umfange unterstützt, von denen uns erst die vertraulichen Briefe Max von Forckenbecks, des damaligen Präsidenten des Abgeordnetenhauses, Kenntnis gegeben haben<sup>2)</sup>. Er bediente sich in der That der besonnenen, patriotischen und thatkräftigen Persönlichkeit des Präsidenten, um auf die Volksvertretung eine den großen Absichten Bismarcks günstige Einwirkung zu üben. „Ich bin,“ sagte er schon im August 1866 zu Forckenbeck, „immer ein Gegner Bismarcks gewesen, aber jetzt ist es notwendig, diesen zu unterstützen“ — und zwar gegen die Intriguen der feudalen Partei, die bei der konservativen und autoritatistischen Gesinnung des greisen Herrschers doppelt gefährlich waren. Dazu war vor allem das Einverständnis des Ministerpräsidenten mit der Volksvertretung notwendig, das diesen jetzt ebenso stärken mußte, wie ihm früher der Konflikt dienlich gewesen war. Im tiefsten Geheimnis unterhandelte hierüber Friedrich Wilhelm wiederholt mit Forckenbeck. Es gelang, vom Abgeordnetenhause die Annahme der Indemnität sowie des von der Regierung geforderten Kriegskredites zu erlangen. Andererseits half der Kronprinz dem Grafen Bismarck, an allerhöchster Stelle den Einwirkungen der reaktionären Minister und zumal ihres Führers, des Justizministers Grafen zu Lippe, entgegen zu arbeiten. Er setzte vor allem die von der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses dringend geforderte ausnahmslose Amnestie für alle politischen Vergehen und Verbrechen durch<sup>3)</sup>. Dann handelte es sich um die zukünftige Ver-

1) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier, II (Breslau 1895), S. 48.

2) Diese Ms. Korrespondenz Forckenbecks mit seiner Gemahlin vom August 1866 bis April 1867 habe ich in ihren wesentlichen Teilen in der „Deutschen Revue“, Okt. 1898, zum Abdruck gebracht.

3) Vgl. Marie v. Bunsen, a. a. O., S. 222.

fassung des norddeutschen Bundes — ein schwieriges Werk, da die absolutistischen Bestrebungen des Königs, die selbstherrliche Gesinnung Bismarcks, die Unabhängigkeitsgellüste der kleinen Fürsten und die freiheitlichen und unitarischen Forderungen der liberalen Partei miteinander veröhnt werden mußten.

Nicht wenig trug zum Gelingen bei, daß im Oktober 1866 eine zur Unterstützung der Regierung in allen nationalen Fragen bereite „nationalliberale“ Partei aus dem Fortschritte ausschied, unter Führung von Lasker, Twesten und Fordenbed. Zumal der letztere erhielt bestimmenden Einfluß auf die altpreußischen Mitglieder der neuen Partei. Mit ihm unterhandelte der Kronprinz wiederholt, im völligen Einverständnis mit Bismarck, der ihn oft geradewegs zu solchen Negotiationen mit dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses veranlaßte. Friedrich Wilhelm war keineswegs Doktrinär; er trug kein Bedenken, selbst die einstweilige Aufgabe mancher liberalen und konstitutionellen Gesichtspunkte zu fordern, „damit nur etwas zustande komme“. Auch Twesten und von Unruh, sowie unter den neu Annektirten von Bennigsen und Braun wurden gelegentlich zu solchen Unterredungen herangezogen. Der Kronprinz fühlte sich bereits als Thronerbe nicht nur Preußens sondern ganz Deutschlands, als zukünftiger Deutscher Kaiser. „Wenn etwas aus Deutschland werden soll,“ sagte er, „wird Preußen nicht darin aufgehen müssen? wird es nicht die erste, große Provinz von Deutschland werden müssen?“ Ein hoher nationaler Standpunkt, der freilich dem speziell preußischen seines Vaters durchaus entgegengekehrt war<sup>1)</sup>.

Um so sorgfältiger mußte die politische Thätigkeit Friedrich Wilhelms vor ihm verborgen gehalten werden. Denn der greise König liebte eine offene Einnischung des Thronerben in die politischen Vorgänge durchaus nicht. Die Außenstehenden hatten den Eindruck<sup>2)</sup>, als halte sich der Kronprinz um so konsequenter von aller öffentlichen Wirksamkeit zurück, als stehe er nach wie vor Bismarck um so schroffer gegenüber, je mehr er die Annexionen mißbillige. Wenn sich im Herrenhause eine stärkere Opposition gegen die Einverleibungen geltend machte, so ging solche aus ganz anderen Gründen von der feudalen Partei aus, die dem Kronprinzen ja durchaus antipathisch war. „Der Kronprinz nimmt stets eine reservierte Stellung ein, wie früher, und ist seinen Grundsätzen und Ansichten treu geblieben“, schreibt am 12. Dezember 1866 selbst Fürst Karl Anton von Hohenzollern seinem

1) Vgl. meinen „Fordenbed“, S. 160 ff.

2) Ms. Korrespondenz Samwers mit Friedrich von Schlesw.-Holst. aus dieser Zeit.

Sohne Karl, dem Fürsten von Rumänien<sup>1)</sup>. So ängstlich mußte der fünfunddreißigjährige Thronerbe, der Sieger von Königgrätz, sein Geheimnis hüten!

Nichts zeigte sich immer wieder der Einigung zwischen der Regierung und den Vertretungen des preußischen und norddeutschen Volkes hinderlicher, als die stete Einwirkung der Junkerpartei und der aus der Konfliktzeit übrig gebliebenen Fachminister auf den König, im schroffen Gegensatz zu Bismarck, der wohl wußte, daß ohne die Beihilfe der liberalen Unionisten die Einigung Deutschlands nicht möglich war, und deshalb sich auf die Nationalliberalen zu stützen suchte. Hier hat schließlich der Kronprinz die Abneigung seines erlauchten Vaters, dem norddeutschen Bundeskanzler auf dem gemäßigt liberalen Weg zu folgen, nach langem Ringen überwunden. Andererseits hat er fortgesetzt zwischen Bismarck und den Führern der Nationalliberalen unterhandelt, um die letzten Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die sich dem Zustandekommen der norddeutschen Verfassung entgegenstellten: die Frage der parlamentarischen Diäten und die der dauernden Heeresorganisation. Wenn es hier nach harten Kämpfen zur Einigung kam, so ist das hauptsächlich dem wiederholten Eingreifen des Kronprinzen zu danken, der nach beiden Seiten hin zum Nachgeben mahnte und dafür das ganze Gewicht seiner Persönlichkeit und hohen Würde einsetzte. Er hat in schwieriger und für die Zukunft Deutschlands schlecht hin entscheidender Lage, an der Seite des großen Staatsmannes, mit Eifer und vielem Geschick eingegriffen. Das Argument, mit dem er endlich jeden Widerstand überwand, war das: „Sollen wir in innerem Konflikte stehen, während wir gegen die Franzosen kämpfen müssen?“ — Nur gerecht war es, wenn er von seinem Vater hinzugezogen wurde, als dieser am 3. Oktober 1867 die Adresse des ersten norddeutschen Reichstages auf der alten Stammburg Hohenzollern entgegennahm<sup>2)</sup>.

Es war damals ein Plan in Verhandlung, das am lebhaftesten widerstrebende der jüngst annektierten Länder, Hannover, zu gewinnen, indem man ihm den preußischen Thronerben als Vizekönig gebe — etwa wie früher die Würden eines Prinzen von Wales und eines Dauphin entstanden sind. Stadt und Land des ehemaligen Welfenkönigs würden dann einen Hof in ihrer Mitte gesehen, sich des Scheines einer gewissen Selbständigkeit erfreut haben. Allein Friedrich Wilhelm war viel zu sehr von seiner eignen Würde durchdrungen, um sich mit einem bloßen Schatten der Macht zu begnügen, sich nur zum willen-

<sup>1)</sup> Deutsche Revue, August 1892, S. 141.

<sup>2)</sup> Heinr. Abeken, S. 359.

losen Vollstrecker der Befehle von Ministern herzugeben, deren politische und soziale Anschauungen von den seinigen wesentlich abwichen. Er verlangte also, die inneren Verhältnisse Hannovers in voller Freiheit gestalten zu dürfen. Darauf aber ging der König nicht ein, weil er seine eigne Macht nirgends einschränken lassen wollte, und Bismarck nicht, weil er die Aufrichtung eines wahrhaft liberalen Regiments in Hannover fürchtete. So zerschlug sich das ganze Projekt<sup>1)</sup>.

Dafür ward dem Prinzen eine andere Aufgabe, die ihm Wilhelm I. mit richtiger Schätzung seiner persönlichen Eigenschaften stellte: nämlich, die neu erworbenen Provinzen sowie Süddeutschland zu bereisen und als Vermittler zwischen deren Bevölkerungen und den gegenwärtigen, so gewaltsam begründeten Zuständen zu dienen. Ein solcher Auftrag entsprach völlig den eigensten Vorzügen Friedrich Wilhelms. Indem er die wichtigeren Städte besuchte oder Truppenmusterungen vornahm, hatte er für jeden freundliche und versöhnliche Worte, suchte er den partikularistischen Groll durch Hinweis auf die sich vollziehende Verwirklichung der so lange ersehnten Einheit Deutschlands zu beschwichtigen. Der Einfluß seiner anmutenden und liebenswürdigen Persönlichkeit, aus der so viele Rechtlichkeit und Herzensgüte sprachen, war ein sehr bedeutender und diente dazu, manche Härte und Schärfe des neuen Regiments in den ihrer Selbständigkeit beraubten Landen zu mildern. Freilich nicht gerade gern unterzog er sich diesen Pflichten. Sein echtes Freiheitsgefühl sträubte sich gegen den auf die annektierten Bevölkerungen ausgeübten Zwang. Er fühlte sich unbehaglich in „Landschaften, deren Bewohner nicht gern Preußen sind“<sup>2)</sup>. Allein er gehorchte und wirkte nur um so versöhnlicher und gütiger.

Daneben arbeitete er unablässig, wie seit langen Jahren, an seiner politischen Ausbildung und Vertiefung. Er verkehrte gern mit Georg von Bunsen, Forckenbeck und Twesten, für den er eine wahre Verehrung hegte, die sich, vor dessen allzu frühem Tode, bei der letzten Krankheit in steten teilnehmenden Nachfragen bethätigte. Nicht minder zog er einen parlamentarischen Führer heran, der der Fortschrittspartei treu geblieben war, Herrn von Hoverbeck. Bei diesem sprachen ihn dieselben Eigenschaften an, die Twesten und Forckenbeck auszeichneten: Gewandtheit und Festigkeit des Charakters, und bei aller Begeisterungsfähigkeit und Überzeugungstreue Klarheit und Schärfe des Denkens; daneben die echt preussische und deutsche Gesinnung. Auch mit Herrn

1) Ms. Samwer an Herzog Friedrich, Okt. 1866.

2) Seine Worte zu Ernst Curtius, den er im Herbst 1867 bei einer Reise durch Hannover und Hessen mit sich nahm; Alterth. u. Gegenw., III 22.

von Unruh, einem andern Führer der Nationalliberalen, pflog er häufig Unterredungen und erbat von ihm hauptsächlich volkswirtschaftliche Belehrung. Man dürfte nicht meinen, daß der Kronprinz ausschließlich zu den politischen Ansichten dieser Männer hinneigte; ließ er sich doch auch von einem der Leiter der gemäßigt konservativen Partei, dem Grafen Bethusy-Suc, politische Denkschriften ausarbeiten<sup>1)</sup> und bewahrte die Freundschaft mit dem noch entschiedener konservativ gesinnten Gesscken: es war ihm vielmehr ein Bedürfnis, außerhalb seiner offiziellen militärisch-aristokratischen Umgebung auch andere Ansichten kennen zu lernen, zumal solcher Persönlichkeiten, die die Führer der modernen politischen und sozialen Bestrebungen waren. Sorgfältig und systematisch betriebene Nachforschungen hatten ihn belehrt, daß die Ausstreunungen der reaktionären Hofgesellschaft: die Liberalen seien alle verkappte Republikaner, auf Unwahrheit beruhten. Er glaubte längst nicht mehr, daß die Liberalen lediglich eine „Partei des Umsturzes“ seien. „Ich meine nicht,“ schreibt er um jene Zeit<sup>2)</sup>, „daß die Tendenzen der Sozialisten mit denen der wirklich Liberalen verwechselt werden dürfen, die namentlich im weissen Berlin so eifrig mit „demokratisch“ bezeichnet werden.“ Er gedachte sich nicht der Herrschaft zu unterwerfen, die die feudal-konservativen Kreise des ostelbischen Kleinadels seit Erteilung der Verfassung über die Krone sich verschafft hatten, unter dem Vorwande, dieselbe vor dem konstitutionellen Parteiwesen zu schützen. Anhänglichkeit an die Dynastie, liberale Gesinnung und Hingebung an die Selbstverwaltung, die die alte Bureaucratie ersetzen sollte: solche Gesinnung erschien ihm bei den Preußen als die erwünschteste<sup>3)</sup>. Daß freilich derartige Ansichten des Thronfolgers und ein so unparteiisches Bemühen an sich schon ein Programm waren und mit den Zuständen der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart in gewissem Gegensatze standen, läßt sich nicht leugnen. Aber wer wollte dem künftigen Herrscher hierzu das Recht absprechen? Hatten nicht auch Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Große, Friedrich Wilhelm III. und IV. in offenem Gegensatze zu ihren Vorgängern gestanden, und zwar nicht nur als Thronfolger, sondern auch als Könige? Von Wilhelm I. selbst ganz zu schweigen. Und hat die Geschichte dieses wiederholte Einführen eines neuen fruchtbaren Elementes nicht

<sup>1)</sup> Ein solches „Promemoria“ Bethusy-Sucs, vom 25. Febr. 1867, ist abgedruckt bei v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier, III (Breslau 1896), S. 286 ff.

<sup>2)</sup> Den 28. Juni 1870 an Karl von Rumänien, Aus dem Leben König Karls von Rumänien, II (Stuttgart 1894), S. 91.

<sup>3)</sup> Unterredung mit Georg von Bunsen, am Beginne des Okt. 1868; Marie v. Bunsen, a. a. D., S. 229 f.



geradezu als Segen für die Entwicklung Preußens bezeichnet? Starres, totes Beharren auf dem Alten und mit dem Laufe der Zeiten natürlicherweise Veraltenden hat noch keinem Herrscherhause und Staate Segen gebracht. Revolutionäre Überstürzung in den Neuerungen war von dem bedächtigen, sorgsam, ja fast ängstlich abwägenden Friedrich Wilhelm am wenigsten zu erwarten. Aber den Versuch, sich von ihrer Bevormundung zu befreien, hat die Junkerschaft Friedrich Wilhelm nie ziehen und sich dafür an dem Kronprinzen wie später an dem todeswunden Kaiser bitter und grausam gerächt. Damals freilich schien dem Sieger von Königgrätz ein glänzendes Schicksal beschieden.

„Ihm gehört die deutsche Zukunft,“ schrieb hoffnungsvoll von dem Kronprinzen der Fürst von Hohenzollern<sup>1)</sup>. Er übte auf die Gestaltung der Thronrede, mit der der erste Reichstag des Norddeutschen Bundes eröffnet wurde, einen gewissen Einfluß, und zwar durch das Betonen der deutsch-nationalen Bestrebungen<sup>2)</sup>.

Allein damit war auch für geraume Zeit seine politische Thätigkeit wieder abgeschlossen. Bismarck hatte ihn nicht mehr nötig, da die Dinge in das richtige Geleise geschoben waren, und stellte ihn ruhig und gleichgültig bei Seite; er hatte dem Prinzen die frühere Opposition nicht vergessen und fühlte keine Lust, auf dessen liberal konstitutionelle Anschauungen grundsätzlich einzugehen. Er werde, sagte er damals einem Vertrauten, unter der Herrschaft des Kronprinzen nicht Minister bleiben können, da jener immer mit der Majorität regieren wolle, was in Preußen nicht angehe und wozu er selber nicht die nötige Nachgiebigkeit des Charakters besitze<sup>3)</sup>. Er wollte überhaupt, außer — notgedrungen — auf den König, auf niemanden Rücksicht zu nehmen haben. Damit entsprach er auch vollständig der Eifersucht des greisen Monarchen auf seinen Erben. Es blieb also in dem damaligen System dem Kronprinzen wieder der leere Schein der Macht: die prunkende Repräsentation. Im November 1866 hatte er schon den König in St. Petersburg vertreten, bei Gelegenheit der Vermählung des Zarewitsch — späteren Alexanders III. — mit der dänischen Prinzessin Dagmar. Wichtiger war seine Anwesenheit bei einer anderen Hochzeitsfeier. Er wurde im April 1868 beauftragt, den Besuch, den der italienische Kronprinz Humbert im vorhergehenden Juli in Berlin gemacht hatte, zu erwidern und dessen Vermählung mit der Prinzessin Margarethe von Savoyen beizuwohnen. Das war aber keine bloße Höflichkeit, kein bloßes Ceremoniell; vielmehr galt es,

1) Deutsche Revue, August 1892, S. 141.

2) Schreiben des Lübecker Bevollmächtigten zum Bundesrat, Curtius, vom 26. Febr. 1867; v. Posginger, a. a. D., II 60.

3) v. Wilnowski, Meine Erinnerungen an Bismarck (Berlin 1900), S. 159 f.

Italien möglichst von dem seit einem Jahrzehnt bewahrten französischen Bündnisse zu lösen und das Zustandekommen eines nach Paris hin gravitierenden Ministeriums Lamarmora, das König Viktor Emanuel persönlich anstrebte, zu verhindern. Es kam dabei der Aufgabe des Prinzen zu statten, daß Frankreich durch Vernichtung der Freischaren, die unter dem volkstümlichen Helden Garibaldi zur Befreiung Roms ausgezogen waren, bei Mentana im November 1867, große Erbitterung auf der ganzen Apenninenhalbinsel erregt hatte. Friedrich Wilhelms gewinnende und heldenhafte Persönlichkeit konnte um so eher auf die leicht erregbaren Gemüther der Südländer ihre Wirkung üben; er fand sich mit einer Herzlichkeit und einem allgemeinen Beifall empfangen, der ihn selbst überraschte. Dem gegenüber lehnte er den Wunsch seines Vaters, er solle auch nach Rom gehen, um den Papst zu begrüßen, entschieden ab, um die Italiener nicht zu verstimmen. Bismarck hatte ihn übrigens mit einer Instruktion versehen, die ihm kühles Benehmen gegenüber dem General Lamarmora dringend empfahl. Des Prinzen Auftreten verstärkte die Wucht der nationalen, antifranzösischen Partei bedeutend. Der gleichfalls anwesende Prinz Napoleon wurde überall mit eifigem Schweigen empfangen. Von einem Ministerium Lamarmora konnte die Rede nicht mehr sein<sup>1)</sup>.

Italien war ein um so bedeutenderer Faktor für die Politik Preußens geworden, als sich das Verhältnis zwischen diesem Staate und Frankreich immer bedrohlicher gestaltete. Das französische Volk konnte den Gedanken nicht ertragen, daß in Preußen eine ihm ebenbürtige Großmacht auf dem europäischen Festlande erwuchs, und daß Deutschland, dessen Zersplitterung und Ohnmacht seit mehr als einem halben Jahrtausend der Ausgangspunkt von Frankreichs gesamtter Politik gewesen war, sich ihm nun in einheitlicher Kraft nebenordnen werde. So erschien die Niederlage Oesterreichs wie eine Schwächung Frankreichs, und der Ruf „Vergeltung für Sadowa!“ wurde das tägliche Feldgeschrei der Pariser Hezzeitungen. Napoleon III. selber war bekümmert und entrüstet über die bittere Enttäuschung, die ihm Bismarck bereitet hatte, indem dieser die Überlassung von Belgien, die er ihm in den bänglichen Monaten des Zermürwisses mit Oesterreich in Aussicht gestellt hatte, nunmehr verweigerte<sup>2)</sup>. Der Kaiser mußte, wenn er seinen wankenden Thron aufrecht erhalten wollte, dem Chauvinismus seines

<sup>1)</sup> Eigene Erzählung des Fürsten Bismarck; Baron St. . . . r (nicht Stockmar). Der Berliner Hof und seine Politik, <sup>3</sup> (Berlin 1888), S. 194. — Bismarck an den Kronprinzen, 13. April 1868; Marg. v. Poschinger, II 290 ff.

<sup>2)</sup> S. darüber Max Lenz' schönen Aufsatz: Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Bismarck, II; Deutsche Rundschau, Juli 1899.

Volkcs eine Genugthuung verschaffen: deshalb kaufte er dem Könige von Holland das diesem Fürsten gleichfalls gehörende Großherzogtum Luxemburg ab. Allein dadurch rief er geradezu einen Konflikt mit Deutschland hervor; denn das Land hatte bisher einen Teil des deutschen Bundes gebildet, stand noch innerhalb des deutschen Zollvereins, und seine Hauptstadt war, seit den Befreiungskriegen, von einer preussischen Garnison besetzt, die nunmehr den Rothosen das Feld räumen sollte.

Das deutsche Nationalgefühl war viel zu lebhaft geworden, als daß es solche Auslieferung eines alten Reichslandes, das Deutschland mehrere seiner Kaiser gegeben hatte, an die Franzosen durch einen ihm vom Zufall gesetzten Herrscher ruhig hätte mit ansehen können. Überall machten sich Entrüstung und der Entschluß zum Kriege geltend. Stolz der soeben gewonnenen militärischen Erfolge und im Bewußtsein der siegreich fortschreitenden nationalen Bewegung forderten auch ruhig und staatsmännisch Denkende die sofortige Aufnahme des doch unvermeidlichen Kampfes mit Frankreich. Der Kronprinz teilte diese Auffassung nicht. Er am wenigsten wünschte deutsches Land dem alten Gegner zu opfern, dessen Pläne ihm seit dem 7. und 8. September 1866 bekannt waren, wo er den Konferenzen des nach Berlin geeilten preussischen Gesandten in Paris, des Grafen von der Goltz, mit dem Könige und Bismarck beigewohnt hatte. Aber so wenig er die Preisgabe Luxemburgs gestatten wollte, stimmte er doch aus vollem Herzen den Bemühungen des Grafen Bismarck zu, den Frieden, wenn auch mit Opfern, zu bewahren, soweit die nationale Ehre es erlaubte. Zu furchtbar waren dem edlen und weich empfindenden Herzen des Kronprinzen die Greuel des Krieges nahe getreten, als daß nicht seine ehemalige Kriegslust aus dem Jünglingsalter verraucht wäre und er nicht mit lebhafter Freude jeden Versuch begrüßt hätte, die Erneuerung des blutigen Spieles zu vermeiden. Wie viele Zwischenfälle, z. B. das Eintreten einer Revolution in Frankreich, konnten den Ausbruch des jedenfalls gefahr- und opfervollen Kampfes zwischen diesem Lande und den Deutschen doch noch verhindern? In Übereinstimmung mit seinem Vater, mit Bismarck und auch mit dem Kriegsminister von Roon<sup>1)</sup> sprach dies Friedrich Wilhelm in unzweideutiger Weise aus. Der französische Botschafter Benedetti hat ausdrücklich die friedliebende und versöhnliche Haltung des preussischen Thronerben anerkannt, der ihn gerade damals bei offiziellen Festlichkeiten persönlich auszeichnete. Bekanntlich gelang es, einen Ausgleich zu treffen, indem Luxemburg für neutral erklärt und seine Hauptstadt, „das nordische Gibraltar,“ nach Abzug der preußi-

<sup>1)</sup> Roon, Denkwürdigkeiten, II 328.

schen Besatzung ihrer starken Festungswerke beraubt wurde; dagegen blieb das Großherzogtum im Zollverein.

Diese Lösung war für Frankreich ziemlich demütigend, das abermals zurückgewichen und der letzten möglichen Ausgleichung für Preußens großen Machtzuwachs beraubt war. Wenn Kaiser Napoleon ihr dennoch zustimmte, so geschah das einmal wegen der damaligen militärischen Zerrüttung in seinem Lande, andererseits im Hinblick auf die große Weltausstellung, die dann im Mai 1867 in Paris eröffnet wurde und diese Stadt noch einmal zur Kapitale der ganzen zivilisierten Welt machte. Nicht nur alle Völker, auch ihre Souveräne strömten dort zusammen. Das preußische Königspaar sowie Kronprinz Friedrich Wilhelm und Prinzessin Viktoria gehörten gleichfalls zu den Gästen des Tuilerienhofes; der Kronprinz um so mehr, als er den Vorsitz der preußischen Ausstellungscommission angenommen hatte, im Interesse des Friedens wie der heimischen Industrie. Unter allen damals in Paris sich einstellenden Fürstlichkeiten war, wie Renan hervorgehoben hat, der preußische Thronerbe, der Sieger von Sadowa, der einzige, der die ausgezeichnetsten Männer der Wissenschaft näherer persönlicher Teilnahme würdigte, indem er ihnen einen Besuch abstattete. Er und seine Gemahlin überzeugten sich bei diesem Aufenthalte, wie weit das französische Kunstgewerbe dem deutschen vorangeeilt war. Deshalb beriefen sie sogleich nach ihrer Rückkehr aus Paris ein Comité, daß geschickten und einsichtigen Handwerkern die Mittel zum Studium der Ausstellung gewähren sollte. So waren die beiden hohen Gatten stets auf den inneren Fortschritt des Volkes bedacht und auch auf dessen materielles Gedeihen. Der Kronprinz trat im Dezember 1867 an die Spitze eines großen Komites, das sich die Bekämpfung der furchtbaren Nothlage, in der sich damals zahlreiche Distrikte Ostpreußens befanden, zur Aufgabe gestellt hatte. Ebenso förderte er den Deutschen Fischerei-Verein, dessen hauptsächlichstes Ziel es war, dem deutschen Volke das wohlfeile und kräftige Nahrungsmittel der Seefische in weitem Umfange zugänglich zu machen<sup>1)</sup>. Darf man Friedrich Wilhelm und Viktoria wirklich einen Vorwurf daraus machen, daß ihr Interesse sich nicht auf militärische oder kirchliche Fürsorge beschränkte?

Friedrich Wilhelm blieb auf der Höhe seines Lebens auch den Wissenschaften treu und zumal derjenigen, die ihm als die wichtigste für einen Herrscher erschien, der Geschichte. Gegen den Widerstand der Kreuzzeitungsleute und wohl auch des mit ihnen verbündeten Kultusministers von Mühler setzte er, im Juni 1867, die Ernennung seines

<sup>1)</sup> Marie v. Bunsen, a. a. D., S. 227—232.

früheren politischen Beraters Max Duncker zum Direktor der preussischen Staatsarchive durch <sup>1)</sup>. Er gab den Anstoß zu der umfassenden Veröffentlichung, die neues Licht über die Anfänge von Preußens Größe verbreitete: der Herausgabe der Urkunden und Akten zur Geschichte des Großen Kurfürsten. Er selber vertiefte sich in das Studium dieser Sammlung, die uns den wahren Begründer des preussischen Staates in allen seinen Eigenschaften und Bestrebungen kennen gelehrt hat. Ein wichtiger historischer Gedenktag war es auch, der ihn am 25. Juli 1868 nach Worms führte: es galt die Einweihung von Nietschels herrlichem Lutherdenkmal an dem Orte, wo der mächtige Reformator seine Überzeugung kühn vor Kaiser und Reich verteidigt hatte. Überhaupt schätzte Friedrich Wilhelm den Protestantismus als historischen Faktor sehr hoch. Er wollte für jeden einzelnen Beherrscher Brandenburgs dessen Wirken für das evangelische Wesen auch auf öffentlichen Denkmälern ganz besonders betont wissen; und als man vor ihm bezweifelte, ob dies auf Monumenten geschehen dürfe, die doch für die Anhänger aller Bekenntnisse bestimmt seien, erwiderte er kurz und unwillig: „Na, daß wir evangelisch sind, werden wir ja doch wohl noch sagen dürfen <sup>2)</sup>!“

Er sah aber im Protestantismus hauptsächlich zweierlei Großes: erstens eine national-deutsche Strömung und zweitens den geistigen Fortschritt und den Widerstand gegen kirchlichen Druck. Diese Auffassung bewährte das fürstliche Ehepaar, indem es aus stiller Zurückgezogenheit im Schlosse zu Windsor an den Berliner Oberbürgermeister Seydel am 21. November 1868 zur Feier des 100jährigen Geburtstages Schleiermachers folgendes charakteristische Telegramm sandte: „Von der Heimat entfernt, wünschen wir lebhaft, wenigstens auf diesem Wege, dem Magistrat und den Stadtverordneten der Hauptstadt einen Beweis unserer Teilnahme an der heutigen Feier zum Andenken Schleiermachers zu geben, jenes Mannes, der nicht minder durch sein Wirken für die Kirche und die Belebung wahrhaft kirchlichen Lebens, als durch den ruhmvollen Anteil, den er in schwerer Zeit an der Erweckung und Bethätigung vaterländischen Aufschwungs genommen, unvergänglich in den Herzen unseres Volkes zu leben verdient.“ Ihre wahre Bedeutung erhält diese Kundgebung durch die Thatfache, daß die hyperorthodoxe Partei sich der Feier des Gedenktages mit aller Kraft widersetzt und daß es dem Berliner Magistrat die größte Mühe gekostet hatte, für denselben die Nikolaikirche eingeräumt zu erhalten. Nicht minder ist das

1) Gaym, Duncker, 418 f.

2) Delbrück, Persönliche Erinnerungen, 27.

Interesse bezeichnend, das der Kronprinz an der Feier des 100jährigen Geburtstages Alexanders von Humboldt nahm, am 14. September 1869. Solche an sich kleinen Züge sind doch bedeutsam, um die wahre Gesinnung und das umfassende Streben zu charakterisieren, die diesen seltenen Fürsten erfüllten.

Daneben wurden die militärischen Pflichten keineswegs vernachlässigt. Angesichts des stets drohenden Krieges mit Frankreich bildete der König 1868 eine Landesverteidigungs-Kommission, deren Vorsitz er dem Kronprinzen übertrug. Es war dies wahrlich ein zu wichtiges Geschäft, als daß es der greise Herrscher in seiner hohen Gewissenhaftigkeit dem Sohne nur aus Konvenienzzücksichten anvertraut hätte. Eine solche Thatsache widerlegt so manche Anklagen, die Parteigeist oder persönliche Abneigung gegen Friedrich Wilhelm ausgesprochen haben.

In jenen Jahren traten er und seine Gemahlin in enge Beziehungen zu dem trefflichen Heinrich Gelzer, dem ganz zum Deutschen gewordenen Schweizer, der zugleich als weltlicher und Kirchenhistoriker wirkte. Gelzer war ein durchaus gläubiger und konservativer, dabei aber für Freiheit und Einigkeit Deutschlands begeisterter Gelehrter. Er, der Vertraute des edlen Großherzogs von Baden, erlebte freundlichstes Entgegenkommen bei dessen erlauchtem Schwägerpaare. „In beiden fand er das vollste Verständnis dafür, daß nicht ein vergrößertes Preußen, sondern ein einiges Deutschland das Ziel der Arbeit sein müsse, und das Wort der Kronprinzessin, daß den beiden Friedrich, nördlich und südlich des Mains, bei der Arbeit für die Überbrückung desselben eine Hauptaufgabe zufalle, stimmte mit Gelzers freudigsten Hoffnungen zusammen<sup>1)</sup>.“

So war es dem Kronprinzen eine große persönliche und patriotische Genugthuung, als er im Mai 1868 die Vertreter des ganzen deutschen Volkes begrüßen durfte, die sich, zum erstenmale seit dem Jahre 1849, zusammenfanden, und zwar zum Zollparlamente in Berlin. Er wollte seiner Freude, wenigstens für ein bestimmtes Ziel den trennenden Mainstrom überbrückt zu sehen, einen sichtbaren Ausdruck geben und lud die Parlamentsmitglieder zu einem glänzenden Gartensfeste ein nach dem Neuen Palais bei Potsdam mit seinem herrlichen Parke (23. Mai). Keinen Fest- und Gedenktag feierte das deutsche Volk, ohne daß sich daran Friedrich Wilhelm mit Herz und Geist beteiligte. Ist es zu verwundern, daß das Volk ihn zu sich rechnete, daß ein enges Band gegenseitiger Liebe und Achtung den Fürsten und die Nation umschlang?

<sup>1)</sup> Friedr. Curtius, Heinrich Gelzer (Berlin 1892), S. 22 f.

Denn auch in ernster politischer Arbeit stellte sich der Kronprinz durchaus auf den freien und volkstümlichen Standpunkt. Eine Angelegenheit von großer grundsätzlicher Bedeutung erregte im Frühjahr 1870 alle Kreise. Bei der Beratung des allgemeinen deutschen Strafgesetzbuchs hatte der Reichstag die Aufhebung der Todesstrafe ausgesprochen. Die preussische Regierung widersetzte sich dieser Neuerung. Friedrich Wilhelm neigte der Auffassung des Reichstags zu und suchte sie, wenn auch vergeblich, bei seinem Vater und dem Reichskanzler zur Geltung zu bringen. Als ihm dies nicht gelang, bemühte er sich wenigstens, die Todesstrafe für politische Verbrechen in Fortfall zu bringen. Aber trotz lebhafter Befürwortung im Kronrate vermochte er auch damit nicht durchzudringen. Auf den dringenden Rat des Kronprinzen, den nach seinem Wunsche der Reichstagspräsident Simson den Führern der ausschlaggebenden nationalliberalen Partei übermittelte, gab endlich der Reichstag nach, um nicht das ganze Werk des nationalen Strafgesetzbuchs zu gefährden. Unablässig hat Friedrich Wilhelm ohne Rücksicht auf die systematische Zurücksetzung, die ihm der Kanzler angedeihen ließ, redlich dafür geschafft, alle Differenzen zwischen Bismarck und der Volksvertretung beizulegen; so in der Frage neuer Steuern, wo im Frühjahr 1869 die Geister heftig aufeinander prallten. Das große Ziel: Deutschland zu einigen und gegen den drohenden Angriff Frankreichs widerstandsfähig zu machen, stand ihm weit über den kleinlichen Interessen des Tages und der Person<sup>1)</sup>.

Wenn aber der Thatendrang und das berechtigte Streben des Prinzen nicht immer die angemessene Wirksamkeit fanden, so schöpfte er stets wieder Trost und Befriedigung aus seinem glücklichen und erfreulichen Familienleben. Am 10. Februar 1868 — dem Jahrestage der Hochzeit Alberts und der Königin Viktoria, sowie der Taufe ihrer ältesten Tochter — wurde dem kronprinzlichen Ehepaare ein vierter Sohn geboren, der den Namen Waldemar erhielt; so wurde die traurige Lücke ausgefüllt, die der Tod Sigismunds in dem Kinderkreise gerissen hatte. Es war diese wehmütige Erinnerung, die zugleich mit der Schönheit und jugendlichen Heiterkeit des Knaben ihn dem Herzen der Eltern ganz besonders teuer machte. Am 27. Januar 1869 vollendete dann der älteste Sohn, Prinz Wilhelm, sein zehntes Lebensjahr; er wurde nunmehr, alter Überlieferung des hohenzollernschen Hauses entsprechend, mit dem Schwarzen Adlerorden geschmückt und als Sekondeleutnant im ersten Garderegimente zu Fuß in das Heer eingereiht. Welche Erinne-

<sup>1)</sup> Ms. Korrespondenz Forckenbedts, von mir s. T. abgedruckt in der Deutschen Revue, Febr. 1899, S. 131, 138.

rungen mußte dieses wichtige Familienereignis in dem Kronprinzen erwecken an jenen nun schon so fernen Tag, wo vor mehr als einem Vierteljahrhundert König Friedrich Wilhelm IV. ihn gleichfalls in das Offizierkorps desselben Regiments eingeführt hatte. Wie waren seitdem die Zeiten verändert, mit seiner eignen Beihilfe große Dinge vollbracht, die man damals nicht für möglich gehalten!

Die Erziehung der Kinder bildete stets das Hauptaugenmerk des kronprinzlichen Paares in seinem Familienleben. Oft wohnten die beiden hohen Eltern selber in früher Morgenstunde dem Unterrichte bei, und am Schluß jedes Semesters fand vor ihnen eine Prüfung der Kinder statt. Leib und Seele derselben sollten in voller Gesundheit und Frische erblühen und ihnen so die Kraft gegeben werden, den schwierigen Anforderungen der künftigen hohen Stellung zu genügen. Die Talente, die etwa in jedem von ihnen schlummerten, sollten erweckt und gepflegt werden, damit jedes einst zum Besten des Vaterlandes wirken und in seiner Weise das Hohenzollernhaus würdig vertreten könne. Zumal bei den Söhnen, die naturgemäß mehr in die Öffentlichkeit zu treten hatten, wurde auf gleichmäßige Ausbildung des Geistes, Herzens und Charakters gesehen. Ihre Lehrstunden begannen im Sommer schon um sechs, im Winter um sieben Uhr, so daß um 9<sup>1/2</sup> Uhr die wichtigsten Unterrichtsgegenstände bereits erledigt waren. Dann fand das Familienfrühstück statt, dem eine Zeit des Spiels und der Erholung folgte, worauf der Unterricht wieder begann, bis ein Uhr. Nun kamen Spaziergänge, das Diner, das in Potsdam um zwei, in Berlin um fünf Uhr eingenommen wurde, und zwei Stunden der Erledigung der Aufgaben. Einigen Lehr- und Übungsstunden wohnten die Schwestern zugleich mit den Brüdern bei, wie dem Zeichnen, Tanzen, Reiten. So war jeder Tag auf das genaueste und zweckmäßigste eingeteilt. Das ganze Familienleben aber durchdrang wohlthuend der heitere und frische Sinn des erlauchten Oberhauptes. „Der Kronprinz,“ sagte Bismarck 1867, „ist eine Persönlichkeit, die das beneidenswerte Glück hat, wenn auch nur den bescheidensten Ansprüchen genügt wird, in behaglichster deutscher Weise nicht nur vergnügt zu scheinen, sondern es wirklich zu sein<sup>1)</sup>.“

Willkommene Abwechslung in das Gleichmaß des Lebens brachte die weiteste und interessanteste Reise, die der Kronprinz je unternommen: die Orientfahrt, die er in den ersten Tagen des Oktober 1869 antrat. Der Bizetönig von Ägypten hatte alle europäischen Souveräne zur Eröffnungsfeier des großen Suezkanals eingeladen; Friedrich Wilhelm

<sup>1)</sup> v. Wilmoſki, Erinn. an Bismarck, 160.



sollte dabei den greisen Vater vertreten, beabsichtigte aber vorher die erinnerungsreichsten Stätten des Ostens zu besuchen. Das entsprach so recht der nachdenklichen und weihevollen Richtung seines Geistes. Der König hatte zuerst Bedenken getragen, eine Reise zu genehmigen, die bedeutende Kosten verursachen mußte. Allein Graf Bismarck, der in den letzten Jahren so oft den Beistand des Kronprinzen gefunden hatte, kam nunmehr dessen dringendem Wunsche zu Hilfe, indem er vorstellte, wie große politische Bedeutung ein unterwegs vorzunehmender Besuch des Prinzen in Wien haben werde, um den österreichischen Kaiser, der im geheimen ein Bündnis mit Frankreich zur „Rache für Sadowa“ verhandelte, Preußen günstiger zu stimmen<sup>1)</sup>.

So durfte Friedrich Wilhelm auf die Reise gehen, die wirklich mit ihrem politisch einflußreichsten Akte: dem Aufenthalte in Wien, begann, wo er nicht allein mit allen seinem hohen Range gebührenden Ehrenbezeugungen, sondern auch, wenigstens von seiten des Kaisers und seiner Familie, mit wohlthuender Herzlichkeit aufgenommen wurde. Die schöne und stolze Kaiserin Elisabeth war von Ischl herbeigeieilt, nur um den preußischen Gast persönlich begrüßen zu können. Der Sieger von Custozza, Erzherzog Albrecht, dessen Sachkenntnis niemand in Zweifel ziehen dürfte, erkannte rühmend Friedrich Wilhelms Thätigkeit in der Schlacht bei Königgrätz an. Der Besuch des ehemaligen Gegners in der Hofburg der Habsburger hatte freilich keine unmittelbar zu greisenden Folgen, aber milderte doch widrige Gefühle und zeigte, daß ein Zusammenhalten und Zusammenwirken in der Zukunft wieder möglich sei. Es war der erste Schritt zu der Annäherung, die sich ein Jahrzehnt später in so erfreulicher Weise vollzogen hat.

Von Wien reiste Friedrich Wilhelm durch Italien, wo er mit vielen bedeutenden Männern zusammen zu treffen Gelegenheit fand, an das adriatische Meer. Hier erwartete ihn ein Geschwader norddeutscher Kriegsschiffe: zum erstenmale seit einem halben Jahrtausend erblickten die morgenländischen Völker eine deutsche Orlogsslotte. Über das blühende, sonnenbeglänzte und weinumrannte Korfu, wo er seinen 38. Geburtstag beging, eilte der Prinz nach Athen, wo er der gefeierte Gast des jungen griechischen Königspaares wurde. Welchen Genuß bereitete es ihm, an den klassischen Stätten schönster menschlicher Bildung zu weilen, die seinem Herzen von Kindheit an so teuer waren! Er war mit den herrlichen Überresten des athenischen Altertums so vertraut, daß er darin selbst dem Könige Georg von Griechenland als Führer diente<sup>2)</sup>. Dank-

1) Lord Loftus, *Diplomatic Reminiscences*, II, I, 252.

2) Freundliche Mitteilung des verewigten Ernst Curtius.

bar gedachte der edle Fürst bei diesen archäologischen Genüssen seines verehrten Lehrers Ernst Curtius. Am 24. Oktober traf er in Konstantinopel ein. Der Empfang, der ihm dort bereitet wurde, bewies, daß die Deutschen im Auslande schneller und vollständiger als die Landsleute daheim die Folgerungen aus den Ereignissen des Jahres 1866 gezogen hatten und sich mit Freuden unter die starken Fittiche des preußischen Mars bargen: auf gemietetem Dampfer, von dem stolz das Schwarzweißrot des norddeutschen Bundes wehte, holten sie feierlich den Kronprinzen ein. Jeder Deutsche im Orient, mochte er auch vom Süden des Mains herkommen, fühlte sich gehobener und sicherer, seitdem deutsche Kriegsfahrzeuge ihre Geschütze Freunden und Gegnern gezeigt hatten. Aber auch den fremden Diplomaten, sowie den Türken selbst gefiel der stattliche und gütige Fürst überaus. Der Sultan und sein Großwesir bewiesen ihm eine Liebenswürdigeit und eingehende Aufmerksamkeit, wie sie sonst gerade bei diesen Herren ganz unerhört waren<sup>1)</sup>. Der Kronprinz aber schwelgte in den Naturgenüssen und orientalischen Herrlichkeiten der türkischen Hauptstadt.

Von den lieblichen blühenden Ufern des Bosporus ging die Fahrt nach Palästinas Sand- und Felsenküsten. Nachdem der Prinz den Unannehmlichkeiten der Auschiffung in Jaffas schlechtem Hafen entronnen, ritt er, mit starkem Gefolge, durch dufende Orangenhaine und über das rauhe Gebirge von Juda nach Jerusalem, wo nicht nur die osmanischen Behörden und Truppen aller Art, sondern auch die ganze bunte Bevölkerung der heiligen Stadt, Palmzweige schwingend, den berühmten Sultanssohn des Nordens empfingen. Die Herrlichkeiten Athens hatten Friedrich Wilhelm mit tief empfundenem Entzücken erfüllt; aber Jerusalem's welthistorische und für jedes religiöse Gemüt so unvergleichliche Bedeutung regte sein ganzes Wesen auf. „Wenn ich,“ schreibt er da in sein Tagebuch, „von dieser erhabensten Stätte der ganzen Welt aus versuchen wollte, es auszudrücken, wie bewegt mein Herz bei dem Gedanken ist, in Jerusalem zu sein, würde ich zu viel unternehmen. Was mich für mein ganzes ferneres Leben glücklich macht, ist, daß ich die Stätten betreten habe, an denen Jesus Christus geweiht, daß ich die Berge und Gewässer geschaut, auf denen sein Auge täglich geruht.“ Und nachdem er den ersten Abend auf dem Ölberge geschildert, fährt er fort: „Hier konnte das Gemüt sich von der Erde abwenden und dem Gedanken ungestört nachhängen, der jeden Christen im Innersten bewegt, wenn er auf das große Erlösungswerk zurückblickt, das an dieser Stätte seinen erhabensten Ausgangspunkt feiert.“ Indes so tiefen Eindruck die

<sup>1)</sup> Graf Kayserling an den Fürsten von Rumänien, 30. Nov. 1869; Aus dem Leben König Karls von Rumänien, II 39.

prächtigen farbenreichen Silber, sowie die großen religiösen und historischen Erinnerungen, die sich an Jerusalem knüpften, auf den Kronprinzen hervorbrachten, unterließ er auch hier nicht, sich der seinem Range entsprechenden Repräsentation, sowie der Förderung deutschen Wesens zu widmen: auf den Trümmern des alten Johanniterkonvents gründete er für die deutschen Protestanten der heiligen Stadt Kirche und Schule, Waisen- und Krankenhaus, damit sie nicht länger von der Hilfe und den Einrichtungen der englischen Glaubensgenossen abhängig blieben. Ungleich so vielen deutschen Diplomaten, die nur Vertreter der bevorrechteten Klassen der Heimat bei einer fremden Aristokratie zu sein glauben, ließ sich der Kronprinz die gesamte deutsche Kolonie Jerusalems vorstellen und verkehrte mit ihr in seiner freundlichen und liebenswürdigen Weise. — Auch die Gefühle der jerusalemitischen Juden schonte er in seiner Güte. Als ihm jemand ein Stück der alten Tempelmauer, an der die Israeliten seit mehr als einem Jahrtausend ihre Klage über den Verlust der heiligen Stadt anstimmen, zur Erinnerung abhämmern wollte, befahl der Kronprinz aus dem angedeuteten Grunde, es zu unterlassen, und begnügte sich mit einem Mauerpflänzchen. Solche Tüde reden deutlicher von dem Charakter des unvergeßlichen Fürsten, als es dicke Bücher voll Lobreden thun könnten<sup>1)</sup>.

Beirut, der Libanon, Damaskus mit seiner paradiesischen Umgebung wurden in schnellem Fluge besucht. Einen Tag hindurch weilte der Prinz auf dem Schlosse Bet-ed-Din, das einst dem bekannten Maronitenhäuptlinge Emir Beschir gehört hatte und Spuren origineller mittelalterlicher Architektur aufwies. Überall wurde dem Prinzen ein Empfang, wie er dem Erben eines der mächtigsten und glorreichsten Staaten Europas gebührte, dessen Ruhm sich selbst bis in diese entlegenen und halb barbarischen Länder verbreitet hatte.

Am 15. November traf das Geschwader in Port Said, dem nördlichen Endpunkte des Suezkanals, ein. Hier hatte sich eine erlauchte Gesellschaft der durch Stellung, Macht und glänzenden Namen hervorragenden Vertreter Europas versammelt, unter der sich auch Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, der frühere Gegner, sowie Kaiserin Eugenie von Frankreich, die künftige Feindin, befanden, und in der die Helden-

<sup>1)</sup> Die Anwesenheit des Kronprinzen von Preußen in Palästina, von einem Süddeutschen (Augenzeugen), Berlin 1870, S. 20, 36 f., 79. — Der letzten Angabe ist mit Hinweis auf den Briefbeschwerer widersprochen worden, den der Kronprinz einem jüdischen Stadtrat in Berlin zum Geschenk mitgebracht hat: einen Stein mit der hebräischen Inschrift „Das Haus Salomos in Jerusalem“. Der Stein ist sicher von irgend einem Händler in Jerusalem erstanden und trägt keinerlei Bürgschaft an sich, daß er von der Klage mauer stammt.

gestalt des preußischen Kronprinzen alle Blicke auf sich zog. Zwei Tage später fand die feierliche Einweihung des Kanals statt; diese großartige Größnung eines der herrlichsten und segensreichsten Kulturwerke der Welt ist allen Teilnehmern unvergeßlich geblieben. Der deutsche Aviso „Grille“ war eines der ersten Schiffe, die den Kanal durchfuhren: ein Vorzeichen für die Zukunft — denn heute wird er durchdampft von zahlreichen deutschen Paket Schiffen, die das europäische Festland mit dem fernen Osten verbinden. Der Welthandel, der Jahrhunderte hindurch von seinen früheren Bahnen abgelenkt war, kehrt wieder in dieselben zurück, und es werden, wie im Mittelalter, die norditalienischen Häfen und die deutschen Handelsstädte die Stapelplätze des Verkehrs zwischen dem nördlichen Europa und dem Orient.

Der Vizekönig von Ägypten, Ismail Pascha, der mit seinem Sohne kurz zuvor die Gastfreundschaft des Berliner Hofes genossen hatte, war dem Kronprinzen der aufmerksamste Wirt. Friedrich Wilhelm besuchte Kairo und fuhr den Nil hinauf bis zur südlichen Grenze Ägyptens, überall, unter der sachverständigen Leitung der Professoren Lepsius und Dümichen, Pyramiden und Ruinen besichtigend. „Eine Nilfahrt,“ schrieb er in sein Tagebuch, „gehört vielleicht zu den ansprechendsten Erlebnissen einer Reise, verlangt aber unglaublich viel Zeit; sie hat wenigstens in mir das Gefühl zurückgelassen, daß ich trotz allen Genußes kein Verlangen empfinde, sie ein zweitesmal zu machen. Alles hat mich in Oberägypten interessiert, aber doch mehr seines merkwürdig Neuen wegen, als daß ich es schön gefunden hätte. Trotz ihrer Palmen und Felsgebilde bleibt die Landschaft hier monoton, während ich in Italien z. B. mich nie satt sehen konnte. Dort ist alles Leben, Mannigfaltigkeit und Abwechslung, im Nilthal von allem diesem das Gegenteil.“ Inmitten der eigentümlichen Eindrücke des Orients aber schmerzte es ihn, zum erstenmale seit seiner Verlobung den Geburtstag seiner Gemahlin fern von ihr zubringen zu müssen.

Nach diesem Ausfluge begab der Prinz sich nach Kairo und dann nach Alexandrien, eifrig die großartigen Reste des Altertums studierend. In beiden Städten feierten ihn die Deutschen, ohne Unterschied des engeren Vaterlandes, durch Fackelzug und Lied. In der ägyptischen Hauptstadt legte er den Grundstein zur ersten protestantischen Kirche dieser Kapitale. Aber auch die Araber bewunderten ihn, der den mächtigen Kaiser von Oesterreich geschlagen habe; sie staunten nur, daß er nicht noch größer sei an Gestalt, denn zum Riesen von zehn Ellen Höhe hatte ihn die geschäftige Sage umgeschaffen. Der Kronprinz brachte die mannigfachste Anregung und Belehrung, sowie eine Menge neuer und schöner Vorstellungen von seiner Orientreise heim; aber auch für

Deutschland schaffte sie Nutzen, da sie das werdende Gesamtreich in würdiger Vertretung den östlichen Völkern vor Augen geführt hatte. König Wilhelm hat das ausdrücklich und in offizieller Weise anerkannt<sup>1)</sup>.

Die Heimkehr fand im Dezember statt. In Neapel erfreute sich der Prinz abermals der unvergleichlich schönen Natur, sowie des Wiedersehens mit dem kronprinzlichen Paare von Italien. Durch Rom, wo soeben das ökumenische Konzil eröffnet war, fuhr er in demonstrativer Weise ohne Aufenthalt auf der Eisenbahn durch. Bald gelangte er nach Cannes, wo er das Glück hatte, mit seiner Gemahlin und seinen Kindern wieder vereint zu werden, und mit ihnen das Weihnachtsfest fröhlich feierte. Er und die Kronprinzessin nahmen den Rückweg über Paris, wo sie wiederum Gäste des französischen Kaiserpaars wurden. Wie wenig ahnten alle, daß Friedrich Wilhelm sieben Monate später seine freundlichen Wirte mit dem Schwerte bekämpfen, neun Monate später als Bedränger vor der großen glänzenden Seinestadt lagern werde, die jetzt alle Wunder und Lockungen ihrer Üppigkeit, Kunst und heiteren Lebendigkeit vor ihm entfaltete. Am Sylvesterabend trafen er und die erlauchte Gattin wohlbehalten in Berlin ein.

1) *Notus*, II, I, 255.

## Achtes Kapitel.

# Der alldeutsche Feldherr.

Als das verhängnisvolle Jahr 1870 anbrach, dachte niemand an die Möglichkeit eines nahen großen Krieges. Die Fürsten und leitenden Staatsmänner wetteiferten in Versicherungen ihrer friedfertigen Gesinnungen und Aussichten. Auf Rat der Ärzte begab sich der Kronprinz, der seit längerer Zeit an rheumatischen Affektionen sowie an Schmerzen der Leber litt<sup>1)</sup>, zu einer Kur nach Karlsbad, von der er im April über Breslau geheilt zurückkehrte. In der schlesischen Hauptstadt traf er den Zaren Alexander II., der ihm eigenhändig den hohen St. Georgenorden zweiter Klasse zum Lohn für seine böhmischen Siege an der Brust heftete. Zwei Monate später, am 14. Juni, erfreute sich das kronprinzliche Ehepaar der Geburt seiner dritten Tochter, Sophie. Der König hatte sich dann, wie jedes Jahr, nach Ems zur Bädetur begeben, als plötzlich die furchtbarste Entscheidung an ihn herantrat.

Die gebildeten und einflußreichen Kreise des französischen Volkes konnten es nicht verschmerzen, daß an der Ostgrenze, an Stelle des kleinen und gering geachteten Preußen, ein mächtiger Bund entstanden war, und daß die Nation der Träumer und Philosophen sich anschickte, eine kraftvolle politische und militärische Einheit herzustellen. Sie sahen darin eine Gefahr für die Größe und das Ansehen ihres eignen Landes. Indem sie ihren Kaiser, der solches nicht zu hindern, ja nicht einmal für Frankreich die Genugthuung einer Gebietserweiterung zu erlangen imstande gewesen war, dafür verantwortlich machten, forderten sie von ihm um so gebieterischer einen Krieg gegen Preußen, dessen Besiegung und Zertrümmerung ihr nationaler Stolz als selbstverständlich betrachtete. Die in Frankreich von der kaiserlichen Regierung selbst

1) Ms. Stockmar an Samwer, 24. April 1870.

vorgezogene und gekräftigte Merikale Partei aber sah mit besonderem Ingrimm das Aufkommen einer protestantischen Macht und drängte mit wachsender Heftigkeit auf deren Bekämpfung. Napoleon III. kannte freilich die moralischen und materiellen Kräfte Deutschlands besser als seine Unterthanen, und zögerte so lange wie möglich, die Wünsche der Kriegsfreunde zu erfüllen; allein auf die Länge konnte er sich, wenn er seinen Thron nicht gefährden wollte, diesen nicht widersetzen. Endlich fanden sie eine kräftige Handhabe in der Thatsache der Erwählung eines Prinzen von Hohenzollern, Leopold, zum Könige von Spanien. Graf Bismarck hatte diese Kandidatur lebhaft unterstützt, weil er aus ihr politische und kommerzielle Vorteile für Deutschland erhoffte, und Frankreichs deutlich gezeigter Gegensatz hatte ihn dabei wenig gekümmert; er war es müde, Frankreich immer als Hindernis auf den Wegen der preussisch-deutschen Politik zu finden. Dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm dagegen, war, wie seinem Vater, der spanische Plan anfangs sehr unsympathisch gewesen, da sie der Treue und Festigkeit der Spanier, mit Recht, von Grund aus mißtrauten. Aber als Rittmeister von Verjen von einer auf Bismarcks Befehl unternommenen Erkundigungsreise nach der iberischen Halbinsel voll günstiger Eindrücke und mit den besten Hoffnungen für die Zukunft zurückkehrte, gelang es diesem feurigen Offizier, den Kronprinzen völlig umzustimmen, indem er ihm die Spanier als eine edle, unglückliche, der rettenden Hand eines tüchtigen und begabten Fürsten harrende Nation schilderte (Ende Mai 1870). Der Gedanke, daß dem Prinzen Leopold hier eine hohe Kulturaufgabe gestellt sei, erwärmte das stets ideal gerichtete Herz Friedrich Wilhelms, dem die verborgenen Absichten Bismarcks in dieser Angelegenheit nicht zur Kenntnis kamen. Er verhandelte sofort darüber, ohne Wissen des Königs, mit dem Bundeskanzler und unterstützte auch dessen erneute Schritte bei dem Erbprinzen von Hohenzollern. Wirklich ließ sich dieser nun für die Vorschläge der Spanier gewinnen. Friedrich Wilhelm wandte sich darauf auch an den eignen Vater und vermochte ihn zur Aufgabe seines Widerstandes zu bewegen, wenn schon der greise Herrscher mit dem Herzen nicht bei der Sache war. Der Kronprinz ist so, selbstverständlich in ganz unbeabsichtigter Weise, einer der Hauptveranlasser des großen Krieges geworden<sup>1)</sup>. Der Widerstand, den Frankreich schon längst der Hohenzollernkandidatur gezeigt hatte, war wohl Bismarck, aber weder dem Kronprinzen noch der fürstlichen Familie Hohenzollern bekannt. Nunmehr nahm Prinz Leopold die spanische Krone

<sup>1)</sup> Aus dem Leben König Karls von Rumänien, II 70, 93. — Friedr. Wilh. an Bismarck, Potsdam, 30. Mai 1870; Kohn, Bismarck-Jahrbuch, IV 96. — v. Werthern, General von Verjen (Berlin 1898), S. 80 ff.

thatsächlich an, im Vertrauen auf die alte Freundschaft, ja Verwandtschaft, die die Fürsten von Hohenzollern mit Napoleon III. verband. Allein die Kriegspartei unter der Führung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Herzogs von Gramont, die reaktionären Bonapartisten, die gesamte Pariser Presse nötigten dem schwer kranken und deshalb willensschwachen Kaiser die mit Drohungen und Säbelgerassel verbundene Aufforderung zu sofortiger Zurückziehung der Kandidatur ab: Frankreich könne keinen Hohenzollern auf dem spanischen Throne dulden. In seiner Friedensliebe ging der fast unbegleitet in Ems weilende Wilhelm I. selbst weiter, als es die öffentliche Meinung Deutschlands und mit ihr Graf Bismarck<sup>1)</sup> gut hießen; infolge Aufforderung des Königs zog der Erbprinz von Hohenzollern seine Kandidatur in Spanien zurück, und die französischen Schmähungen und Verhöhnungen gegen Preußen schienen ungefühnt zu bleiben. Allein sogar eine solche, für Frankreich überaus schmeichelhafte Lösung war nicht nach dem Sinne der Kriegsfreunde am Pariser Hofe. Unter ihrem Drucke verlangte Kaiser Napoleon, daß der König von Preußen nicht nur sich ausdrücklich dem Verzicht des Erbprinzen anschließe, sondern auch Bürgschaften gebe, daß in Zukunft dessen Kandidatur nie wieder aufgestellt werde. Eine so entehrende, unter Drohungen vorgebrachte Forderung wies der König selbstverständlich ab. Damit war für die Franzosen der Krieg entschieden, damit aber auch gerade das bewirkt, was man in Paris hatte verhindern wollen: die Herstellung der deutschen Einheit. Ganz Deutschland empfand mit tiefem Ingrimm die Schmach, die die französischen Machthaber dem greisen Heldenkönige angethan hatten, ganz Deutschland sah in deren Auftreten eine kecke Herausforderung, auf die es nur eine Antwort gab vom Bodensee bis zum Riesen: zu den Waffen! Vergessen war der Bruderkrieg von 1866, weggewischt alles, was Nord und Süd bisher in gegenseitigem Mißtrauen trennte. Es galt den gemeinsamen Kampf wider den schlimmen Nachbarn, der seit so vielen Jahrhunderten immer wieder das friedliche Deutschland mit Krieg überzogen und ihm seine schönsten Grenzprovinzen geraubt hatte.

Am 15. Juli reiste König Wilhelm vom Rhein nach Berlin zurück, auf jedem Bahnhofe vom begeisterten Jubel einer Nation begrüßt, die ihm gelobte, mit dem letzten Blutstropfen ihm in dem Kampfe für Deutschlands höchste Güter beizustehen. Bis Brandenburg fuhr ihm der Kronprinz entgegen, begleitet von Bismarck, Roon und Moltke. Der Monarch, von den letzten Vorgängen in Paris nicht unterrichtet, hoffte noch auf Erhaltung des Friedens; aber die Darlegungen des

1) v. Sybel, Die Begründung des deutschen Reiches, VII 303 f., 325.



Prinzen und des ersten Ministers, die beide in gleichem Maße die Unmöglichkeit erkannt hatten, den Krieg zu vermeiden, überzeugten ihn von dem vollen Ernste der Sachlage. Bei der Ankunft in Berlin brachte der Unterstaatssekretär von Thile die letzten entscheidenden Nachrichten aus Paris. Und nun erfolgte „in dem unscheinbaren Raume, den der provisorische Potsdamer Bahnhof als königliches Wartezimmer darbot, und zwar in der Mitte desselben, unter dem historischen Kronleuchter (der sich jetzt im Berliner Hohenzollernmuseum befindet), eine kurze Beratung. Der Kronprinz, halb seitwärts neben dem Könige, stand da wie ein flammender Kriegsgott, das Urbild des teutonischen Hornes, mit zurückgeworfenem Haupte und drohend erhobener Rechten.“ Also erzählt ein Augenzeuge dieser Scene<sup>1)</sup>. Das Ergebnis der kurzen Besprechung war, daß Wilhelm I. die Mobilmachung des ganzen norddeutschen Heeres und der Flotte anbefahl. Voll Begeisterung für die kriegerische Abwehr der schweren Bedingungen, verkündete dies der Kronprinz den auf dem Bahnhofe anwesenden Offizieren mit den kurzen Worten: „Krieg und mobil,“ und die schicksalschwere Nachricht entsprach so sehr dem allgemeinen Gefühl, daß sie unter der Volksmenge, die ihren König erwartete, lebhaften Jubel hervorrief. Der greise Held, in tiefer Bewegung, umarmte den Sohn unter Thränen, und beide fuhren durch die dicht gedrängten Massen in das Palais unter den Linden. Um sie erbrauste die feierliche Weise der „Wacht am Rhein“: nicht um Preußen wurde gekämpft, sondern um Deutschland, das fühlte in jenem großen Augenblick Friedrich Wilhelm mit freudiger Zuversicht.

Und das verstand man auch in Süddeutschland. So wenig die Könige von Bayern und Württemberg geneigt waren, sich dauernd der Führung des Hohenzollernschen Hauses unterzuordnen, dem sie sich mindestens ebenbürtig dünkten — sie begriffen doch, ebenso wie ihre Minister, daß die nationale Begeisterung sie wie Spreu hinwegfegen würde, wenn sie nicht die ganze Kraft ihres Staates an den großen Krieg gegen Frankreich setzten. Die Großherzoge von Baden und Hessen waren aus innerstem Drange der deutschen Sache ergeben. Noch am 16. und 17. Juli verfügten die vier süddeutschen Herrscher die Mobilmachung ihrer Heere, und ihre Kammern stimmten dem um so mehr zu, als am 19. Juli die offizielle Kriegserklärung Frankreichs an Preußen erfolgte.

Tag und Nacht saß der Kriegsrat im Palais zu Berlin. Nach Moltkes Plan sollten drei Armeen gebildet werden: eine erste, den rechten Flügel bildend, unter Steinmeß, mit dem I., VII. und VIII. Korps;

<sup>1)</sup> Der jüngere Graf Roon, in den „Denkwürdigkeiten“ seines Vaters, II 462 f.

eine zweite, das Zentrum, unter Friedrich Karl, mit der Garde, dem II., III., IV., IX., X. und XII. Korps; eine dritte — der linke Flügel — unter dem Kronprinzen, mit dem V., VI. und XI. Korps, den beiden bayerischen Korps, der württembergischen und der badischen Division. Keine Frage, daß Friedrich Wilhelm abermals den bei weitem schwierigsten Auftrag erhielt, die süddeutschen Truppen in den Kampf zu führen, die einerseits nicht in der bewährten preußischen Schule gebildet waren, andererseits gegen die preußischen Soldaten und die preußische Leitung vielfach Abneigung und Eifersucht hegten. Freilich war die ebenso imponierende wie liebenswürdige und gewinnende Persönlichkeit Friedrich Wilhelms die geeignetste, vielleicht die einzig geeignete, auch unter den Waffen die trennende Kluft zu überbrücken und die Herzen der Süddeutschen für die nordischen Brüder einzunehmen. Aber auch von den ihm zugewiesenen preußischen Truppen war das erste seit 1866 neu gebildet, so daß seine Reservemannschaften mangelhaft oder garnicht nach preußischem Reglement geübt waren. Das einzige altpreußische Korps war einstweilen, da das sechste noch zum Schutze des Ostens zurückblieb, das fünfte<sup>1)</sup>. Die Mißlichkeit der Stellung des Kronprinzen wurde durch die Thatsache erhöht, daß man ihm alle die zahlreichen Fürstlichkeiten, die als Zuschauer dem großen Kampfe beiwohnen wollten, mit ihrem ungeheuren Troß zuwies: was seine Zeit, Kraft und Gedanken auf Unwesentliches vergeuden mußte. In seiner etwas schwer empfindenden Weise war er auch darauf gefaßt, daß er mit seinem bunt zusammengesetzten Heere, in dem zwölf deutsche Dialekte erklangen — außer den Süddeutschen waren da Schlesier, Posener, Westfalen, Kurhessen, Nassauer, Thüringer, Waldecker, Frankfurter — „schwerlich große Unternehmungen werde ausführen können.“ Ein Trost für ihn war, daß es ihm gelang, zum Generalstabschef wieder den bewährten und von ihm so hoch geschätzten Blumenthal zu gewinnen, den er mit rührendem Vertrauen und Wohlwollen umgab. Bald aber setzte er sich hinweg über alle Bedenkllichkeiten und Hindernisse in der beglückenden Wahrnehmung: „Allgemeine Begeisterung, Deutschland erhebt sich wie ein Mann,“ und in der frohen Zuversicht: „es wird seine Einheit herstellen.“

Man beschloß, den Kronprinzen sofort nach dem Süden abzuwenden, damit dort Fürsten und Völker in der Hingabe an die große Sache nicht erkalteten. Nur wenige Tage voll banger Erregung und doch

1) Vgl. Generallt. v. Boguslawski, Neue Studien über die Schlacht bei Wörth (Berlin 1892).

2) Aus Kaiser Friedrichs Tagebuch, 16., 18., 24. Juli 1870; Deutsche Rundschau, 1. Okt. 1888, S. 6.

wieder in gehobener zuversichtlicher Stimmung waren ihm unter den Seinigen gestattet. Am Todestage der Königin Luise — 19. Juli — betete er mit dem Vater am Grabe der Großeltern im Mausoleum von Charlottenburg. Fünf Tage darauf fand die Taufe der Prinzessin Sophie statt — eine ernste Feier, bei der der greise Großvater allzu ergriffen war, um das Kind halten zu können, und es der Großmutter, Augusta, übergeben mußte. Handelte es sich für den dreiundsiebzigjährigen Monarchen und seinen Sohn ja nicht nur, wie für jeden Deutschen, um Ruhm, Größe und Macht des Vaterlandes, sondern zugleich um die Zukunft des eigenen Hauses und vor allem um die schwerste persönliche Verantwortlichkeit. — Am letzten Tage besuchte Friedrich Wilhelm mit der Gattin noch das Grab ihres verewigten kleinen Lieblings Sigismund: am 26. Juli fand die Abreise statt. „Wer von uns wird wiederkehren? aber wir siegen!“ Das war die Stimmung, die den Prinzen und die Hunderttausende deutscher Krieger beseeelte.

Überall, wo Friedrich Wilhelm erschien, wurde er mit jubelndem Zurufe empfangen. Er besuchte die Könige von Bayern und Württemberg sowie den Großherzog von Baden, ihnen für die bereitwillige und bundestreue Unterstützung den Dank Preußens auszusprechen. Die Begeisterung der warmherzigen Süddeutschen bekundete sich in so demonstrativer Weise, daß sie den Prinzen fast verlegen machte, ihn aber auch, wie er in Ingolstadt den bayerischen Offizieren erklärte, hoffen ließ, daß der schwere Kampf, dem man entgegen ging, ein mit Gottes Hilfe sieggekrönter sein werde.

Der Berliner Kriegsrat hatte es für wahrscheinlich angenommen, daß die Franzosen sofort vom Elsaß aus Süddeutschland überschwemmen würden, um es zum Abfall vom Norden zu zwingen; er hatte das auch den süddeutschen Fürsten nicht verhehlt. Mit freudiger Überraschung sah man das Zögern der französischen Heere; „ihre merkwürdige Unthätigkeit deutet auf Rechenfehler,“ bemerkt schon am 28. Juli der Kronprinz in sein Tagebuch. So konnte die Vereinigung der dritten Armee dicht vor der französischen Grenze, in der Rheinpfalz geschehen. Am 30. Juli organisierte er sein Hauptquartier zu Speier, erließ er seinen ersten Heeresbefehl an die Krieger aller deutschen Stämme, die sich unter seiner Leitung sammelten. In schlichten aber festen Worten betonte er die Bedeutung des gemeinsamen Kampfes für die Einheit des großen Vaterlandes: „Es erfüllt mich mit Stolz und Freude, an der Spitze der aus allen Gauen des Vaterlandes vereinten Söhne für die gemeinsame deutsche Sache, für deutsches Recht, für deutsche Ehre gegen den Feind zu ziehen“; und als Ziel wurde bezeichnet: „unsere Fahnen zu neuen Siegen zu entfalten für des geeinigten Deutschlands Ruhm und

Frieden.“ In dieser Gesinnung, nicht preußischer, sondern deutscher Gesinnung, die Einigung ganz Deutschlands, die Wiedererrichtung unseres alten Kaiserreiches im Auge, sah Friedrich Wilhelm vom Beginn an dem Kampfe entgegen. Schon vor seiner Abreise zum Heere hatte er seinem ältesten Sohne gesagt: „Wenn wir siegen, wird der König von Preußen Kaiser“<sup>1)</sup>. Es war für ihn kein bloßer Verteidigungskrieg gegen den französischen Angriff, sondern der welthistorische Moment, der den Zusammenschluß aller deutschen Stämme unter der Leitung der Hohenzollern herbeiführen sollte.

In den vier Tagen, während deren Friedrich Wilhelm in Speier weilte, schuf sich sein lebhafter, gemütvoller Sinn sofort, inmitten der Aufregungen und Mühen des Kriegslebens, ein freundliches und bewegtes Dasein. Jeden Tag schrieb er an seine Gemahlin. Viele Freunde sammelten sich um ihn: der Herzog Ernst von Koburg, Friedrich von Schleswig-Holstein, der als bairischer Generalmajor in das deutsche Heer getreten war und seinen gerechten Groll auf den Altar des großen Vaterlandes niedergelegt hatte, der frühere badische Minister von Roggenbach, der englische Diplomat Morier, der Schriftsteller und Dichter Gustav Freytag. Das Gespräch mit diesen hervorragenden Männern stärkte und erfrischte den Prinzen damals und später unter den Sorgen und den für sein gutes, menschenfreundliches Herz doppelt furchtbaren Greueln der Blutarbeit. Er berief in sein Hauptquartier auch den trefflichen volkstümlichen Schlachtenmaler Georg Bleibtreu, dessen Darstellungen aus dem dänischen und dem böhmischen Kriege bereits den Beifall der Nation gefunden hatten. So gedachte Friedrich Wilhelm der Litteratur und Kunst selbst im Getöse des Feldlagers und bei der aufreibenden Thätigkeit des Heerführers. Aber er bewegte sich auch ungezwungen, nach seiner Weise, unter Volk und Soldaten und schwamm täglich im Rhein, inmitten einer aus allen Klassen gemischten Badegesellschaft, der er, je nach Veranlassung, ernste oder heitere Worte zurief.

Von Berlin aus drängte man den Kronprinzen, zur Erleichterung der anscheinend mehr bedrohten zweiten Armee, mit der dritten sofort zur Offensive überzugehen. Allein er wollte erst los schlagen, wenn die Gesamtheit seiner Truppen vereinigt sei, um nicht später Aufschub und Verlegenheiten zu erdulden. Er blieb daher einige Tage hindurch stehen. Endlich waren aber die süddeutschen Streitkräfte kampfbereit, von den preußischen Armeekorps das fünfte und erste herangekommen. Sogleich ging es, der Aufforderung Moltkes entsprechend, gegen den Feind.

1) Äußerung des jungen Prinzen Wilhelm an seinen Spielkameraden Karl von Bunsen, Anf. Aug. 1870; Schreiben Georgs v. Bunsen v. 6. Aug. 1870 (Marie v. Bunsen, a. a. D., S. 244).

„Mit Gott furchtlos und beharrlich vorwärts,“ mit diesem seinem Wahlspruch zog der Kronprinz ins Feld.

Am dritten August, genau dem Tage, den er schon am 31. Juli dazu bezeichnet hatte, wurde das Hauptquartier nach Landau verlegt, am 4. die französische Grenze überschritten, und zwar in Erwartung eines unverzüglichen Zusammenstoßes mit dem Feinde. Der fürstliche Feldherr wies für diesen Fall seine verschiedenen Kolonnen an, sich gegenseitig zu unterstützen. Wirklich fand noch an demselben Tage das erste größere Gefecht des Krieges statt: die mit Wall und Graben umgebene Stadt Weissenburg und das überaus feste Schloß auf dem benachbarten Gaisberge wurden mit Vernichtung der französischen Division Douay von der vierten bayerischen Division und den Preußen des 5. und 11. Korps erstickt. Der Kronprinz, an einen Rußbaum gelehnt<sup>1)</sup>, leitete den Kampf von einer Anhöhe östlich von Schwaigen, dem Gaisberge gegenüber. Als er diesen nach erfochtenem Siege hinaufritt, lösten sich die Reihen der durch den blutigen Kampf gelichteten Bataillone, alles stürzte jauchzend ein Hoch rufend zu ihm heran, selbst Schwerverwundete und Sterbende erhoben sich mit letzter Kraft und streckten ihm den Arm entgegen. Bei einzelnen der Getroffenen hielt er, sprach ihnen Trost zu und reichte ihnen die Hand. Er küßte die zerschossene Fahne des heldenmütigen Königsregimentes und schloß dessen tödlich verwundeten Kommandeur, von Kayserberg, in seine Arme. Dann, nach den Pflichten des siegreichen Generals, erfüllte er auch die nicht minder ehrenvollen der Menschlichkeit dem Feinde gegenüber. Er ließ sich zu der Leiche des gefallenen französischen Divisionskommandeur Abel Douay führen und verbrachte vor dessen blutiger Bahre stille, innerlich bewegte Minuten — ein Anblick, der manchem härtigen Krieger die Thränen in das Auge brachte und selbst die gefangenen und verbitterten Franzosen zur Bewunderung hinriß.

So war die Vorhut des feindlichen Marschalls Mac Mahon geschlagen; aber dessen Hauptmacht, fünf Divisionen Fußvolf und zwei Divisionen Reiterei, 50000 Mann, erwartete die Deutschen in der von Natur aus sehr starken und überdies mit Feldebefestigungen versehenen Stellung auf dem Höhenzuge von Wörth und Fröschweiler. Eine ansehnliche Artillerie und die dem preußischen Gewehre an Schußweite beträchtlich überlegenen Chassepots erhöhten die Widerstandskraft des an Zahl schwächeren Gegners. Freilich hatte es Mac Mahon nicht verstanden, das seinen Befehlen unterstellte fünfte Korps — General Faily — rechtzeitig an sich heranzuziehen. Welch' ein Gegensatz zu der

1) Graf Frankenberg, Kriegstagebücher<sup>3</sup>, S. 76.

Führung der dritten Armee, die alle ihre Kräfte zu dem entscheidenden Schlage sorgfältig zusammenhielt! Aber wider den Willen des Kronprinzen, der erst sein Heer völlig versammelt, zweckmäßig aufgestellt und ausgeruht haben wollte, ehe er den Kampf begönne, und befohlen hatte, am 6. die Linie der Sauer nicht zu überschreiten, führte General Walthër mit der Avantgarde-Brigade (20.) des fünften Korps durch ein „Rekognoszierungsgefecht“ am Morgen des 6. August die Schlacht herbei, an der sich bald die vierte bayerische und die 21. preussische Division beteiligten. Obwohl auf Befehl des Kronprinzen wiederholt abgebrochen, wurde sie dennoch, bei dem thatendurstigen Vorwärtsdrängen der deutschen Truppenteile, bald allgemein. Unter diesen Umständen war zunächst eine gewisse Unsicherheit der Bewegungen nicht zu vermeiden; aber schließlich entschieden die Tapferkeit der Offiziere und Soldaten sowie die starke numerische Überlegenheit des deutschen Heeres gegen vier Uhr nachmittags den Sieg. Da wurde nach verzweifeltstem und blutigem Ringen der letzte Stützpunkt der feindlichen Stellung, das Dorf Fröschweiler, von allen Seiten erstürmt. Der Erfolg war von den Deutschen mit furchtbaren Opfern — über 10000 Mann an Toten und Verwundeten — erkauft; dafür aber waren auch das Korps Mac Mahons in wilde Flucht geworfen, 9000 Feinde gefangen genommen, zahlreiche Fahnen, Geschütze und Wagen erbeutet. Der Kronprinz war gegen ein Uhr auf dem Schlachtfelde eingetroffen. Er hatte da erkannt, daß jetzt die Schlacht weitergeführt werden müsse, um eine Niederlage der in den Kampf bereits verwickelten deutschen Korps und damit einen großen materiellen und moralischen Schaden zu vermeiden. Demgemäß hatte er von einer Höhe zwischen Wörth und Dieffenbach aus mit ruhigem, ja heiterem Gleichmuth seine Befehle erteilt. Er hatte mehrere Male seine braven Truppen ermuntert und in das tödliche Feuer der Chassepots geführt. Zumal die Bayern, die noch nicht die bei den Preußen übliche Schnelligkeit und Gewandtheit in den taktischen Bewegungen besaßen, hat er wiederholt und schließlich mit nachdrücklicher Festigkeit zum Angriffe beordert. Siegern und Besiegten wurde es unvergeßlich, wie seine hehre Gestalt auf edlem Rosse über das Schlachtfeld sprengte<sup>1)</sup>. „Was ihn hauptsächlich auszeichnet,“ sagt General Sir Beauchamp Walker, der englische Militärattaché im Hauptquartiere des Kronprinzen während der Feldzüge von 1866 und 1870, „das war seine Kaltblütigkeit in Augenblicken der Gefahr; mochte kommen was da wollte, er und Blumenthal behielten klaren Kopf. In der Schlacht war seine Ruhe

1) Vgl. Gen.-M. J. Hartmann, Erlebtes aus dem Kriege 1870/71 (Wiesbaden 1885), S. 17, 23.

unerschütterlich; im Erfolge blieb er stets menschlich. Was kann ich mehr von dem edelsten Manne sagen, den meine Augen je gesehen?“

So lange das blutige Ringen währte, hatte Friedrich Wilhelm mannhaft und einsichtig seiner Pflicht als Feldherr gewaltet und die bunt gemischten Truppen thatkräftig zum gemeinsamen Ziele geleitet. Er hatte als solches den preussischen Regimentern die feindliche Hauptstellung bei Elsasshausen und Fröschweiler bezeichnet. Er hatte dann die Verfolgung des geschlagenen Gegners durch frische bayerische und württembergische Scharen in zweckmäßiger Weise angeordnet. Aber am Abend, als die Aufregung des Kampfes verslogen war und nur der entsetzliche Eindruck von den auf engem Raume liegenden fast 20000 Toten und Verwundeten das Gemüt bestürmte — da brach seine Kraft zusammen. „Ich verabscheue dies Gemetzel,“ sagte er zu Freitag, „ich habe nie nach Kriegsehren gestrebt, ohne Reid hätte ich solchen Ruhm jedem anderen überlassen, und es wird gerade mein Schicksal, aus einem Kriege in den anderen, von einem Schlachtfelde über das andere geführt zu werden und in Menschenblut zu waten, bevor ich den Thron meiner Vorfahren besteige. Das ist hart“. — Nur böswillige Voreingenommenheit oder Herzenshärte können den edlen Fürsten wegen solcher Empfindungen am Abend einer siegreichen Schlacht tadeln: jedem aufrichtigen und fühlenden Menschen werden sie den Mann noch teurer machen, der in heldenhafter Pflichterfüllung seine eigene Natur fest und sicher zu bezwingen wußte und ihren milden Regungen erst Gehör gab, wenn die Selbstbeherrschung unnötig geworden.

Nach den Schlachten, so erzählte der langjährige Kammerdiener des Kronprinzen<sup>1)</sup>, während alles sich der lautesten Freude überließ, saß der Prinz, der doch sonst immer Heiterkeit und Leben zeigte, still in seinem Quartier, und im Gedanken an soeben verstümmelte oder getötete Freunde stahlen sich Thränen aus seinen Augen. — Unermüdetlich war er im Trösten der Verwundeten und Sterbenden. Mit jenem ritterlichen Edelmut, der ihm auch die Herzen der Feinde gewann, nahm er sich des verwundet gefangenen französischen Generals Raoul an, schenkte er dessen Adjutanten, der seinen Chef im dichtesten Schlachtgewühl treu geschützt hatte, die Freiheit, begrüßte er mit seinem ganzen Stabe die tapferen Franzosen, die nach hartem Kampfe sich hatten ergeben müssen, suchte er die erschreckt umherirrenden Landbewohner zu beruhigen, zog er die gefangenen Berichterstatter französischer Zeitungen

1) Dem Herrn Herm. Müller-Bohn, Verf. der trefflichen und anziehenden Schrift: „Unser Fritz, Deutscher Kaiser und König von Preußen“ (Berlin 1889), S. 166.

in liebenswürdigster Weise an seine Tafel. Kein übermütiges, bramarbassierendes Wort erscholl bei dem Siegesmahle<sup>1)</sup>.

Inniger und lebhafter war natürlich des Prinzen Teilnahme für die vaterländischen Helden, die in der Schlacht geblutet hatten. Dem schwerverwundeten Kommandierenden des ersten Korps, General von Bose, der an der Spitze seiner Truppen den entscheidenden Stoß gegen Elsaßhausen und Fröschweiler geführt hatte, schrieb er wenige Tage nachher: „Daß Sie selber verwundet wurden, ist mir ungemein schmerzlich, denn ich sehe mich einer meiner tüchtigsten, bewährten Stützen auf längere Zeit beraubt. Pflegen Sie Sich deshalb genau nach des Arztes Vorschrift und erhalten Sie dadurch unserem König und dem Heer einen seiner besten Generale<sup>2)</sup>.“ Solche Güte seines Höchstbefehlenden und Kronprinzen war das beste Pflaster auf die Wunde des tapferen Generals.

Die Schlacht bei Wörth vor allem hat den Kronprinzen in ganz Deutschland volkstümlich gemacht. Der Ruhm, der seinen Gegner Mac Mahon umgab; der Umstand, daß Süd- und Norddeutsche vereint den Triumph erfochten hatten; die Wiedererlangung des schmerzlich entbehrten Elsaß durch diese Schlacht: alles dies verlieh dem Siege einen besonderen Glanz. „Welches Glück für Friedrichs ganze Zukunft, dieser große selbständige Sieg!“ schrieb der königliche Vater damals an seine Gemahlin<sup>3)</sup>. Seit dem Tage bei Wörth wurde Friedrich Wilhelm als „unser Fritz“ in allen Gauen des Vaterlandes gefeiert, seitdem hängt sein Bildnis in der Hütte des oberbayerischen Gensjägers so gut wie in der Kammer des Hamburger Matrosen oder des pommerischen Bauern.

Und nun erst seine Soldaten! Sie waren ihrem fürstlichen Führer mit der innigsten Begeisterung ergeben: bayerische Offiziere selbst haben laut anerkannt, daß ihm zumeist die brüderlichen Beziehungen zwischen ihren Leuten und den Preußen zu danken waren. Nicht als ob er die süddeutschen Truppen geschont hätte: im Gegenteil, er mutete ihnen viel zu, um sie den Preußen gleichwertig zu machen, und ihre Generale hatten öfters sein strenges Urteil zu erfahren. Aber mit dem Ernste, der schließlich die Krieger mehr ehrt und erhebt, als weichliche Nachgiebigkeit, verband sich tiefe Herzensgüte: sein freundlich offenes Wesen, die nicht etwa herablassende, sondern natürliche, gemüthliche und teilnehmende Art, in der er mit den Leuten wie mit lieben Kameraden

1) Graf Frankenberg, a. a. D. S. 96.

2) D. Herrmann, Julius von Bose (Berlin 1898), S. 155.

3) W. Duden, Unser Heldenkaiser (Berlin 1897), 198.



verkehrte, erfüllten sie mit grenzenloser Zuneigung. Wie er vor versammeltem Regimente einen Soldaten, der sich besonders heldenhaft ausgezeichnet hatte, küßte, zitterte vor tiefer Erregung das Gewehr im Arme jedes Kriegers. „Für einen solchen Herrn läßt man sich gern totschlagen!“ rief mit Thränen der greise Bayerngeneral von Hartmann aus. So wurde Friedrich Wilhelm ein echter Kronprinz des deutschen Reiches!

Die Führer der dritten Armee hatten keine rechte Vorstellung von der Größe des eigenen Sieges, von der völligen Auflösung des feindlichen Heeres. Sie fürchteten deshalb, in den Vogesenpässen auf hartnäckigen Widerstand zu stoßen, und leiteten mit Vorsicht ihre Scharen gegen das Gebirge. Allein die Franzosen waren schnell aus diesem verschwunden, und die Deutschen fanden beim Einmarsch in Lothringen keinen Feind mehr vor sich. Es gelang auch nicht, die verlorene Fühlung mit dem Gegner wieder zu gewinnen. Mac Mahon und das ihm beigeordnete Korps Faily, das ihn in der Schlacht nicht unterstützt hatte, aber in den Rückzug mit verwickelt worden war, konnten sich nach dem Lager von Châlons zurückziehen und dort reorganisieren. Auch das siebente und das zwölfte Korps traten daselbst unter des Marschalls Befehle. Der Kronprinz dagegen, durch das sechste preußische Armeekorps verstärkt, aber der badischen Division durch die Belagerung Straßburgs beraubt, rückte in breiter Front, jeden Augenblick einen neuen Kampf gewärtigend, durch die Vogesen gegen die obere Saar, die seine Truppen am 11. und 12. August erreichten. Ganz selbständig, aber im Einklang mit dem großen Hauptquartier ordnete dann der Kronprinz den Vormarsch zur Mosel an, die am 16. erreicht wurde, und wo man der ersten und zweiten Armee die Hand gab. Friedrich Wilhelm hatte, wie vor vier Jahren in Böhmen, den großen strategischen Plan Moltkes in entsprechendster Weise verwirklicht.

Inzwischen hatte, am Tage der Schlacht bei Wörth, Steinmetz, der alte „Löwe von Nachod,“ bei Spichern einen blutigen Sieg erfochten. Am 14., 16. und 18. August schlugen dann die erste und zweite Armee die furchtbaren Schlachten bei Metz, die, um den Preis zahlloser Opfer, die Einschließung des großen französischen Heeres in diese Festung zur Folge hatten. In Lunéville, dann in Nancy, wo er sich ohne Bewachung noch Gefolge in seiner einfach ruhigen Weise unter das leidenschaftlich erregte Volk mengte, aber diesem gerade hierdurch imponierte, harter der Kronprinz in lebhafter innerer Bewegung der Nachrichten von diesen Schlachten. Während er die dritte Armee weiter an die Maas und den Ornain vorrücken ließ, eilte er selber zum Vater nach Pont-à-Mousson hinüber. Das Wiedersehen, am 20. August, war ergreifend,

freilich in anderer Weise, als vier Jahre früher auf dem Schlachtfelde bei Königgrätz. War schon der Prinz in Trauer gesetzt durch die ungeheuren Verluste der Mezer Schlachten<sup>1)</sup>, so zeigte sich König Wilhelm tief gebeugt durch die Schwere dieser Einbußen. Das Herz des greisen Landesvaters blutete ob der Zehntausende seiner Söhne, die diese schrecklichen Felder bedeckten. Endlich faßte er sich; er sprach dem Sohne seine Genugthuung aus, ihm vor allen anderen für die ersten Siege das Eiserne Kreuz erster Klasse verleihen zu können. Seiner bescheidenen Weise gemäß sagte Friedrich Wilhelm: er dürfe das Kreuz nur tragen, wenn Blumenthal dieselbe Auszeichnung zu teil werde — was der König auch bewilligte. Dann war Beratung bei dem Herrscher. Moltke hielt in der allgemeinen Trauer den Kopf hoch, und mit klarem Blick und festem Willen wies er auf Paris hin als das Ziel, dem sofort zu zustreben sei. Von der ersten und zweiten Armee, die unter Prinz Friedrich Karl Metz und das hier eingeschlossene feindliche Hauptheer unter Bazaine zu belagern hatten, wurde die Garde, das vierte und zwölfte Korps als Maasarmee, unter dem Befehle des Kronprinzen von Sachsen, getrennt und gegen die französische Hauptstadt entsendet; eben dahin hatte die dritte Armee sich zu wenden. Sie bildete den linken Flügel und die Mitte, die Maasarmee den rechten Flügel.

Während des Vormarsches nach Westen erfüllten Friedrich Wilhelm die stündlich einlaufenden Hiobsposten vom Tode so vieler lieben Freunde mit stets erneutem Weh. Er verfiel darüber selbst in ruhrartiges Unwohlsein. Sehr anschaulich schildert Freytag, wie da der Prinz auf dem schmalen Feldbette lag, die Photographien seiner Gemahlin und seiner Kinder neben sich auf dem kleinen Schreibtische, wie er feuchten Auges und weicher Stimme von den Teueren daheim sprach und sich dann von dem Dichter über dessen Plan zu dem Romanchklus „Die Ahnen“ berichten ließ. Allein der Kronprinz hatte doch auch andere, maßgebendere Gedanken zu verfolgen. Am 24. August besuchte ihn der König, der seine gewöhnliche Festigkeit und Zuversicht wieder gewonnen hatte, in Ligny. Der Kronprinz beugte sich nieder, um ihm die Hand zu küssen, der Vater aber schloß ihn herzlich in die Arme. Doch setzte der Sohn es nur mit Mühe durch, daß das Eiserne Kreuz auch an Nichtpreußen verliehen werde; der erste Schritt, der von dem altglorreichen preußischen zu einem neuen deutschen Heere führte, wurde von dem greisen Herrscher nur mit Widerstreben gethan. Der Kronprinz dagegen erhob sich mehr und mehr an den glänzenden Erfolgen, zu denen er so vieles beigetragen, und an der Hoffnung auf baldigen

1) Hartmann, 43. — Frankenberg, 105.

ruhmvollen Frieden. Er erschien glücklich und strahlend, von expansiver Freundlichkeit und Herzlichkeit<sup>1)</sup>.

Aber schon die nächsten Tage brachten ganz veränderte Entschlüsse von weittragender Bedeutung. Man fand das Lager von Châlons von dem Feinde geräumt. Zuerst nahm man an, daß Mac Mahon mit seiner neu gebildeten Armee sich auf Paris zurückgezogen habe. Da liefen jedoch Nachrichten ein, die mit wachsender Sicherheit darauf hindeuteten, daß er sich mit seinen 150 000 Streitern nach Nordosten gewandt habe, um den Entsatz Bazaines und Metz herbeizuführen. Am 26. August fand deshalb vor dem Könige in Bar-le-Duc eine Beratung statt, zu der auch der Kronprinz von Ligny aus mit seinem getreuen Blumenthal herbeieilte. Es handelte sich um die Frage, ob die Maasarmee allein die Verfolgung Mac Mahons übernehmen, die dritte Armee den Marsch nach Paris fortsetzen solle, oder ob auch diese sich gegen den Marschall zu wenden habe. Die Entscheidung, die für den ganzen Erfolg des Krieges ausschlaggebend werden mußte, wurde hauptsächlich in die Hand des Kronprinzen gelegt. Er zeigte bei diesem Anlaß von neuem, daß er ebensowohl richtigen militärischen Blick als auch die Fähigkeit eines schnellen und bedeutenden Entschlusses besitze: er bestimmte, daß die gesamten verfügbaren Streitkräfte Mac Mahon aufzusuchen und zu vernichten hätten. „Ich werde dahin marschieren,“ sagte er, „wo eine intakte feindliche Armee steht.“ Er bewies, wie durchaus er die Lehren Moltkes verstanden hatte und anzuwenden

1) No on, Denkwürdigkeiten, II 452. — Bismarck hat in seinem Immediatbericht an Kaiser Wilhelm II. vom 23. Sept. 1888 behauptet: es sei unwahr, daß der Kronprinz den König mit Mühe zur Erteilung des eisernen Kreuzes an Nichtpreußen bewogen habe, vielmehr er — der Kanzler — habe noch in Versailles, zwei Monate später, im Auftrage des Königs den Kronprinzen geradezu zwingen müssen, eiserne Kreuze auch Nichtpreußen zu geben. Wir können aber hier einmal beweisen, wie unbefangenen Bismarck mit der Wahrheit umgeht. Das Regierungsblatt für das Königreich Bayern, Jahrgang 1870, Nr. 69, bringt folgende offizielle Ankündigung:

„Se. Maj. der König von Preußen haben auf Antrag Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen die nachbenannten bayerischen Generale, Offiziere und Mannschaften wegen ihres vorzüglichen Verhaltens vor dem Feinde in den Kämpfen von Weißenburg und Wörth durch Verleihung des eisernen Kreuzes 2. Klasse ausgezeichnet“ (folgen auf zwei Spalten die Namen der Deforirten). Der König von Bayern gestattet durch Erlaß vom 4. September 1870 das Tragen dieser Kreuze. Also waren sie, wie der Kronprinz es richtig angiebt, Ende August verliehen und nicht, wie Bismarck es lech behauptet, erst im Oktober gegen den Willen des Kronprinzen. Und diese Unwahrheit setzte der Kanzler in eine offizielle Staatschrift, die zur weitesten Verbreitung bestimmt war und die Verurteilung eines hochangesehenen Gelehrten und Diplomaten als Landesverräter herbeiführen sollte! Es ist unnötig, da noch ein Wort hinzuzufügen.

wußte: nicht Stellungen, nicht Festungen dürfen das Ziel der kriegführenden Armee sein, sondern das Heer des Gegners. In der That hätten die 60—70 000 Mann der Maasarmee allein gegen die 150 000 des Marschalls nichts Entscheidendes ausrichten können; lieber verzichtete Friedrich Wilhelm auf den wohlfeilen Ruhm, mit seinem Heere ohne nennenswerten Widerstand in die noch nicht kampfbereite französische Hauptstadt einzuziehen. Er ist so der erste und wesentliche Urheber des beispiellosen Sieges von Sedan geworden.

Sein Beschluß entsprach vollkommen der Auffassung Moltkes, der sofort der Hoffnung Ausdruck gab, „den Feind in eine Mausefalle zu bringen“ zwischen der deutschen und der belgischen Grenze, und der mit seiner gewöhnlichen Klarheit und mathematischen Schärfe den Rechtsabmarsch anordnete, die 200 000 Streiter mit ihrem ganzen Tross plötzlich vom Westen durch schwierigstes Terrain gegen Norden wendete und schließlich, am 1. September, zur Schlacht bei Sedan führte. Auf Friedrich Wilhelms Anordnung unterstützte das erste bayerische Korps die Maasarmee in ihrer siegreichen Schlacht bei Beaumont, am 30. August, während er persönlich von den Höhen bei Stonne aus mit seinen übrigen Truppen das siebente und das zwölfte französische Korps aus deren fester Stellung bei letzterem Orte vertrieb.

Er und sein Heer nahmen dann bei Sedan selbst den hauptsächlichsten Anteil an der Umzingelung, die die zweite französische Feldarmee zur Ergebung zwingen sollte; er hatte mit vier Armeekorps die größere westliche Hälfte des den Feind umklammernden Ringes herzustellen, — während die Württemberger als Reserve dienten, das sechste preußische Korps bestimmt war, den Rücken des Heeres zu decken und den bei Metz stehenden französischen Truppen den Weg nach Paris zu verlegen. Schon um vier Uhr morgens brach an jenem welthistorischen Tage Friedrich Wilhelm aus seinem Hauptquartier in Chémery auf und nahm seine Stellung neben dem Schloßchen Piaux, auf einer Bergkuppe bei Donchery, südwestlich von Sedan. Nachdem um sieben Uhr früh der Nebel gefallen, umfaßte da der Blick das ganze weite Thal der Maas, wo der blutige Kampf wogte. Hier hat ihn und seine Umgebung Bleibtreus Meisterpinsel in anziehender und begeisternder Weise geschildert. Die Hauptlast des Tages ruhte, bei Bazailles und Balan, im Süden des Schlachtfeldes, auf den Bayern, gegen die General Wimpffen, der französische Oberbefehlshaber nach der Verwundung Mac Mahons, die verzweifeltsten Anstrengungen richtete, um die deutschen Truppen in der Richtung auf Metz zu durchbrechen. Allein die Bayern widerstanden mit größtem Heldennute, und inzwischen schlossen, auf des Kronprinzen eigenen und selbständigen Befehl, das erste und das fünfte

Korps nach hartem Kampfe, in dem jenes zum zweiten Male seinen kommandierenden General verlor, die Öffnung im Norden, bei Illh und Floing, durch die allein die Franzosen sich noch hätten zurückziehen können. Die Maasarmee sperrte den Osten ab. Das fünfte und elfte Korps warfen dann die Franzosen von den Höhen in die Ebene von Sedan hinab, wo sie wehrlos dem verheerenden Kreuzfeuer von 71 deutschen Batterien erlagen. Schon um vier Uhr nachmittags konnte der Kronprinz dem Könige „großer Sieg“ melden und sich bald darauf zu ihm begeben, der in der Nähe auf einer anderen Bergkuppe, bei Frénois, hielt und nunmehr den Sohn zu sich beschied, damit dieser an den bevorstehenden Verhandlungen über das Schicksal der besiegten Franzosen teilnehme. Von dem Standpunkte der hohen Herren nimmt man deutlich wahr, wie das geschlagene Heer sich in wildem, blutendem, von Kugeln durchfurchtem Anäuel hinter die engen Wälle Sedans drängt. Das edle Herz Friedrich Wilhelms erbarmt sich des hoffnungslos verlorenen Feindes. „Mich dauern die unglücklichen Schlachtopfer!“ ruft er aus. Keine Freudenäußerung ob des furchtbaren Sieges wird in seiner und seines erlauchten Vaters Umgebung laut<sup>1)</sup>. Hunderte von deutschen Geschützen sind gegen die Stadt aufgefahren, schon schlagen ihre Granaten in die Häuser, Rauchwolken steigen aus diesen empor — da geht auf den Wällen eine weiße Flagge in die Höhe, zum Zeichen, daß die von Vernichtung bedrohte Armee zu unterhandeln begehre. Ein preussischer Parlamentär wird abgeschickt und bringt den General Reille zurück, einen alten Bekannten des Kronprinzen, dem jener drei Jahre früher in Paris die Honneurs der Ausstellung gemacht hatte. Welch ein Umschwung: jetzt trug Reille ein Schreiben mit sich, in dem der jüngst noch so mächtige Kaiser der Franzosen seine Ergebung anbot. Voll innerer Erregung ob so ungeahnt großen Erfolges schloß König Wilhelm dem Kronprinzen an sein Herz, reichte er Bismarck und Moltke die Hand. Während er dem unglücklichen Kaiser mit der Aufforderung antwortete, daß das ganze französische Heer sich kriegsgefangen ergeben müsse, drückte der Prinz, edelmütig wie immer, dem General Reille tröstend die Rechte. Die Nachricht von dem ungeheuren Siege pflanzte sich wie ein Lauffeuer durch die Reihen des deutschen Heeres, das in lauten Jubel ausbrach. Als der Kronprinz nach Chémery zurückkehrte, hatten die Truppen eine Beleuchtung des Dorfes improvisiert, selbst diejenigen Soldaten, die Spalier bildeten, trugen brennende Talgstümpfchen in der Hand. Die preussische Volkshymne ertönte, dann ein Trauermarsch für die Wackeren, die den gewaltigen Erfolg mit ihrem

<sup>1)</sup> Frankenberg, 126.

Blute erkaufte hatten. Bei der Tafel erhob sich Friedrich Wilhelm; vom innersten Gefühl getrieben, weichte er das erste Glas „den tapferen Truppen, die den heutigen Sieg erfochten.“ Und als er sich gesetzt, drückte er aus, was damals ein jeder empfand: „Ich weiß nicht, wache oder träume ich.“

Es war in der That ein ungeheurer historischer Moment — das Ende der Napoleoniden, die Geburtsstunde eines neuen deutschen Reiches, der Übergang der vorwiegenden europäischen Machtstellung von Frankreich auf Deutschland. „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht,“ bemerkte der Kronprinz am folgenden Morgen in sein Tagebuch. Dann wurden die Konsequenzen der ganzen bisherigen Kämpfe gezogen. In langen Unterredungen mit dem Grafen Bismarck und Moltke suchte Kaiser Napoleon zunächst für sein Heer den Abzug nach Belgien zu erlangen. Der Minister und der General verwiesen ihn selbstverständlich an den Bescheid des Königs. Inzwischen hatte der Kronprinz um 9 Uhr morgens Chémery verlassen; noch war es ungewiß, ob die Franzosen sich ergeben oder dem vernichtenden Feuer der sie auf dem Höhenkreise umgebenden 800 deutschen Geschütze aussetzen würden. Um 10 Uhr traf er auf der Landstraße den König, der entschied, er werde den Kaiser erst sehen, nachdem das französische Heer in die Kriegsgefangenschaft gewilligt habe. Bald darauf kam wirklich General Wimpffen zu Moltke und Bismarck und unterzeichnete, da weder gewaltsamer Durchbruch noch mildere Bedingungen zu erhoffen waren, um 11 Uhr die Kapitulation, die 90000 französische Streiter zu Kriegsgefangenen machte. Nun schlug Friedrich Wilhelm seinem Vater vor, selber den tief gebeugten Kaiser in dessen augenblicklichem Absteigequartier Bellevue aufzusuchen, ihm jede unnötige Demütigung zu ersparen und ihm das herrlich gelegene Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel als Aufenthaltort anzuweisen. Während der Unterredung, die der siegende und besiegte Herrscher im Pavillon des Schlosses Bellevue unter vier Augen pflogen, hielt der Kronprinz an der Thüre Wacht und unterhielt sich mit den ihm bekannten französischen Offizieren. Nach einer guten Viertelstunde traten die beiden Monarchen heraus; der Kaiser reichte unter schweren Thränen dem Kronprinzen, den er wiederholt im Tuilerienschlusse bei sich gesehen, die Hand und wechselte mit ihm einige Worte, immer sich rechtfertigend, daß er gegen seinen Willen zum Kriege gedrängt worden sei.

Die Hoffnung so vieler, im deutschen Heere wie daheim, daß die Kapitulation von Sedan das Ende des Krieges bedeuten werde, bewahrheitete sich leider nicht. Die tiefe Demütigung, die das Kaiserreich dem französischen Nationalgefühl bereitet hatte, führte am 4. September zum Sturz der kaiserlichen Dynastie, zur Errichtung der Republik. Die

neuen Machthaber in Paris nahmen bezeichnender Weise den Namen der Regierung der Nationalverteidigung an. Und als das preussische Kabinett nicht sofort vor dem Zauberworte Republik die Waffen niederlegte, sondern, als treuer Dolmetsch der Gefühle des ganzen deutschen Volkes, zur Sühne des von Frankreich frevelhaft begonnenen Krieges und zur Sicherung für die Zukunft die Rückgabe des Elsasses forderte — da beschloß die französische Nation mit lobenswürdiger Vaterlandsliebe und standhaftem Mute den Kampf aufs äußerste, um sich einer Bedingung zu entziehen, die sie in ihrem Stolze als Entehrung und unerträgliches Opfer betrachtete.

Der Krieg mußte also weiter geführt werden. Es war nicht Sache der damaligen preussischen Heeresführung, auf den gewonnenen Lorbeeren zu ruhen. Schon am Tage nach der Kapitulation ergingen die Befehle zur Wiederaufnahme des Marsches auf Paris. Während die Maasarmee von Nordosten her über Laon und Soissons auf die Hauptstadt vorrückte, nahm die dritte Armee den Weg dahin durch die Thäler der Aisne und Marne. Die Truppen des Kronprinzen zeigten gegenüber den Landeseinwohnern die größte Schonung, zu der sie dessen nachdrücklicher Befehl noch ganz besonders verpflichtet hatte. Die Fürsorge des hohen Herrn auch für die feindlichen Provinzen, das Interesse, das er gemeinnützigen Anstalten derselben zeigte, machten ihn, man kann sagen allein von allen Deutschen, zu einer volkstümlichen Persönlichkeit in Frankreich <sup>1)</sup>.

Am 6. September gelangte sein Hauptquartier nach Reims, wo schon am Tage vorher der König und dessen Umgebung eingetroffen waren. Hier hatte der Kronprinz die Genugthuung — denn diese äußeren Zeichen der Anerkennung waren ihm keineswegs gleichgültig — vom Könige von Bayern den Max-Josefsorden zu erhalten, der nur für gewonnene Schlachten erteilt wird, und den in Bayern selbst niemand besaß.

Drei Tage lang blieb er in Reims, und zwar in dem eleganten Hotel des Nachfolgers der Beauve Cliquot. In diesem Mittelpunkt der Champagnerfabrikation ließ der Kronprinz bei Tische von dem sprudelnden Maß einschenken, das sonst während des Krieges von seiner frugalen Tafel durchaus verbannt blieb. Weit mehr noch zogen ihn die Sehenswürdigkeiten der uralten Stadt, der Krönungsstätte der französischen Könige, an. Nur von wenigen Offizieren begleitet, nahm er jene in Augenschein; und die Schlichtheit und der Mut, die er so bewährte, brachten auf die zahllose Menschenmenge, die ihn umwogte,

<sup>1)</sup> Vgl. „Das Tagebuch des Kronprinzen“ (Berlin, 1886), S. 60: 5. Sept. 1870.

den tiefsten Eindruck hervor<sup>1)</sup>. Die anfangs feindselige Haltung der Einwohnerschaft von Reims nahm einen immer friedlicheren Charakter an. Sollte sie es nicht anerkennen, daß der Kronprinz einen Armeebefehl erließ, der die unbemittelten Bürger der Stadt von der Einquartierung befreite? daß er durch Errichtung eines großen Depots, wohin alle zur Ernährung der Truppen nötigen Vorräte gegen sofortige Barzahlung geliefert wurden, jeder Bedrückung oder Übervorteilung einen Riegel vorschob? Aber deshalb war keineswegs bei Friedrich Wilhelm die Rede von schwächlicher, übergefühlvoller Konnivenz dem Feinde gegenüber. Vielmehr bedrohte er jeden Ort, in dem „auch nur einem Manne der verbündeten Truppen durch Verrat oder Lücke ein Unfall“ geschehe, mit der strengsten Ahndung an Gütern und Leben.

Weit mehr noch als für die französische Bevölkerung, empfand selbstverständlich das Herz des Prinzen für die Volksgenossen, und zumal für diejenigen, die selber oder durch ihre nächsten Angehörigen an dem großen Kampfe beteiligt waren. Während seine Gemahlin in hingebendster Weise die verwundeten und kranken Krieger in den Spitälern zu Wiesbaden und Homburg pflegte, erließ er, mit Genehmigung des königlichen Vaters, von Reims aus an das deutsche Volk den „Ausruf zur Bildung einer National-Invalidenstiftung.“ Wohl niemals hat es einen Feldherrn gegeben, der, wie dieser Fürst, inmitten aller Glorie und alles Stolzes glänzender Siege unablässig ihrer Opfer gedachte und mit zarter und doch thatkräftiger Sorgfalt deren Schicksal zu mildern suchte. Diese Krone der Menschlichkeit, durch eigenes Verdienst erworben, ist schöner und ehrender als der goldene Keil, den der Zufall der Geburt verliehen! Und noch in anderer Beziehung ist dieser Ausruf, den Friedrich Wilhelm am 6. September erließ, für sein Wesen charakteristisch. Er betonte am Schlusse: „Diesmal ist mir das Glück geworden, ein Heer in das Feld zu führen, in welchem der Bayer, der Württemberger, der Badenser neben dem Preußen fechten, und ich darf mich an die Herzen aller Deutschen wenden. Auch dieses Liebeswerk sei gemeinsame Arbeit zwischen uns für das Vaterland und die Einleitung zu vielen einmütigen, segentiftenden Arbeiten des Friedens.“ So faßte der Kronprinz stets die Einheit Deutschlands als wichtigste Folge des großen Völkertampfes ins Auge; und zwar nicht bloß die äußere politische, sondern die recht innerliche Einigung im einträchtigen Empfinden, Denken und Arbeiten.

Das Ende des Krieges war freilich einstweilen nicht abzusehen. Eine neue Epoche des großen Völkertampfes begann, die sich weit länger ausdehnen sollte, als die erste. Die Vernichtung des stehenden Heeres

<sup>1)</sup> Vgl. „Das Tagebuch des Kronprinzen“, S. 61.



hatte die Widerstandskraft des französischen Volkes nicht gebrochen, das vielmehr entschlossen war, sein äußerstes an die Bewahrung seines ganzen Gebietes und seiner bisherigen Weltstellung zu setzen. In Reims, wo der König mehrfach bei dem Sohne speiste, erfuhr man den Sturz des Kaisertums, die Errichtung der Republik, die Absicht, unter dem Wahlsprüche: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, den Widerstand bis aufs Messer zu leisten. Um so fester war auch der Kronprinz entschlossen, Frankreich zu schwächen und Deutschland zu schützen, indem man jenem die Lande wieder entziehe, die es einst dem Reiche geraubt hatte. Von angeblichen französischen Sympathien ist bei ihm nichts zu spüren. „Frankreich,“ schrieb er am 8. September, „ist jetzt für alle Zeit unser natürlicher Gegner, daher seine Schwächung unsere Aufgabe“. Schon nach den ersten siegreichen Schlachten, am 14. August 1870, hatte er in einer dem Bundeskanzler überreichten Denkschrift Ersetzung der Kriegskosten und Landabtretungen von Frankreich gefordert. Ferner Rücknahme des Anspruches, auf Grund des Prager Friedens die Wiedergabe Nordschleswigs von Dänemark zu verlangen. Dann mehr ideeller Natur: Anerkennung des freien Handels zur See in Kriegszeiten und Rückerstattung der noch in Frankreich verbliebenen deutschen Kunst- und Litteraturschätze aus den Raubzügen Ludwigs XIV. her<sup>1)</sup>. Einen Monat später aber, nach den Kämpfen bei Metz und Sedan, sind seine Ansprüche viel höher gespannt: auf dem Marsche gen Paris, nach seiner Trennung vom Könige, von Bismarck und Moltke, also ganz selbständig, fordert er nicht nur das Elsaß, sondern auch Lothringen, und stellt für deren Organisierung ein Programm auf, das später fast wörtlich durchgeführt worden ist: „Elsaß Lothringen — Reichslande ohne Dynastie, Verwaltungsrat aus Eingeborenen; es kommt darauf an, sie vom großen französischen Staatskörper loszulösen, sie aber fühlen zu lassen, daß sie Mitglieder eines großen Staates und nicht verurteilt sind, die Kleinstaaterei mitzumachen.“ Mit wie richtigem politischem und psychologischem Verständnis ist dieses Programm entworfen!

Am 9. September brach der Kronprinz von Reims auf und zog durch das Marnethal seinem Heere nach. Da einstweilen keine kriegerischen Verwickelungen zu besorgen waren, verweilte er drei Tage in dem herrlichen Schlosse Voursolt, das eine Meile unterhalb Epernays auf den Höhen des linken Marneufers malerisch gelegen ist. Dann ging es nach Montmirail, das durch die unglückliche Schlacht Blüchers gegen Napoleon I. vom 14. Februar 1814 Berühmtheit erlangt hat, und wo

<sup>1)</sup> Denkschrift des Kronprinzen von Preußen vom 14. Aug. 1870, bald darauf Herrn von Bismarck übergeben; S. Kohl, Wegweiser durch Bismarcks Ged. u. Grimm. (Leipzig 1899), S. 123 ff.

er zwei Tage in dem altvornehmen, von einem großen Parke umgebenen Schlosse des Herzogs von Larochefoucauld Wohnung nahm. Auf dem Weitermarsche bezog er am 15. September zu Coulommiers daselbe Haus, das im Feldzuge 1814 seinem Vater, sowie König Friedrich Wilhelm III. und dem damaligen Kronprinzen (dem späteren Friedrich Wilhelm IV.) zum Aufenthalte gedient hatte — eine ergreifende Erinnerung, die aber den segensreichen Unterschied des Einst vom Jetzt doch deutlich zum Bewußtsein brachte.

Immer mehr näherten sich die beiden deutschen Heere der französischen Hauptstadt — die dritte Armee von Süden, die Maasarmee von Norden — und man mußte nun beschließen, wie man diese zu bekämpfen gedente. Eine dreifache Möglichkeit lag vor: entweder sofortiger Angriff oder förmliche Belagerung mit artilleristischer Beschießung oder endlich bloße Cernierung und Aushungerung. Am 17. September fand im königlichen Hauptquartier zu Meaux die entscheidende Beratung statt, der auch der Kronprinz und sein Generalstabschef Blumenthal beiwohnten. Die erste Alternative, der sofortige Angriff, wurde von Moltke ohne weiteres verworfen, da man die vorhandenen Streitkräfte nicht für ausreichend hielt zur Bezwingung der starken Befestigungen von Paris und deren wenn auch größtenteils ungeschulter, so doch überaus zahlreicher Verteidiger. Die deutschen Heerführer besaßen leider keine sichere Kunde von der gänzlichen militärischen Zerrüttung in Paris und von der mangelnden Armierung seiner Werke, sonst würde der Gedanke eines überraschenden Angriffs, der in Wahrheit sehr viel Aussicht auf Erfolg hatte und schließlich weniger Opfer gekostet hätte, als der noch fast fünfmonatliche Kampf, nicht so leicht aufgegeben worden sein. Selbstverständlich ist es nachträglich viel leichter, zu urteilen, als inmitten der Ungewißheiten des Krieges. Wir werden aber sehen, daß gerade der Kronprinz dieses richtige Urteil schon damals besaß. Der artilleristische Angriff war einstweilen eine Unmöglichkeit, weil der Transport der dazu erforderlichen großen Anzahl schwerer Geschütze und ihrer Munition durch den Mangel fahrbarer Eisenbahnstrecken gänzlich unthunlich war. Der preussische Eisenbahnminister Ikenplik zeigte bei der Herstellung der zerstörten französischen Schienenwege ebenso große Unfähigkeit wie Energielosigkeit. Friedrich Wilhelm aber war grundsätzlicher Gegner eines bloßen, nicht in Hinblick auf förmlichen Angriff unternommenen Bombardements, nicht aus schwächerer Humanität oder gar aus Vorliebe für die französische Hauptstadt, wie ihm schon damals und später von vielen Seiten mit großer Erbitterung vorgeworfen wurde, sondern weil er von demselben, der Lage der Dinge nach, gar keinen Erfolg erwartete. Das Bombardement konnte, bei der Ausdehnung der die

Hauptstadt schützenden Forts, die wichtigeren Teile von Paris nicht erreichen. Es hätte damit nur einen Mißerfolg für die Deutschen und folglich eine Erhöhung des Mutes und der Widerstandskraft der Pariser herbeigeführt<sup>1)</sup>. In dieser Anschauung stimmte der Kronprinz durchaus mit Blumenthal und mit Moltke selbst überein, entgegen den Anschauungen Bismarcks und Roon<sup>2)</sup>. Die Thatfachen haben ihm und seinen Gesinnungsgenossen Recht gegeben: das seit Ende Dezember eingetretene Bombardement hat die Übergabe von Paris nicht um einen Tag beschleunigt, wohl aber nutzlose Erbitterung gegen die Deutschen inner- und außerhalb Frankreichs erzeugt. Die Denkwürdigkeiten des Generals Trochu, erst nach dem Tode des damaligen Gouverneurs von Paris veröffentlicht<sup>3)</sup>, haben den Kronprinzen, Blumenthal und Moltke in glänzender Weise gerechtfertigt: Trochu bezeichnet die Einschließung von Paris, ohne direkten Angriff — nachdem einmal die erste Verwirrung von den Deutschen nicht ausgenutzt worden war — als die einzige Art, in der sie sicher zu ihrem Ziele gelangen konnten, ja eine Katastrophe für sich selbst vermieden. — Das Programm hieß also: enge Einschließung und beharrliche Aushungerung von Paris.

Es ist keineswegs zu leugnen, daß man in den deutschen Hauptquartieren keine richtige Vorstellung besaß von dem Reichtum an Vorräten, die die Riesenstadt in sich barg. Moltke wie Roon waren der Meinung, die Pariser würden kapitulieren, „wenn sie keine frische Milch mehr hätten“, und rechneten, daß der Hunger sie in 14 Tagen zur Ergebung zwingen würde<sup>4)</sup>. Doch ist dieser Irrtum um so verzeihlicher, als die Gegner selbst sich ähnlicher Unterschätzung teilhaftig machten. Die Pariser Zeitungen sprachen nur von einer dreimonatigen Verproviantierung, und selbstverständlich sahen die Deutschen in solcher Angabe eine Prahlerei, darauf berechnet, den Landsleuten Mut zu machen und die Feinde abzuschrecken.

Dem gefaßten Plane entsprechend hatte also die dritte Armee die Einschließung von Paris auf dessen Süd- und Westfront, von dem linken Marne bis zum linken Seineufer vorzunehmen. Sie konnte die ihr angewiesenen Stellungen nicht widerstandslos besetzen: wie sie die ersten Gefechte in diesem Kriege geliefert, so hatte sie auch vor Paris die ersten Kämpfe zu bestehen. Nach einem Scharmügel bei Créteil,

1) Moltke, Militärische Korrespondenz, III, II. — General von Blume, Die Belagerung von Paris 1870/71 (Berlin 1899).

2) Major Graf Moltke, Moltke und das Bombardement von Paris; Deutsche Revue, Sept. 1891, S. 257 ff.

3) General Trochu, Ouvres posthumes (Tours 1896).

4) Roon, Denkwürdigkeiten, II 473.

am 18., schlug am 19. September das fünfte Korps, unterstützt von dem zweiten bayerischen, einen Ausfall des Generals Ducrot bei Petit-Bicêtre und Châtillon siegreich zurück und eroberte die Feldschanze von Moulin-de-la-Tour. Das letzte noch vorhandene Armeekorps regelmäßiger französischer Truppen war hier ohne große Mühe zerprengt worden, und die Niedergeschlagenheit und Zerrüttung bei dem Gegner so gewaltig, daß damals die Deutschen mit verhältnismäßiger Leichtigkeit den in grenzenloser Verwirrung Flüchtenden zwischen den noch nicht hinreichend armierten Forts hindurch in die Hauptstadt hätten folgen können. Das war auch die durchaus richtige Meinung des Kronprinzen, der sich über den Entschluß des großen Hauptquartiers zu langwieriger Einschließung der französischen Hauptstadt sofort mißbilligend zu dem ihm befreundeten hochbegabten General Stosch geäußert hat<sup>1)</sup>. Er allein hatte recht, drang aber damit nicht durch.

Von den Höhen von Châtillon aus sahen im Glanze der hellen Septembersonne die Truppen die Riesenstadt zu ihren Füßen; binnen weniger Tage, so glaubten sie, würden sie als Sieger in Paris einziehen, wie ihre Vorväter in den Jahren 1814 und 1815. Sie ahnten nicht, wie viele Entbehrungen und Gefahren ihrer noch vor diesen Mauern harren.

Der Kronprinz beritt am Morgen des 20. September die Wahlstatt des vorhergehenden Tages, rekonozzierte die Südforts, wobei er und sein Gefolge von diesen Werken mit Granaten beworfen wurden, und begab sich dann nach Versailles, das schon vom fünften Korps besetzt war. Eine dichte Menschenmenge empfing den „Sohn des Königs Wilhelm“, der sein Quartier in der Präfektur aufschlug, dicht bei dem stolzen, prächtigen Schlosse Ludwigs XIV. Dem nachdenklichen und geschichtskundigen Fürsten zogen die mannigfachen welthistorischen Szenen durch das Gedächtnis, die sich in diesem Schlosse abgespielt hatten, seit den Tagen, als von hier aus jener „König Sonne“ Europa geschreckt und regiert hatte, bis zum Oktober 1789, wo, zur späten Sühne seines Übermuts und Frevels, sein schuldloser Nachkomme von Pöbelhorden nach Paris in Schmach und Kerker geschleppt wurde, um endlich das Schaffot zu besteigen. In den glänzenden Gemächern, wo Ludwig XIV. die Veraubung und Demütigung Deutschlands angeordnet hatte, schaltete nun der preußische Königssohn, Befehlshaber eines aus allen deutschen Stämmen gebildeten Heeres. Ein wunderbares Zusammentreffen, das aber Friedrich Wilhelm keinen Stolz einflößte, sondern ihm eindringlich

<sup>1)</sup> F. Hoenig, Der Volkskrieg an der Loire, III (Berlin 1896), S. 79. — Vgl. Frankenberg, 155.

die Lehre zum Bewußtsein brachte, daß nichts für eine Nation und für ein Herrscherhaus verderblicher sei als Selbstüberhebung und höhnische Verletzung fremder Rechte.

Die nächsten Wochen vergingen in verhältnismäßiger Ruhe. Die Belagerten waren mit Bewaffnung und Organisierung der Hunderttausende ihrer Streiter beschäftigt, während die Belagerer sich in ihren Stellungen einrichteten und ganz Paris mit einem Schützengraben und Werken zur Aufnahme der Feldartillerie umgaben. Der Kronprinz verwandte seine freie Zeit hauptsächlich auf die Ordnung der Verwundeten- und Krankenpflege, die persönlich zu überwachen und zu fördern er niemals müde wurde. Am 26. September hielt er, von Kraft und Gesundheit strotzend, in dem gewaltigen Schloßhofe von Versailles, inmitten der Standbilder der Marschälle Ludwigs XIV., eine große Truppen-schau ab, bei der er das Eiserne Kreuz an die zu dieser Auszeichnung bestimmten Mannschaften verteilte. Alle Fürstlichkeiten seines Hauptquartiers wohnten der eindrucksvollen und erhebenden Feier bei. An die meisten der ausgezeichneten Offiziere und Soldaten richtete er herzliche Worte; sein ausnahmsweises Gedächtnis ließ ihn fast jeden einzelnen wieder erkennen. Die tapferen Krieger waren tief ergriffen, und in manchem furchtlosen Auge schimmerte die Thräne innerster Erregung. — Zwei Tage später lief die beglückende Nachricht von der Übergabe Straßburgs ein. Teile der dritten Armee — die badische Division — hatten bei der Wiedererlangung der „wunderschönen Stadt“ mitgewirkt. Immer voll Teilnahme für die Denkmale der Kunst und die Interessen der Wissenschaft, schrieb Friedrich Wilhelm sofort an den Vater, um sich für die baldmöglichste Herstellung des herrlichen Münsters, der unter der deutschen Beschießung Schaden gelitten hatte, sowie der in Flammen aufgegangenen kostbaren städtischen Bibliothek zu verwenden.

Er gestaltete sich auch in Versailles das Leben in Gemäßheit seines menschenfreundlichen Wesens und seiner ästhetischen Neigungen. Musik und Malerei zählten eifrige Jünger in seinem Hauptquartier, wo ein ungezwungener und liebenswürdiger Ton allgemein vorherrschte<sup>1)</sup>. Der badische Minister Jolly, der damals in Versailles weilte, nennt den Hof des Kronprinzen den angenehmsten und den ungezwungensten, den er kenne. Besonders gern unterhielt auch dort Friedrich Wilhelm sich mit dem allseitig gebildeten und selbständig denkenden General Blumenthal<sup>2)</sup>.

Inzwischen traten in ganz überraschender Weise die üblen Folgen des langsamen Verfahrens hervor, das, gegen den Wunsch Friedrich

1) Brief des badischen Ministers Jolly an seine Gattin, 28. Okt. 1870; Baumgarten und L. Jolly, Der Staatsminister Jolly, S. 186.

2) Hausrath, Zur Erinnerung an Jul. Jolly (Leipzig 1899), S. 249.

Wilhelms, die deutsche Heeresleitung vor Paris eingeschlagen hatte. Gambetta, der sich in Tours zum Diktator der französischen Provinzen aufgeworfen, und sein Gehilfe Freycinet verstanden es, mit bewundernswerter Thatkraft die waffenfähigen Männer Frankreichs zum Kampfe gegen die Deutschen aufzubieten und zu organisieren. Die Zauberworte „Volkskrieg“ und die „Freiwilligen von 1792“ hatten noch nicht ihre legendäre Kraft auf das Gemüt des französischen Volkes verloren, das fest überzeugt war, die betäubenden Niederlagen seien nur Folgen der Unfähigkeit und Verrätereit des Kaisers und seiner Marschälle gewesen, und die Republik brauche sich nur zu erheben, um die „nordischen Barbaren“, die „modernen Hunnen“ zu zerschmettern. So vereinten sich hochherzige nationale Opferwilligkeit und lächerliches Vorurteil zu großartigster Wirkung: in ungezählter Menge drängten sich die Jünglinge und Männer zum Kampfe für das Vaterland. Die Regierung Gambettas hatte 40000 Mann regulärer Truppen und etwa ebensoviel mobiler Nationalgarden, 5—6000 Reiter und etwa 100 bespannte Geschütze vorgefunden; innerhalb von vier Monaten erhöhte sie diese Zahlen auf 600000 wohlbewaffnete, meist gut gekleidete, ausreichend verpflegte und mit allen Heeresbedürfnissen versehene Streiter, sowie 1400 Feldgeschütze. Freilich militärische Übung und Disziplin und wahrhaft soldatischen Geist vermochte sie diesen schnell zusammengebrachten Scharen nicht zu verleihen; aber deren bloße Menge, ihr Patriotismus, die Geschicklichkeit und Zähigkeit einiger ihrer Führer bereiteten den Deutschen noch mannigfache Gefahren und große Verluste. In Paris hielt inzwischen eine halbe Million Bewaffneter fast die Hälfte der deutschen Heere in Schach. Der zweite Teil des Krieges wurde gigantischer und bisweilen für die Deutschen bedrohlicher als der erste. Aber er befestigte auch die Waffengemeinschaft der Deutschen und flößte Fürsten und Volk die Überzeugung der Notwendigkeit enger Einigung für die Zukunft ein. Was zunächst nur in dem ersten Rausche der Begeisterung ausgesprochen war, wurde Gegenstand ernster Überlegung und wirksamer Unterhandlung. Und hier hat Kronprinz Friedrich Wilhelm, wie vorher auf dem Schlachtfelde, durch den hohen Schwung und die Kühnheit seiner Anschauung, sowie durch mutvolles Eintreten für den großen Zweck den wesentlichsten, bestimmendsten Einfluß geübt.

## Neuntes Kapitel.

### Die Kaiserkrone.<sup>1)</sup>

„Zwei Eigenschaften — schreibt Geheimrat Samwer am 29. November 1870 seinem Freunde Stockmar nach mehrwöchigem engstem Zusammenleben mit Friedrich Wilhelm in Versailles — zwei Eigenschaften lassen mich den Kronprinzen so hochschätzen: seine außerordentliche Menschenfreundlichkeit und seine deutschen Gesinnungen, an denen nichts von Partikularismus hängt“. Mit diesen „deutschen Gesinnungen“ stand Friedrich Wilhelm am preußischen Hofe und im preußischen Offiziercorps allein: er war der Einzige, der den Lauf des Zeitenstromes richtig erkannt hatte.

Große Umwälzungen, die tief in das Leben der Völker eingreifen, vollziehen sich nur auf Grund langdauernder Ursachen und Bewegungen, die viele Jahre unter der Oberfläche thätig sind, sich immer mehr ausdehnen, bisweilen an das Tageslicht treten, dann als unreif und revolutionär verfolgt werden — bis sie unwiderstehliche und siegreiche Kraft gewinnen und bei dem ersten äußern Anlaß sich verwirklichen. So geschah es auch den deutschen Einheitsbestrebungen. Die Befreiungskriege im Beginne des neunzehnten Jahrhunderts hatten sie ins Leben gerufen, sie jedoch zunächst nur in den Kreisen der Höchstgebildeten verbreitet, während ihnen das Volk einstweilen gleichgültig gegenüberstand, die Regierungen aber sie mit Strenge, ja mit Grausamkeit verfolgten. Dennoch hatte sie Preußen wenigstens auf dem Gebiete der materiellen Interessen durch den Zollverein praktisch verwertet. Dieser gewöhnte dann alle Schichten der deutschen Einzelvölker immer mehr an den

1) Für dieses Kapitel verweise ich ein für alle Male zu näherer Begründung auf meinen Artikel in der „Nation“, Jahrg. 1899, Nr. 53: „Kronprinz Friedrich Wilhelm und das deutsche Kaisertum“.

Gedanken der Gemeinsamkeit. Deren Ausdruck auf dem Boden der Politik sollte das erneute deutsche Kaisertum sein, und im Frühjahr 1849 hatte die deutsche Nationalversammlung die kaiserliche Krone dem Könige von Preußen angeboten. Friedrich Wilhelm IV. hatte sie zurückgewiesen wegen der demokratisch-parlamentarischen Formen, mit denen die Nationalversammlung sie umgeben hatte, und weil nur die Volksvertretung, nicht aber die Fürsten, sie ihm darreichte. Aber der Gedanke der Wiederaufrichtung des Kaisertums war seitdem in der Nation bestehen geblieben, und nachdem sich Österreich unfähig gezeigt, dasselbe für sich zu erwerben, blieb als dessen Träger nur Preußen in der öffentlichen Meinung übrig. Als dieses endlich kühn und stark alle deutschen Stämme zur Abwehr gegen den vielhundertjährigen Bedrucker führte und an ihrer Spitze begeisternde Erfolge davon trug, da wurde die Herstellung von Deutschlands Einheit unter Preußens Leitung zum Glaubenssatz für alle Deutschen, ohne jeden Unterschied der Partei. „Daß die Bayern unter unseres Kronprinzen Führung den ersten entscheidenden Schlag mit gethan haben, ist die Lösung der deutschen Frage“, schrieb unter dem frischen Eindrucke der großen Ereignisse der, der äußersten konservativen Rechten angehörende Moriz von Blandenburg<sup>1)</sup>.

Kronprinz Friedrich Wilhelm war, wie wir wissen, in den Anschauungen der Gothaer Partei aufgewachsen, die die Einigung Deutschlands unter einem von Preußen getragenen, zugleich mächtigen und konstitutionellen Kaisertum auf ihr Banner geschrieben hatte. Diese Pläne entsprachen durchaus den Neigungen des Fürsten. Er war erfüllt von starkem Bewußtsein der Größe und Kraft des Hohenzollernhauses und der hohen weltgeschichtlichen Aufgabe, die es in der Vergangenheit gelöst und in Gegenwart und Zukunft noch zu lösen hatte. Er hatte längst mit Begeisterung den Gedanken aufgefaßt, den Neubau des Domes in Berlin mit der Errichtung eines würdigen Mausoleums für die Königsfamilie zu verbinden, und zwar so, daß die Hohenzollerngruft eine Gedenkhalle der preußischen Geschichte werden sollte. Allen regierenden Kurfürsten und Königen sollten da Standsäulen errichtet werden, auf deren Sockel ihre vorzüglichsten Thaten einzugraben seien; so mußte jeder Beschauer erkennen, daß die brandenburgisch-preußische Geschichte sich in den Hohenzollernschen Fürsten verkörpere<sup>2)</sup>. Mit der Hochachtung der eigenen ruhmvollen Dynastie verband sich in ihm das sehr ausgeprägte Gefühl für seine persönliche Würde. Jeden Mangel an äußeren Zeichen

1) Denkwürdigkeiten Noons, II 441.

2) Deibrück, Erinnerungen, S. 25.



der ihm gebührenden Hochachtung empfand er durchaus unliebsam. So gern er Hohen und Niederen gegenüber sich in freundlichen Scherzen erging, er litt nicht, daß man ihm in gleicher Weise erwiderte; niemals durfte man in ihm den Erben des preußischen Thrones vergessen. Ja, selbst einem gewissen Gepränge und formellen Glanze war er, soweit die Enge seiner finanziellen Mittel sie nicht behinderte, wohl zugethan; Titel, Orden, Ehrenzeichen erschienen ihm als etwas Reales und Bedeutsames. So war ihm die Aussicht sehr verlockend, daß sein Haus und daß er selber mit dem Schimmer der Kaiserkrone umgeben werden sollten. In ihr erblickte er den wahren Abschluß der ruhmvollen Laufbahn, die die Hohenzollern von dem bescheidenen Burggrafentum Nürnbergs bis auf die erhabensten Höhen der Menschheit geführt hatte. Dynastisches und persönliches Interesse ging derart mit dem nationalen aufs engste Hand in Hand.

Im Volke wußte man es nicht anders, als daß die nationale Einigung sich unter dem Zeichen der Kaiserkrone vollziehen müsse. Die republikanische und sozialistische Strömung beherrschte damals nur eine verschwindende Minderheit; und gar von den Schruhlen realpolitisch sein wollender Gelehrter, die von einem „deutschen Herzoge“, „deutschen Könige“, „deutschen Bundesfeldherrn“ fabelten, wollte die öffentliche Meinung nichts wissen. Unter dem Kaiser war in alten Zeiten Deutschland groß und mächtig gewesen; der Sturz des Kaisertums hatte die politische Zerfägung Deutschlands bedeutet: das wußte jeder. Und wer sollte über die deutschen Könige, Fürsten und freien Städte gebieten, wenn nicht ein Kaiser? Geschichtliches Bewußtsein und gesundes politisches Empfinden verbanden sich zur Forderung, daß das geeinte Deutschland im Kaiser aus Hohenzollernstamme sein Haupt finden müsse.

Sofort bei Ausbruch des Krieges war das laut geworden, und zwar bezeichnender Weise nicht im Norden, wo man sich unter dem preußischen Könige als Leiter des Nordbundes schon ganz erträglich eingerichtet hatte, sondern im Süden. Auf dem Bahnhofe zu Ingolstadt, am 27. Juli 1870, hatte sich zuerst in die Hochs auf den Kronprinzen der Ruf gemischt: „Es lebe der deutsche Kaiser!“<sup>1)</sup> Was war auch den Süddeutschen der Kronprinz der wenig geliebten Preußen; sie begrüßten ihn freudiger als zukünftigen Herrn ganz Deutschlands. In Speier wehten neben den bayerischen die norddeutschen Farben, in denen die Rheinpfälzer bereits die allgemein deutschen sahen<sup>2)</sup>. In Stuttgart hatte man gleichfalls dem Kronprinzen ein Bouquet in diesen Farben

1) Delbrück, Erinnerungen, S. 19.

2) P. Haffel, Von der dritten Armee (Leipzig 1872), S. 83.

überreicht<sup>1)</sup>. Aber auch unter den Norddeutschen fand der Gedanke sofort Beifall, und zwar zunächst bei den vor wenigen Jahren an Preußen Annektierten, wie den Hannoveranern und Kurhessen. Die Erhebung des ihnen aufgenötigten preußischen Herrschers zum deutschen Kaiser erschien ihnen wie eine Sühne, ein Ausgleich, eine Genugthuung<sup>2)</sup>.

Bei Friedrich Wilhelm trafen solche Kundgebungen auf bereitwilliges Entgegenkommen; entsprachen sie doch nur den geheimen Wünschen seines Herzens, dem stillen Denken seines Geistes. „Du wirst Dich erinnern,“ schreibt er einige Zeit nach dem Kriege an Karl von Rumänien<sup>3)</sup>, „daß der Gedanke einer endlichen Wiederherstellung des Reichs als Vollendung des deutschen Einigungswerkes mich stets beschäftigte und zu meinen lebhaften Wünschen gehörte; freilich war mein Streben auf eine friedliche, unblutige Durchführung dieser That gerichtet“. Rein und ausschließlich deutsch fühlte er; selbst polnisch wollte er nicht lernen, wie Bismarck es oft von ihm verlangte, vielmehr sollten die preußischen Polen deutsch lernen und gute Deutsche werden<sup>4)</sup>.

Das deutsche Reich aber hatte, nach seiner Anschauung, in dem hohenzollernschen Kaisertume den konkreten staatsrechtlichen Ausdruck und Abschluß zu finden. Schon im Oktober 1862 bezeichnete er dem Koburger Staatsrat Franke die Reichsverfassung von 1849 als das Ziel, dem er zustrebe, worauf ihn Franke als den „ersten deutschen Kaiser“ begrüßte<sup>5)</sup>. Thatsächlich war jene Reichsverfassung ohne den Kaiser, in dem sie gipfelte, undenkbar. Indem Friedrich Wilhelm sie als sein Ziel aufstellte, war darin auch das hohenzollernsche Kaisertum über Deutschland enthalten. Und diesem Gedanken war er treu geblieben und strebte dessen Verwirklichung an, sobald sich hierzu eine Möglichkeit bot. Sie schien nach den überraschenden und großartigen militärischen und politischen Erfolgen des Krieges von 1866 gegeben. Sofort brachte er die deutsche Kaiseridee bei seinem Vater zur Sprache — aber nur, um von dem Könige, der nichts sein wollte als Preuze und Beherrscher Preußens, rundweg abgewiesen zu werden. Vergebens stellte er dem greisen Monarchen vor: dem Volke erwecke der Titel eines Bundespräsidenten keine anschauliche und packende Vorstellung, die Erneuerung der Kaiserwürde dagegen werde ihm die erlangte Einheit deutlich verkörpert zeigen und die Erinnerung an des Reiches alte Macht und Herrlichkeit alle

1) Aus Kaiser Friedrichs Tagebuch, S. 3.

2) Gen.-Leut. J. Hartmann, Erlebtes aus dem Kriege 1870 71, S. 2, 7, 163.

3) 18. April 1872; Aus dem Leben König Karls von Rumänien, II 258.

4) „Das Tagebuch des Kronprinzen“ (1886), S. 75 f.

5) Ms. Franke an Samwer, 22. Okt. 1862.

Herzen in Flammen setzen. Als die Kronprinzessin die Wünsche ihres Gatten unterstützte, begnügte sich der König ihr scherzend zu antworten: „Ja, Du hast einen ehrgeizigen Mann<sup>1)</sup>.“

Vielleicht wäre damals das hohenzollernsche Kaisertum in der That noch für die Gefinnungen und Gefühle eines großen Theiles des deutschen Volkes und seiner Fürsten verfrüht gewesen. Jetzt aber, nach den großen Siegen über den gefürchteten Nationalfeind, trat es allen als unabweißbare Folge der jüngsten Entwicklung, als geschichtliche Notwendigkeit gegenüber. Auch der von dem Kronprinzen hochgeschätzte Heinrich Gelzer, der zehn Jahre hindurch, in Gemeinschaft mit dem Großherzoge von Baden, in süddeutscher Politik gearbeitet hatte, forderte nunmehr von Friedrich Wilhelm, die Kaiserwürde müsse geschaffen werden, „als eine der Nation gegenüber übernommene Bürgschaft ihrer unwiderruflichen Einigung<sup>2)</sup>“. Die nationale Begeisterung des süddeutschen Volkes machte auf Friedrich Wilhelm einen starken Eindruck, und zwar einen um so stärkeren, als manche Fürsten ein ganz anderes Benehmen zeigten. Bei der Abreise aus München traf ihn noch ein Schreiben König Ludwigs II., das ihn ermahnte, beim zukünftigen Friedensschlusse vor allem die Selbständigkeit Bayerns zu wahren! Der König von Württemberg hatte den kronprinzlichen Heerführer „in steifer dienstlicher Stellung“ empfangen. So fühlte Friedrich Wilhelm sich nur dem Volke verpflichtet, nicht den Fürsten; und in den Gesprächen, die er in Karlsruhe mit seinem gefinnungsverwandten Schwager von Baden pflog, war der „Hauptgedanke, wie man nach erkämpftem Frieden den freisinnigen Ausbau Deutschlands weiterführe<sup>3)</sup>“. Seinem idealen Denken schien jedes praktische Hindernis beseitigt, der Nordbund als gänzlich überwunden und abgethan, das Ganze, die Einheit, schon jetzt vorhanden<sup>4)</sup>. Die klugen Leute lächelten über diesen durchaus nicht realpolitischen Schwärmer, der augenblicklichen Begeisterungsrausch mit wirklicher und dauernder Interessenpolitik verwechselte — und der Schwärmer behielt doch Recht den klugen Leuten gegenüber, und die Einheit Deutschlands war doch mit der französischen Kriegserklärung hergestellt. Die ersten gemeinsamen Siegeschlachten ließen diese Thatsache deutlich hervortreten; denn, wie Friedrich Wilhelm am Abende von Wörth schreibt, „die Mitwirkung der Süddeutschen hat den Ritt für die verschiedenartigen Truppen gegeben, die Folgen werden von ungeheurer Tragweite sein, wenn wir den ersten

1) Ms. Erinnerungen des Geh.-Rat Samwer, nach eigener Erzählung des Kronprinzen im Winter 1867.

2) Fr. Curtius, Heinrich Gelzer, S. 25.

3) Alles dies nach Friedrichs eigenem Tagebuche.

4) G. Freitag, Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone, S. 5.

Willen hegen wollen, einen solchen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.“ Wir werden sehen, daß hierin seine Anschauungen sich völlig mit denjenigen eines so durchaus konservativen Mannes, wie Blankenburg, deckten. Und abermals traf Friedrich Wilhelm das Richtige, wenn er den unbestimmten und zögernden Absichten fast seiner ganzen Umgebung gegenüber auf sofortige Ausnützung der unvergleichlich günstigen Sachlage drang. Das „Eisen der deutschen Kabinette“ wollte er dafür „schmieden, solange es noch warm ist“<sup>1)</sup>; er gedachte die Zwangslage, in der sie sich zwischen der aufgeregten öffentlichen Meinung und den für ihre hohenzollernischen Feldherren begeisterten Heeren befanden, zu ihrer gründlichen Unterwerfung unter die deutsche Einheit zu benützen. Das hielt er für das gute Recht Deutschlands, für das gute Recht zugleich der vom Schicksale zu dessen Vorkämpfern berufenen Hohenzollern. „Ich bleibe dabei“, schrieb er am 7. August in sein Tagebuch, „daß wir unmöglich nach erlangtem Frieden uns mit der bloßen Anbahnung neuer Bestrebungen im deutschen Sinne begnügen können, daß man vielmehr dem deutschen Volke etwas Ganzes bieten muß“.

Gegen den Widerspruch Gustav Freytags, den partikularistisches Preußentum der deutschen Kaiserwürde feindlich stimmte, verteidigte Friedrich Wilhelm schon am 11. August mit Festigkeit den Grundsatz: „Der König von Preußen muß Kaiser werden.“ Er widerlegte des Dichters Einwendungen mit vieler Bestimmtheit und Schärfe. „Aus dem fürstlichen Stolz,“ sagt Freytag, „erwuchs in der Seele des Kronprinzen die Idee des deutschen Kaisertums, sie wurde ein heißer Wunsch, und ich meine, er ist der erste Urheber und die treibende Kraft für diese Neugestaltung“<sup>2)</sup>. Das ist der Thatsache nach richtig; aber nicht sowohl fürstlicher Stolz wie die deutsche Gesinnung des hohen Herrn, die wir schon bei so vielen Gelegenheiten an ihm kennen gelernt haben, sowie das liebende Verständnis der Volksseele, die sich ihm in den letzten Wochen in begeistertster Weise geoffenbart hatte, ließen den Wunsch nach dem Kaisertum bei ihm erwachsen. Sein starkes persönliches und dynastisches Selbstgefühl hat die Forderung gern aufgenommen und unterstützt — das Entscheidende war es nicht. „Es lag in dem Wesen der unwiderstehlich eingetretenen nationalen Entwicklung, daß die Fürsten wie das Volk mit der Wiederherstellung des Reiches auch das Wahrzeichen der alten Herrlichkeit desselben, das Kaisertum, wieder aufgerichtet wissen wollten; in den neu hinzugekommenen süddeutschen Volkskreisen zumal würde man das deutsche Reich ohne Kaisertum kaum

1) Tagebuch, S. 9.

2) Freytag, a. a. O., S. 20 ff., 29.

recht verstanden und in voller Bedeutung anerkannt haben.“ So schreibt ein kundiger, für den Kronprinzen keineswegs parteiischer Berichterstatter<sup>1)</sup>. Und dazu kam ein Anderes, an sich freilich minder Wichtiges. Das geeinte Deutschland durfte nicht nach außen durch einen Herrscher repräsentiert werden, der an Rang und äußeren Ehren den Monarchen Rußlands und Österreichs nachstand, der unter den Regenten Europas erst die dritte oder vierte Stelle eingenommen hätte. Das war von seiten Friedrich Wilhelms ein ganz richtiges Gefühl. Bei vielen Fürsten, wie bei den Großherzogen von Baden und Weimar, dem Herzoge von Koburg und anderen, fand er mit seinem Kaisergedanken sofort volle Zustimmung. Der badische Minister Jolly arbeitete eine Denkschrift aus, in der er der preußischen Regierung die Neuerrichtung des Kaisertums offiziell anempfahl<sup>2)</sup>.

Die direkten Einwendungen gegen den Kaisertitel gingen nicht vom Volke, nicht einmal von den Fürsten, sondern von den Gelehrten aus. Der große Physiologe Dubois-Reymond meinte: der Imperialismus sei ein für allemal abgethan, liege am Boden: es könne künftighin in Deutschland nur einen König von Preußen Herzog der Deutschen geben. Das war eine Formel, die, weil sie den „König von Preußen“ als Hauptsache voranstellte, besonders dem greisen Wilhelm I. gefiel — obwohl es ja unthunlich war, neben den Herzog von Meiningen oder Anhalt einen „Herzog der Deutschen“ als Reichsoberhaupt hinzustellen. Berechtigter war schon der Einwand Gustav Freytags, die Annahme des mystischen und prunkvollen Kaisertitels bringe die Gefahr mit sich, daß dadurch der einfache, schlichte, staatsdienende Geist des Hohenzollernhauses verdorben werde, daß Pracht, Formenwesen und Selbstvergötterung ihn verdränge. Diese Befürchtung war auch bei der Umwandlung des Kurfürsten- in den Königstitel gehegt worden und hatte sich, nach dem ersten blendenden Eindruck der neuen Würde, auf die Länge als unbegründet erwiesen. So mußte man eben auch für die Zukunft auf den erblichen gesunden Sinn der Hohenzollern zählen. Endlich Sybel wies auf das Bedenken hin: der ehemalige deutsche Kaiser sei eigentlich nur König von Deutschland und Kaiser der Römer gewesen; die Erneuerung des Kaisertitels werde also das wiedererstandene deutsche Reich auf die Erweckung der universalmonarchischen, welt herrlichen Ziele hinweisen, die das römische Kaisertum in sich enthalte. Darauf erwiderte der von dem Kronprinzen zu seiner Beratung in das Hauptquartier

<sup>1)</sup> Kaiser Friedrich in Versailles, Erinnerungen eines Diplomaten (Leipzig, 1888), S. 51.

<sup>2)</sup> Baumgarten und L. Jolly, Staatsminister Jolly (Tübingen 1897), S. 176.

berufene ausgezeichnete Staatsrechtskenner Geheimrat Samwer mit Recht: die Richtung auf Welt Herrschaft im Kaisertitel sei nur noch den Historikern, aber durchaus nicht dem deutschen Volke mehr bewußt<sup>1)</sup>. Und Friedrich Wilhelm selber gab den Ausschlag, indem er die Notwendigkeit des Kaisertums mit den zutreffenden Worten begründet: „Gerade die Könige napoleonischen Ursprungs sind Veranlassung, daß „Kaiser“ der Titel werde, weil er über ihnen steht“<sup>2)</sup>.

Und dieses Kaisertum sollte nach seiner Auffassung etwas Großes, alles andere Übertragende sein. Als der Großherzog von Oldenburg schriftlich äußerte: „Der Kaiser solle nur primus inter pares sein,“ setzte der Kronprinz an den Rand ein kräftiges „Oho!“, das seine wahre Meinung deutlicher darthut, als eine lange Abhandlung. Preußen aber hatte, wie er das schon 1867 zu Forckenbeck gesagt, in Deutschland aufzugehen. Er begleitet mit einem „richtig“ die weitere Bemerkung des Großherzogs von Oldenburg. „In Preußen selbst täuscht man sich wohl am wenigsten darüber, daß der Gang der Entwicklung unwiderstehlich dahin führt, dem Dualismus des Reichstags und der preussischen Kammern in irgend einer Form — vielleicht durch Zurückgreifen auf die Provinzialstände — ein Ende zu bereiten.“ Hätte man des Großherzogs und des Kronprinzen Ansicht in diesem Punkte durchgeführt, so wären die monströsen Schöpfungen des Herrenhauses und des Census-Abgeordnetenhauses in Preußen beseitigt worden!

In der Denkschrift über die zukünftigen Friedensbedingungen, die Friedrich Wilhelm am 14. August an Bismarck richtete, fügte er am Schlusse eine Betrachtung über „die endliche Einigung Deutschlands“ hinzu. Er forderte darin die Übertragung der Leitung und Verwaltung des gesamten Militärwesens in Deutschland an den König von Preußen, die gleichmäßige Organisation und Ausrüstung aller deutschen Kontingente, den Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund „unter Wahrung der Titulatur und aller persönlichen Ehrenrechte und Würden der deutschen Souveräne sowie ihrer Häuser“<sup>3)</sup>.

1) Vgl. Ms. Denkschriften Samwers aus dem Okt. 1870.

2) Ms. Bemerkungen des Kronprinzen zu der Denkschrift des Großherzogs von Oldenburg, Okt. 1870.

3) Diese letztere ausführliche und nachdrückliche Forderung des Kronprinzen vom 14. August 1870, abgedruckt bei *H. Kohl*, Wegweiser durch Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, S. 128, widerlegt schon vollständig die Behauptung Bismarcks in dessen „Ged. u. Erinn.“, II 116: der Kronprinz habe noch während des Feldzuges von 1870 verlangt, der König von Preußen solle „König von Deutschland“, die übrigen deutschen Könige aber sollen zu Herzogen degradiert werden, und sei dann erst von ihm, dem Bundeskanzler, eines Besseren belehrt worden. Diese Angabe Bismarcks gehört zu den zahllosen geschichtlichen Irrtümern, von denen das Werk des greifen und verbitterten Ex-Kanzlers erfüllt ist.

Bismarck beschäftigte sich zu jener Zeit — im August 1870 — mit dem Kaisergedanken noch nicht. Er beabsichtigte damals nur die Beteiligung des zu diesem Zwecke mit erweiterter Befugnis zu verziehenden Zollparlamentes an der Gesetzgebung für die neuen Reichslande Elsaß-Lothringen<sup>1)</sup>. Bei der ersten Zusammenkunft mit dem Kronprinzen — am 20. August in Pont-à-Mousson — besprach man nur die zukünftigen Friedensbedingungen, und zwar in einer Weise, die Friedrich Wilhelm durchaus befriedigte. Selbst unmittelbar nach dem betäubenden Siege von Sedan schien Bismarck der großen Zukunftsidee noch fern zu stehen. Am 3. September hatte er eine neue große politische Unterredung mit dem Kronprinzen zu Donchery. „Der Kaiseridee wurde kaum gedacht,“ sagt das Tagebuch des hohen Herrn, „ich merkte, daß er ihr nur bedingt zugethan sei, und nahm mich in acht, nicht zu drängen“. Vielmehr redete man von der zukünftigen Organisation des Elsasses. Nur schrittweise hat Friedrich Wilhelm den großen Kanzler vorwärts geführt<sup>2)</sup>.

Der Kronprinz und seine Umgebung empfangen damals den Eindruck, Bismarck sei dem Kaisergedanken von Beginn an nicht zugethan gewesen, und eine Änderung sei nur von der Zeit und dem Gewichte unabweislicher Entwicklung zu erwarten.

Alein so stand es doch nicht mehr. Der geniale Staatsmann hatte von den Darlegungen des Thronerben einen starken Eindruck empfangen. „Es steckt doch sehr viel in dem Herrn drin!“ äußerte er unmittelbar nach der Unterredung von Donchery zu seinen diplomatischen Mitarbeitern<sup>3)</sup>. Und der große Realist konnte sich der Wirkung der Thatsachen nicht entziehen, die ihn sicherer und nachdrücklicher zu

1) Unmittelbare Nachrichten des Chefs des königlichen Zivillabinetts von Wil. Nowski, abgedruckt in seines Bruders (des juristischen Ratgebers Bismarcks) „Meine Erinnerungen an Bismarck“ (Berlin 1900), S. 107.

2) Die Entwicklung des Kaisergedankens bei Bismarck, wie solche das Tagebuch des Kronprinzen schildert, wird vollauf bestätigt durch Gust. Freytag, der sich ja damals in der unmittelbaren Umgebung und dem engsten Vertrauen des Prinzen befand (Kronprinz und Kaiserkrone, S. 29 f.). Um so offener ist die Behauptung Bismarcks in dessen Immediatbericht vom 23. Sept. 1888: schon in der Unterredung vom 3. Sept. 1870 habe er den Kronprinzen von der Wichtigkeit seiner eigenen Anschauungen über die Grenze des für das Kaisertum Erreichbaren überzeugt und von der Idee eines Oberhauses der Fürsten zurückgebracht. Abgesehen von den altentwässerten Darlegungen, die wir im Folgenden geben werden, zeigt schon der scharfe Streit, den Friedrich Wilhelm am 16. November 1870 mit dem Kanzler gerade über die Fragen hatte, über die jener angeblich bereits am 3. September Bismarcks Auffassungen geteilt haben soll, daß eine solche Übereinstimmung noch nicht erreicht war. — Vgl. L. Hamburger, Erinnerungen, S. 41.

3) Abeken, Ein schlichtes Leben, S. 406.

bestimmen pfliegen, als alle Worte. Die Thaten aber trieben unaufhaltfam vorwärts auf dem vom Kronprinzen vorgezeichneten Wege. „Schon auf den Feldern von Sedan,“ schreibt der Historiker, der die dritte Armee begleitete<sup>1)</sup>, „bei den abendlichen Wivaks, als die Nachricht von der Gefangennehmung Napoleons sich verbreitete, war manch stürmisches Hoch auf die Wiederherstellung des deutschen Reichs erklingen. Jetzt — nach dem Gefecht bei Châtillon — wo alle Herzen von der Hoffnung gehoben waren, daß man dem letzten Ziele der militärischen Thaten nahe sei, kam in den Reihen des süddeutschen Heeres der politische Gedanke zu einem mächtigen und ergreifenden Ausdrucke. Die Mannschaften hatten sich mit dem Antlitz gegen Paris an den Abhängen des Plateaus gelagert, im Vordergrund die Offiziere. Diese erhoben ihre Gläser und brachten den ersten Labetrunk, den man sich nach einem ernstern Ruhmestage gönnte, dem „Wohle des künftigen deutschen Kaisers:“ mit lautem Jubelgeschrei stimmten die Truppen ein, das Klirren ihrer Waffen war wie die Schwertweihe des neuen Deutschen Reichs.“

Erinnert nicht in der That der ganze Vorgang an die Krönung der alten germanischen Heerkönige?

Aber nicht nur unter den deutschen Truppen, in allen Kreisen erschien das Kaisertum immer mehr als etwas Notwendiges, Selbstverständliches. Schon von Sedan an, besonders aber in Versailles, war von der Bildung des Reiches, von der Annahme des Kaisertitels durch den König von Preußen täglich die Rede als von einer ganz natürlichen Sache, die niemanden mehr überraschen würde<sup>2)</sup>. Selbst die konservativen Ultras in Preußen, diese einst so strengen Partikularisten, fanden nun in einer Parteiberatung am 23. September, daß „der Kaiser ein deutsch-konservativer Gedanke und für den Süden eine Notwendigkeit“ sei<sup>3)</sup>. Darüber war also alle Welt einig. Der Kronprinz hatte die hohe Genugthuung, daß ihm Bismarck, noch im September 1870, gestand: er sei erstaunt zu sehen, wie groß die Macht der Kaiseridee sei<sup>4)</sup>.

Die entscheidende Aussprache Bismarcks, dem Kronprinzen gegenüber, geschah dann am 9. Oktober. Nunmehr faßte der Bundeskanzler die Kaiserfrage ernstlich ins Auge; ja, er verhehlte nicht, daß er bereue, sie 1866 so gleichgültig behandelt zu haben, indem er damals ihre Gewalt über die Herzen des deutschen Volkes unterschätzte. Obwohl er,

1) B. Haffel, a. a. O., S. 317.

2) Kaiser Friedrich in Versailles, S. 52.

3) Blandenburg an Roon, 24. Sept. 1870; Roon, Denkwürdigkeiten, II 488.

4) Ms. Aufzeichnungen Samwers.



gleich Gustav Freytag, nicht ohne Besorgnis war, die Kaiserkrone werde übermäßige Entfaltung von Pracht und Glanz veranlassen, erkannte er sie doch als notwendige Institution an<sup>1)</sup>.

Kein Zweifel, daß die Kaiseridee zuerst im Volke entstanden war, in der volkstümlichen Reichsverfassung des Jahres 1849 ihren ersten amtlichen Ausdruck gefunden hatte und dann durch die populäre Begeisterung des Sommers 1870 wieder angeregt und allgemein geworden war. Allein den maßgebenden Kreisen des Norddeutschen Bundes nahe gebracht und vor diesen verfochten hat sie Kronprinz Friedrich Wilhelm, der schon lange ihr begeisterter Anhänger war. Er hat mehr für ihre Annahme gethan, als irgend ein anderer Sterblicher. Sein Verdienst in dieser für die ganze Zukunft Deutschlands so hochwichtigen Angelegenheit kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden.

Die Zustimmung Bismarcks zur Kaiseridee ließ deren Verwirklichung als binnen kurzem möglich, ja wahrscheinlich betrachten. Deshalb beschäftigten der Kronprinz und die ihn umgebenden Fürsten und Staatsmänner sich seit dem Beginne des Oktobers mit der zukünftigen Verfassungsform des neuen deutschen Reiches. Das einfachste wäre die Vereinigung des Südens mit dem Norden unter der bisherigen Konstitution des Norddeutschen Bundes gewesen. Das war die Anschauung Roggenbachs. Allein sie wurde von fast niemandem geteilt. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes war den widerstrebenden Regierungen und Volksvertretungen aufgenötigt worden durch den Willen des Grafen Bismarck, als ein Ergebnis von dessen überwältigenden Erfolgen im Jahre 1866. Der konstituierende Reichstag hatte nur geringe Abänderungen durchzusetzen vermocht. Man hatte sich damit getröstet, die Schäden und Härten, sowie die einseitige Zuspitzung auf die Vorherrschaft des preussischen Premierministers würden bei der in kurzer Zeit unvermeidlich eintretenden Umwandlung der norddeutschen in die allgemein deutsche Verfassung beseitigt werden. Es waren zumal zwei Vorstellungen, die allen politisch Denkenden vorschwebten: eine unmittelbare Beteiligung der Reichsfürsten an der Reichsregierung, neben dem Kaiser, und ein verantwortliches Reichsministerium, neben dem Kanzler. Der Kronprinz hatte diese Anschauungen schon längst gehegt, noch bevor es zu förmlichen Beratungen darüber in seinem Hauptquartier kam. In seiner Denkschrift an Bismarck vom 14. August 1870 heißt es:

„Es würde sich empfehlen, wenn die deutschen Fürsten Gelegenheit erhielten, durch persönliche Teilnahme an einzelnen großen Akten der Gesetzgebung, bei Bundestag und Reichstag ihren patriotischen Anteil an dem deutschen Staate zu bethätigen.

<sup>1)</sup> Kaiser Friedrichs Tagebuch.

„Es sei hier eingeschaltet, daß unter Umständen vielleicht die deutschen souveränen Fürsten ihrerseits eine Urkunde an den präsidierenden Fürsten einreichen könnten, kraft welcher sie um persönliche Aufnahme in irgend eine Vertretung des deutschen Volkes (Reichstag und Zollparlament) bitten, um vielleicht mit den Häuptern der ehemaligen reichsunmittelbaren und reichsständigen Geschlechter ein Oberhaus zu bilden.“

Dem ganzen Wesen des Kronprinzen entsprechend entwickelt er seine Idee nur zögernd, unbestimmt, bedächtig; aber schließlich kommt das richtige und zutreffende Wort, und auch der richtige und zutreffende Inhalt zum Vorschein. Die Art, wie er das Oberhaus zu bilden wünschte, war praktischer und leichter zu verwirklichen, als was die meisten anderen vorschlugen.

Herzog Ernst von Koburg-Gotha wünschte an Stelle eines bloßen Staatenbundes den fest gegliederten Bundesstaat: dem Reichstage sollte ein Staatenhaus zur Seite treten, wo sich die Reichsfürsten und Bürgermeister der freien Städte, die Familienhäupter der mediatisierten fürstlichen und gräflichen Häuser, sowie Delegierte der Landesvertretungen zusammenzufinden hätten. Der Großherzog von Oldenburg dagegen wollte, nach dem Vorbilde der Partikularverfassungen, das Oberhaus aus aristokratischen Elementen — darunter die regierenden Fürsten — sowie aus Vertretern der Intelligenz und der größten Kommunen mischen: eine ganz unmögliche Vermengung allzu heterogener Bestandteile! Herr Camphausen stimmte für ein Oberhaus, in dem aus allen fürstlichen Familien ein oder mehrere Mitglieder und überdies Erwählte der Höchstbesteuerten aller Bundesländer zu sitzen hätten — auch dies eine höchst unorganische Schöpfung. In dem Gedanken aber, es müsse neben dem Kaiser und dem Kanzler ein Oberhaus und ein verantwortliches Reichsministerium geschaffen werden, stimmten alle Ratgeber, auch der mit des Kronprinzen besonderem Vertrauen beehrte Samwer überein<sup>1)</sup>. Dadurch wäre das deutsche Reich wirklich zu einem zweckmäßig organisierten und konstitutionell regierten Bundesstaate geworden. Solche Institutionen schlossen auch nicht aus, daß in der inneren Verwaltung ihrer Territorien die Fürsten innerhalb der Grenzen der Reichsgesetzgebung freie Hand behielten; ja selbst die unschuldige Spielerei eigener Diplomaten wollte Friedrich Wilhelm ihnen belassen. Seine Anschauungen dürften weder als „phantastisch“ noch als ausschließlich „liberal“ oder gar „revolutionär“ bezeichnet werden. Sie wurden nicht allein, wie wir gesehen, von den geistig hervorragendsten Bundesfürsten geteilt, sondern auch von den preußischen Extrem-Konservativen verkündet und als allein

1) Ms. Denkschriften der genannten Persönlichkeiten aus dem Oktober 1870.

heißsam gepriesen<sup>1)</sup>. Man kann sagen, sie waren damals die Überzeugung und der Wunsch aller patriotisch denkenden Deutschen.

Sie sind einzig und allein an dem Widerspruche des Grafen Bismarck gescheitert, der schon in einem Schreiben an den Herzog von Koburg vom 12. Oktober 1870 sowohl das Fürstenhaus als das verantwortliche Ministerium rundweg ablehnte. Er bestätigte diese Zurückweisung wenige Tage später gegenüber Herrn von Bennigsen und dem bayerischen Grafen Bray. Allerdings gab er sich den Anschein, als ob die Süddeutschen eine solche Verfassungsform unter keinen Umständen zulassen wollten. Allein das war ein bloßer Vorwand. Der großherzoglich hessische Minister Dalwigk bemühte sich vielmehr aufrichtig um die Schaffung eines Staatenhauses, Württemberg erhob keinen Einspruch, und der Vertreter Bayerns in Versailles, Graf Bray, ebenso wie seine heimische Regierung verhandelten bereitwillig über diese Institution. Die Bayern haben später gegen Bismarcks Angabe förmlich protestiert — indes es blieb eben dabei<sup>2)</sup>. Bismarck wollte allein die Reichsregierung in der Hand haben. Deshalb war ihm der aus einigen Dutzenden an Gehorsam gewöhnter Beamten zusammengesetzte Bundesrat weit lieber als ein hocharistokratisches Fürsten- oder Staatenhaus, wo er dem persönlichen Range nach nicht der erste, sondern der letzte gewesen wäre. Deshalb verwarf er auch die Bildung der Reichsregierung aus selbständigen Ministerien und zog eine Organisation vor, wo er der allein verantwortliche und allein befehlende war<sup>3)</sup>.

Friedrich Wilhelm ließ sich einstweilen durch den Widerstand Bismarcks nicht abschrecken von dem Bestreben, die „monarchische Spitze“, die ihm als notwendig für Deutschland erschien, mit solchen Einrichtungen zu umgeben, die ihm den Forderungen der Zeit zu entsprechen und zugleich den Charakter des Endgültigen und die Bürgschaft unveränderter Dauer zu tragen schienen. Es war ihm eine wahre Herzenssache, inmitten der Erfolge und der Begeisterung des nationalen Kampfes hier Großes und Bleibendes, selbst einer ferneren Zukunft Genügendes zu schaffen. Er verhandelte darüber auch mit dem in Versailles weilenden Bruder des Bayernkönigs, dem Prinzen Otto, der aber bereits von seiner furchtbaren Krankheit gelähmt war.

1) Wländenburg an Roon, 24. Sept., 4. Nov. 1870; Roon, Denkwürdigkeiten, II 483, 505 f. — Lasker an Bennigsen, 24. Sept. 1870; aus Ed. Laskers Nachlaß, Deutsche Revue, Mai 1892, S. 184.

2) Des Kronprinzen Tageb., 25., 29. Okt., 1. Nov. 1870. — Ms. Brief Sammers vom 23. Dez. 1870.

3) Das war auch schon damals die Überzeugung Laskers; siehe seinen Brief an Jordanbeck, 10. Nov. 1870 (Deutsche Revue, Aug. 1892, S. 164).

Noch in einem zweiten Punkte standen die Anschauungen des Kronprinzen und des Bundeskanzlers im Gegensatze. Im Namen des nationalen Willens und der weltgeschichtlichen Sendung der Hohenzollern gedachte Friedrich Wilhelm auch die Anwendung des Zwanges nicht zu scheuen: es war das ein Entschluß, den er schon zur Konfliktzeit, vor dem österreichischen Kriege, gefaßt hatte. War er doch überzeugt, daß viele deutsche Fürsten im Grunde die französische Oberhoheit der preussischen vorgezogen hätten, da jene vorübergehend, diese aber bleibend sein würde<sup>1)</sup>. Solcher „Zwang“ nun braucht nicht gerade als ein mit Waffengewalt geübter gedacht zu werden. Sprach doch damals der ganz bismarckisch gesinnte Geffcken in einer viel beachteten Broschüre aus — was sogar der bayerische Minister Luz vor seiner Kammer ganz unverhohlen nachredete —: sobald die Zeit der Erneuerung der Zollvereinsverträge gekommen sein werde, sei Bayern durch seine elementarsten materiellen Interessen genötigt, sich unter welchen Bedingungen immer dem Norddeutschen Bunde anzuschließen. Es hätte also ein energischer moralischer Druck hingereicht, jeden Widerstand dieses oder jenes süddeutschen Herrschers zu brechen.

Anders dachte der Bundeskanzler. Er legte das Hauptgewicht auf den freien Entschluß der süddeutschen Fürsten und Volksvertretungen. Nur durch einen solchen glaubte er dem Einigungswerke Dauer zu verschaffen<sup>2)</sup>. Und dann, er rechnete mit der Persönlichkeit König Wilhelms, der nie die Kaiserkrone anders angenommen haben würde, als infolge freiwilligen Aktes der gesamten deutschen Fürsten und freien Städte. Hier befand sich offenbar Graf Bismarck auf festerem Boden, und nur die Unverantwortlichkeit der Stellung des Kronprinzen machte es möglich, daß dieser, bei den ihm zweifellos bekannten grundsätzlichen Anschauungen seines Vaters, an die Verwirklichung seines oben angedeuteten Programms dachte. Theoretisch mochte er recht haben, praktisch war sie für den Augenblick unmöglich.

Denn es ist eine Thatsache: niemand stand dem Kaisertum mit mehr Abneigung und Mißtrauen gegenüber als derjenige, der mit der Krone Karl des Großen und Otto des Ersten geschmückt werden sollte — König Wilhelm von Preußen. In den altpreussischen Überlieferungen aufgezogen und zum Greise geworden, hing er mit allen Fasern seiner Seele an Preußen, an dessen Namen, Größe, Wesen und Einrichtungen. Was war ihm im Grunde Deutschland? ein fremder Begriff. Der Gedanke, daß dieses Preußen, für das allein sein Herz schlug, in Deutsch-

1) Bernhardt, Aus den ersten Regierungsjahren Wilhelms I., S. 121. — Haym, Dunder, S. 377. — Vgl. oben, S. 77 f.

2) M. Busch, Bismarck und seine Leute, I 152.

land aufgehen und verschwinden könne — das wahre Ziel seines Sohnes — war ihm höchst peinlich. Welch unübersteiglicher Gegensatz zwischen zwei so unmittelbar aufeinander folgenden Generationen. Das preußische Heer, diesen Träger so ruhmreicher Überlieferungen, in ein deutsches Heer aufgehen zu lassen, war dem König ein ganz unerträglicher Gedanke. „Es ist immer von der deutschen Armee die Rede,“ sagte er zum Kronprinzen, „ich kenne keine; es giebt nur eine preußische, bayerische u. s. w. Armee.“ Er duldete nirgends die Fahne des Norddeutschen Bundes, außer über dem großen Lazarett in Versailles<sup>1)</sup>. Ja, schon das Eindringen nichtpreußischen Geistes, fremder Institutionen, wie das der Anschluß Süddeutschlands zu dauernder und enger Gemeinsamkeit zweifellos herbeiführen mußte, war ihm zuwider. Dazu kam, daß ihm die Kaiserkrone, wenn auch von den Fürsten selbst dargeboten, doch immer die Erinnerung an 1848 wach rief und für ihn einen verdächtigen demokratischen Schimmer bewahrte. Wilhelm I. wünschte nicht, den soliden Glanz der preußischen Königs- vor dem neuaufgeputzten der deutschen Kaiserkrone verblichen zu sehen<sup>2)</sup>. Er bezeichnete den „Kaiser“ geringschätzig als „Charakter-Major“<sup>3)</sup>. Er repräsentierte das Altpreußentum, wie sein Sohn das neue junge Deutschland: des Bundeskanzlers Aufgabe war es, zwischen beiden mächtigen und einflußreichen Kräften zu vermitteln und sie zu gedeihlichem Ziele zu vereinen.

Des Kronprinzen Seele schwellten stolze Hoffnungen, die von seiner ganzen Umgebung genährt wurden. Bei dem Betrachten der Brunnengemächer des Versailler Schlosses, „in welchem so viel Unheil für Deutschland beschlossen wurde, und in denen die Verhöhnung seines Zerfalls bildlich dargestellt ist“, hegte er die feste Zuversicht, „daß gerade hier die Wiederherstellung von Kaiser und Reich gefeiert werde“<sup>4)</sup>.

Am 30. September stattete er dem königlichen Hauptquartier in Ferrières einen Besuch ab. Nachdem er seinem Vater über das siegreiche Gefecht des sechsten Korps gegen einen französischen Ausfall bei Chevilly berichtet, dem er selber soeben beigewohnt, redete er ihn direkt auf die Kaiserfrage an. Wilhelm I. aber hatte sich den Gedanken wie etwas Unangenehmes, Verletzendes abgeschüttelt; er hatte sich gern die Meinung Du Bois-Reymonds von dem „Herzoge der Deutschen“ zu eigen gemacht. Er begleitete also die Erörterungen seines Sohnes mit

1) Ms. Aufzeichnungen Samwers.

2) Das konstatiert schon der mit den höfischen Verhältnissen sehr vertraute Georg von Bunsen am 18. Sept. 1867 in einem Briefe an Johannes Brandis.

3) Bismarck, Ged. u. Erinn., II 57.

4) Tageb., 20. Sept.

dem Zeichen großer Ungebuld, die sich durch ein nervöses Schlagen der Hand auf den Schenkel kund gab, und antwortete ihm: „Es würde ein großes Unglück sein, wenn ich die glänzende preußische Krone mit dieser Schmutzkrone vertauschen müßte.“ Der ursprünglich revolutionäre Charakter des neuen deutschen Kaisertums kam ihm nicht aus dem Sinn. Vergebens wies ihn der Kronprinz darauf hin, daß es sich ja nicht um einen Tausch handle — Wilhelm I., der wohl einjah, daß der „Kaiser“ den „König“ immer in den Hintergrund drängen würde, blieb bei seiner Weigerung<sup>1)</sup>. Allein schließlich mußte er doch dem Kronprinzen zugeben, daß „die drei [deutschen] Könige uns nötigen, den Supremat durch den Kaiser zu ergreifen“; und auch das Argument des Sohnes: daß ein Kaisertum in ehrwürdig überkommener deutscher Auffassung mit dem modernen Cäsarismus der Napoleoniden nicht die mindeste Ähnlichkeit habe, machte auf den greisen Herrscher Eindruck. Sein Widerstand gegen den Kaisergedanken wurde schwächer, er näherte sich einigermaßen den Anschauungen Friedrich Wilhelms. War es dessen ein Zeichen, daß er bald darauf beschloß, sein Hauptquartier gleichfalls nach Versailles zu verlegen?

Schon früher war die Anregung, an die Verwirklichung der Kaiseridee heranzutreten, von Mittel- und Süddeutschland ausgegangen. Seit Mitte August waren die dortigen Führer der nationalen Partei in lebhaftem brieflichen und persönlichen Verkehr mit ihren norddeutschen Gesinnungsgenossen, um Maßregeln zu treffen, daß die Hochflut alldeutscher Begeisterung nicht wirkungslos verlaufe<sup>2)</sup>. Volksversammlungen, an denen die ersten und besten Männer des Landes teilnahmen, wurden in diesem Sinne in München, Stuttgart, Mainz, anderen Städten gehalten. Gegen Mitte September lief bei der bayerischen Regierung eine Denkschrift des königlich sächsischen Ministeriums des Auswärtigen ein, die auf eine staatsrechtliche Verknüpfung der süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde hinzielte. Um dieselbe Zeit unterwarfen die leitenden Staatsmänner Württembergs die Verfassung dieses Bundes einer genauen Prüfung, um sich über die Grundlagen und Einzelheiten einer als notwendig erkannten bundesstaatlichen Einigung ganz Deutschlands bestimmte Ansichten zu bilden. Bayern aber, von der sächsischen Denkschrift angeregt, sprach in förmlicher Weise Preußen gegenüber den Wunsch aus, mit ihm in Unterhandlung zu treten wegen Abschlusses eines verfassungsmäßigen Bundes an Stelle der bloß völkerrechtlichen Verträge, die bisher die süddeutschen Staaten mit dem Norddeutschen Bunde verknüpft hatten. Dazu erbat sich Bayern einen Vertreter der

1) Ms. Aufzeichnungen Samwers (nach direkten Mitteilungen des Kronprinzen).

2) Aus Eduard Lasfers Nachlaß; Deutsche Revue, April 1892, S. 46 ff.

Präsidentenmacht, um die notwendigen Negotiationen unmittelbar zu führen. „Die Nachrichten aus Bayern sind gut,“ notiert vergnüglich der Kronprinz.

Am 21. September traf der Präsident des Norddeutschen Bundeskanzleramts, Delbrück, in München ein, wo auf besondere Einladung der bayerischen Regierung auch der württembergische Minister von Mittnacht erschien. Delbrück fand in München sehr freundliches Entgegenkommen; König Ludwig II. genehmigte ausdrücklich, daß Bayern in Verhandlungen eintrete wegen Abschlusses eines Deutschen Bundes auf Grund der norddeutschen Verfassung. Sonst wurden nur allgemeine Betrachtungen ausgetauscht, doch nahm Delbrück im ganzen einen recht vorteilhaften Eindruck über die Absichten Bayerns mit, weit über Bismarcks Erwarten hinaus<sup>1)</sup>. Vorzüglich war auch konstatiert worden, daß die Annahme des Kaisertitels durch den König von Preußen nicht nur bei den süddeutschen Bevölkerungen populär war, sondern auch den dortigen Regierungen und Souveränen den Anschluß erleichtern werde. „Unser König — Wilhelm I. — ist mit dieser Möglichkeit bekannt gemacht, hat jedoch über diesen Punkt sich nicht ausgelassen, während er andere Punkte desselben Berichts besprochen hat“<sup>2)</sup>.

So lagen die Dinge, als am 5. Oktober König Wilhelm mit seinem ungeheueren Stabe von Militärs und Diplomaten in Versailles eintraf, feierlich eingeholt von dem Kronprinzen und dessen Gefolge. Unter den Truppen wetteiferten die Bayern an Herzlichkeit des Empfanges mit den Preußen. Es war eine erhebende Szene, als die Trommeln der verschiedensten deutschen Stämme, mitten unter den Standbildern der grimmen Marschälle Ludwigs XIV., dem zukünftigen deutschen Kaiser hulbigend ertönten.

Der Kronprinz trat die Präfektur seinem Vater ab und siedelte bescheiden nach der außerhalb der Stadt gelegenen Villa des Ombrages über, der Besingung der Frau Andrée Walther, einer frommen und in Versailles allverehrten Dame. Er fuhr übrigens fort, auch neben seinem erlauchten Vater in Versailles ein großes Haus zu halten, mittags und abends zahlreiche Offiziere an seiner Tafel zu sehen<sup>3)</sup>. Täglich trafen bei dem Herrscher der Kronprinz und der Chef seines Stabes mit dem Chef des Großen Generalstabes — Moltke —, dem Kriegsminister von Roon, sowie dem Generalquartiermeister der Armee, Podbielski,

1) Vgl. Kaiser Friedrichs Tageb., 30. Sept. — Marquardsen an Laster, 25. Sept. 1870; Deutsche Revue, Mai 1892, S. 182.

2) Laster an Fordenbeck und Bennigsen, 6. Okt. 1870 (nach direkten Mitteilungen Delbrücks; Deutsche Revue, Juni 1892, S. 310).

3) W. v. Tümpling, Generaladj. Herm. v. Boyen (Berlin 1898), S. 201.

zusammen zur Beratung der kriegerischen Vorgänge. So oft auch politische Interessen zur Sprache kamen, wurde Graf Bismarck gleichfalls hinzugezogen<sup>1)</sup>.

Die Hoffnungen, die man auf die patriotische Bereitwilligkeit der bayrischen Regierung gesetzt, erfüllten sich nicht in vollem Umfange. Das Opfer an Selbstständigkeit fiel dem fürstlichen Selbstbewußtsein König Ludwigs II. und seinem Stolze auf das seit einem Jahrtausend hochberühmte Herrscherhaus der Wittelsbacher außerordentlich schwer. So kam er auf seine, vor dem Feldzuge dem preussischen Kronprinzen ausgedrückten Wünsche möglicher Schonung der bayerischen Unabhängigkeit zurück. Er verlangte schließlich eine bedeutende Lockerung der in der Verfassung des Norddeutschen Bundes enthaltenen Einheitsmomente; vor allem beanspruchte er für Bayern, neben eigenartiger Gestaltung seiner Heeresverhältnisse, auch die Beibehaltung einer besonderen Diplomatie sowie selbständige Entwicklung der Justizgesetzgebung. Die von König Wilhelm I. beabsichtigte förmliche Einladung nach Versailles sowie den ihm in Aussicht gestellten Besuch von dessen Schwiegerjohn, dem Großherzog von Baden, lehnte er ab. Ja, er forderte eine Gebietsvergrößerung für Bayern auf Kosten Badens, das durch elsässisch-lothringisches Gebiet entschädigt werden sollte<sup>2)</sup>.

Die drei anderen süddeutschen Regierungen waren glücklicherweise nationaler gesinnt, zum Teil aus Eifersucht auf Bayern; besonders das württembergische Ministerium wollte nicht von diesem ins Schlepptau genommen werden und zog immerhin die Suprematie des großen und ruhmreichen Preußen vor. Bismarck aber, unzufrieden mit dem Verhalten Bayerns, war gewillt, dessen Sondergelüsten nicht allzuviel nachzugeben, sondern auch ohne die Münchener Regierung mit den anderen süddeutschen Staaten abzuschließen<sup>3)</sup>. Gerade seitdem ging er mit größerer Wärme als bisher auf die Kaiseridee ein. Es stellte sich jedenfalls heraus, daß die ehrgeizigen dualistischen Entwürfe Bayerns bei

1) Moltke erzählt (Ges. Schriften, III 428), daß nur er allein dem Könige über die militärischen Maßregeln Vortrag gehalten, der Monarch öfters Einwendungen gemacht, jedoch schließlich seinen Vorschlägen immer zugestimmt, die übrigen Teilnehmer sich lediglich schweigend verhalten hätten. Das mag meistens so gewesen sein; indes wir haben schon gesehen (oben S. 238 f.) und werden noch weiter sehen, daß der Kronprinz, wo es ihm nötig schien, selbstthätig in diese Verhandlungen eingegriffen hat.

2) Luise von Kobell, König Ludwig II. und Fürst Bismarck im Jahre 1870 (Leipzig 1899), S. 25 ff.

3) Lasker an Bennigsen, 24., und Barth an Lasker, 27. Sept. 1870; Deutsche Revue, Mai 1892, S. 183 ff. — Brief Jollys vom 11. Nov. 1870; Hausrath, Zur Erinnerung an Jul. Jolly, S. 236.



den übrigen süddeutschen Staaten keinen Beifall fanden. Damit war die schlimmste Gefahr beseitigt. Delbrück ließ der bayerischen Regierung keinen Zweifel darüber, daß Preußen an dem staatsrechtlichen Bundesverhältnisse der norddeutschen Länder nicht ein Jota im Sinne partikularistischer Lockerung ändern werde.

Unter diesen schwankenden Zuständen, die indes eine einigermaßen günstige Lösung schon als wahrscheinlich betrachten ließen, feierte am 18. Oktober der Kronprinz seinen Geburtstag, durch den er in sein vierzigstes Lebensjahr eintrat. Er gab ihm eine besondere Weihe, indem er vom Könige die Ermächtigung auswirkte, eiserne Kreuze erster Klasse unter die hervorragenden Führer der dritten Armee zu verteilen. Niemals, rief er aus, habe er den Tag in so schöner Umgebung begangen, wie jetzt inmitten dieses braven Heeres. Das Fest, vom herrlichsten Herbstwetter begünstigt, nahm, trotz seiner rein militärischen Formen, einen nationalen Charakter an. Bei dem Zapfenstreiche rief eine Stimme aus der Mitte der versammelten Krieger: „Ihr Deutschen alle, unserm tapfern Kronprinzen Friedrich Wilhelm ein lautes Hoch!“, und dieser Aufforderung ward mit Begeisterung entsprochen. Auch in der Heimat feierte man diesen Tag als nationales Fest, und sprach das in Hunderten von Depeschen aus, die damals aus allen Gegenden Deutschlands an Friedrich Wilhelm gerichtet wurden.

In diesem Sinne dachte und fühlte der Kronprinz selber. Er schöpfte aus all den Kundgebungen um so mehr die Überzeugung, daß „Deutschland der monarchischen Spitze bedürfe, und zwar jetzt.“ Aber nicht nur Rechte wollte er daraus für sich ableiten, sondern vor allem schwere und weitgreifende Pflichten. „Diese einzige Feier,“ schrieb er damals in sein Tagebuch, „weist mich ganz besonders auf den Ernst der Aufgabe, die ich einst auf deutschpolitischem Gebiete lösen muß. Unverkennbar blicken viele mit Vertrauen auf die Aufgabe, die einst, so Gott will, in meinen Händen ruhen wird, und ich empfinde für die Lösung derselben auch eine gewisse Zuversicht, weil ich weiß, daß ich mich des in mich gesetzten Vertrauens würdig erweisen werde.“

Inzwischen mußte Bayern seine Bemühungen, doch noch einen besonderen Südbund unter seiner Führung zu stande zu bringen, aufgeben. Auf dringendes Ersuchen Württembergs erging von Versailles aus an die vier süddeutschen Regierungen die Einladung, dorthin Bevollmächtigte zu senden, die in den Tagen vom 19. bis 23. Oktober wirklich anlangten. Graf Bismarck hielt sich zunächst nach Möglichkeit im Hintergrunde und überließ es Delbrück und Roon, mit den verschiedenen Bevollmächtigten, denen sich auch der sächsische Minister von Friesen beigefellte, über deren Anträge zu verhandeln. Es war dem Bundeskanzler eine

sehr angenehme Wahrnehmung, daß die Mittelstaaten nicht einmal den Versuch machten, Preußen gegenüber einheitlich aufzutreten.

Besonders der edle, stets von reinstem und opferwilligstem deutschen Patriotismus erfüllte Großherzog von Baden wünschte dringend zum Abschlusse zu kommen, um eine Bresche in das Gebiet südlich vom Main zu legen und dadurch dessen Zusammenschluß zu einem besonderen Bunde von vornherein unmöglich zu machen. Er zog es deshalb vor, auf sämtliche von seinem Schwager, dem Kronprinzen, ja von allen politisch denkenden und strebenden Deutschen gehegten konstitutionellen Wünsche zu verzichten und sich einfach dem Willen Bismarcks zu unterwerfen<sup>1)</sup>. Damit waren, zum großen Kummer Friedrich Wilhelms, der dem bis zuletzt entgegen gewirkt hatte, sowohl das Staatenhaus wie das verantwortliche Reichsministerium beseitigt, jede Aussicht auf Verbesserung der norddeutschen Verfassung durch die allgemein deutsche im Sinne konstitutioneller und dauernder Einrichtungen zerstört. Gewiß hat der Großherzog in bester und löblichster Absicht gehandelt; aber die üblen Folgen blieben nicht aus. Die Zuspitzung der deutschen Verfassung auf die persönliche Allmacht des Kanzlers (oder des Kaisers) hat die Bayern in ihren partikularistischen Vorbehalten bestärkt und in gewissem Sinne gerechtfertigt. Der Kronprinz war mit dieser Wendung der Dinge sehr unzufrieden.

Wirklich erhob Bayern, besonders in militärischer Beziehung, viele Schwierigkeiten, die einer Ablehnung des Bundes sehr ähnlich sehen. Da berief, auf Bismarcks Veranlassung, Delbrück die Bevollmächtigten der übrigen drei süddeutschen Staaten zu einer Konferenz auf den 6. November, in der man sich, nach Badens Vorbild, schnell über die Grundlagen der neuen gesamt-deutschen Verfassung einigte. Aber auch dieses teilweise Ergebnis wurde wieder in Frage gestellt, als auf Veranlassung des bayerischen Monarchen eine Hofkabale in Stuttgart den Sieg über die wohl erwogenen Pläne der württembergischen Regierung davontrug und von der schwäbischen Hauptstadt aus die württembergischen Minister in Versailles zu ihrer schmerzlichen Überraschung angewiesen wurden, durchaus nur mit ihren bayerischen Kollegen zusammen zu gehen<sup>2)</sup>. Sie zogen es vor, sofort nach der Heimat zurückzureisen (12. November) mit der bestimmten Erklärung, sie würden ihr Amt niederlegen, wenn die von ihnen ihrer Instruktion gemäß abgeschlossene Vereinbarung vom 6. November die Genehmigung ihres Souveräns nicht finden sollte.

1) Ms. Schreiben Samwers vom 29. Nov. 1870 (nach den vom Kronprinzen erhaltenen direkten Mitteilungen).

2) Vgl. die Korrespondenz in Ed. Lasfers Nachlaß; Deutsche Revue, Aug. 1892, S. 167 ff.

Einstweilen aber unterzeichneten nur Baden und Hessen am 15. November den endgültigen Bundesvertrag.

Man kann sich denken, mit welchem Ingrimm der Kronprinz diesen schleppenden Verhandlungen folgte. Seine pessimistischen Anschauungen über die wahre Gesinnung der meisten deutschen Souveräne schienen vollauf gerechtfertigt. Sollten abermals, wie 1814 und 1815, die Fürsten und ihre Diplomaten verderben, was Volk und Heer in so edlen und todesmuthigen Anstrengungen errungen hatten? „Wir bleiben doch am grünen Tisch ewig dieselben“, schrieb er zürnend; im Gegensatz dazu erfrischten ihn die geistvollen Artikel der demokratischen Volkszeitung, die er mit Vorliebe las, weil „sie den Nagel immer auf den Kopf treffen“. Er fürchtete, der „gegenwärtige weltgeschichtliche Moment“ werde gänzlich verpfuscht werden. So ließ er zur Unterstützung der nationalen Richtung bei dem Kaiser und bei Bismarck den Großherzog von Baden nach Versailles kommen und regte die Einberufung des Reichstages und eines Fürstentongresses dorthin an. Alle Mittel der ungeheuren moralischen Macht, die die Ereignisse der letzten vier Monate Preußen in Deutschland verliehen hatten, wollte er angewendet wissen, um die der nationalen Idee noch Widerstrebenden zur Unterwerfung zu zwingen. An die Anwendung materieller Gewalt, die Delbrück ihm gegenüber im damaligen Augenblicke mit Recht für unmöglich erklärte, hat Friedrich Wilhelm schwerlich gedacht. Kein Wort in seinen Aufzeichnungen weist darauf hin<sup>1)</sup>.

Es zeigte sich bald, daß die Dinge nicht so verzweifelt lagen, wie es zuerst den Anschein hatte. Der Großherzog von Baden, der auf seinen königlichen Schwiegervater einigen Einfluß besaß, konnte feststellen, daß Wilhelm I. sich täglich mehr der deutschen Sache zuneigte. Gerade der partikularistische Widerstand reizte ihn dazu. Immer zahlreicher trafen, zur laut geäußerten Befriedigung Bismarcks, die deutschen Fürsten in Versailles ein, sich um ihr gemeinsames Oberhaupt zu scharen; so verwirklichte sich des Kronprinzen Gedanke eines Fürstentongresses. Nur Bayern verharrte in seiner trotzigen Haltung: ein bewegliches Schreiben, das der Großherzog von Baden an König Ludwig richtete, blieb ohne Antwort.

Während dieser langen und bangen Unterhandlungen nahmen die kriegerischen Ereignisse immer weitere Ausdehnung an. Damals, am 26. Oktober, war des großen Kriegsheers Moltke siebzigster Geburtstag; der Kronprinz brachte ihm einen Vorbeerfranz. Beide Männer waren einig, trotz des Lärmens in der Heimat, keine Beschießung,

<sup>1)</sup> Vgl. Kaiser Friedrichs Tagebuch, 29. Okt. bis 3. Nov. 1870.

sondern nur eine Aushungerung von Paris ins Werk zu setzen. Die thörichte und schändliche Verleumdung, als hätten der Kronprinz, seine Gemahlin und Königin Augusta den Beschluß aus Rücksicht auf die Franzosen oder auf die öffentliche Meinung Englands bewirkt, wird durch keinen Geringeren widerlegt, als durch Feldmarschall Moltke: „Aus den Zeitungen und Zuschriften ersehe ich“, schreibt er am 18. Dezember 1870 an Geheimrat Scheller, „daß man in der Heimat glaubt, daß wir das feindliche Feuer bis jetzt nicht beantwortet aus zarter Rücksicht auf Paris oder gar auf Verwendung hoher Persönlichkeiten. Das ist durchaus nicht der Fall; es geschieht, was zweckmäßig und ausführbar. Wir wünschen wahrlich auch nicht, hier länger zu warten als nötig“<sup>1)</sup>. Diese Methode bewährt sich soeben auf das trefflichste bei Metz. Schon am 27. Oktober kapitulierte die Festung, und mit ihr geriet das ganze Heer Bazaines in deutsche Gewalt. Bei Gelegenheit dieses neuen außerordentlichen Erfolges der deutschen Armeen wünschte der König deren fürstlichen Führern einen besonderen Beweis seiner huldvollen Anerkennung zu geben. Obwohl es bisher Regel im Hause Hohenzollern gewesen war, daß keiner seiner Angehörigen die höchste militärische Würde erhalten dürfe, ernannte Wilhelm I. noch am 28. Oktober den Kronprinzen und den Prinzen Friedrich Karl zu Generalfeldmarschällen. In dem Schreiben an den ersteren ist die Abweichung von dem Hergebrachten in ehrendster Weise so begründet: „Die Erfolge, welche bisher in diesem Feldzuge errungen worden sind, erreichen auch eine Höhe und eine folgenreiche Wichtigkeit, wie wohl nichts Ähnliches zuvor.“ Nach einer Schilderung der Siege Friedrich Wilhelms heißt es: „Das alles zusammengenommen bezeichnet den großen, den glücklichen Feldherrn. Dir gebührt daher die höchste Stufe des militärischen Ranges.“

Der Kronprinz nahm diese Ernennung mit gemischten Gefühlen auf. Obschon sie ihn persönlich und besonders wegen der dabei seiner wackeren Armee erteilten unbedingten Lobspprüche erfreute, empfand er doch unliebsam das Abweichen von einer jener alten Familienüberlieferungen, die für sein Empfinden einen großen Wert besaßen. Ganz befriedigte ihn dabei nur eine Erwägung: „Da die mir unterstellten Truppen,“ schrieb er an seinen „Kollegen“, den Feldmarschall Wrangel, „durch meine Ernennung ausgezeichnet werden sollen, so nehme ich in dankender Ehrfurcht diese neue Würde hin, die manchem andern als mir zustehen müßte“<sup>2)</sup>. In jeder Weise aber erfreute ihn die gleichzeitige Erhebung des genialen Moltke in den Grafenstand.

<sup>1)</sup> Moltkes Gesammelte Schriften, V 179.

<sup>2)</sup> „Das Tagebuch des Kronprinzen“ (1886), S. 71.

Indes das ersehnte Ende des blutigen Kampfes brachte die Übergabe von Metz noch nicht. Vielmehr mußte das durch sie frei gewordene Heer Friedrich Karls sofort an die Loire marschieren. Hier hatte Gambetta ein Heer von 70 000 Mann gebildet, das die 20 000 Bayern des Generals von der Tann in Orleans auf das äußerste bedrohte. Endlich, am 7. November, setzte der Kronprinz es gegen das Widerstreben des die volkstümlichen Heereskräfte der Franzosen mißachtenden Königs durch, daß diesem wackeren bayerischen Korps, das zugleich nach Süden und Südwesten den Rücken des Belagerungsheeres von Paris deckte, eine aus zwei preussischen Infanterie- und drei Reiterdivisionen gebildete Heeresabteilung unter dem Großherzoge von Mecklenburg zu Hilfe gesandt werde. Der Kronprinz hatte nur zu richtig gesehen: ehe diese Truppen zur Stelle waren, wurden die Bayern von der fast vierfachen Überzahl der Feinde bei Coulmiers zurückgedrängt (9. November) und zur Räumung von Orleans gezwungen. Das war der erste Miß- erfolg im Feldzuge, und zumal dessen moralische Wirkung auf die leicht entzündbare Einbildungskraft der Franzosen ungeheuer. Das schnell ausgehobene Volksheer hatte also einen Sieg errungen, wo die reguläre Armee nur Niederlagen erlitten hatte. Das schien den Franzosen die sichere Bürgschaft endlichen Erfolges<sup>1)</sup>. „Wir brauchen jetzt einen eklatanten Sieg!“ rief General Blumenthal aus. Alle diese Sorgen hätten vermieden werden können, wenn man dem Räte des Kronprinzen, die Bayern schleunigst zu unterstützen, eher entsprochen hätte. Vergebens hatte er hier, wie bei der Frage des sofortigen Sturmes auf Paris, einen ganz ungewöhnlich militärischen Scharfblick gezeigt. Wie aber nun die Dinge gekommen, schwoh die französische Loirearmee durch Freiwillige und Aushebungen in den folgenden Wochen auf 160 000 Mann an, mit denen Prinz Friedrich Karl und der Großherzog von Mecklenburg, wenn auch ausnahmslos siegreiche, doch schwere und der wahren Entscheidung entbehrende Kämpfe zu bestehen hatten. Den Bewegungen der zum Entfuge von Paris bestimmten Loirearmee entsprach, am 30. November, ein umfassender Versuch des Generals Ducrot, mit 150 000 Mann und 400 Geschützen bei Champigny an der Marne den eisernen Gürtel des deutschen Belagerungsheeres im Südosten zu durchbrechen; aber auch er scheiterte, freilich unter beiderseitigen furchtbaren Opfern, an der unerschütterlichen Festigkeit der deutschen Truppen, vorzüglich der Sachsen und Württemberger. „Ich hoffe in Zukunft keine Kriege mehr zu erleben,“ schrieb damals der Kronprinz, über so reich-

1) S. über diese wichtigen Folgen der Schlacht bei Coulmiers die sehr guten Auseinandersetzungen des Gen.-Leut. von Colomb in seinem „Tagebuch des Feldzuges von 1870—71 (Berlin 1876), S. 73 f.

lich vergossenes teureres Blut tief bekümmert, „und daß dies mein letzter Feldzug sein möge.“

Es war undenkbar, daß alle diese Kämpfe, daß dieser Opfertod von Tausenden deutscher Helden fruchtlos bleiben sollten für die Zukunft des Vaterlandes. Die Überzeugung und der ungestüme Wille, die Einheit, die seit vier Monaten im Felde die Bluttaufe erhalten, müsse auch für eine friedliche und freundlichere Zukunft hergestellt werden, erfüllte alle Herzen. Nicht am wenigsten ungeduldig war der Kronprinz. Am 16. November hatte er darüber mit Bismarck ein längeres Gespräch, das auf beiden Seiten eine gewisse Erregung hervorrief. Der Prinz forderte, daß Preußen seine Macht mit vollem Bewußtsein gebrauchen müsse; Gewalt sei nicht nötig, bloße Drohung werde genügen, um Bayern und Württemberg zur Unterwerfung zu nötigen. Der Kanzler dagegen stellte die endgültige Lösung der deutschen Frage der Zukunft anheim, indem er geltend machte, man werde durch Drohungen jene Staaten in die Arme Österreichs treiben, und König Wilhelm sei überhaupt für eine gewaltsame Politik gegen deutsche Mitfürsten nicht zu haben.

Nun ist sicher wahr, daß wenn der Kanzler ein entschiedeneres Auftreten gegen Bayern seinem Könige dringend angeraten hätte, dieser, der sein ganzes Vertrauen auf den großen und bewährten Minister setzte, nach kürzerem oder längerem Zögern auch hierin dessen Vorschlägen gefolgt wäre. Ferner würde es wohl möglich gewesen sein, unter den städtischen Bevölkerungen und im Heere Bayerns eine Bewegung hervorzurufen, die selbst verhüllten preußischen Drohungen eine zwingende Kraft verliehen hätte<sup>1)</sup>. Im bayerischen Offizierkorps herrschte nur eine Stimme für die enge Verbindung mit dem Norden, und die bayerischen Soldaten begrüßten bei jeder Gelegenheit den preußischen Kronprinzen als ihren eigentlichen Kriegsherrn<sup>2)</sup>. Aber so unregelmäßige Vorgänge wollten König Wilhelm und Bismarck gerade vermeiden. Sie wünschten, in der deutschen Frage mit ihrer revolutionären Vergangenheit sich vor allem auf die Fürsten zu stützen, in denen allein sie ein Gegengewicht gegen den demokratischen Charakter der ganzen Bewegung suchten und zu finden glaubten.

Neben diesem dynastisch-konservativen Gesichtspunkte gab es übrigens noch andere Gründe praktischer Politik, die eindringlich zu Gunsten des damals von Bismarck befolgten Verfahrens sprachen. Die unionistische Stimmung in Bayern war bei der großen Mehrheit der Bevölkerung

1) Man sehe die sehr wohl unterrichtete, dabei durchaus konservative und dem Kronprinzen ungünstig gesinnte Schrift „Kaiser Friedrich in Versailles“, S. 59.

2) Ms. Samwer an Stockmar, 23. Dezember 1870.

vorübergehend, durch besondere Umstände erzeugt und nur in den gebildeten Kreisen fester eingewurzelt<sup>1)</sup>; es erschien zweifellos — was dann auch später eingetroffen ist — daß nach Herstellung des Friedens die clerikal-partikularistische Partei wieder die Oberhand im bayerischen Volke gewinnen würde. Dann aber wurde dort eine zwangsweise Beeinträchtigung der bayerischen Selbständigkeit um so bitterer empfunden, und wenn Dynastie und Volk in diesem Gefühle einig waren, konnten daraus für die kaum gebildete deutsche Einheit die schwersten Gefahren erwachsen, — um so schwerer, als damals Oesterreich, unter der Leitung des Grafen Beust, in feindseligem Gegensatz wider Preußen stand und heimliche, aber um so energichere Anstrengungen machte, Bayern zu sich herüber zu ziehen. Das Ausland, das ohnehin seit dem Sturze der Napoleoniden die deutsche Sache mit Mißtrauen, ja mit Abneigung ansah, würde in einer gewaltthätigen Behandlung Bayerns Grund zu offener Feindschaft gegen Preußen gefunden haben. Endlich, bei den Friedensverhandlungen mußte Deutschland geeint auftreten; wie wäre das möglich gewesen, wenn Bayern abseits gestanden hätte?

Bismarck hatte wohl nicht Unrecht, wenn er in dem Gespräche des 16. November dem Kronprinzen vorhielt, dieser sei mit seinem Vorschlage einer zwangsweisen Behandlung Bayerns ganz vereinzelt, — wenigstens unter den Fürsten und ihren Ministern. Es kam zu wechselseitigen Vorwürfen; der Kanzler meinte, „des Prinzen Äußerungen müßten nachtheilig wirken, er fände überhaupt, der Kronprinz dürfe dergleichen nicht äußern.“ — „Ich verwahre mich sofort,“ schreibt Friedrich Wilhelm in sein Tagebuch, „auf das bestimmteste dagegen, daß mir in solcher Weise der Mund verboten werde, zumal in solchen Zukunftsfragen; ich sähe es als Pflicht an, bei niemandem Zweifel gerade über meine Ansicht zu lassen, überdies stehe es nur bei Sr. Majestät, mir über die Dinge, welche ich besprechen dürfe oder nicht, Weisungen zu geben, wenn man überhaupt annehme, daß ich noch nicht alt genug sei, um selber ein Urtheil zu haben.“ Schließlich lenkten beide Männer wieder ein und trennten sich in versöhnlicherer Stimmung.

Die Lage war auch nicht so schlimm, wie der Kronprinz fürchtete. Die entschlossene Haltung der württembergischen Minister, die von der gesamten Intelligenz des Landes eifrig unterstützt wurden, trug den Sieg über die Stuttgarter Hofkabale davon. Um so banger wurde es allmählich der bayerischen Regierung bei ihrer verneinenden Haltung, und

1) Selbst die Führer der nationalen Partei in Bayern, wie z. B. Marquardsen, sahen in dieser Beziehung sehr pessimistisch; vgl. dessen Brief an Kaiser vom 11. November 1870 (*Deutsche Revue*, August 1892, S. 164).

als, ohne sie zu berücksichtigen, der Norddeutsche Reichstag auf den 24. November zur Beratung der neuen deutschen Verfassung einberufen wurde, als Preußen und die übrigen Staaten zwei Wochen lang Bayern völlig beiseite ließen: da lenkte sie erschreckt ein. Die Minister Bayerns und Württembergs erschienen von neuem in Versailles und erklärten die Bereitwilligkeit ihrer Souveräne, sich dem allgemeinen deutschen Bunde anzuschließen. Auf Bismarck hatte die Unterredung mit dem Kronprinzen doch Eindruck gemacht, und er trat jenen mit größerer Schärfe entgegen. So wurde am 23. November der Vertrag mit Bayern, am 25. mit Württemberg unterzeichnet. Das herrliche Werk war gelungen, und am 26. konnte das amtliche Blatt der deutschen Regierung zu Versailles verkünden, daß der große deutsche Bund gegründet und besiegelt sei.

Freilich entsprachen die Bedingungen, die Württemberg und besonders Bayern zugestanden waren, keineswegs den Wünschen und Hoffnungen der deutschen Patrioten. Die norddeutsche Verfassung war durch die allgemein deutsche nicht verbessert, sondern verschlimmert worden. Ihre Mängel waren geblieben, und ihr größter Vorzug, der fest einheitliche Charakter, durch die weitgehenden Zugeständnisse an den schwäbischen und zumal den bayerischen Partikularismus, wesentlich vermindert. Das hätte freilich durch das Eingehen Bismarcks auf die von dem Kronprinzen so eifrig verfochtenen reichskonstitutionellen Einrichtungen zum guten Teile vermieden werden können. Der Kronprinz war über die Wendung, die die Dinge genommen hatten, zunächst recht unglücklich<sup>1)</sup>. Aber wie die Sachlage nun einmal war, erschien eine Änderung unmöglich. „Zögern wir, so gewinnt der böse Feind Zeit, Unkraut dazwischen zu säen,“ sagte Bismarck. Auch an die „Geschäfte der Österreicher in München“ dachte er, mit vollem Rechte. Er sah es als eine günstige Vorbedeutung für die Zukunft an, daß die süddeutschen Minister in durchaus befriedigter Stimmung die Verträge unterzeichnet hatten<sup>2)</sup>. Selbst die eifrigsten Vaterlandsfreunde Süddeutschlands, sogar die bayerischen Minister und ministeriellen Abgeordneten, über deren Sachkenntnis und gleichzeitig glühend nationale Gesinnung ein Zweifel gar nicht aufkommen kann, erklärten sich zufrieden gestellt und beschworen ihre Freunde im Norddeutschen Reichstage, nicht durch Amendierung der Verträge das ganze Werk, vielleicht unrettbar, zu gefährden<sup>3)</sup>. Genügten doch dem Könige Ludwig II. die großen partikularistischen Einräumungen, die den Bayern gemacht waren, noch nicht! Nur wider-

1) Ms. Schreiben Samwers vom 29. Nov. 1870.

2) Busch, Bismarck und seine Leute, II 26, 57 f.

3) Vgl. betr. Korrespondenz mit Lascker, im Dez. 1870; Deutsche Revue, Okt. 1892, S. 61 ff.



strebend verzichtete er auf weitere Ausbildung des rein föderativen Charakters der ganzen Reichsverfassung<sup>1)</sup>.

Die mühsam gewonnenen Erfolge ermutigten ferner den Bundeskanzler, sofort die Verwirklichung der Kaiseridee zu betreiben. „Was den Kaiser betrifft,“ äußerte er, „so habe ich ihnen — den Bayern — den bei den Verhandlungen dadurch annehmbar gemacht, daß ich ihnen vorstellte, es müsse für ihren König doch bequemer und leichter sein, gewisse Rechte dem deutschen Kaiser einzuräumen, als dem König von Preußen.“ Während er früher dem Kaisertum ziemlich gleichgültig gegenüber gestanden hatte, war er jetzt durch die persönliche Einwirkung hochherziger Fürsten, in erster Linie des preussischen Thronerben, sowie durch die lauten und begeisterten Forderungen der öffentlichen Meinung von der Nützlichkeit und Notwendigkeit einer solchen Institution durchaus überzeugt. „Er ist wichtiger, als mancher glaubt, der Kaiser,“ sagte er damals.

Das war immerhin für die Ideen, die Kronprinz Friedrich Wilhelm von Beginn an vertreten hatte, ein sehr wichtiger Erfolg, der nicht am wenigsten seinen Bemühungen zuzuschreiben war. Weitere Befestigung und Entwicklung des Gewonnenen behielt er der Zukunft vor. „Meine Ansicht ist,“ merkte er sich damals an, „daß man die gegenwärtige Einteilung der dritten Armee auch für den Frieden beibehalten solle, damit ich auf diese Weise Oberbefehlshaber bleibe; ich würde dann mit der nötigen Mischung von Rücksicht und Strenge Einfluß üben.“ Bekanntlich ist später dieser Wunsch zum Teile durch seine Ernennung zum Generalinspektor der süddeutschen Armeekorps erfüllt worden; indes sein Einfluß wurde dabei aus Gründen, die wir noch kennen lernen werden, auf ein Geringes beschränkt.

Mit jener eisernen Thatkraft, die dem Grafen Bismarck zu Gebote stand, sobald er ein Ziel als erstrebenswert erkannt hatte, arbeitete er auf die sofortige Proklamierung der Kaiserwürde hin; der Kronprinz stand hierin dem früheren Gegner getreulich bei. Der Kanzler ließ die Fürsten wissen, daß, wenn von ihrer Seite das Anerbieten der Kaiserkrone nicht bald erfolgen würde, man den Norddeutschen Reichstag nicht länger als bis höchstens Mitte der folgenden Woche — also Anfang Dezember — hindern könne, den Antrag zu stellen<sup>2)</sup>.

Damit wäre die Begründung des neuen deutschen Kaisertums nicht von den Fürsten, sondern von der Volksvertretung ausgegangen — eine für das fürstliche Bewußtsein höchst schmerzliche Modalität. Es

1) Luitje v. Kobell, a. a. D., S. 42.

2) Kaiser Friedrichs Tageb., S. 20 f.

bedurfte allerdings drastischer Mittel, um König Ludwig II. zu dem Entschlusse zu bewegen, mitzuwirken an der Erhöhung des Hohenzollern-Hauses über das der Wittelsbacher. Der vertraulichen Aufforderung Bismarcks: er möge als Souverän des größten deutschen Mittelstaates die Initiative ergreifen, damit das Verlangen des ganzen deutschen Volkes nach Erneuerung der Kaiserwürde zu Gunsten König Wilhelms I. erfüllt werde, setzte er lange Zeit hindurch hartnäckiges Stillschweigen entgegen. Gelzer, den Großherzog Friedrich von Baden nach München gesandt hatte, um auf König Ludwig einzuwirken, wurde nicht einmal zur Audienz zugelassen<sup>1)</sup>. Erst als auf eine Anfrage von Versailles aus König Johann von Sachsen sich bereit erklärt hatte, in Ermangelung Bayerns, als Nachfolger des einst mächtigsten Kurfürsten des heiligen römischen Reichs, im Namen der übrigen Fürsten Wilhelm dem Ersten die Kaiserkrone darzubieten — erst da fürchtete Ludwig II. von dem weit kleineren Sachsen in den Schatten gestellt zu werden und fand sich williger. Indes er konnte sich nicht entschließen, selber das verhängnisvolle Schriftstück zu entwerfen. Er sandte den Grafen Holnstein nach Versailles, wo Bismarck das Konzept des Briefes aufsetzen mußte; um auch auf König Wilhelm einen Druck auszuüben, brachte der Kanzler die ausdrückliche Erklärung hinein: Bayern könne seine Konzessionen nur dem deutschen Kaiser, nicht dem Könige von Preußen machen<sup>2)</sup>. Das Schreiben brachte Graf Holnstein nach München, König Ludwig kopierte es eigenhändig, und nun konnte Holnstein mit der Urkunde, als einem von seinem Monarchen ausgehenden Schriftstücke wiederum den Weg nach Versailles einschlagen, wo er am 3. Dezember anlangte.

Der im großen Hauptquartier anwesende Prinz Luitpold überreichte das Schreiben seines königlichen Neffen Wilhelm dem Ersten. Bismarck las es diesem vor, der es inmitten der furchtbaren Kämpfe an der Loire, in Nord- und Ostfrankreich so unzeitgemäß wie möglich fand. Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß bei der nun eintretenden endgültigen Entscheidung sich der Widerwille des greisen Herrschers gegen die neue Würde noch einmal mit verdoppelter Stärke geltend machte. Aber Bismarck bot seinen ganzen Einfluß auf; er bemerkte dem König, die Kaiserfrage habe nichts mit dem augenblicklichen Stand der kriegerischen Ereignisse zu thun. So erhielt er schließlich die Zustimmung des ungeru Gehrten. „Als wir das Zimmer verließen,“ sagt des Kronprinzen Tagebuch, „reichten Bismarck und ich uns die Hand; mit dem heutigen Tage sind Kaiser und Reich unwiderruflich

1) Curtius, Gelzer, S. 25.

2) Bismarck, Ged. u. Erinn., II 118 f.

hergestellt, jetzt ist das 65 jährige Interregnum, die kaiserlose, die schreckliche Zeit, vorbei“.

Wie wunderbarlich sich die Gegensätze im Geiste desselben Menschen zusammenfinden! Dieser Fürst, der sich ganz dem modernen Denken und Empfinden hingab, ließ sich doch durch seinen historischen Sinn und eine gewisse mystische Begeisterung für die von der Vorsehung seit jeher gewollte Größe des Hohenzollernhauses dazu verleiten, das neue konstitutionelle deutsche Kaisertum an das alte, längst verkommene und vermoderte heilige römische Reich anknüpfen zu wollen — dieses selbe römische Reich, im Gegensatz zu dem Preußen emporgestiegen ist, und dessen morsche Hülle es gesprengt hatte. Welch schwerwiegender Irrtum! Nicht die Nachfolge der Salier und Hohenstaufen mit deren weltbeherrschenden Zielen ist in Wahrheit unser jetziges Kaisertum, sondern der Ausdruck und die Verwirklichung des nationalen, anti-universalistischen Einheitsgedankens, der neuerdings, als Erzeugnis rein moderner Anschauungen, sich bei unseren Fürsten und Stämmen herausgebildet hat.

Infolge dieser gehobenen romantischen Stimmung mißfiel dem Kronprinzen auf das höchste die allerdings sehr hausbackene Art, in der Minister Delbrück am 5. Dezember die Übertragung der Kaiserkrone auf König Wilhelm dem Norddeutschen Reichstage angezeigt hatte. „Es war kläglich, als ob er die Kaiserkrone in altes Zeitungspapier gewickelt aus der Hosentasche gezogen.“ Dieses Bonmot Friedrich Wilhelms, das sich in seinem Tagebuche wiederfindet, zirkulierte schon im Dezember 1870 in Versailles.

Dem Könige war der Vorgang aus anderem Grunde unliebsam. Am 10. Dezember nahm der Reichstag, in patriotischem Einklange aller Parteien, die Bundesverträge mit den süddeutschen Staaten an, billigte eine von Lasker in schwungvollen Worten verfaßte Adresse, die König Wilhelm um Annahme der Kaiserkrone ersuchte, und beschloß, zur Überreichung dieses Schriftstückes eine Deputation nach Versailles zu senden. Noch aber hatte König Ludwig die zustimmenden Antworten sämtlicher deutscher Fürsten und freien Städte nicht eingesandt. So fürchtete Wilhelm I. die Ankunft der Reichstagsabordnung, weil es dann aussehe, als ob das Kaisertum vom Reichstage ausginge; er drohte, die Deputation nicht empfangen zu wollen, bis er im Besitze der Zustimmung aller Fürsten sei. Mehr noch als früher und bei jeder Gelegenheit sprach er seine persönliche Abneigung gegen den Kaisertitel aus<sup>1)</sup>. Seine Umgebung beeilte sich natürlich, diesem Beispiele zu folgen und ihre Geringschätzung der neuen nationalen Würde an den Tag zu legen. Der

<sup>1)</sup> Hofprediger Rogge, Bei der Garde (Hannover 1895), S. 115 ff.

Kronprinz, dem sein Vater nicht ohne Grund die Hauptschuld an dem ihn ärgernden Vorgange zuschrieb, stand ganz isoliert da inmitten seines Erfolges<sup>1)</sup>. Bei einem Spaziergange im Präfecturgarten von Versailles hatte er wenige Wochen früher zu Geheimrat Samwer gesagt: „Wenn jemand, so habe ich dem Werden der großen Ereignisse der letzten Jahre nahe gestanden, aber ich kann versichern, daß der Gedanke an Deutschland allen Beteiligten fern gelegen hat“.

Man telegraphierte nach München die Mahnung, die Schriftstücke einzuschicken, die sich längst in Ludwigs II. Händen befanden. Am 16. Dezember langten die Abgeordneten unter Führung des Präsidenten Simson in Versailles an; sie wurden auf den nächsten Tag bei dem Könige zum Diner geladen, aber der offizielle Empfang verschoben, bis dann die Dokumente aus München endlich eintrafen. So fand am 18. die feierliche Übergabe der Adresse des Norddeutschen Reichstages statt; zu nicht geringer Überraschung des Königs maß alle Welt dem Erscheinen der Volksvertreter große Wichtigkeit bei, drängten sich Fürsten und Generale vollzählig zu der Ceremonie, zu der nun schleunigst auch die königlichen Adjutanten befohlen wurden. Die große nationale Feier verlief in schönster, würdigster Weise. Bei Simsons Meisterrede blieb kein Auge trocken, auch der Kronprinz vergoß helle Thränen — die außerordentliche Bedeutung des Momentes erregte alle Teilnehmer auf das tiefste. Selbst den greisen König ergriff ein Gefühl lebhafter Rührung, das ihn in seiner Antwort wiederholt stocken ließ. Alle Welt war befriedigt, und Friedrich Wilhelm mochte sich Gedanken machen über die zwingende Kraft, mit der große geschichtliche Ideen sich auch den Widerstrebenden aufnötigen. Er konnte sich mit Genugthuung sagen, daß er, fast allein in seinem ganzen Kreise, schon seit Jahrzehnten jene Strömungen begriffen, ihren Sieg gewünscht und nach Möglichkeit vorbereitet und gefördert habe. „Sehr gehoben, der Kronprinz,“ schrieb damals Koon<sup>2)</sup>, „der sich bei Bismarck und dann bei mir ausdrücklich für das Gewordene bedankte“. Denn auch im Augenblick herzlichster Befriedigung war in diesem Fürsten weder Selbstgefälligkeit noch Überhebung.

Die persönliche Einwirkung des Großherzogs von Baden, der ihm so treu und erfolgreich bei der Durchsetzung der Kaiseridee beigestanden, ließ ihn auch mehr und mehr auf seine Anknüpfung an das Mittelalter verzichten. Am 28. schreibt er in sein Tagebuch: „Ich entwerfe mit

<sup>1)</sup> Schreiben des Herzogs von Koburg aus dem Hauptquartier, 27. Dezember 1870 (unveröffentlicht).

<sup>2)</sup> Denkwürdigk., II 518.

dem Großherzoge eine Proklamation für Kaiser und Reich. Ersterer ist Nachfolger der deutschen Kaiser, aber ein durchaus neues, wie 1848 das alte preußische Königtum unterging, um als verfassungsmäßiges aufzuerstehen, während Titel und Formen blieben.“ Er konnte nicht deutlicher anerkennen, als es hier geschah, daß an dem Kaisertum nur der Name alt war, das gesamte Wesen aber etwas Neues. Allein die Titel und Formen erschienen ihm immerhin als keineswegs gleichgültig. Er beriet sehr ernsthaft über den Vorschlag des Reichswappens, wie ihn der Oberceremonienmeister Graf Stillfried eingesandt hatte, und über die Frage, wie er selber und die übrigen Mitglieder der königlichen Familie künftig anzureden seien. Er wünschte, daß dem ganzen Hohenzollernhause das kaiserliche Prädikat zuerteilt werde, was dann wieder die preußischen Partikularisten nicht wollten. Mit dem Gedanken der deutschen Einheit verband sich stets bei ihm auf das engste das Streben nach persönlicher und dynastischer Größe und Würde.

Die Kammern der einzelnen süddeutschen Staaten mußten noch ihre verfassungsmäßige Zustimmung zu der vereinbarten Reichsverfassung geben. Ehe dies von seiten der bayerischen Abgeordneten geschehen, wurde nichtsdestoweniger am 31. Dezember in Berlin die Verfassung als vom 1. Januar 1871 zu Recht bestehend verkündet. Der Kronprinz hätte auch am liebsten die Proklamierung des Kaisertums in Versailles in pomphaftester Weise, mit förmlicher Krönung — wie einst zu Aachen und zu Königsberg — schon an diesem 1. Januar vor sich gehen lassen<sup>1)</sup>. Wie sich dies als unthunlich herausstellte, sorgte er, in echt historischem Sinne, dafür, daß sie auf den 18. Januar, den Gedenktag der Krönung der Hohenzollern im Jahre 1701, festgesetzt wurde. Friedrich Wilhelms Freude an der immer mehr in den Vordergrund tretenden neuen großen Institution wurde freilich vermindert durch die Hemmnisse, die sie vielfach in dem partikularistischen Geiste mancher Fürsten, auch des eignen Vaters, fand. Die Sonderbefugnisse, die man Bayern und Württemberg zugestanden, ärgerten ihn ebenso wie die Thatsache, daß für das Heer die Bezeichnung als „königlich preussisches“ blieb. Man muß sagen, daß er damals die Kraft des partikularistischen Gefühls, das leider ein volles Jahrtausend hindurch Deutschland beherrscht hatte und so doch auch seine geschichtliche Berechtigung, ja Notwendigkeit besaß, unterschätzte. Nach des Kronprinzen Ansicht sollte der König von Preußen ebenso vollständig im Kaiser von Deutschland aufgehen, wie genau 170 Jahre früher der Kurfürst von Brandenburg im Könige von Preußen aufgegangen war. Das hatte sich schon thatsächlich als un-

1) Abeken, S. 476 f.

möglich herausgestellt, gegenüber der konservativen Gesinnung des bayerischen Volkes, einflußreicher preussischer Kreise, der Könige von Bayern und Württemberg, ja Kaiser Wilhelms selbst. Und auch in Form und Titel zeigte es sich als unthunlich. Die Benennung „Kaiser von Deutschland“ hatten die bayerischen Bevollmächtigten von vornherein zurückgewiesen, da sie eine unmittelbare Landeshoheit des Kaisers über alle deutschen Gebiete eingeschlossen und ausgesprochen haben würde. Bismarck hatte deshalb schon, ohne Wilhelm I. oder sonst irgend jemanden zu fragen, die Formel „Deutscher Kaiser“ zugestanden. Vergeblich wies man darauf hin, daß diese Bezeichnung genau dem alten Imperator Romanus entspreche, daß sie auch mit dem Rex Borussiae der früheren preussischen Könige im Einklang stehe: sie mißfiel dem Kaiser selbst höchlichst und noch mehr seinem Sohne. Es gab darüber sehr bittere Streitigkeiten zwischen dem alten Herrn und dem Kanzler<sup>1)</sup>. Allein es ließ sich daran nichts mehr ändern. Als eine Folge dieser Abmachungen erkannte der Kronprinz, daß — wie er am 17. Januar 1871 in sein Tagebuch bemerkte — „der Träger der Krone nebst seinem Erben gewissermaßen aus der königlichen Familie von Preußen allein herausgenommen sind und dadurch meine Ansicht hinfällig wird, daß unsere gesamte Familie den kaiserlichen Titel erhalten solle.“ Dagegen hatte er Bismarck und den Hausminister von Schleinitz auf seiner Seite, als er gegen seinen Vater die Ansicht verfocht, daß der neue Kaiser fernerhin dem Range nach den beiden Kaisern von Österreich und Rußland gleich stehen solle. Auf Schritt und Tritt hatte er die Abneigung des greisen Monarchen gegen die neue Ordnung der Dinge zu bekämpfen. „Als ich,“ erzählte er, „auf die Hausgeschichte hinwies, wie wir vom Burggrafen zum Kurfürsten und dann zum König gestiegen seien, wie auch Friedrich I. ein Scheinkönigtum geübt und dasselbe doch so mächtig geworden, daß uns jetzt die Kaisermürde zugefallen, erwiderte er (Wilhelm I.): ‚Mein Sohn ist mit ganzer Seele bei dem neuen Stand der Dinge, während ich mir nicht ein Haar breit daraus mache und nur zu Preußen halte‘. Ich sage, er wie seine Nachkommen seien berufen, das gegenwärtig hergestellte Reich zu einer Wahrheit zu machen.“ — Schärfer kann der Gegensatz der alten und der neuen Anschauungen nicht ausgesprochen werden. „Todunglücklich“ hat den König, nach seinem eignen Ausspruche an seine Gemahlin, der Gedanke gestimmt, daß der Kaisername, der doch in Preußen nie heimisch gewesen, jetzt dem ruhmreichen „König von Preußen“ voranstehen sollte<sup>2)</sup>. Diese Abneigung gegen Kaiser und Reich hat sich bei dem alten Herrn bis zu

1) Bismarck, Ged. u. Erinn., II 119 ff. — Abeken, 483.

2) Duden, Unser Selbentaiser, 164.

seinem Lebensende, wenn auch in verminderter Stärke, erhalten<sup>1)</sup>. Und doch, mit wie rührender Gewissenhaftigkeit hat der greise Herrscher sich den Anforderungen der veränderten Lage gefügt!

So kam der welthistorische 18. Januar 1871 heran, die Proklamierung des unter unvergleichlichen Großthaten wieder erstandenen deutschen Kaisertums. Der Kronprinz war mit der obersten Leitung der für diese Feier zu treffenden Anordnungen betraut worden. Zahlreiche deutsche Fürsten und Deputationen des ganzen Heeres vertraten bei diesem Feste im Feldlager zu Versailles das deutsche Volk. In dem glänzenden Spiegelsaale, wo einst der länder- und herrschgierige Despot Ludwig XIV. sich von gefälligen Höflingen hatte vergöttern lassen, fand die einfache und doch so erhebende Feier statt. Nachdem er die religiöse Weihe empfangen, wurde hier, unter dem Rauschen von sechzig glorreichen Fahnen, Wilhelm I., der ruhmvolle Führer der deutschen Nation, mit Begeisterung als Kaiser ausgerufen. Der erhebendste Moment des Tages war, als nach Verlesung der „Proklamation an das deutsche Volk“ der Kronprinz, als der erste der Reichsmannen, vor dem Kaiser das Knie beugte und ihm huldigend die Hand küßte, der Kaiser den Prinzen emporhob und mit herzlicher Bewegung in seine Arme schloß. In ihnen vereinigte sich gleichsam das alte Preußen und das neue Deutschland. Unter den Klängen des Hohenfriedberger Marsches, der an den großen Friedrich erinnerte, stieg der Kaiser zu den unten aufgestellten Truppen herab, um deren Huldigung entgegenzunehmen, während der Kronprinz, von Freude erstrahlend, ja in lautem Jubel, im Saale verblieb und die Glückwünsche der Fürsten empfing. Erfüllt waren die Träume dreier Generationen, die Wünsche der Edelsten des Volkes, das beharrliche Ringen der ganzen Nation. Es gab wieder ein Deutschland, kräftig und einmütig, wie es seit den Tagen Otto des Großen, seit neun Jahrhunderten, nicht mehr gewesen.

Die Feier brachte auf Friedrich Wilhelm einen wahrhaft erhebenden und ermutigenden Eindruck hervor.

„Meine und meiner Frau Aufgabe ist doppelt schwer geworden,“ bemerkt er in sein Tagebuch, „aber ich heiße sie darum auch doppelt willkommen, weil ich vor keiner Schwierigkeit zurückschrecke, ferner weil ich wohl fühle, daß es mir an frischem Mut nicht fehlt, furchtlos und beharrlich einst die Arbeit zu übernehmen, und endlich, weil ich der Überzeugung bin, daß es sich nicht umsonst so fügte, daß ich zwischen dreißig und vierzig Jahren berufen war, die allerwichtigsten Beschlüsse zu

<sup>1)</sup> Ms. Aufzeichnungen Samwers (nach direkten Äußerungen des Kronprinzen an ihn vom Jahre 1876 und 2. Juni 1879).

fassen und, den damit verknüpften Gefahren ins Antlitz schauend, dieselben auch durchzuführen. Die langjährigen Hoffnungen unserer Voreltern, die Träume deutscher Dichtungen sind erfüllt und, befreit von den Schlacken des heiligen römischen Unsegens, steigt ein an Haupt und Gliedern reformiertes Reich unter dem alten Namen und dem tausendjährigen Abzeichen aus sechzigjähriger Nacht hervor.“

Der Kronprinz dieses deutschen Reiches empfing nun das Prädikat „Kaiserliche Hoheit,“ bei dessen erstmaliger Anwendung er in freudigem Schrecken zusammenfuhr. Unausgesetzt war er auf den Ausbau der neuen Einrichtungen bedacht. „Wöchten alle Deutschen mich und meine Frau als die Ihrigen und nicht als norddeutsche Eindringlinge betrachten,“ sagte er. So fest er sich auch vornahm, „sich keineswegs in die inneren Angelegenheiten der übrigen deutschen Staaten zu mischen, oder dieselben ihrer Eigentümlichkeit zu berauben,“ er wünschte doch vor allem, daß in Reichsangelegenheiten kein Unterschied zwischen Preußen und Nichtpreußen gemacht, letztere in hervorragendem Maße bei Verteilung der Reichsämter berücksichtigt würden<sup>1)</sup>. So blieb sich seine Gesinnung stets gleich: hatte er auch dem Partikularismus viele vorübergehende Zugeständnisse machen müssen, suchte er um so mehr dem alldeutschen Geist in den Gemütern und damit für die Zukunft auch in den Thatfachen den Sieg zu verschaffen.

Während des Ausbaues des Deutschen Reiches waren die Kriegseignisse weiter gegangen auf ihrer ehernen und blutigen Bahn. Friedrich Karl und sein Heer trieben die Feinde an der Loire unter steten schweren Kämpfen nach dem fernsten Westen Frankreichs zurück. Nicht minder scheiterten alle Versuche der französischen Nordarmee, zum Entsätze von Paris vorzudringen, an dem siegreichen Widerstande der deutschen Truppen. Im Osten schlug General Werders kleine Schaar an der Wisaine die wütenden Angriffe eines dreifach überlegenen Feindes zurück, und dieser geriet zwischen Werder und den beiden Korps des vom Norden herbeieilenden Generals Manteuffel in die schwierigste Lage, die seinen völligen Untergang herbeiführen sollte. Die heldenmütigen Sieger an der Wisaine, zum großen Teile Badenser, empfingen mit Jubel die Kunde, daß ihr ruhmvoller Sieg die Weihe gebildet habe für die Ausrufung des deutschen Kaisertums<sup>2)</sup>. Vor Paris selbst hatte am

1) Aus Kaiser Friedrichs Tagebuch, 22., 23. Febr., 6. März 1871. — Wie absolut diese Gedanken Eigentum des Kronprinzen in den damaligen Tagen waren, wie wenig also von einer späteren Umgestaltung des Tagebuches durch Andere die Rede sein kann, beweisen die fast wörtlich übereinstimmenden Äußerungen Friedrich Wilhelms an Abeken am 26. Febr. 1871 (Heinr. Abeken, Ein schlichtes Leben, S. 517: Brief Abekens an seine Gattin vom 28. Febr. 1871).

2) Gen. Hartmann, S. 212.



Schlusse des alten Jahres endlich die in der Heimat so dringend gewünschte Beschießung begonnen, deren Ergebnis der Kronprinz mit lebhaftem Zweifel entgegen sah: „Was werden die Berliner Weisen sagen, wenn nach 14 Tagen noch alles beim alten?“ Wirklich hat nicht das Bombardement, sondern der Hunger die französische Hauptstadt bezwungen. Am ersten Tage des neuen Reiches, am 19. Januar 1871, machten die Belagerten noch einen letzten Versuch, den sie umklammerten eisernen Ring zu sprengen. 90000 Mann regulärer Truppen und Nationalgarden suchten sich vom Fuße des Mont-Valerien aus den Zugang nach Versailles zu erkämpfen und damit die Linien der deutschen Belagerer zu durchbrechen. Sie stießen auf die Stellungen des fünften Korps, dessen vorgeschobene Posten sie mit großer Übermacht zurückwarfen. Der Kronprinz eilte zur Leitung des Widerstandes herbei. Er hielt in einer von feindlichen Geschossen vielfach getroffenen Batterie unweit des Hospizes von Marnes; ein Kanonier wurde in seiner unmittelbaren Nähe verwundet. Trotz der Bitten seiner Umgebung, eine gesichertere Stellung einzunehmen, blieb er bis zum Anbruch der Dunkelheit an dem gefährlichen Orte<sup>1)</sup>. Unererschrocken inmitten des wütenden Chassepot-Feuers traf er so energische Maßregeln und die braven Schlesier und Posener schlugen sich so tapfer, daß der Angriff völlig aufgegeben wurde. Die erste Garde-Landwehr-Brigade, die der Kronprinz von der bei Versailles aufgestellten Hauptreserve heranzog, kam nicht mehr zur Verwendung. Das wackerere fünfte Korps hatte hier eine vierfache Übermacht zurückgeschlagen und, bei eigenem Verluste von 600 Mann, dem Feinde über 4000 getötet, verwundet oder als Gefangene abgenommen. Das Schicksal von Paris war besiegelt.

Bei dieser letzten Schlacht, die er geleitet hat, wie bei allen früheren Gefechten, hat Kronprinz Friedrich Wilhelm sich als mutiger Soldat und als entschlossener Führer gezeigt. Man wird das mit um so größerer Bewunderung anerkennen, je schmerzlicher sein menschenfreundliches Herz die furchtbaren Szenen des Krieges empfand. Sein gütiger Sinn suchte die Schrecknisse nach Möglichkeit zu mildern. „Bei meiner individuellen Abneigung gegen den Krieg,“ ruft er schon am 4. Januar aus, „soll mir in diesem Riesenkampf nichts erspart bleiben. Meine Abneigung gegen die Blutarbeit ist übrigens bekannt, ja man sagt mir, wie ich zu meiner stillen Freude vernehme, sogar nach, ich ließe überall, wo es nur irgendwie mit strenger Pflichterfüllung vereinbar sei, möglichst Schonung und Milde vorwalten.“ Ein edleres und ehrenderes Zeugnis hat sich nie ein Sieger in so vielen Schlachten geben dürfen.

1) Generalstabswerk, II 1165. — Franken berg, S. 262.

Der Kronprinz war es, der die Verwendung des dem kriegerischen Ruhme Frankreichs gewidmeten Schlosses von Versailles zur Aufnahme und Pflege der Verwundeten beider Nationen anordnete. Unermüdtlich durchwanderte er die Säle, die leidenden Soldaten durch freundlichen Zuspruch und Liebesgaben tröstend. „Wie unendlich zart war es, als er eines Tages mit einem Sträußchen Veilchen in der Hand, den ersten Frühlingkindern des Schloßgartens, an das Bett eines schwerverwundeten Offiziers trat und diesem den duftenden Strauß in die abgemagerte bleiche Hand drückte. „Dies schickt Ihnen meine Frau,“ sagte er tief bewegt und wehrte dann sanft dem Verwundeten, der mit einem verklärten Blicke langsam den Kopf heben wollte, um des freundlichen Gebers Hand zu küssen<sup>1)</sup>.“ Die Wiedergenesenden, die er auf der Straße traf, auch die einfachen Soldaten, redete er mit freundlichen Scherzworten an, die in den Kreisen der Kameraden mit heiterer Genugthuung wiederholt wurden. Bei seinen Besuchen im Lazarett zeigte er übrigens den französischen Verwundeten nicht mindere Theilnahme als den deutschen. Dabei trat er mit jener Einfachheit, jener Schlichtheit auf, die ihn stets auszeichneten, wo es sich nicht um fürstliche Repräsentation handelte. Oft ging er ohne Begleitung in den Straßen der feindlichen Stadt spazieren, so daß man ihn nicht von einem gewöhnlichen Offizier unterscheiden konnte<sup>2)</sup>. Von dem bunten, lärmenden Treiben der Fürstlichkeiten, die ihn umgaben, hielt er sich, mit Ausnahme der großen Mittags- und Abendtafeln und gelegentlichen Empfänge, fern und lebte nur seiner Pflicht und dem Gedankenaustausch mit seinen fernen Lieben. Am Abend erfreuten ihn nicht, wie andere, die Karten, sondern die Musik; kunstgeübte Offiziere seiner Umgebung sangen oder spielten ihm vor, wobei er seine freudige Theilnahme gern zu erkennen gab<sup>3)</sup>. Das Weihnachtsfest feierte er bei seinem Vater, der ihm eine schöne, zwei Fuß hohe Statuette schenkte: den alten Fritz in sitzender Stellung, das letzte Werk des verstorbenen Berliner Bildhauers Albrecht<sup>4)</sup>.

Das gütige und anspruchslose Benehmen des fremden Königssohnes brachte auf die Bevölkerung von Versailles einen um so tieferen Eindruck hervor, je mehr sie an den Pomp und steifen Byzantinismus des zweiten Kaiserreichs gewöhnt war. Mit der größten Festigkeit hielt er Ordnung und Gerechtigkeit aufrecht, und dank seinen Verfügungen hatten sich die Versailler über keine Ausschreitung von seiten der Tausende

1) Müller-Bohn, S. 308.

2) E. Delerot, Versailles pendant l'occupation (Versailles, 1873).

3) Vgl. Felsmarsch. Moltke an seinen Bruder Fritz, 12. Dez. 1870; Gesam. Schriften, Bd. V (1892), S. 96.

4) v. Tümping, Herm. v. Boyen, S. 207.

fremder Krieger zu beschweren. Wenn der Gemeinderat sich durch vermeintlich übertriebene Anforderungen der Militärbehörden bedrückt glaubte, wandte er sich an den Kronprinzen und war sicher, daß dessen Freundlichkeit und Billigkeit ihm jede nicht unbedingt notwendige Leistung ersparte. Den Redakteur des Journal de Versailles, Seandel, der wegen eines heftigen Angriffs auf die deutsche Kriegsführung gefänglich eingezogen war, ließ Friedrich Wilhelm mit menschenfreundlicher Rücksicht auf dessen hohes Alter nach zwei Tagen wieder in Freiheit setzen, allerdings unter der Bedingung des Verzichts auf weitere journalistische Thätigkeit. Mit seiner Wirtin, Frau Andrée Walther, pflog er das beste Verhältnis, wie sie das in einem nach Kaiser Friedrichs Tode veröffentlichten Schreiben nachdrücklich anerkannt hat. Da, wo er doch befehlen konnte, trat er stets als freundlich Bittender auf, voll Schonung und Rücksicht; „er war der gute Genius des Hauses,“ sagte mit Rührung die alte Dame. Am heiligen Abend lud er sie und ihre Familie zu Tische und gab ihnen von seinem Weihnachtskuchen. „Den hat meine Frau gebacken,“ rief er, „und Sie müssen schon die Güte haben, ihn zu kosten.“

Er bewahrte auch inmitten des Waffengegetöses sein reges Interesse für Wissenschaft und Kunst. Wir haben das schon bei Gelegenheit der Einnahme von Straßburg gesehen<sup>1)</sup>; aber auch dem Feinde gegenüber machte es sich geltend. Bei der Niederbrennung des bisher den Franzosen zum Stützpunkte dienenden Städtchens St. Cloud sorgte er dafür, daß die Villa des großen Komponisten Gounod verschont blieb. Sie ist dann freilich in den Kämpfen des 19. Januar doch zu Grunde gegangen. Als er am Abende des blutigen 19. Januar hörte, daß sich unter den gefangenen Nationalgardisten viele hervorragende Gelehrte und Künstler befanden, ließ er sie sofort in Freiheit setzen. Unvergessen wird es bleiben, wie er unablässig darauf bedacht war, die Gemälde des Versailler Museums inmitten der unter ihnen einlogierten Kranken und Pfleger zu schützen, dort jede Unordnung abzustellen und eine wirksame Aufsicht zu organisieren. „Dank dem Kronprinzen,“ schreibt ein Franzose, der die deutsche Besetzung Versailles' mit erlebt hat<sup>2)</sup>, „war das dem Ruhme Frankreichs gewidmete Museum am 7. März 1871 ungefähr in demselben Zustande, wie am 19. September 1870. Und doch gab es in diesen historischen Galerien viele Gemälde, die den deutschen Stolz beleidigen mußten: aber sie wurden ebenso geschützt und bewahrt, wie alle anderen. Es ist das eine That der Mäßigung und Weisheit, die dem Kronprinzen auf immer zu ehrendem Gedächtnis ge-

1) Vgl. oben, S. 241.

2) G. Delesrot, a. a. D.

reichen wird.“ — Nicht minder ließ Friedrich die herrlichen Schätze der berühmten Porzellanfabrik von Sevres, die durch französische Granaten äußerst gefährdet waren, zum großen Theile durch preußische Mannschaften in Sicherheit bringen und im Schlosse von Versailles aufbewahren<sup>1)</sup>.

So war le prince Fritz auch unter den Franzosen eine volkstümliche, mit Liebe und Verehrung umgebene Persönlichkeit geworden. Man kann sagen, er allein wurde ausgenommen von dem bitteren Hasse, den die Besiegten, Gedemüthigten ihren Widersachern widmeten. Der Mann, der ihnen bei Weißenburg und Wörth die ersten Niederlagen beigebracht, der den Kampf von Sedan entschied, der die Pariser zu Anfang der Belagerung in ihre Stadt zurückgetrieben und ebenso ihren letzten großen Ausfall blutig vereitelt hatte — dieser ihnen so furchtbare Heerführer wurde von den sonst patriotisch Ergrimmten mit Hochachtung, ja mit einer gewissen Zuneigung betrachtet. Thiers sagte ihm schmeichelhafte Worte über den Ruf, den er sich in Frankreich erworben<sup>2)</sup>; Schriftsteller der verschiedensten Richtungen, wie Triquetti, Pater Hyacinth, Granville, wurden seinem Charakter gerecht.

Eine hohe Befriedigung mußte es ihm gewähren, als endlich das lang ersehnte Ziel erreicht und die Blutarbeit abgeschlossen wurde. Der Hunger, das unerträgliche Elend, aus dem kein Entrinnen möglich, hatte den Mut und die Ausdauer der Pariser überwunden. Am 23. Januar erschien Jules Favre, der französische Minister des Auswärtigen, in Versailles, am 26. wurde vorläufige Waffenruhe für Paris, am 28. Waffenstillstand für ganz Frankreich, mit Ausnahme des Südostens, abgeschlossen. Sämtliche Forts von Paris wurden den Deutschen eingeräumt, die Besatzungen für kriegsgefangen erklärt. So war endlich das große Werk gelungen, für das ganz Deutschland die schwersten Opfer gebracht hatte: Frankreich erkannte seine Niederlage an und ergab sich dem Sieger auf Gnade und Ungnade.

Der erste Tag der Waffenruhe, der 27. Januar, war zugleich der Geburtstag von Friedrich Wilhelms ältestem Sohne. Freudigen Herzens beging also der Kronprinz das Familienfest durch ein feierliches Diner, dem auch der Kaiser, alle anwesenden deutschen Fürsten, sowie die zur Beglückwünschung des Reichsoberhauptes eingetroffenen Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses beiwohnten.

Während der lange dauernden Friedensunterhandlungen machte der Kronprinz, vom 17. bis 20. Februar, eine Reise an die Loire, wo er

1) Haffel, S. 389 ff.

2) Kaiser Friedrichs Tageb., 22. Febr. 1871.

die jüngsten Schlachtfelder, aber auch die gerade in jener Gegend häufigen, in dem reichen und genialen Stile der französischen Renaissance erbauten Schlösser besichtigte. Er suchte ferner und erhielt eine längere Unterredung mit dem als aufgeklärter Verfechter der katholischen Religion, als Schriftsteller und Kanzelredner berühmten Bischof Dupanloup von Orleans. Von der Loire zurückgekehrt unternahm er am 24. einen Ausflug nach Dreux und sah dort die Kathedrale mit dem Erbbegräbnisse der Familie Orleans. Staunend und sympathisch umgab den Helden die Bevölkerung. „Oh, wie schön ist er,“ rief man aus, „wie gut und tapfer sieht er aus!“ — „Hätten wir doch einen solchen Prinzen, dann wären wir glücklich.“ Im Auslande wie daheim verfehlte er nie den gewinnenden und imponierenden Eindruck auf die Menge, obwohl er ihn wahrlich nie gesucht hat.

Inzwischen nahm die Friedensarbeit gedeihlichen Fortgang. Am 26. Februar wurden die Präliminarien unterzeichnet, die das Elsaß und die östliche Hälfte Lothringens mit der Riesenseftung Metz an Deutschland überließen. So brachte der Krieg glorreiche Errungenschaften in äußerer Vergrößerung, wie schon vorher in dem inneren Zusammenschluß des Vaterlandes. Geföhnt war vielhundertjährige Schmach, zurückgewonnen waren, nach langer Trennung, schöne deutsche Gebiete, nach denen die nationale Sehnsucht immer verlangt hatte. Der Kaiser erkannte willig an, in wie hohem Grade sein Sohn zu diesen herrlichen Ergebnissen beigetragen: indem er ihm die Nachricht von dem Abschlusse des Friedens brachte, umarmte er ihn zärtlichst.

Es handelte sich nur noch um einige Nachspiele des Krieges. Der Kronprinz befehligte die große Truppenschau, die der Kaiser am 1. März über die zum Einmarsche in Paris befehligten Regimenter abhielt. Der Prinz hatte ebenso wenig wie sein erlauchter Vater die Absicht, bei diesem durchaus verfehlten, der Sieger unwürdigen Teileinzuge in die französische Hauptstadt mitzuthun; indes als er am 2. März mit dem Großherzoge von Baden im Boulogner Gehölz spazieren fuhr, irrte sich der Kutscher und führte sie nach dem Triumphbogen de l'Étoile. Da beschlossen sie, die Stadt, in deren Bezirk sie sich ohnehin befanden, zu betreten. Der Prinz, der von der Ausstellung von 1867 her bekannt war, wurde von der Menge schnell bemerkt: „C'est le prince Fritz,“ hieß es, „le fils de l'empereur“. Erhebend war ja das Schauspiel nicht, die deutschen Soldaten wie Gefangene von einem französischen Truppenkordon umgeben zu sehen. Die schleunige Ratifizierung des Friedens durch die Nationalversammlung von Bordeaux machte dann der teilweisen Besetzung der Hauptstadt durch die Deutschen bald ein Ende.

Am 4. März unternahm der wißbegierige Kronprinz einen neuen Ausflug nach Chartres, „wo die Gotik zur Welt gekommen,“ und studierte mit Vergnügen die architektonischen und plastischen Sehenswürdigkeiten der Stadt.

Drei Tage später verließ er mit seinem erlauchten Vater und allen deutschen Truppen endgültig Versailles, wo er fast sechs Monate verweilt hatte. Friedrich Wilhelm trennte sich von dem Orte, der in der Geschichte dieses Krieges wie in der des neu gegründeten Deutschen Reiches eine so wichtige Rolle gespielt hatte, nicht, ohne ernste Betrachtungen anzustellen über sich selbst und die Zukunft, die seiner harrte. Er glaubte sich sagen zu dürfen: „Ich bringe nicht Gesinnungen des Hasses gegen die Franzosen mit, vielmehr Streben nach Versöhnlichkeit. Was sittlichen Ernst und politische Überzeugung betrifft, so kann dies nur das Ergebnis innerer Reise und innerer Kämpfe sein, welche man täglich fortzusetzen hat, und für die man selbst allein einstehen muß. Und wenn ich sehe, daß mein Streben für die Bedrängten in Deutschland und bei seinen Nachbarn derart anerkannt wird, daß man Vertrauen zu meiner Zukunft gewinnt, so macht mich das glücklich.“ Unablässig bereitete er sich auf diese große Zukunft vor; die Gesinnung, in der er ihr entgegen ging, ist mit wenigen Worten zu bezeichnen: Verstärkung aller einigenden Elemente und Ausbau der konstitutionellen Institutionen.

„Nur eine neue Zeit,“ sagt er, „die mit mir rechnet, wird solches erleben. Solche Erfahrungen, wie ich sie seit zehn Jahren gesammelt habe, können nicht umsonst gewonnen sein. In der nunmehr geeinten Nation werde ich einen starken Anhalt für meine Gesinnungen finden, zumal ich der erste Fürst sein werde, der, den verfassungsmäßigen Einrichtungen ohne allen Rückhalt ehrlich zugethan, vor sein Volk zu treten hat.“ —

Es ist ein tragischer, tief ergreifender Gedanke, wie all dies innere Ringen und Kämpfen, diese ernstesten und stets fortgesetzten Vorbereitungen und Studien zu keinem Ergebnisse für die Nation geführt haben, wie all diese ehrlichen und stolzen Hoffnungen in nichts zerstoßen sind. Ein trauriges Geschick hat das reiche und große Streben des edlen Fürsten zur Unfruchtbarkeit verdammt!

Der Kronprinz nahm mit seinem Vater für einige Tage Aufenthalt in Rothschilds Schlosse Ferrieres. Doch nur kurze Zeit währte die Ruhe: da der Kaiser durch ein leichtes Unwohlsein verhindert wurde, sich zu den deutschen Truppen im nördlichen Frankreich zu begeben und diesen, im Namen des Vaterlandes, die Anerkennung für ihre heldenmütigen Kämpfe auszudrücken, erhielt der Kronprinz den Auftrag, diese

erhebende Aufgabe zu lösen. Am Abend des 11. März traf er in Rouen ein, befohl am nächsten Morgen die zahlreichen Sehenswürdigkeiten der alten Normannenstadt, die ihn höchlichst ansprachen, und dann die Regimenter des ersten Armeekorps und der mecklenburgischen Division. Am 13. ging es nach Amiens, wo er den Soldaten der ersten Armee seine aufrichtige Bewunderung ihrer Haltung in den Schlachten und ihres ausgezeichneten Aussehens nach denselben aussprach und zumal dem genialen General von Göben, dem Sieger von Bapaume und St. Quentin, dankte „im Namen des Kaisers und des Vaterlandes“ für die vollendete Weise, in der er „jene glänzenden Erwartungen, die ganz Deutschland in ihn gesetzt,“ erfüllt hatte. So edel erkannte Friedrich Wilhelm fremde Größe an! Bei allen solchen, wenn auch erfreuenden, doch anstrengenden Beschäftigungen fand er Zeit, zu bemerken, daß in der Normandie und Picardie die Gotik bereits viel von der englischen angenommen habe.

Am 14. früh ging es dann heimwärts, nach fast neunmonatlicher Trennung von allen Lieben. In Nancy traf der Prinz den greisen Vater und nahm in einem dankenden und ehrenden Tagesbefehl von seiner ruhmvollen dritten Armee Abschied, „mit dem Wunsche und in der Zuversicht, daß die auf blutigen Schlachtfeldern geschlossene Waffenbrüderschaft und Einigkeit nimmer zerreißen werde, sondern mächtig erstarke, zur Ehre, zum Ruhme und zum Segen des wiedererstandenen gemeinsamen deutschen Vaterlandes.“ Die letzten Worte Friedrich Wilhelms auf französischem Boden galten also dem großen deutschen Lande, das er mit aller Kraft seines königlichen Herzens liebte und verehrte, dessen Einheit er mitgeschaffen, und dem er ein treuer und guter Herrscher zu werden gelobte.

In Gesellschaft des Kaisers fuhr er in die Heimat. Am 17. trafen die beiden Fürsten in Berlin ein, wo die nächste Familie die lang Ersehnten erwartete, zugleich aber Hunderttausende den Zurückkehrenden den glänzendsten und herzlichsten Empfang bereiteten. Mit solchen Erfolgen waren ja nie preussische Herrscher in die Hauptstadt eingezogen! Nachdem die Menge dem Kaiser vor dessen Palais ihre Huldigungen dargebracht, wandte sie sich zu der Behausung des Kronprinzen und bereitete diesem stürmische Ovationen. Da zog sich der Vorhang vor dem hell erleuchteten Fenster zurück, und mit Rührung und Begeisterung sah das treue Berliner Volk den Kronprinzen, die Gemahlin an seiner Seite, die kleine Sophie auf seinem Arme, vor ihnen die anderen Kinder, alle freundlich zu den Jubelnden hinunter grüßend. Unermeßlicher Zuruf erscholl bei diesem rührenden Anblick. Einige Tage später sprachen Abordnungen der städtischen Körperschaften „unserm Fritz“ den Dank

und die Liebe des Vaterlandes in warm empfundenen und beredten Worten aus; mit den Gedanken „Einigkeit, Friede, bürgerliche Wohlfahrt,“ mit bescheidener Abwälzung alles Verdienstes auf die tapferen Truppen erwiderte Friedrich Wilhelm, der hier wie immer zeigte, wie wohl er sich stets unter seinen Berliner Bürgern gefühlt hat. Als am 22. März die Berliner Landwehrleute in die Stadt einzogen, ließ er es sich nicht nehmen, selber sie vor dem Kaiser vorbeizuführen; und da die härtigen Gefellen es mit dem Parademarsch nicht so genau nahmen, rief der Kronprinz mit lauter Stimme entschuldigend dem Vater zu: „Majestät, diese Leute haben bei Bougival nicht mit der Wimper gezuckt“.

Solchen Dank für die im Kriege errungenen Verdienste zollte er auch dem alten Steinmeh, der sich durch sein selbstherrliches und unbotmäßiges Wesen längst die Entfernung aus den Reihen der Feldarmee zugezogen hatte. Als der grimme Held damals — 31. März 1871 — vertrauensvoll dem Kronprinzen schrieb: es sei nunmehr, nach dem Ende des Krieges, für ihn wohl Zeit den Abschied zu erbitten, antwortete ihm der Fürst zustimmend, aber zugleich so huldvoll und anerkennend, daß damit der Sache der verwundende Stachel genommen wurde. Wahrscheinlich war Friedrich Wilhelm auch nicht unbeteiligt an der Ernennung des Greises zum Feldmarschall — eine Rangerhöhung, die ihn zugleich für immer dem Heere einordnete<sup>1)</sup>.

Am 10. Mai wurde in Frankfurt am Main endgültig der Friede unterzeichnet. Fünf Wochen später, am 16. Juni, zogen die Gardes feierlich in die Hauptstadt ein, an ihrer Spitze Kaiser Wilhelm und, den ruhmvoll gewonnenen Marschallstab in der Hand, der Kronprinz und Friedrich Karl. Woche auf Woche erneuerten sich die Jubelfeste. Am 1. Juli wohnte Friedrich Wilhelm der Heimkehr der wackeren hannoverschen Truppen in deren Provinzialhauptstadt bei: eine Aufmerksamkeit, die manche noch blutende Wunde in dem Herzen der annektierten Hannoveraner heilte. Ähnlich wirkten später die Anwesenheit und die ebenso taktvollen wie herzlichen Worte des Kronprinzen bei dem Einzuge des hessischen 11. Korps in Kassel.

Auch nach München begab sich der Kronprinz des Deutschen Reiches, um am 16. Juli bei der Rückkehr der bayerischen Truppen zugegen zu sein, die so lange auf das tapferste unter seiner Führung gestritten hatten, und für deren Wohl er stets eifrig besorgt gewesen war. Freilich war den partikularistischen Kreisen der Hauptstadt die Teilnahme des preussischen Fürsten, der in seiner Person den neuen Stand der Dinge

<sup>1)</sup> v. Krofigk, Gen.-Feldm. v. Steinmeh, S. 301.



darstellte, nicht genehm. König Ludwig hatte sich erst nach längerem Zögern entschlossen, die unumgängliche Einladung an den Kronprinzen abzusenden<sup>1)</sup>, und gab selber dem Mißvergnügen der bayerischen „Patrioten“ eine gewisse Sanktion, indem er sich, vielleicht nur durch seine Abneigung gegen die Öffentlichkeit dazu bewogen, von den bei dieser Gelegenheit veranstalteten Festlichkeiten fern hielt. Eine nur um so glänzendere Rolle spielte dabei Friedrich Wilhelm; er wurde, bei Abwesenheit des bayerischen Herrschers, der Mittelpunkt der ganzen Feier, das Ziel aller Ovationen. Alle Blicke richteten sich auf den Helden, wie er in der Mitte der ruhmbedeckten Söhne des Bayernlandes in München einritt, den Marschallstab in der Hand, das schöne Antlitz in ernster und doch so freundlicher Treuherzigkeit, die erhabene Gestalt hoch aufgerichtet auf dem prächtigen Schlachtrosse. Unermeßlicher Jubel umbrauste ihn, den geliebten Feldherrn dieser Bayern, den herrlichen Förderer und Repräsentanten des großen deutschen Vaterlandes, den wahren Volksfürsten. Auch bei dem Festmahle, das am selben Nachmittage die Hauptstadt den höheren Führern gab, war, bei dem Fehlen des Königs, Friedrich Wilhelm die hervorragendste Persönlichkeit. Sein Trinkspruch gipfelte in Wünschen des Friedens und bürgerlicher Wohlfahrt, zu deren Sicherung die Tapferkeit seiner „teueren bayerischen Waffenbrüder“ so viel beigetragen hatte. Endlich gab auch König Ludwig dem Bunde ganz Deutschlands die Weihe, indem er während der Festvorstellung im Theater bei einer Stelle des Prologs, die auf die Eintracht beider Fürsten anspielte, die Hände des Kronprinzen ergriff und mit ihm im Angesichte des von stürmischer Begeisterung ergriffenen Hauses an die Logenbrüstung trat.

Diese Münchener Feier war das letzte glänzende Nachspiel des großen deutsch-französischen Krieges. Nun konnte der Prinz sich selbst und den Seinen angehören. Er begab sich mit der Gemahlin und den Kindern auf sechs Wochen nach England, um hier in engstem und ungestörtem Zusammensein mit seinen Teueren sich für die lange Trennung, für alle Aufregungen, Beschwerden und Gefahren zu entschädigen. So endete in herzlichem, idyllischem Familienleben die schönste, die Heldenzeit Friedrich Wilhelms. Das Drama seines Daseins hatte den Höhepunkt erreicht. In wie weit konnte und würde die Zukunft so Großem und Welthistorischen noch entsprechen?

1) Ms. Brief Graf Usedom's, München, 1. Juli 1871.

## Zehntes Kapitel.

### Sein und Schein.

Welchem Sterblichen schien ein glänzenderes Loos vom Gescheide bestimmt, als Friedrich Wilhelm nach den Großthaten des Krieges von 1870 und 1871? In ganz Deutschland geliebt, in ganz Europa bewundert wegen seiner ruhmreichen Siege und wegen seines menschenfreundlichen Wirkens; der bewußte Förderer und Führer bei der herrlichen Entwicklung des Vaterlandes, wie er solche, im Einverständnisse mit allen Guten und Patriotischgesinnten, seit lange ersehnt hatte; der erste Kronprinz des neuen Deutschen Reiches, neben dem greisen Vater, dessen alsbald erwartetes Hinscheiden ihm den Zugang zum Throne eröffnen mußte. Er selber ein Bierzigjähriger in voller Manneskraft, eine hehre, imposante Erscheinung, ein glücklicher Gatte und Vater. „Mögest Du,“ wünschte ihm 1873 zu seinem Geburtstag sein treuer Freund Karl von Rumänien, „mit jedem Lebenstage Deine Wurzeln tiefer schlagen, als ein echter deutscher Eichbaum.“ Wie er vor allen mitgeholfen an dem Aufbau der deutschen Einheit, so schien er auch vor allen berufen, mitzuarbeiten an ihrem — nach seinem selbstgestellten Programm — „systematisch gründlichen“ Ausbau. Seine Gedanken weilten stets bei deren Weiterentwicklung. „Das Reich kittet sich jährlich fester zusammen,“ schreibt er am 22. Mai 1876 dem Fürsten von Rumänien; „Unrecht thun diejenigen, welche behaupten, es arbeite zum Nachteil der regierenden Häuser auf den Einheitsstaat hin. Ich meine, daß die föderative Gestalt durchaus mit der Macht und Einheit des Reichs verträglich ist.“ Aber freilich verließ er sich weit mehr auf den gesunden patriotischen Sinn der Bevölkerungen, als auf die Kabinette, denen er stets ein gewisses Mißtrauen entgegenbrachte<sup>1)</sup>. Er hat seinen Zweifel

<sup>1)</sup> An Karl von Rumänien, 18. April 1872; Aus dem Leben Königs Karl von Rumänien, II 258. — Das Mißtrauen gegen die „kleinen Souveräne“ hegte auch Fürst Anton von Hohenzollern; ebenda. S. 298.

an der vaterländischen Gesinnung der Fürsten ebensowenig aufgegeben, wie seine Anschauung von der Notwendigkeit der strammen Vereinigung aller materiellen Machtmittel in den Händen der Centralgewalt. „Die Fürsten müssen einsehen,“ heißt es weiter in jenem Briefe vom 22. Mai 1876, „daß es innerhalb unseres Heeres auf die Dauer keine selbstständigen kleinen Kontingente mehr geben darf, deren Avancementsverhältnisse, Verwaltung u. s. w. ausschließlich von den Territorialherren abhängen. Die vielbesprochene Verstaatlichung der Eisenbahnen durch das Reich ist eine Frage der Zeit, sie läßt sich nicht abweisen, muß aber reiflich erwogen und mit Schonung aller Sonderrechte der Bundesglieder allmählich eingeleitet werden<sup>1)</sup>.“

Aber das waren alles fromme Wünsche; seine Ratschläge fanden weder bei dem Kaiser noch bei den Fürsten Gehör.

Jedermann hatte erwartet, daß der Kronprinz, nachdem die längst von ihm gehegten und gegen den Widerspruch der Nächststehenden verteidigten Ideen gesiegt hatten, nachdem er selber sich auf dem Schlachtfelde wie im Kate bewährt, neben dem greisen Kaiser eine bestimmende Rolle spielen werde. Er selber hielt sich zu einer solchen berufen. Sah man doch, wie der Vater, mit einer bei dessen hohem Alter doppelt bewundernswerten Anpassungsfähigkeit, den veränderten Verhältnissen, an denen der Kronprinz so großen Anteil gehabt, wenigstens äußerlich Rechnung trug. Als der Prinz dem Kaiser zu dessen 70 jährigem Jubelfeste des Eintritts in das Heer an der Spitze der Generale den Glückwunsch der Armee darbrachte, dankte Wilhelm I. dieser, „der in Verbindung mit den anderen deutschen Truppen der große Erfolg gelungen sei, ein einiges Deutschland und ein deutsches Heer zu schaffen.“ Beim Festmahl durfte der Kronprinz den Trinkspruch ausbringen: „Im Namen des deutschen Volkes und des deutschen Heeres trinke ich auf das Wohl unseres Allergnädigsten Kaisers, Königs und Kriegsherrn.“

Indes diese Genugthuung für Friedrich Wilhelm war rein ideeller Natur. In der Wirklichkeit gestalteten sich für ihn persönlich die Dinge durchaus anders, als er und die Welt es erwartet hatten. Es lag das vor allem an dem Wesen Kaiser Wilhelms I. selbst.

Das Glück, das endlich nach so vielhundertjährigem Mißgeschicke Deutschland damals mit reichen Gaben bedachte, hatte ihm in diesem Herrscher die geeignetste Persönlichkeit geschenkt, um es von dem alten zu dem neuen Zustande der Dinge überzuleiten. Seine Schwächen und Mängel selbst machten den Kaiser geschickt, dem soeben begründeten Reiche alle die Elemente zuzuführen, die diesem früher hartnäckig wider-

<sup>1)</sup> Daf. III (Stuttgart 1897), S. 35 f.

strebt hatten. Gerade weil er ein durchaus konservativer, altgefinnter, einfacher Herr war, ohne glänzende Begabung, voll Abneigung gegen jede Neuerung, ließ sein Beispiel auch den einfachsten Anhängern des Alten die Umwandlung als ungefährlich, ja selbstverständlich erscheinen. Mit Ausnahme einer Handvoll unverbesserlicher bayerischer Klerikal-Partikularisten hätte niemand mehr das Reich wieder aufgeben wollen. Sein herzwinnendes Wesen und die hohe Achtung, die er vor den Eigentümlichkeiten der Einzelstaaten und den Rechten der deutschen Fürsten zeigte, unter denen er nur als der erste unter gleichen gelten wollte, erleichterten diesen den Übergang aus einer souveränen in eine immerhin abhängige Stellung und söhnten sie vollständig mit der veränderten Ordnung der Dinge aus. Seine Treue gegenüber Einrichtungen, die eigentlich seinem altpreußischen Herzen zuwider waren, gab den zahlreichen Schichten des preußischen Volkes, die ebenso fühlten, ein Beispiel, dem zu folgen sie um so weniger vermeiden konnten, je klarer sie in dem greisen Herrscher den Gesinnungsgenossen erkannten. Seine unermüdlige Pflichttreue, sein einfach schlichtes Auftreten, sein hohes ehrwürdiges Alter, die Erinnerung an all das Große, zu dem und bei dem er die Nation geführt — diese vielfachen Momente, die sich in so einziger Weise in Wilhelm I. vereinten, schufen um ihn eine Volkstümllichkeit, einen Glanz, man möchte fast sagen einen Heiligenschein, deren Einwirkung sich jedermann willig unterwarf, mochte er auch sonst noch so vielen Grund zur Unzufriedenheit mit Regierung und öffentlichen Verhältnissen zu haben glauben.

Die wunderbaren und ausnahmsweisen Erfolge haben in keiner Weise den Kaiser geblendet: er bewahrte seine rührende persönliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, indem er alles Verdienst an dem Geschehenen Gott und nach diesem den eignen Ministern und Ratgebern zuschrieb. Aber allerdings hielt er sich von Gott selbst an die Stelle gesetzt, die er einnahm, und glaubte in ganz besonderem Sinne ein Werkzeug in der Hand des Höchsten zu sein. Er hätte, solange es der Vorsehung gefiel, ihn auf seinem Posten zu bewahren, es für einen Frevel gehalten, von seiner Machtvollkommenheit auch nur den kleinsten Teil an einen anderen zu überlassen, und wäre dieser andere sein eigener Sohn. Es war ihm ein unerträglicher Gedanke, daß seine Minister und Generale sich von ihm, dem hochbetagten, ab- und der aufgehenden Sonne zuwenden könnten. Seine Politik, seine Grundsätze mußten die richtigen sein, da sie von der Vorsehung so offenbar begünstigt wurden: deshalb meinte er, den Staat den ärgsten Gefahren auszusetzen, wenn er auf denselben seinem Sohne, der ja vielfach ganz andere Ideen und Absichten hegte, eine Einwirkung zugestanden hätte. Mit wahrer

Eifersucht schloß er also den Nachfolger von jeder maßgebenden Thätigkeit aus, nicht nur in der Staatsverwaltung, sondern selbst im preussischen Heere. Es verbreitete sich die ganz falsche Anschauung, als ob Friedrich Wilhelm, seit seiner frühesten Jugend Soldat, in drei großen Kriegen Teilnehmer und Führer, das Heer in dessen hervorragender Bedeutung für Preußen und Deutschland nicht genügend würdige und bereit sei, es dem politischen Parteiwesen unterzuordnen. Und doch lag nichts ihm ferner; er hat sich wiederholt auf das schärfste dagegen ausgesprochen, daß die Armee ein Parlamentsheer werde; sie sei königlich und solle es bleiben<sup>1)</sup>: Bei jeder Gelegenheit betonte er, daß er vor allem Soldat sei und sein wolle. Seine alten Waffengefährten, die hohen Offiziere, die ihm nahe gestanden, wußten es wohl: Friedrich Wilhelm war Soldat von ganzem Herzen, nur daß er, die veränderten Anforderungen der Zeit richtig erkennend, den Gamaschen- und Parade-dienst für eine Nebensache ansah. Er vernachlässigte die militärischen Dinge so wenig, daß er mit Nachdruck darauf hielt, daß alle Offiziere höherer Grade, die nach Berlin kamen, sich nicht nur bei dem Kaiser, sondern auch bei ihm meldeten<sup>2)</sup>. Um so tiefer schmerzte es sein soldatisches Herz, daß er geflistentlich von der Armee getrennt und gewissermaßen in Gegensatz zu ihr gestellt wurde. Es ging das von denselben einflussreichen junkerlichen Elementen aus, die schon in dem vorhergehenden Jahrzehnt „das Heer“ stets als politische Macht gegen den Liberalismus, gegen den alldeutschen Patriotismus und gegen den Kronprinzen hatten aufmarschieren lassen.

Aber der Kaiser und seine militärische Umgebung waren nicht die einzigen, die dem Kronprinzen jeden Einfluß zu verwehren suchten. Nicht minder entscheidend griff hier Fürst Bismarck ein, dessen Ansehen und Macht durch seine unvergleichlichen Erfolge im Grunde unbeschränkte geworden waren. So bestimmt auch der Kaiser an seiner monarchischen Volksgewalt festhielt, er fügte sich doch in fast allen Einzelfällen dem Genie und der eisernen Thatkraft seines Kanzlers, von dem er eigentlich nur mehr verlangte, daß er der Form nach seine Einwilligung einholte. Hatte er nicht selber Bismarck zu dessen hoher Stellung berufen und auf dieser gegen zahllose Feinde von rechts und links erhalten? So erschienen Bismarcks Thaten als seine eignen, als Ausfluß seines Willens<sup>3)</sup>. Der Kanzler hat diese Fiktion auch mit großem Geschick

1) Delbrück, Erinnerungen, S. 21 f.

2) Freundliche Mitteilungen von militärischer Seite.

3) Den wahrhaft elementaren Einfluß, den Bismarck auf Kaiser Wilhelm I. ausübte, charakterisiert am besten eine Aeußerung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die der verstorbene Oberbürgermeister von Forckenbed als Ohrenzeuge seinen Freunden

und durchschlagender Wirkung aufrecht erhalten, so lange er an der Regierung blieb — in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ giebt er freilich ein ganz anderes Bild. Eine Natur von solcher Gedankenfülle und unbezähmbaren Thatkraft, wie die des Reichskanzlers, konnte nur Diener, aber keine Mitregenten leiden. Mit seinem kaiserlichen Herrn, der längst an ihn gewöhnt und ihm mit rührender Dankbarkeit ergeben war, wußte er sich immer abzufinden; allein der abweichende Bildungsgang, die festen und eingewurzelten Überzeugungen und die ganz verschiedene Weltanschauung des Kronprinzen würden ihm unübersteigliche Hindernisse entgegengestellt und seiner Regierungsweise feste Schranken gezogen haben — wenn er solches nicht durch planmäßigen Ausschluß des Thronerben von jeder maßgebenden Beteiligung an den Staatsgeschäften verhütet hätte. Es gab dazu ein vortreffliches Mittel, das zugleich dem sparsamen Sinne des alten Kaisers durchaus entsprach. Durch die Enge der finanziellen Verhältnisse, die oft zu wahrhaften Verlegenheiten führte, wurde dafür gesorgt, daß die kronprinzliche Familie in steter Abhängigkeit blieb und jeden Gedanken an selbständigeres und freieres Auftreten von sich weisen mußte. Außer dem Palais in Berlin und dem Gute Bornstedt gehörte Friedrich Wilhelm nichts; seine jährlichen Einkünfte waren so gering, daß sie, selbst mit der britischen Rente seiner Gemahlin, auch für bescheidene Wahrung seiner hohen Stellung nicht ausreichten. Sogar seine Kinder hingen nicht von ihm ab, sondern von den Bestimmungen und den Geldzahlungen des kaiserlichen Großvaters. Das war der Geist des preußischen Hofes, an dem von alters her das Staatsoberhaupt die unbegrenzte und allmächtige Herrschaft ausübte.

Friedrich Wilhelm aber empfand es tief und schmerzlich, daß in einem Lebensalter, wo andere längst eine eigne, selbsterrungene und der persönlichen Entscheidung anheim gegebene Lebensstellung einnehmen, er, der Erbe der Hohenzollernkrone, zu gänzlicher Abhängigkeit, ja man darf sagen, Bedeutungslosigkeit verurteilt war. So stark war seine Natur nicht, um von innen heraus kräftig dagegen zu reagieren. Jahr um Jahr ging ihm thatenlos dahin, nur aus den Zeitungen und ge-

wieder berichtete: Es war die Rede von dem gewaltigen Einflusse des Reichskanzlers auf den Kaiser. „Ja“, sagte der Kronprinz, „meine Herren, das ist nun mal so und nicht zu ändern. Wenn Bismarck meinem Vater eine Allianz mit Garibaldi vorschläge — nun, der ist ja wenigstens General, das wäre nicht das Ärgste; aber wenn er ihm die Allianz mit Mazzini proponierte — so würde mein Vater anfangs verzweifelt im Zimmer herumgehen und ausrufen: „Bismarck, Bismarck, was machen Sie aus mir!“ Dann bliebe er mitten im Zimmer stehen und spräche: „Wenn Sie jedoch glauben, daß das im Interesse des Staates unerlässlich nötig sei, so läßt sich am Ende nichts dagegen einwenden!“

legentlichen Mitteilungen seiner Freunde erfuhr er die politischen Vorgänge. Da fühlte er die Spannkraft, die Begeisterungs-, selbst die Entschlußfähigkeit in sich erlahmen. Zunächst klagte er nur darüber, wie grenzenlos schwierig einmal seine Stellung als Nachfolger eines so erfolgreichen und geliebten Monarchen sein werde; aber bald wurde seine Stimmung im ganzen ernster und gedrückter. Er verstummte immer mehr im Ausprechen seiner Meinung, zog sich immer scheuer mit seinen innersten Überzeugungen in den engsten Familienkreis, auf den Gedankenaustausch mit seiner Gemahlin zurück. Der Druck der Unfreiheit lastete immer schwerer auf ihm, Ermüdung und Verstimmung bemächtigten sich seines Wesens<sup>1)</sup>.

Eine einzige Funktion seines hohen Ranges wurde ihm belassen, die inhaltsleerste und unbefriedigendste: die Repräsentation nach außen. Das hohe Alter seines Vaters zwang diesen, seine Vertretung bei fürstlichen Besuchen und öffentlichen Feierlichkeiten in immer größerem Umfange dem Sohne zu übertragen. Wäre Friedrich Wilhelm wirklich der eitle, auf seine imponierende Gestalt und sein schönes männliches Antlitz stolze Mann gewesen, als welchen man ihn hat darstellen wollen, so würde er an dem stets gleichen bedeutenden Eindrucke, den er bei diesen Veranstaltungen hervorbrachte, sein volles Genüge gefunden haben. Allein seine aufrichtige, nach Wahrheit strebende, tief innerliche Natur war solchem Prunke abgeneigt, wenn er nicht der Wirklichkeit des Einflusses und der Macht entsprach. „Möchte ich bei den Armeeeinspektionen nur mit Paraden, Dinern u. s. w. verschont bleiben,“ wünscht er schon im Jahre 1870<sup>2)</sup>. Doch eben dieses leere Schaugepränge verfolgte ihn fast zwei Jahrzehnte hindurch und wurde die Dual seines Lebens. So hatte er sich wahrlich seine Zukunft nicht vorgestellt, weder in den Zeiten des Friedens, wo er sich unaufhörlich nach bestem Wissen und Gewissen für den Herrscherberuf vorbereitete, noch in den Tagen des Krieges und der Reichsgründung, als er sich gelobte, der treue und begeisterte Führer eines einigen und freien Deutschlands zu werden!

Die bei weitem wichtigste unter diesen Repräsentationspflichten war das von ihm selbst gewünschte Amt der Inspektion der süddeutschen Armeekorps. Da war er, der Erbe der Hohenzollern, schon an sich die Verkörperung des Reichsgedankens, wenn er die Truppen der Wittelsbacher, der Württemberger, der Bähringer besichtigte und so deren Unterordnung unter das nationale Kaisertum zum Ausdruck brachte. Und

1) Hinzpeter, S. 28. — Freitag, S. 67 ff. — Schreiben Georg von Bunsens vom Jan. 1873; Marie v. Bunsen, a. a. D., S. 257.

2) Kaiser Friedrichs Tageb., 17. Nov. 1870.

dann übte er auch eine bedeutende persönliche Wirkung. Sein ebenso hohes wie liebenswürdiges und gewinnendes Wesen und die Erinnerung an so manche gemeinsam durchfochtene Schlacht ließen das Herz der süddeutschen Offiziere und Soldaten wärmer schlagen, flößten Kriegern und Bürgern stets von neuem Anhänglichkeit und freudige Begeisterung für Reich und Kaiserhaus ein. Jahr für Jahr übte er getreulich die Inspektion der ihm unterstellten süddeutschen Truppen aus, wobei er es übrigens an strenger Kritik nicht fehlen ließ. 1872 besichtigte er bei Augsburg die bayerischen, bei Darmstadt die hessischen Regimenter, 1874 bei Heilbronn die Württemberger, 1875 bei Stuttgart wieder die Württemberger und abermals bei Augsburg die Bayern, 1877 bei Konstanz die Badenser, 1878 die Bayern bei Ulm. So brachte er, trotz aller Reservatrechte, den Gedanken der Einheit des deutschen Heeres immer von neuem zum Ausdruck und gab ihm volle Wirksamkeit. Auch konnte er mit Befriedigung feststellen, daß die süddeutschen Kontingente wie nicht minder das sächsische sich den Geist der militärischen Einrichtungen, die Preußen groß gemacht hatten, immer mehr anzueignen und zu bethätigen wußten. Er hegte das feste Vertrauen, daß der Widerstand, den König Ludwig II. noch vielfach der engeren Angliederung des bayerischen Heeres an das preussische entgegensetzte, sich mit der Zeit beseitigen lassen werde<sup>1)</sup>.

Sein Einfluß ging bei diesen Gelegenheiten über die militärischen Kreise weit hinaus. Seinem ganzen Wesen getreu, dem Rasten- und Standesunterschiede so fern lagen, bewegte er sich da gern auch unter den Bürgern, die ihm mit süddeutscher Begeisterungsfähigkeit und Herzlichkeit für sein freundliches Entgegenkommen dankten. Die Bevölkerungen empfingen ihn jubelnd und bereiteten ihm glänzende Feste, bei denen Gemütlichkeit und innige Anhänglichkeit weit mehr zum Ausdruck kamen, als das sonst bei offiziellen Feierlichkeiten der Fall ist. In schwungvollen Worten ehrte man ihn da als „den sieggekrönten Feldherrn der süddeutschen Heere“, erkannte man dankend „die hohen Verdienste an, die Eure Kaiserliche Hoheit um die Neugestaltung Deutschlands sich erworben haben<sup>2)</sup>“. Und wie geschickt wußte der Prinz seine Worte zu wählen, um die Herzen der Süddeutschen mit Vertrauen und Liebe zu der neuen Ordnung der heimischen Verhältnisse zu erfüllen. „Jeder Bestandteil des Deutschen Reiches,“ sagte er da einmal, „soll in seiner Eigentümlichkeit bleiben, was er war, und hiermit dem großen gemeinsamen Vaterlande die richtige Weihe und dem, was wir auf

1) Der Kronprinz an Karl von Rumänien, 8. Nov. 1876; Aus dem Leben des Königs Karl von Rumänien, III 71. — v. Krosigk, Steinmeß, S. 231.

2) Anrede des Bürgermeisters Fischer in Augsburg, 22. Aug. 1872.



blutigen Schlachtfeldern errungen haben, der beste Kitt verliehen werden<sup>1)</sup>“. Solche Verheißung, aus dem Munde des Kaisersohnes, den man als einen der glühendsten Verehrer des Einheitsgedankens kannte, mußte viele Zweifel und Befürchtungen aus altbayerischen Herzen verschrecken. Mit Recht pries Karl von Rumänien seines Freundes, des Kronprinzen, „auf Deinen Kriegsrühm folgende friedliche Eroberungen, die Du in allen deutschen Gauen gemacht hast.“ Friedrich Wilhelm durfte ihm mit Genugthuung antworten: „Im ganzen südlichen Deutschland ist mir eine Aufnahme bereitet worden, wie sie in alten Stammländern nicht herzlicher, nicht auszeichnender sein kann. Das Gefühl von der Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme ist seit der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches merkwürdig rasch und tief in jene Landesteile eingedrungen. Alles fühlt sich gehoben, gekräftigt und als Mitglied eines achtungsgebietenden Volkes — welches die ehemaligen 30 Vaterländer nie erreichen konnten“<sup>2)</sup>.

Aber neben diesem erspriesslichen Wirken, wie viele leere Repräsentation! Was den Kronprinzen an derselben anwiderte, war nicht nur der stete Zwang hohler, inhaltsleerer Etikette, sondern auch das unvermeidliche Anhören bedeutungsloser bombastischer Reden und der für einen hohen und wahren Sinn unerträgliche Widerspruch zwischen Schein und Sein: er mußte sich überall als Vertreter des deutschen Kaisertums zeigen, an dessen Wesen und Macht er doch geringeren Anteil besaß als der letzte Beamte oder der bescheidenste Offizier. Zum Beweise dessen, was der Kronprinz in dieser Beziehung leisten mußte, seien hier nur seine Beschäftigungen während der ersten Monate des Jahres 1874 erwähnt. Im Januar weilten er und seine Gemahlin in Petersburg, um der Vermählung der Großfürstin Maria Alexandrowna beizuwohnen. Von da kehrten sie über Moskau nach Berlin zurück. Im März machten sie hier den Prinzen von Wales und Edinburg die Honneurs. Im Juni eröffnete der Kronprinz die landwirtschaftliche Ausstellung in Bremen und wohnte dann der 200jährigen Jubelfeier des schlesischen Leibkürassierregiments, sowie der Enthüllung des Kriegerdenkmals in Breslau bei. Es wäre überflüssig, diese Liste über die langen Jahre hindurch fortzusetzen. Einweihungen, Jubiläen, Denkmäler, Hoffeste, Reden, Gegenreden, Jubel, Dank, Diners, Trinksprüche: das wiederholte sich in einer endlosen Gleichförmigkeit, die jeden ernstern und innerlichen Menschen zur Verzweiflung bringen mußte.

1) Antwort des Kronprinzen auf die oben angeführte Rede.

2) Briefe Karls von Rumänien an den Kronprinzen vom 22. März 1872 und 12. Oktober 1873, sowie Schreiben des Kronprinzen an Karl von Rumänien vom 28. Oktober 1872; Aus dem Leben des Königs Karl von Rumänien, II 247, 287 f., 337.

Der Kronprinz litt darunter schwer. „Seit Mitte August“, schreibt er im Oktober 1875<sup>1)</sup>, „habe ich wieder einmal die Schale der Besichtigungen gründlich geleert. Meine Pflichten erfülle ich gerne, aber alles Ding hat seine Grenzen, zumal wenn man nicht mehr der jüngste ist. Ich hatte die Manöver in Württemberg, Bayern, Schlesien und Mecklenburg, und da diese Länder nicht alle nebeneinander liegen, so jagte ich per Eisenbahn wie ein Feldjäger herum.“

Es war ein wahres Glück für den Prinzen, daß er bei solcher, seinem innersten Wesen zuwiderlaufenden Beschäftigung einen Mann zur Seite hatte, bei dem er stets Trost und Rat fand, dessen treuer Seele er alles anvertrauen konnte, was er ersuchte und für die Zukunft beabsichtigte, der auch in diskretester Weise seinen Verkehr mit den angesehensten Führern der liberalen Parteien vermittelte. Dieser Ratgeber, der sich jederzeit der ihm von dem hohen Herrn gewidmeten Zuneigung würdig erwiesen hat, war Karl von Normann. Man sagt: Fürsten haben keine Freunde. Es ist kein geringer Beweis für die edle Natur Friedrich Wilhelms, daß er zu allen Zeiten seines Lebens treue, liebende, seiner Person und nicht seinem Range ergebene Freunde besessen hat.

Karl von Normann, der Sohn eines Rechtsanwalts und der Tochter eines Generalsuperintendenten, war am 21. September 1827 zu Franzburg in Neuvorpommern geboren. Mit weichem, liebebedürftigem Wesen, aber auch mit Heiterkeit und Humor ausgestattet, wissenseifrig und geistesgewandt, hatte er sich eine allseitige humane Bildung angeeignet, besonders aber sich an geschichtlichen Studien und eingehender Beschäftigung mit der schönen Litteratur erfreut. Er trat in das Heer ein, nahm jedoch als Dreiundzwanzigjähriger einen längeren Urlaub zu einer Reise durch Osterreich, Italien, Frankreich und England, die viel zur freien Entwicklung seines Geistes beitrug. Seine hervorragende Begabung eröffnete ihm den Weg zur Kriegsakademie, wo er, der schon als Lieutenant in Greifswald den Kronprinzen kennen gelernt hatte, in den Jahren 1853 bis 1856 mit diesem vielfach gleiche Vorträge hörte. Als Ernst von Stockmar 1864 wegen zunehmender Kränklichkeit seine Stelle als Privatsekretär des kronprinzlichen Paars aufgab, empfahl er den Hauptmann von Normann als seinen Nachfolger. Wirklich wurde dieser Privatsekretär der Frau Kronprinzessin, bald auch Korrespondenz-Sekretär ihres Gemahls. Seit dem Jahre 1866 verwaltete er, da er sich trefflich bewährt hatte, zugleich die Ämter eines ersten Adjutanten und vortragenden Rates bei dem hohen Herren, dem er mit Aufgebot aller seiner geistigen und körperlichen Kräfte diente.

<sup>1)</sup> An Karl von Rumänien; a. a. D., S. 466.

Er hatte ihm über bedeutendere Zeitungsartikel und wichtigere Bücher zu berichten, auch Auszüge aus solchen zu liefern. Die Schatullenverwaltung fiel ihm gleichfalls zu. Seine außergewöhnliche Begabung, seine unbedingte Zuverlässigkeit, sein liebenswürdiges Naturell machten ihn bald zum Vertrauten Friedrich Wilhelms, der über alles, was ihn bewegte, mit Normann sprach und seinen Rat einholte. Aber nicht nur bei ernstern Dingen, auch bei Maskenfesten und ähnlichen Veranstaltungen wirkte der Sekretär mit, dessen geistvolle und zierliche Dichtungen sie verherrlichten. 1868 war er, um sich dem Kronprinzen ganz widmen zu können, als Major zur Disposition gestellt.<sup>1)</sup>

In politischer Beziehung blieb indes der wichtigste Ratgeber des kronprinzlichen Paares immer Ernst von Stockmar. Wenn es in Berlin weilte, besuchte es den nunmehr völlig gelähmten Freund fast jeden Sonntag in dessen bescheidener Wohnung, mit jener Treue des Herzens, die Friedrich Wilhelm und seine erlauchte Gemahlin vor den meisten Großen der Erde auszeichnete. Ebenso blieb Roggenbach ein oft befragter Berater des Prinzen. Dieser hatte sich bemüht, dem bewährten und weitblickenden Staatsmann die Möglichkeit amtlicher Mitarbeit an der Fortentwicklung des neubegründeten deutschen Reiches zu verschaffen. Allein Bismarck scheute die Selbständigkeit und Überzeugungstreue Roggenbachs und fand ihn mit dem vorübergehenden und verhältnismäßig nebensächlichen Auftrag ab, die deutsche Universität Straßburg zu organisieren — was ihm allerdings vorzüglich gelang.

Sie und da führten die Umstände dazu, daß der Kronprinz denn doch einen politischen Einfluß auszuüben vermochte — stets in der Richtung besonnener Freiheit, fortschrittlicher Entwicklung und des internationalen Friedens und Einverständnisses.

Das Jahr 1871 eröffnete den Kampf gegen den Ultramontanismus in Preußen, den sogenannten „Kulturkampf“. Wenn man die kirchlichen Herrschaftsgelüste in Preußen ernstlich eindämmen wollte, so mußte man zur Ausführung der dahin abzielenden Maßregeln einen Minister haben, der nicht ein Gesinnungsgenosse der Ultramontanen war. Diese Grundforderung aber erfüllte der damalige Kultusminister Heinrich von Mühlser nicht, der vielmehr seinen Überzeugungen und seiner ganzen Vergangenheit nach ein Freund jener Richtungen war. Wiederholt, aber vergeblich hatten die Liberalen seine Entlassung angestrebt, da der Kaiser

<sup>1)</sup> Vgl. Gust. Freytag, Karl von Normann; Deutsche Revue, Jan. 1890. — Daß die Heranziehung Normanns in die Umgebung des kronprinzlichen Paares durch General von Stosch geschehen sei, um die Herrschaften gegen den Reichskanzler einzunehmen, ist eine der vielfachen phantastischen Verschwörungsbereien, die den Fürsten Bismarck plagten (Sed. u. Crimm., II 188).

den Minister, der ihm in der Konfliktzeit treue Dienste geleistet hatte, nicht fallen lassen wollte. In den ersten Tagen des Jahres 1872 traten auf Veranlassung Forckenbecks, des Präsidenten des Abgeordnetenhauses, Delegierte aller liberalen Parteien unter dem Voritze des Altliberalen von Bonin zusammen zu gemeinsamem Beschlusse, keine Vorlage zu genehmigen, die von Mühler vertreten werde. Das schlug endlich durch, da sonst der ganze Kulturkampf brach gelegt worden wäre. Am 5. Januar forderte der Kaiser Mühler zur Einreichung des Entlassungsgesuches auf. Auch jetzt verfuhr Bismarck noch sehr vorsichtig. Erst als Besprechungen mit Abgeordneten der verschiedensten Parteien, auch der Konservativen, ihn von der Unhaltbarkeit der Stellung Mühlers überzeugten, als dann im Ministerrate vom 11. Januar sich neue Meinungsverschiedenheiten ergaben, teilte er Mühler die königliche Ordre mit, der dieser am folgenden Tage nachkam<sup>1)</sup>. Allein noch immer konnte sich der Herrscher nicht entschließen, das Entlassungsgesuch anzunehmen, bis ein für die Gesinnung der beteiligten Persönlichkeiten sehr charakteristischer Fall den Ausschlag gab. Die Stelle eines Kunstdecernenten im preussischen Kultusministerium war neu zu besetzen. Der Kronprinz sprach Herrn von Mühler es als seinen dringenden Wunsch aus, daß der Posten entweder dem Professor Hettner in Dresden oder dem Professor Springer in Bonn erteilt werde, und der Minister gab seine Zusage. Kaum hatte aber der Prinz eine Reise angetreten, als Mühler bei König Wilhelm die Ernennung des Herrn von Wuffow, eines Verwandten seiner Gattin, beantragte, die der König auch vollzog. Erst bei seiner Rückkehr erfuhr der Kronprinz das Geschehene, und seine Klage über die beispiellose Täuschung fand volles Gehör bei seinem erlauchten Vater, der an den Kultusminister schrieb: „Ihr Verhalten gegen mein Haus ist ein illoyales.“ Nach solchem Vorwurf von allerhöchster Stelle mußte Herr von Mühler selbstverständlich abermals um seine Entlassung bitten. So kam der 21. Januar 1872, der Tag des Ordensfestes, heran. Der Wagen des Ministers war vorgefahren, und Excellenz von Mühler, in großer Uniform, war eben im Begriffe, die Treppe hinabzusteigen, um nach dem Schlosse zu fahren. Da überbrachte ein Diener aus der Kanzlei des Ministerpräsidenten ein Schreiben, dessen Inhalt lautete: die Entlassung ist angenommen. Mühler kehrte in sein Zimmer zurück; auf dem Ordensfeste wurde er nicht gesehen.<sup>2)</sup> Er ward ersetzt durch den mittelparteilichen, durchaus für die Rechte des

1) G. Kohl, Bismarck-Jahrbuch, IV 28: Bismarck an den Kaiser, 11. Jan. 1872

2) „Die Nation“, Juni 1889. — Denkwürdigkeiten des Grafen Roon, II 566 ff. — L. Pastor, August Reichensperger (Freib. i. Breisgau, 1899), II 56. — Wilimowski, Erinnerungen an Bismarck, S. 158.

Staat gegenüber den Kirchen eintretenden, in jeder Beziehung dem Kronprinzen genehmen Geheimen Justizrat Dr. Falk. Es war das ein Personenwechsel, der eine viel größere Bedeutung besaß, als sonst dergleichen Vorgänge in den preussischen Ministerien zu besitzen pflegen. Er hatte eine grundsätzliche Wichtigkeit, da Falk die Befreiung des Staates von der Kirche zum Programm erhob — eine Richtung, die, wie wir wissen, den Überzeugungen Friedrich Wilhelms vollkommen entsprach.

Nur durch Zufall hatte er hier bei einem politischen Akte mitgewirkt. Aber am Schlusse des Jahres 1873 eröffnete sich ihm die Aussicht auf eine bleibende und maßgebende Thätigkeit. Der sechsundsiebzigjährige Kaiser fühlte sich schwach und erschöpft. Er selber und seine Umgebung verhandelten die Frage, ob nicht ein längerer Aufenthalt im Süden zu seiner Kräftigung ratsam sei; während seiner Abwesenheit von Berlin sollte der Kronprinz förmlich die Regentschaft oder doch Stellvertretung übernehmen. Wenigstens war dieses Mal nicht, wie zehn Jahre früher, seine Umgehung und Ersetzung durch Friedrich Karl in Aussicht gebracht. Aber bald besserte sich das Befinden Wilhelms I. wieder, der nunmehr auf die zeitweilige Niederlegung der Staatsgeschäfte gern verzichtete<sup>1)</sup>.

Bei einer anderen, allerdings nur vorübergehenden Gelegenheit konnte man den Kronprinzen besser gebrauchen. Der große Kanzler, den er bewundern, wenn auch nicht lieben gelernt, hatte wegen eines ihm mißliebigen Reichstagsbeschlusses am 16. Dezember 1874 seine Entlassung eingereicht. Da beauftragte der Kaiser den Kronprinzen ihn zur Rücknahme dieses Beschlusses zu bestimmen. Friedrich Wilhelm erschien thätfächlich am folgenden Abend bei dem parlamentarischen Diner Bismarcks und wußte ihn bald zur Weibehaltung seines hohen Amtes zu bewegen<sup>2)</sup>.

Ebenso wenig, wie bei früheren Anlässen, wußte man an maßgebender Stelle dem Prinzen für sein uneigennütziges und segensreiches Wirken Dank. Er wurde sofort wieder bei Seite geschoben. „Der Kronprinz besitzt augenblicklich keinen Einfluß auf die innere oder äußere Politik“, schreibt im Dezember 1875 Fürst Anton von Hohenzollern<sup>3)</sup>. Seine freie, nationale Richtung verbesserte seine offizielle Stellung keineswegs. Er wurde von den leitenden Persönlichkeiten Preußens, ja auch von den anderen deutschen Höfen „weidlich mit Nadelstichen und elenden Bagatellchikanen geärgert“, so daß schon damals die Stimmung des

1) Ms. Stockmar an Samwer, 8. Januar 1874.

2) v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier, I 67 ff., II 167.

3) Aus dem Leben König Karls von Rumänien, II 480.

edlen Mannes oft genug eine trübe, halb verzweifelte wurde, aus der ihm nur sein unverfiegbarer herzlicher Humor endlich wieder heraus-half<sup>1)</sup>. Es war eine erfreuliche Ausnahme, wenn es seiner wiederholten Einwirkung gelang,<sup>2)</sup> dem ihm befreundeten, anerkannt hervorragend tüchtigen Unterstaatssekretär im Justizministerium, Heinrich Friedberg, im Dezember 1876 das Reichssekretariat der Justiz zu verschaffen.

Eine politische Bedeutung hatte auch die Reise, die das Kronprinzliche Paar im April 1875 nach Italien antrat, um den Besuch zu erwidern, den zwei Jahre früher Viktor Emanuel in Berlin abgestattet hatte. Nach 1870 hatten, trotz der Waffengemeinschaft des Sommers 1866, die Sympathien des italienischen Herrschers durchaus Frankreich angehört, und nur Dank der Thatkraft einiger besonnener Minister war er daran behindert worden, für die Franzosen in den Streit einzutreten. Allein die Aufrichtung der Republik in Frankreich, das offene Buhlen der italienischen Radikalen mit den französischen Gesinnungsgegnern, die Begünstigung der päpstlichen Revindikationen durch die damals in der Versailler Nationalversammlung und Regierung vorherrschende Klerikale Partei, sowie Frankreichs Pläne auf die afrikanischen Uferländer des Mittelmeeres hatten dann den „König Edelmann“, in Übereinstimmung mit dem wahrhaft politisch denkenden Teile seines Volkes, zum Anschluß an Deutschland geführt. Dieses Einverständnis galt es zu festigen und auszubauen, und niemand war dazu besser geeignet, als Friedrich Wilhelm, dessen offene, liebenswürdige Natur in Italien wie überall sich die Herzen gewonnen hatte, und den zumal mit dem Kronprinzlichen Paare dieses Landes aufrichtige Freundschaft verband. Daß es hier nicht sowohl eine Vergnügungsfahrt als eine Reise mit bestimmten politischen Zielen und selbst zum Zwecke wirklicher politischer Unterhandlungen galt, wird durch die Thatfache bewiesen, daß vor ihr mehrfache längere Besprechungen zwischen dem Kronprinzen und dem Reichskanzler stattgefunden haben<sup>3)</sup>. Der Monat, den damals „unser Fritz“ und seine hohe Gemahlin in Italien verlebten, war in der That nicht allein für sie beide höchst genussreich, sondern auch politisch von wichtigen Folgen, indem er den späteren Dreibund wirksam vorbereitete.

Und wer gedächte bei dieser Gelegenheit nicht eines anderen Besuches, den, unter melancholischeren Umständen, der Kronprinz drei Jahre später Italien abstattete, um im Namen des Kaisers dem Leichenbegängnisse Viktor Emanuels beizuwohnen und seinen Freund, den bis-

1) Ms. Graf Ugedom an Samwer, 14. Aug. 1871.

2) Mor. Busch, Tagebuchblätter, III 266, Anmerk.

3) „Das Tagebuch des Kronprinzen“ (Berlin 1886, 3. Aufl.), S. 112.

herigen Thronfolger Humbert, als König von Italien zu begrüßen. Keine fremde Persönlichkeit wurde von den dichtgedrängten Volksmassen mit solcher Begeisterung empfangen wie Friedrich Wilhelm, den jeder als treuen und warmen Freund Italiens kannte, man möchte sagen fühlte. Die *Evviva il Principe di Prussia* nahmen kein Ende. Und nun erst, nach der Krönung des jungen Königspaares, am 17. Januar, als der Kronprinz mit demselben auf den Balkon des Quirinalpalastes hinaustrat, den kleinen Sohn des Königs, den Prinzen von Neapel, auf den Arm nahm und an sein Herz drückte, und der Knabe selber mit seinen Händchen das Zeichen frohen Beifalls gab — da brach eine Freude, ein Jubel aus, die Italien fester an Deutschland ketteten, als Altentwürfe frostiger diplomatischer Verhandlungen es je vermocht hätten. Den von seiner Mutter dringend gewünschten Besuch bei dem Papste hat der Kronprinz damals, auf der Höhe des Kulturkampfes, nicht gemacht<sup>1)</sup>.

Das waren freilich während sieben langer Jahre nur dürftige Gelegenheiten für den Kronprinzen, an der politischen Entwicklung des von ihm so heiß ersehnten und so tapfer erstrittenen Deutschen Reiches teilzunehmen. Sonst stand er abseits, ohne irgend welchen Einfluß auf die Gestaltung der Dinge. Im Frühjahr 1878 schien er endlich zu einer bedeutenden Stellung bestimmt zu sein. Auf Antrag des deutschfreundlichen elsässischen Abgeordneten Schneegans erfaßte Fürst Bismarck den Gedanken, die Elsaß-Lothringer schneller und gründlicher für deutsches Wesen zu gewinnen, indem er ihrer unsicheren Stellung im Reiche ein Ende mache und ihnen den Erben des Kaiserthrones zum Herrscher gebe. Erfüllt von dem Wunsche, hier den deutschen Interessen einen wichtigen Dienst zu leisten und zugleich endlich Gelegenheit zu wirksamer politischer Thätigkeit zu erhalten, stimmte Friedrich Wilhelm mit Freuden zu. „Ich wünsche mir nichts Besseres“, sagte er zu Schneegans. Allein auch dieser verheißungsvolle Plan scheiterte an dem Widerspruche des Kaisers. Wilhelm I., damals einundachtzig Jahre alt und öfters von Krankheitsanfällen heimgesucht, wollte den Thronerben nicht dauernd von Berlin entfernt und in partikularen Regierungsgeheimnissen befangen sehen. Die Attentate des Jahres 1878, die Friedrich Wilhelm vorübergehend zur Stellvertretung seines Vaters nötigten, machten dem Plane definitiv ein Ende. So mußte der Kronprinz sein halbmissiges Leben weiterführen<sup>2)</sup>.

1) Bismarck, Ged. u. Erinn., I 126.

2) Geh. Justizrat Dr. Ferd. Schneegans in der „Straßburger Post“, sowie „Samburger Nachrichten“ vom 14. September 1894. — v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier, II 263.

Um ihn einigermaßen zu beschäftigen, hatte man ihm und seiner Gemahlin die Fürsorge für die Interessen der Wissenschaft und Kunst überlassen, die ihrem Herzen und ihrem Verständnis allerdings sehr nahe lagen. Nicht als ob sie hier einen unmittelbaren entscheidenden Einfluß hätten üben können: aber sie durften Gelehrte und Künstler loben und ermutigen — was dann aus so hohem Munde sehr wirksam wurde — und überdies Unterstützung wissenschaftlicher und künstlerischer Unternehmungen bei den betreffenden Verwaltungsstellen beantragen, die selbstverständlich den Wünschen des Kronprinzlichen Paares zumeist nach Möglichkeit nachkamen. Wahrlich, eine bescheidene Rolle, in der jedoch die erlauchten Herrschaften mannigfach Gutes gewirkt haben.

Friedrich Wilhelm lag mit alter Vorliebe seinen historischen Forschungen ob. Um für die von ihm geplante Ruhmeshalle brandenburgisch-preussischer Regenten die charakteristischen Inschriften zu finden, arbeitete er die gesamte Litteratur über die Geschichte Preußens und des Hohenzollernhauses durch; war er mit dem Entwurf einer Inschrift fertig geworden, sandte er ihn an Ranke, Duncker, Droysen und andere Gelehrte zur Begutachtung. Eine Probe seines Scharfblicks und seines Schwunges, bei gewissenhafter und wahrheitsgetreuer Abfassung jener Charakteristiken, ist der herrliche Nachruf, den er später, als selber Todfranker, seinem Vater gewidmet hat.

Aber auch anderweite historische Arbeiten beschäftigten ihn, die sich besonders auf die Zeitgeschichte bezogen. Er hatte den Nachlaß seiner Tante, der Königin Elisabeth von Preußen, zu ordnen und fand in diesen merkwürdigen Dokumenten den Beweis, daß man sowohl die politische Haltung wie die kirchliche Gesinnung dieser hohen Frau unrichtig beurteilte. Deshalb hegte er den Gedanken, die Papiere gesichtet der Öffentlichkeit zu übergeben. Vorzüglich aber nahmen ihn Vorbereitungen zur Redaktion der Denkwürdigkeiten seiner Zeit und seines Lebens in Anspruch, wofür er sich umfassende Sammlungen anlegte<sup>1)</sup>. Allein sein Interesse für geschichtliche Dinge beschränkte sich nicht auf Angelegenheiten, die ihn persönlich berührten. Die Bestrebungen jüngerer Forscher ermutigte er mit liebenswürdiger und, was mehr sagen will, mit beharrlicher Teilnahme, die größeren Nutzen schafft, als Unterstützung mit Geld und Würden<sup>2)</sup>.

Der Kronprinz besaß einen hinreichend umfassenden Geist, um auch den wunderbaren Fortschritten der Naturwissenschaften ein lebendiges Interesse entgegen zu bringen. Die überaus merkwürdigen Entdeckungen

1) G. Freytag, Kronprinz und Kaiserkrone, S. 70 f.

2) Baumgarten, Zum Gedächtnis Kaiser Friedrichs, S. 7.



über die Natur und die Erscheinungen des Sonnenkörpers legten kompetenten Männern den Wunsch nahe, neben den Sternwarten auch eine Sonnenwarte errichtet zu sehen; und Friedrich Wilhelm machte diesen richtigen und bedeutsamen Gedanken zu dem seinigen. Seiner Verwendung bei dem Finanzminister Camphausen und dem Kultusminister Falk ist es zu danken, daß im Jahre 1874 der Bau der Sonnenwarte auf dem Telegraphenberge bei Potsdam in Angriff genommen ward. Nicht minder war er es, der die Errichtung des physikalisch-technischen Reichsinstituts in Charlottenburg bewirkte — Dinge, die ebenso von seinem Verständnis wie von seiner Begeisterung für die Wissenschaft Zeugnis ablegen<sup>1)</sup>.

Noch mehr traten indes in die Öffentlichkeit die Bemühungen des kronprinzlichen Paares für die Kunst. Die künstlerischen Angelegenheiten stehen ja überhaupt dem allgemeinen Interesse und Verständnis viel näher als die wissenschaftlichen. Überdies war die Prinzessin hier eine feine und selber ausübende Kennerin. Mancher junge und bis dahin unbekannte Sänger, mancher aufstrebende Musiker verdankte seinen ersten Ruhm den Konzerten, die während des Winters im kronprinzlichen Palais veranstaltet wurden; wie jede wertvolle Neuerung auf wissenschaftlichem Gebiete, so war jede eigenartige und merkwürdige Kunstleistung von vornherein dort lebhafter Teilnahme und einflußreicher Unterstützung sicher. Friedrich Wilhelm hat sich von Herzen für die von den Meinüngern ausgehende Reform des Theaterwesens interessiert. Während die berufsmäßige Kritik sie vielfach verunglimpfte, das Berliner Hoftheater sich durchaus ablehnend verhielt, hat er entschieden für die von den Meinüngern hervorgerufene segensreiche Umgestaltung des verrotteten deutschen Theaterwesens im Sinne größerer Natürlichkeit und Wahrheit Partei genommen<sup>2)</sup>.

Übrigens erhielt der Kronprinz auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft geradezu einen offiziellen Auftrag: noch im Jahre 1871 ernannte ihn der kaiserliche Vater zum Protektor der königlichen Museen in Berlin. Dies war auch nicht eine rein formale Stellung, sondern sie hatte ihren bedeutsamen thatsächlichen Untergrund. Es handelte sich nämlich zu jener Zeit darum, die Museen aus ihrer bisherigen untergeordneten Stellung als rein höfischer Sammlungen zu wirklichen Staatsinstituten mit systematisch entworfenem wissenschaftlichem Plane und Ziele zu erheben. Kaiser Wilhelm selber fühlte keine Neigung zur Leitung einer so tiefgreifenden und besondere Kenntnisse erheischenden Umgestaltung und

1) Schellbach, S. 19 f.

2) Paul Schlenker, in der „Nation“ vom 13. Juni 1896, S. 562.

übertrug sie seinem dazu vorzüglich geeigneten und vorbereiteten Sohne<sup>1)</sup>. Wirklich hat Friedrich Wilhelm die Aufgabe mit regem Sinne und klarem Urtheil auf das beste gelöst. Er bestimmte 1872 den ihm längst befreundeten, ebenso gründlich wie fein gebildeten, für Kunst begeisterten Grafen Usedom, der seit 1869 seiner diplomatischen Stellung enthoben war, das Generaldirektorium der preussischen Museen wenigstens kommissarisch anzunehmen; denn endgültig wollte Usedom aus geröiffnen persönlichen Gründen den Posten nicht bekleiden. Beide vereint setzten eine bedeutende Erhöhung des für die Museen bestimmten Jahresbudgets, bis auf den dreifachen Betrag, durch. Sie waren für die Bereicherung der bis dahin noch unverhältnismäßig dürftigen Berliner Museen unausgesetzt thätig. Das Kupferstichkabinett ist unter der Ägide des Prinzen durch die berühmten Ankäufe aus der Hamilton-Sammlung erweitert und ward vielleicht das bestgeleitete Institut seiner Art auf der Welt. Ebenso erwarb man für 325000 Mark die schöne Münzsammlung des Generals Fox in London: 11000 griechische Münzen, darunter solche ersten Ranges. Auch vaterländische Münzen wurden angekauft, so weit solches die immerhin beschränkten Mittel gestatteten.

Seit 1873 bediente der Kronprinz sich vielfach der Unterstützung des vorzüglichen Archäologen Richard Schöne, der als vortragender Rat im Kultusministerium wirkte, 1880 aber, nachdem Usedom seine stets nur provisorisch gehandhabte Stellung aufgegeben hatte, Generaldirektor der königlichen Museen wurde.

Mit der Fürsorge für diese hing es zusammen, wenn er einen großen Gedanken zur Ausführung brachte, zu dem ihn sein Lehrer Curtius schon zwei Jahrzehnte früher angeregt hatte: er bestimmte nicht nur seinen kaiserlichen Vater, den Plan zur Ausgrabung der altgriechischen National-Feststätten in Olympia zu billigen, sondern er beseitigte auch, durch persönliche Vermittelung bei dem Könige von Griechenland, dort neu auftauchende Hindernisse. Nur seine hochherzige und beständige Einwirkung brachte es dahin, daß im Oktober 1875 unter der Oberleitung von Curtius und Mitwirkung bedeutender Archäologen der erste Spatenstich zu den Ausgrabungen von Olympia geschehen konnte. Sie förderten herrliche Kunstwerke aus der Blütezeit Griechenlands zu Tage, und wenn deren Originale auch nicht für Deutschland zu gewinnen waren, so erhielt es doch ihre ersten Nachbildungen und erwarb sich um die Kenntnis der griechischen Kunst und um die Bereicherung des künstlerischen Besitzes aller Nationen unsterbliche Verdienste. Man darf sagen, die ganze menschheitliche Kultur hat durch die Aufdeckung dieser

<sup>1)</sup> Freundliche persönliche Mitteilungen.

Schätze gewonnen, die zunächst den unermüdblichen und einflußreichen Bemühungen Friedrich Wilhelms zu danken ist, ebenso wie die Erlangung der Pergamenischen Reliefs in einer späteren Periode seines Lebens. Als in Olympia der große Fund gethan war und der Hermes des Praxiteles in ewiger Jugendherrlichkeit dem Schoß der bergenden Mutter Erde entstieg, da überreichte Professor Curtius mit Recht die erste Photographie des unvergleichlichen Götterbildes dem Kronprinzen, mit einem Gedichte, in dem Praxiteles dem Fürsten seinen Dank mit den schönen Worten aussprach:

„So wirkt, was lang im Grab verborgen,  
Neu glänzt des Lebens Sonne mir,  
Und diesen Auferstehungsmorgen,  
Dies neue Leben dank ich Dir!“ —

Aber keineswegs beschränkte sich die thätige Teilnahme Friedrich Wilhelms auf die Kunst der Vergangenheit; er stand vielmehr auch auf diesem Gebiete inmitten des modernen Lebens. Und hier, wo eigenster Geschmack, Laune, Vorliebe für gewisse Persönlichkeiten, ja gutherzige Neigung zur Protektion und zum Wohlthun so leicht die Einmischung der Mächtigen zu einem Unglück für die Kunst machen, hat der Kronprinz, nach seinem gewissenhaften und streng pflichtmäßigen Wesen und in seiner rühmlichen Bescheidenheit, sich nie anders als durch sachliches, wohl überlegtes Urtheil und zumal durch den Rat kundiger und erprobter Fachleute bestimmen lassen. So hat er wahrhaft Großes erreicht. Ihm ist es zu danken, wenn endlich die neuere, zumal deutsche Kunst eine würdige Stätte in der Reichshauptstadt fand: in der feierlichen Eröffnung der Nationalgalerie, am 21. März 1876, durfte er vor allem sein eigenstes Werk sehen. Es war das nicht nur eine künstlerische, sondern auch eine nationale That. Der Blick war nicht mehr ausschließlich der Vergangenheit und den Fremden zugewandt, sondern das bildnerische Schaffen der eignen Nation in der Gegenwart wurde nunmehr gleichberechtigt und in würdiger Umrahmung den Augen des preußischen und deutschen Volkes vorggeführt.

Und doch sahen Kronprinz und Kronprinzessin nicht ihre eigentliche und hauptächliche Aufgabe in der Pflege der großen Kunst. Ist diese nur ein Feiertagsgenuß, der überdies verhältnismäßig wenigen zu teil wird, so ist das Kunstgewerbe berufen, das alltägliche Leben sämtlicher Volksklassen zu durchdringen und bis in die entlegensten Weiler den Sinn für Schönheit und für menschenwürdiges Dasein zu erwecken. Das Kunstgewerbe aber lag in Deutschland tief danieder und mit ihm der Geschmack des gesamten Volkes. Fahrlässigkeit und Gedankenlosigkeit herrschten in der deutschen Produktion vor, und die wiederholten

Weltausstellungen brachten diesen Mangel durch den Vergleich mit fremden Leistungen nur allzu deutlich zum Bewußtsein. Hier beschloß das hohe Paar kräftig einzugreifen, und man darf sagen, hauptsächlich seinen ernstesten Bemühungen, durch Errichtung kunstgewerblicher Schulen jeder Art, durch Veranstellung kunstgewerblicher Ausstellungen, durch Gründung des Kunstgewerbe-Museums ist es gelungen, hier eine bedeutsame Besserung zu schaffen. Bei jeder Gelegenheit betonte der Prinz, daß das Kunstgewerbe vor allem gute Materialien und tüchtige, sorgfältige Ausführung erfordere; dieses Verlangen stellte er stets bei seinem Urteile über eine Leistung voran<sup>1)</sup>. Nach wenigen Jahren bemerkte man in der That einen sehr wesentlichen Fortschritt, und Deutschland mochte bereits kühn den Wettbewerb mit den fremden Völkern auch auf diesem Gebiete aufnehmen. „Das ist der einzige Krieg, den ich mit Frankreich führen möchte,“ sagte 1884 Friedrich Wilhelm zu dem italienischen Gelehrten Paul Mantegazza. Als nach der Vermählung des Prinzen Wilhelm, unseres jetzigen Kaisers, die Stadt Berlin für den Einzug des jungen Paares eine prächtige, in bestem Geschmack decorierte Feststraße hergestellt hatte und die preußischen Städte ihm als Hochzeitsgeschenk herrliches, wahrhaft künstlerisch schönes Tafelgeschirr überreichten — da durfte der Kronprinz mit berechtigtem Stolz ausrufen: „Und wem danken wir, daß dergleichen heute bei uns gemacht wird? Doch nicht zuletzt meiner Frau!“ Sich selbst nannte der bescheidene Fürst nicht.

Mit steter Sorge wachte des Prinzen künstlerischer und historischer Sinn darüber, daß die innere Einrichtung der königlichen Schlösser, die bis dahin mit großer Sorglosigkeit behandelt worden war, in ihrem geschichtlich überkommenen Charakter geschützt und erneuert wurde. Solche Fragen erregten bei ihm stets lebhaftes Interesse.

Es war nur eine gerechte Anerkennung alles dessen, was der hohe Herr für Verfeinerung des Geschmacks, für Hebung des Schönheitsfinnes im Volke und für den Aufschwung von Kunst und Gewerbe gethan hatte, wenn schon im Juni 1874 die Akademie der Künste in Berlin ihn zu ihrem Ehrenmitglied ernannte, was er mit freudiger Genugthuung annahm. In ihm wollte die Akademie zugleich seine treue und verständnisvolle Mitarbeiterin ehren: seine erlauchte Gemahlin.

Eine selbstgewählte Aufgabe für das Kronprinzliche Paar war die Vermittelung zwischen dem Hofe und der Geburtsaristokratie auf der einen, der Geistesaristokratie auf der anderen Seite. Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm bei Gelegenheiten, wo es auf würdige Repräsentation

<sup>1)</sup> Freundliche persönliche Mitteilung.

der Krone ankam, äußerem Schmuck und Glanz großen Wert beilegte; er hielt das für notwendig, um die Bedeutung des monarchischen Prinzips nach innen und nach außen zur Geltung zu bringen. Hierbei liebte er es auch, sich mit den Trägern großer geschichtlicher Namen zu umgeben. Aber von diesem sachlichen, den Umständen dienenden Pompe schied er auf das bestimmteste die Bethätigung seines persönlichen Wesens. So oft er dieses hervorkehren durfte, war er der schlichte, einfache Mann, der sich jedes ceremoniellen Zwanges nach Möglichkeit entledigte. Bei nicht offiziellen höfischen Gesellschaften zog er vor, in gewöhnlichem Offiziers-Interimsrocke zu erscheinen und den Frack aus seiner Umgebung zu verbannen. Auf den Einladungen zu den Zusammenkünften derjenigen Vereine, deren Protektorat er übernommen, mußte auf seinen Wunsch stets die Bemerkung stehen: „Anzug: Überrock“<sup>1)</sup>. Einseitige Hochschätzung adeliger Geburt, Geringschätzung des Bürgerstandes lagen ihm durchaus fern. Er hatte sich viel zu sehr mit modernem Geiste erfüllt, als daß er nicht für dessen Führer und hervorragende Bethätiger auf den Gebieten der Kunst, des Wissens und der gewerblichen Technik Hochachtung, ja in vielen Fällen ein sich offen aussprechendes Gefühl der Bewunderung gehegt hätte; sicherlich hat ihn darin seine Gemahlin bestärkt, die ja aus einem Lande stammte, wo gerade aus solchen Kreisen die Aristokratie sich beständig und mit Freuden ergänzt. In Preußen aber, wo vornehme Abstammung und der Soldatenrock bisher allein die Annäherung an das Herrscherhaus ermöglicht hatten, war der Umgang des Thronerben und seiner Gemahlin mit anderen Elementen eine kühne Neuerung. Und nicht nur im engeren Zirkel, gleichsam in der Verborgenheit, empfing das kronprinzliche Paar die berühmtesten Vertreter bürgerlicher Thätigkeit, sondern auch bei den großen und glänzenden Festen, wo sein Palais die Elite der Hauptstadt aufnahm. Da sah man Helmholz, Mommsen, Dove, Virchow, du Bois-Reymond, Zeller, den Museumsdirektor Meyer, die Dichter Auerbach und Spielhagen<sup>2)</sup>. Bekannt ist vorzüglich das große Kostümfest des 8. Februar 1875 geworden, das die Huldigung der Künste und Wissenschaften vor einem Medicaischen Fürstenpaare des 15. Jahrhunderts darstellte, und zu dessen feenhaftem Glanze die erlauchtesten Ritter vom Geiste ebensowohl mitwirkten, wie die vom Degen.

So brach auf gesellschaftlichem Gebiete das fürstliche Paar mit den etwas einseitigen und lastenartigen Überlieferungen, wie sie bisher am preußischen Hofe geherrscht hatten — gewiß weder zum Schaden der

1) Müller-Bohn, S. 236.

2) Berth. Auerbach, Briefwechsel mit Jaf. Auerbach, II 197, 340.

bevorrechteten Kreise, noch der also in das große Leben eingeführten bürgerlichen Elemente. Daneben suchte aber Friedrich Wilhelm auch Politiker an sich heranzuziehen, selbst solche, die von anderen Grundsätzen ausgingen, als die Regierung, und deshalb bei dieser minder beliebt waren, deren Standpunkt er jedoch in seinem Billigkeitsgefühl und dem Wunsche, jeder Anschauung nach Möglichkeit gerecht zu werden, nicht alle Begründung absprechen mochte, und über deren Meinungen und Absichten er sich belehren wollte. Kaum einen einzigen Abgeordneten der gemäßigten Linken gab es, den der Kronprinz nicht dann und wann zu sich berief, um dessen Anschauungen über die eine oder die andere — sei es politische, sei es soziale — Angelegenheit zu erfragen. Langjährige Freundschaft verband ihn mit dem Danziger Oberbürgermeister von Winter, dem er im Februar 1872 einen schmerzlichen Dienst leisten mußte. Die Stadtverordneten von Berlin waren gewillt, den trefflichen, fest aber gemäßigt liberal gesinnten Mann und vorzüglichen Verwaltungsbeamten, der in der Zeit der Neuen Ära königlicher Polizeipräsident der Hauptstadt gewesen war, zu deren Oberbürgermeister zu erwählen. Allein Kaiser Wilhelm zürnte Herrn von Winter, weil dieser im Verdachte stand, im Jahre 1863 den Kronprinzen zu seiner bekannten Erklärung gegen die Preßordonnanzen<sup>1)</sup> veranlaßt zu haben. Der Kaiser ließ also seinen Sohn rufen und teilte ihm mit, daß er Winter nie für Berlin bestätigen werde. Der Kronprinz sah sich mit Recht veranlaßt, diese Eröffnung sofort seinem Freunde telegraphisch mitzuteilen, um diesem und der Stadt Berlin Ungewißheit und Enttäuschungen zu ersparen. Selbstverständlich lehnte Winter gleichfalls durch Depesche noch vor erfolgter Wahl in Berlin ab<sup>2)</sup>. Gleichfalls alte treue Freundschaft verband den Prinzen, noch von der Universitätszeit und den Tagen seines ersten Besuches in England her, mit Georg von Bunsen, der 1851 ihm als Cicerone in der britischen Hauptstadt gedient hatte; Bunsen gehörte zu den entschiedeneren Mitgliedern der nationalliberalen Partei, ebenso wie Max von Forckenbeck, seit 1872 Oberbürgermeister von Breslau. Wir wissen, daß der Kronprinz seit dem Spätsommer 1866 mit diesem Charakterfesten und besonnenen Politiker in häufigen politischen Verhandlungen stand. Er hatte zu ihm besonderes Vertrauen gewonnen, da er ihn als zuverlässig in Rat und Rede befunden hatte. Die Stellung Forckenbecks wurde noch bedeutsamer, seitdem ihn der deutsche Reichstag im Februar 1874 zu seinem ersten Präsidenten gewählt hatte. Friedrich Wilhelm beschied ihn häufig zu sich und unterredete sich mit ihm in formfreiem

1) Siehe oben, S. 113.

2) Philippson, Max von Forckenbeck, S. 236.

Zwiegespräch, bei einer guten Cigarre. Er sowohl wie seine erlauchte Gemahlin pflegten den liberalen Politiker als ihren „guten alten Freund“ selbst den höchsten Persönlichkeiten vorzustellen<sup>1)</sup>. Auch der als praktischer Nationalökonom so hoch verdiente Schulze-Delitzsch wurde, obwohl er zu den verpönten Fortschrittsleuten gehörte, des häufigeren Umgangs von dem hohen Herrn gewürdigt und fand bei ihm stets freundliche Aufnahme und verständnisvolles Eingehen auf seine Darlegungen. Gewiß trennte den Hohenzoller, den zukünftigen Kaiser, manches von den vorgeschrittenen Liberalen: allein er wünschte mit den auf dem Boden des heutigen Staats- und Geisteslebens stehenden Parteien eine Verständigung anzubahnen, die ihm nur der ganzen Vergangenheit und den politischen Bedürfnissen der jüngsten und revolutionärsten unter den europäischen Großmächten zu entsprechen schien. Keineswegs beschränkte sich jedoch sein politischer Umgang auf Männer der freisinnigen Partei. Herr von Roggenbach, der, trotz gemäßigten Liberalismus, ein überzeugter Verehrer des Fürsten Bismarck und auf nationalökonomischem Gebiete ein grundsätzlicher Anhänger der Silberwährung war, blieb ihm ein vertrauter Freund und Ratgeber. Auch mit Geheimrat Geffken, einem eifrig konservativen Gelehrten, der ihm als Bonner Studiengenosse stets wert geblieben war, dem Schwiegersohne Karl Immermanns, hielt er persönlichen und schriftlichen Verkehr aufrecht. Diese Männer pflegten damals intimeren Umgang mit dem Kronprinzen, als irgend einer der Führer der Freisinnigen, mit Ausnahme Jordanbecks.

Ganz ohne Anwesenheit fremder Elemente verlief ja das Leben des hochgestellten Paares niemals. „Die längste Zeit des Jahres,“ erzählt der Erzieher des Prinzen Waldemar<sup>2)</sup>, „brachte die kronprinzliche Familie im Neuen Palais (bei Potsdam) zu, im Herbst meist bis zum 22. November, einen Tag nach dem Geburtstage der Kronprinzessin, um die offizielle Feier, die in der Hauptstadt notwendig gewesen wäre, zu vermeiden. In den ersten Jahren (nach dem Kriege) war hier die Tagesordnung, daß die Eltern die Mittagsmahlzeit allein mit den Kindern einnahmen, die sämtlichen Umgebungen zusammen an einer Marschallstafel speisten. Abends, wenn die Kinder zu Bette gegangen waren, nahmen die Herrschaften den Thee mit der Umgebung, und daran schloß sich ein gemeinschaftlicher Spaziergang oder Spazierfahrt in mehreren Wagen durch den abendlichen Park. Oft wurde auch der Thee im Freien gewonnen, im Rosengarten der Kronprinzessin oder etwa vor dem Schlosse von Sanssouci. Wenn keine Gäste teilnahmen, waren es nur 8 bis 12 Per-

1) Ebendas., S. 254.

2) S. Delbrück, Erinnerungen, S. 4 f.

sonen, die sich um diesen Theetisch versammelten, so daß eine allgemeine Unterhaltung möglich war. Das Gespräch bewegte sich über alles, was der Tag und die Gelegenheit aufbrachte. Selbst bis in die Sphäre der ethischen Kasuistik verstieg sich manchmal die Unterhaltung; auch wurden wohl die Vorzüge der republikanischen und der monarchischen Staatsform erörtert. War das Wetter nicht geeignet zum Aufenthalt im Freien, so blieb man nach dem Thee noch ein Stündchen im „Apollo-saal“ zusammen. Wenn der Stoff zur Unterhaltung ausging, wurden die Abendzeitungen gebracht, und jeder nahm nach Belieben eine Zeitung in die Hand oder es wurde daraus vorgelesen.“

So anspruchs- und zwanglos, man möchte sagen: so bürgerlich, verlief das Leben im kronprinzlichen Hause. Und diesen Fürsten hat man besonderen prinzlichen Stolzes, ja Hochmuts bezichtigt!

Mit der größten Güte und Menschlichkeit behandelte Friedrich Wilhelm seine Dienerschaft, zumal diejenige, die ihm persönlich näher trat. „Wir alle,“ sagte dem Verfasser ein alter vertrauter Diener, mit Thränen in den Augen, „wir alle beteten ihn an wie einen Gott.“

Der Hitze des Hochsommers entzog sich, wie auch andere, geringere Sterbliche, der Kronprinz fast alljährlich, indem er mit seiner Gemahlin in reinerer Luft, als die Umgegend Berlins sie bieten konnte, einen erfrischenden Aufenthalt nahm. Im Juli 1872 weilte er in dem malerisch gelegenen, waldumstandenen oberbayerischen Örtchen Berchtesgaden, von wo aus er die anstrengende und damals für Ungeübte nicht unbedenkliche Besteigung des Watzmann unternahm und in heiterster Stimmung vollbrachte. Die Prinzessin begab sich dann nach dem Luft- und Soolkurort Bex im schweizer Kanton Waadt. Als er im November sie dort auffuchen wollte, wurde er in Karlsruhe von einer schweren Blinddarm-entzündung betroffen. Man fabelte thörichterweise von Gift, das ihm die Jesuiten beigebracht hätten. Die tückische Krankheit führte ihn wirklich an den Rand des Grabes, allein seine kräftige Natur überwand sie, und in der Mitte des Dezember konnte er nach Wiesbaden übersiedeln, wo er, von seinen Teueren umgeben, seiner Gesundheit lebte, bis er, völlig genesen, im März 1873 nach Berlin zurückkehrte. Die Freude der hauptstädtischen Bevölkerung war allgemein und herzlich; die Studenten brachten „unserm Fritz“ einen solennen Fackelzug.

Die Nachwehen der Krankheit behinderten ihn immerhin noch auf lange hinaus an anstrengenden Arbeiten und Vergnügungen. Seitdem schrieben ihm die Ärzte zur Stärkung den Aufenthalt am Meere vor. Im folgenden Sommer begab er sich also von dem lieblichen Reinhardtsbrunn im Gotha'schen Thüringen nach Wyk auf Föhr. Aber auch hierhin verfolgte ihn seine Aufgabe der Repräsentation. Er wohnte Anfang



August der Grundsteinlegung der neuen Universität in Kiel bei: seiner gewissenhaften Art entsprechend hatte er sich hierzu durch genaues Studium der politisch-sozialen Verhältnisse und maßgebenden Persönlichkeiten Schleswig-Holsteins trefflich vorbereitet, so daß sein Aufenthalt in der Ostsee-Hafenstadt wesentlich zur Einigung und Stärkung des Deutschtums in den Erbherzogtümern diente. Er benutzte dann die Nähe der skandinavischen Reiche, um, auf einer Reise nach Christiania und Stockholm, mit deren Beherrschern und Völkern freundliche Beziehungen anzuknüpfen, die dort zum erstenmale die längst gehegte Abneigung gegen Deutschland milderten und in diesen kleinen aber mutigen und kraftvollen Nationen günstigere Gefühle für die deutschen Stammesverwandten aufkommen ließen.

Der folgende Sommer sah die ganze kronprinzliche Familie vereint auf der paradiesischen Insel Wight, wo zumal die Kinder auf dem herrlichen Strande von Sandown glückliche Wochen verlebten. Dieser Aufenthalt im Seebade hatte auch die Eltern so erfreut und befriedigt, daß sie in den nächsten beiden Jahren, immer mit ihren Kindern, Scheveningen und Ostende aufsuchten. Das zwanglose Leben an diesen Orten ergözte alt und jung. Die kronprinzlichen Herrschaften selber machten Ausflüge in das holländische und belgische Hinterland, um dort zumal die durch so viele historischen Begebenheiten merkwürdigen und an herrlichen Kunstwerken so reichen Städte kennen zu lernen. Dann ging die kronprinzliche Familie nach dem Berner Oberland, das der Fürst in seinem 45. Jahre zum erstenmale kennen lernte. Aber auch inmitten dieses der Muße gewidmeten Daseins ergriff Friedrich Wilhelm eine sich ihm anbietende Gelegenheit, seinen Anschauungen und Wünschen in Betreff der zukünftigen Gestaltung der menschlichen Dinge lauten und unzweideutigen Ausdruck zu geben. Indem er an einem Feste der niederländischen Freimaurer teilnahm, drückte er seine Hoffnung aus, daß der Orden und seine Freunde „in dem Kampfe für Volksaufklärung und Geistesfreiheit endlich den Sieg davontragen möchten.“

Die Zahl der Kinder hatte sich am 22. April 1872 noch um ein Töchterchen, Prinzessin Margarethe, vermehrt. Nicht nur die Mutter, auch der hohe Vater nahm an den Arbeiten und Spielen der Kinder Anteil; deren Wohl und Wehe bestimmte die Ordnung des Hauses; sie waren die Hauptquelle aller Freuden und Leiden<sup>1)</sup>. In jüngeren Jahren hatten die Prinzen gar keinen Militärgouverneur, später nur der Form halber, damit der eigentlicher Erzieher, der Civil-Lehrer, unmittelbar unter der Leitung der fürstlichen Eltern stehe. Am meisten machte

1) Hinzpeter, S. 22.

diesen die Ermägung zu schaffen, wie sie bei ihren heranwachsenden Söhnen in wirksamster Weise Hochmut und kastenartige Absonderung, als so leicht eintretende Folgen des von Kindheit an vorhandenen Bewußtseins ausnahmsweiser Stellung, vermeiden, vielmehr die Prinzen dem wirklichen und allgemeinen Leben in seiner ganzen Ausdehnung und Fülle nahe bringen könnten. Mitten unter den Aufregungen und Anstrengungen des Krieges hatte dieser Gegenstand das sorgende Herz des Kronprinzen beschäftigt. „Heute Wilhelms 13. Geburtstag,“ schreibt er am 27. Januar 1871 in sein Tagebuch. „Möge er ein tüchtiger, rechtschaffener, treuer und wahrer Mensch werden, ein echt deutscher Mann, der das Angebahnte vorurteilsfrei weiter führt. Gottlob ist zwischen ihm und uns ein einfaches, natürlich herzliches Verhältnis, dessen Erhaltung unser Streben, damit er uns stets als seine wahren, besten Freunde betrachte. Der Gedanke ist förmlich beängstigend, wenn man sich klar macht, welche Hoffnungen bereits jetzt auf das Haupt dieses Kindes gesetzt werden, und wie viel Verantwortung vor dem Vaterlande wir bei Leitung seiner Erziehung zu tragen haben, während äußere, Familien- und Rangrückfichten, Berliner Hofleben und viele andere Dinge seine Erziehung so bedeutend erschweren.“

In diesem Bestreben schreckten der Prinz und seine Gemahlin nicht vor außerordentlichen Maßregeln und Opfern zurück. Ihre Söhne, die dereinst zu den höchsten öffentlichen Würden und zur Wirksamkeit für das Allgemeine bestimmt waren, sollten eben von früher Jugend an teilnehmen an dem nationalen Leben und in enger Gemeinschaft mit den gebildeten Kreisen des Volkes, ohne Unterschied von Stand und Glaubensbekenntnis, ihre Erziehung vollenden. Es war also eine hochherzige Neuerung, eine That, die in der Geschichte der hochfürstlichen Familien kaum ihresgleichen hat, daß der Erbe des mächtigsten Thrones in Europa, in Übereinstimmung mit seiner erlauchten Gemahlin, den Entschluß faßte, zunächst die beiden ältesten Söhne einem Gymnasium zu überweisen. Nach reiflicher Ermägung wurde hierzu das Gymnasium zu Kassel ausersehen, dem die hohen Eltern selber im Jahre 1874 die neuen Zöglinge zuführten. Der Kronprinz war ganz damit einverstanden, daß der Direktor Vogt erklärte: „er erwarte von den beiden künftigen Zöglingen seiner Anstalt die strikte Übernahme derselben Pflichten und Respektierung derselben Ordnung und Zucht, wie von jedem anderen Schüler, und er könne keine Unterschiede zulassen.“ Gerade das war es, was die erlauchten Eltern wollten. Der Kronprinz gab die gemessensten Vorschriften, daß seine Söhne durchaus wie ihre Klassegefährten behandelt werden sollten; die Anrede war „Prinz Wilhelm,“ „Prinz Heinrich“ und „Sie“ — keinerlei „Königliche Hoheit“.

Auch bei den häuslichen Arbeiten hatten die Prinzen auf keine Begünstigung zu rechnen, obwohl ihnen solche naturgemäß viel schwerer fallen mußten, als ihren Mitschülern, da ihr bisheriger Unterricht in Wesen und Umfang ein von dem Gymnasialkursus ganz verschiedener gewesen war. So mögen die Prinzen von den Jahren in Kassel nicht ausschließlich angenehme Erinnerungen bewahrt haben. Von Zeit zu Zeit kam der Vater selber nach Kassel, um sich von den Fortschritten seiner Söhne zu überzeugen, von denen der zweite, Prinz Heinrich, schon damals lebhaftes Neigung für den Beruf des Seemanns kundgab.

Fast zweiundeinhalbes Jahr blieb Prinz Wilhelm auf dem Kasseler Gymnasium, bis mit dem Ende seines achtzehnten Lebensjahres nach dem Hausgesetze der königlichen Familie die Zeit seiner Großjährigkeit herannahte. Kurz vor diesem Termine, am 24. Januar 1877, bestand der zukünftige dritte Kaiser Deutschlands mit gutem Erfolge die Abiturientenprüfung. Der achtzehnte Geburtstag selber, der 27. Januar 1877, wurde besonders feierlich begangen, und dann, am 9. Februar, der junge Prinz nicht mehr formell, sondern thatsächlich in das Heer eingereiht. Friedrich Wilhelm hatte die Genußthuung, seinen ältesten Sohn bei derselben ersten Compagnie des ersten Garderegiments zu Fuß einzuführen, bei der er selber gedient hatte. Bald darauf legte der zukünftige Thronfolger ein vorzügliches Offiziersexamen ab. Aber er sollte zunächst weniger militärischer Pflichten obliegen, als vielmehr seine wissenschaftlichen Studien vollenden. Gleichwie sein hoher Vater ein Vierteljahrhundert früher, bezog er, im Oktober 1877, die Universität Bonn, wo sein reger Eifer, sein klares Verständnis und die Selbstthätigkeit seines Urteils den lebhaften Beifall seiner Lehrer fanden. — Inzwischen hatte sein jüngerer Bruder Heinrich an Bord des Schulschiffes „Niobe“ seine erste Sommerdienstzeit zur See durchgemacht und lernte eifrig auf der Kieler Kadettenschule.

Und wie die Söhne, so verließ auch die älteste Tochter das elterliche Haus, dem uralten Gesetze des Menschenlebens entsprechend, das für den Fürsten ebenso gilt, wie für den letzten seiner Unterthanen. Am 18. Februar 1878 vermählte sich die jugendliche, kaum achtzehn Jahre zählende Prinzessin Charlotte mit dem durch reiche Gaben des Geistes wie des Herzens gleich ausgezeichneten Erbprinzen Bernhard von Meiningen. „Mein zukünftiger Schwiegersohn“, schrieb der Kronprinz beglückt an Feldmarschall Steinmetz<sup>1)</sup>, „der, seitdem er in Berlin dient, unser Hausgenosse bereits war, ist mir unter der jungen deutschen Fürstenthumwelt der liebste. Mit derselben hingebenden Pflichttreue, die

1) v. Krofigk, Steinmetz, S. 324 (Brief vom 22. Mai 1877).

seine militärische Thätigkeit kennzeichnet, ist er in Mußestunden unausgesezt beschäftigt sich weiter auszubilden und zu lernen, eine Eigenschaft, die nicht gerade jeden seines Alters und Standes in Berlin ziert". Das beglückende Fest der Hochzeit wurde noch verschönt durch den Umstand, daß sich am selben Tage eine nahe Verwandte der hohen Braut, Elisabeth, zweite Tochter des Prinzen Friedrich Karl, mit dem Erbgroßherzoge von Oldenburg vermählte. Ein glänzender Kreis von Fürstlichkeiten, zu denen auch der König und die Königin der Belgier sowie der Prinz von Wales gehörten, verherrlichte die Doppelfeier durch persönliche Anwesenheit.

Ein Mann, der, wie Kronprinz Friedrich Wilhelm, so eifrig und väterlich an der Erziehung der eigenen Kinder arbeitete, muß überhaupt der Jugend Liebe und Verständnis entgegenbringen — eine schwere Kunst, die nur diejenigen verstehen, die sich eben bei gereiftem Denken doch kindliches Empfinden bewahrt haben. Solches fühlt die Jugend dann instinktiv; und überall, wo sie mit dem edlen, seltenen Fürsten zusammentraf, flog ihm ihr Herz zu. Zahllos sind die Anekdoten, die von seinem gemüthlichen, oft geradezu rührenden Verkehr mit Kindern und Jünglingen berichten. Wenn irgendwo, so offenbart sich hier das treffliche, reine Wesen eines Prinzen, der, inmitten ernstester Beschäftigungen und der verführerischen Umgebung eines nicht gerade wegen seiner Sittenstrenge bekannten Fürstenhofes, sich die Einfachheit und schlichte Güte der Gesinnung, ein offenes und natürliches Gemüt erhalten hatte. Wann wird wieder, wie aus seinen blauen Königsäugen, so viele herzgewinnende Güte und Liebe strahlen?

Unermülich war er, die Jugend in ihren Werde- und Bildungsstätten, den Unterrichtsanstalten jeder Art aufzusuchen. „War es in der Schule, war es in der Werkstatt, war es auf dem militärischen Übungsplatze oder in den stillen Räumen der Wissenschaft und der Lehrerbildung — überall wußte er durch zündende Worte die Jugend anzufeuern, festzuhalten an dem Errungenen und durch Bildung von Körper und Geist die Kräfte zu stählen.“<sup>1)</sup> Stets blieb zumal sein Interesse für die Hochschulen rege, die ihm nicht nur als Pflegstätten der von ihm so verehrten Wissenschaft teuer waren, sondern in denen er auch die vorzüglichsten Bildungsmittel und zugleich Gradmesser des deutschen Geistes erkannte. So zeigte er am 1. Mai 1872 wenigstens aus der Ferne lebhafteste Freude bei der Eröffnung der deutschen Univerſität Straßburg; so nahm er, bei seinem Aufenthalte in der wieder gewonnenen uralten Reichsstadt, im Mai 1877, fröhlich teil an dem Kommerse, den alle

1) Müller-Bohn, S. 276.

Studenten der Hochschule dem „alten Herrn“ von fünfzig Semestern gaben.

Aber auch den alten Kriegsgefährten galt seine treue menschliche Theilnahme. Als dem General von Bose, dem Helden von Wörth, der einzige Sohn starb, schrieb ihm der Kronprinz, am 31. März 1878, einen Brief, der allzu deutlich sein zartes und edles Empfinden zur Anschauung bringt, um hier nicht Wiedergabe zu verdienen:

„Ihre stete Besorgnis um den Zustand des Heimgegangenen war mir wohlbekannt, aber dennoch hoffte ich immer, daß, weil er seit Jahren sich nicht verschlimmerte, die jugendliche Natur endlich die Oberhand gewinnen würde. Gott wollte es anders, und die furchtbarste Prüfung, sein Kind überleben zu müssen, sollte den Eltern nicht erspart bleiben. Hier hört aber auch jene Möglichkeit, Trost sprechen zu können, für den Menschen auf, und es bleibt dem blutenden Herzen nichts anderes übrig als sich in dessen Willen zu schicken, dessen Wege nicht die unserigen sind! Meine Gedanken weilen beständig bei Ihnen und werden Sie auf allen den schweren Gängen begleiten, welche die nächsten Tage und Zeiten mit sich bringen müssen; denn Sie kennen meine Anhänglichkeit an Ihre Person. Kannte ich auch Ihren Sohn nicht näher, so begleitete ihn schon deshalb meine Theilnahme, weil ich den Vater so hoch schätze, und unzertrennlich bleibt in meiner Erinnerung sein Name verbunden mit dem Tage und dem Siege von Wörth.“

Um den hochverdienten General von seinen trüben Gedanken abzubringen, sandte ihn Friedrich Wilhelm, einige Monate später, zur Beisetzung der Königin Mercedes, in Begleitung zweier jüngerer Offiziere nach Madrid.<sup>1)</sup>

Wahrlich, dieser Fürst wirkt weniger durch das, was ihm zu thun vergönnt war, als durch das, was er war. Sein Andenken erfrischt und erhebt, wir fühlen uns besser und reiner in seinem Umgange. Im Hohenzollernhause wie im deutschen Volke soll und wird sein Andenken nie untergehen; es gehört zu ihren kostbarsten Besitztümern.

1) D. Herrmann, Julius v. Bose, S. 176 f.

## Elftes Kapitel.

### Stellvertretende Regierung.

Gleichmäßigem und friedlichem Wirken, das allerdings mehr von äußerem Schimmer umkleidet als wahrhaft genügend war, aber doch manches Gute und Zukunftsreiche schuf und begründete, sah Kronprinz Friedrich Wilhelm sich plötzlich durch Ereignisse entzogen, die, schnell aufeinander folgend, eine furchterregende Menge von Haß und Born in den Tiefen des deutschen Volkes enthüllten, das man sich so gern als froh und stolz ob der neuerlangten Einheit und Freiheit gedacht hatte. Sie nötigten ihn, unter betäubendsten Umständen plötzlich und vorübergehend diejenige Stellung an der Spitze Preußens und Deutschlands einzunehmen, die er bisher stets, nach dem natürlichen Heimgang des ersten Kaisers, zu selbständigem, dauerndem, zukunftsreichem und folgerichtigem Wirken zu bekleiden gehofft hatte. Die Ironie des Schicksals, die ihn schon vorher in allen seinen politischen Bestrebungen verfolgt hatte, sollte von neuem an seinem Thun haften, es innerlich zersetzen und mit Unfruchtbarkeit schlagen.

Die einmütige jubelnde Begeisterung, die die glorreichen Siege und die Erfolge des Krieges von 1870 und 1871 im deutschen Volke hervorgerufen hatten, war nur allzusehr schnell verflogen. Die unselige Neigung zu kleinlichem Zwist, zu Rechthaberei und staatszeretzenden Leidenschaften, die so oft dem hoffnungsfreudigsten historischen Aufschwunge Deutschlands nach vielverheißendem Beginne ein schnelles Ende bereitet, die die Weltstellung des mittelalterlichen Kaisertums, die nationale Größe der Reformation, die stolzen und frohen Bestrebungen der Befreiungskriege vernichtet hat — sie machte sich wiederum geltend nach Ereignissen, von denen man eine schönere und glücklichere Gestaltung des gesamten deutschen Volkslebens erwartet hatte. Man hatte geglaubt, daß nunmehr, durch die gemeinschaftlichen Opfer und den gemeinschaft-

lichen Sieg gekräftigt, gehoben und geeint, alle Kreise und Stämme der Nation in freudiger Gesamtarbeit für einander, für das große Vaterland, für die Weiterentwicklung der Kultur wirken und sich zusammenschließen würden. Allein das Ende des Krieges, der äußere Friede wurde das Signal zum Ausbruche schwerer innerer Kämpfe, die, wenn nicht die politische und militärische Einheit, so doch den inneren Zusammenhang, ja die Gesundheit und Kraft des deutschen Volkslebens schwer bedrohten. Eine tiefe und schmerzliche Enttäuschung! Von der einen Seite konnte es die ultramontane Partei nicht verwinden, daß der Ausgang des Krieges den Triumph eines protestantischen Herrscherhauses über den katholischen Gegner, die Obmacht dieser protestantischen Dynastie auch über die katholischen Bevölkerungen Deutschlands bedeutete, daß er mittelbar den Sturz der weltlichen Herrschaft des Papsttums herbeigeführt hatte, daß das deutsche Reich sich weigerte, den Pontifex mit Waffengewalt wieder auf den römischen Thron zu setzen, und nicht minder, allen heimischen Katholiken das revolutionäre Unfehlbarkeitsdogma aufzunötigen. Sie nahm deshalb von Beginn an eine nörgelnde, ja geradezu feindliche Stellung der neuen Gestaltung der Dinge gegenüber ein. Andererseits begann die Sozialdemokratie ihre, durch den Krieg unterbrochenen Bestrebungen zum Umsturze der gesamten wirtschaftlichen und politischen Ordnung von neuem mit frischem Eifer und Nachdruck und fand unter den arbeitenden Klassen immer allgemeineren und leidenschaftlicheren Beifall. Eine gewisse Rohheit, ein Hang zur Gewaltthätigkeit, wie sie die natürliche Folge des langdauernden und aufregenden Krieges waren, ließen solche Richtungen nur um so bedrohlicher erscheinen.

Die Gefahr für den Staat und das Reich war zunächst am größten von seiten des Ultramontanismus, der über zahlreiche und kompakte Massen von Anhängern, über die Mehrheit der Bevölkerung ganzer Provinzen verfügte, und dessen unerträgliche Anforderungen von der gesamten römischen Kirche der Welt und von deren leidenschaftlichem Haupte, dem Papste Pius IX., unterstützt und gefördert wurden. So dachte man sich, in übertriebener Besorgnis, die deutschen Klerikalen im Bunde mit dem Auslande gegen den Bestand des deutschen Reiches. Unter der Leitung des Fürsten Bismarck nahmen Staat und Reich deshalb den Krieg gegen den Ultramontanismus mit vieler Entschiedenheit auf. Einmal entbraunt, wurde er naturgemäß zum Kriege gegen die katholische Kirche, die sich mit den Klerikalen solidarisch erklärte. Ein ganzes System kirchenpolitischer Gesetze, die der thatkräftige und eifrig protestantische Kultusminister Falk ausarbeiten ließ, bedrohte die katholische Hierarchie Preußens und Deutschlands in ihrem Bestande und verletzte

thatsächlich die Gewissen der großen Mehrheit der altgläubigen Bevölkerung. Eine leidenschaftliche Erbitterung erfüllte die streitenden Parteien und brachte einen tiefen Riß in die gesamte Nation. Wahren Erfolg brachte der Kampf nicht, da der Ultramontanismus aus jeder Niederlage, wie Antäus, nur neue Kräfte zog und seine Vertreter in immer wachsender Anzahl in die Parlamente entsenden konnte.

Der greise Kaiser Wilhelm I. hatte eigentlich wider Willen den seit 1871 von dem Reichskanzler eingeschlagenen Weg betreten, im Bunde mit der gemäßigten liberalen Partei die katholische Orthodoxie zu bekämpfen. Er hatte stets im Liberalismus die Vorfrucht der Revolution und den schlimmsten Feind monarchischer Gewalt, in der Kirche aber deren beste und notwendigste Verbündete zu erkennen geglaubt. Der einmütige Widerstand seiner katholischen Unterthanen gegen die neue Gesetzgebung berührte ihn schmerzlich und erhöhte seine Bedenken. Die protestantische Rechtgläubigkeit meinte, daß die wider die römische Kirche geführten Streiche schließlich auch sie selbst verwunden müßten, und setzte ihren ganzen, sehr bedeutenden Einfluß auf den Kaiser ein, um ihn zur Änderung des Regierungskurses zu vermögen. Die persönliche Umgebung Wilhelms I. wirkte vielfach in dem gleichen Sinne. Alle diese Elemente hatten um so größeren Erfolg, als inmitten der Leidenschaften des „Kulturkampfes“ die Sozialdemokratie immer gewaltigere Fortschritte machte, immer weitere Kreise der Bevölkerung ergriff. Die Reichstagswahlen des Januar 1877 vereinten ein volles Stimmteil aller abgegebenen Stimmen auf eine Partei, die damals noch die gewalttätige soziale Revolution ganz offen als ihr eigenstes Ziel anstrebte. Um so mehr ergriff den Kaiser die Besorgnis, der Liberalismus, der die Richtung der Regierung bestimmte, werde zur Auflösung aller sittlichen und politischen Zucht im Volke führen und dem Staate die schwersten Gefahren bereiten. Nur in den überlieferten Gewalten erblickte er noch die Mittel zur Heilung und Rettung<sup>1)</sup>. Er trug seit dem Frühjahr 1877 kein Bedenken, sich als persönlichen Gegner der ganzen kirchenpolitischen Richtung des letzten Lustrums hinzustellen und zunächst die starkste evangelische Orthodoxie derart zu begünstigen, daß Kultusminister Falk sein Entlassungsgeſuch einreichte.

Das Entscheidende aber war, daß Fürst Bismarck sich allmählich veranlaßt sah, diesen Wünschen des Kaisers Rechnung zu tragen, anstatt sie durch seinen Einfluß zurückzudrängen, dessen Gewalt sie bereits bei so vielen Veranlassungen schließlich unterlegen waren. Sein mächtiger

<sup>1)</sup> Man sehe darüber seine Briefe an den Feldmarschall von Roon, aus den Jahren 1877 und 1878; Roon, Denkwürdigkeiten, II 665 ff.



und ruheloser Geist trug sich mit dem Gedanken, das ganze Steuersystem des Reiches, das auf dem Vorwiegen der direkten Abgaben und des Freihandels beruhte, im Sinne des Übergewichtes der Zölle und Verbrauchssteuern, der Staatsmonopole und des Schutzzolles umzugestalten. Es ist sicher, daß die Gesamtheit dieser Entwürfe, wenn ausgeführt, der Zentralgewalt — das heißt zunächst dem Kanzler — eine ungeheure Macht übertragen, die partikularistischen Bestrebungen ebenso wie den Einfluß des Reichstages für absehbare Zeit matt gelegt hätte. Auch die Sozialdemokratie sollte in dieses eherne System hineingepreßt werden. Strenge Straf- und Polizeivorschriften sollten die Arbeitermassen von der Opposition abschrecken, während der Staat, das heißt das Regierungspersonal, ihnen auf Kosten der Besitzenden allerlei Wohlthaten zu verleihen in den Stand gesetzt würde. Kein Zweifel, daß der Kanzler es ernst mit der Besserung der Lage der ärmeren Klassen meinte; kein Zweifel aber auch, daß er sie der Staatsverwaltung gegenüber zugleich in eherne Bande schlagen wollte.

Solche grundstürzende Änderungen durchzuführen, bedurfte er einer festen Mehrheit im Reichstage. Er trat zunächst, um die Wende des Jahres 1877 auf 1878, an die bisher herrschende nationalliberale Partei heran. Aber sie zeigte sich in ihrer Majorität weder geneigt, dem Staatssozialismus zur Herrschaft zu verhelfen, noch die ökonomische Umwälzung, wenigstens ohne gesetzliche Bürgschaften für die Bewahrung der konstitutionellen Freiheiten, zu unterstützen. Da wandte Bismarck sich von ihr ab. Er beschloß, den Wünschen seines kaiserlichen Herrn gemäß, den Frieden mit der Kirche und mit den ihr verbündeten Konservativen anzubahnen. Der März 1878 führte die Entlassung mehrerer dem Liberalismus zuneigender Minister und ihre Ersetzung durch konservativere Elemente herbei.

Inmitten dieser Krisis, die die ganze politische und ökonomische Grundlage des neuen Reiches zu verrücken bestimmt war, trat ein Ereignis ein, das alle Warnungen der rückschrittlichen Parteien betreffs der verderblichen Wirkung der bisherigen liberalen Regierungsweise zu bestätigen schien: am 11. Mai 1878 unternahm ein fanatischer Sozialdemokrat, der Leipziger Klempnergefelle Hödel, ein Attentat auf den allseits geliebten und verehrten Kaiser. Es war erfreulicherweise erfolglos: der greise Monarch blieb durch eine glückliche Schickung unverfehrt. Aber daß eine solche Schandthat auch nur versucht worden war, erschien als etwas Ungeheuerliches. Der Kronprinz erfuhr übrigens das Geschehene erst fünfviertel Stunden später, als er, um 4<sup>3</sup>/<sub>4</sub> Uhr nachmittags von Potsdam zurückkehrend, in Berlin eintraf.

Die Regierung und ein großer Teil des deutschen Volkes legten

Höbels Frevel der gesamten Sozialdemokratie zur Last, und mit Entrüstung forderte man vielfach Gewaltmaßregeln gegen eine so verderblich wirkende Partei. In der That legte der Reichskanzler dem Reichstage einen Gesetzentwurf „zur Abwehr sozialdemokratischer Ausschreitungen“ vor. Dieser wollte auf drei Jahre den Bundesrat zum Verbot solcher Vereine und Versammlungen sowie zur Beschlagnahme solcher Druckschriften ermächtigen, die die Ziele der Sozialdemokratie verfolgten.

Das war eine sehr unbestimmte und dehnbare Bezeichnung, unter deren Schutz die Bundesregierungen alle ihnen irgendwie mißliebigen Erscheinungen des öffentlichen Lebens hätten unterdrücken können. Ein großer Teil der Volksvertreter konnte überhaupt sich nicht davon überzeugen, daß ungemessene Polizeigewalt das geeignetste Mittel zur Bekämpfung einer großen politisch-sozialen Bewegung sei; und auch die Nationalliberalen mochten sich zu einem „Sozialistengesetze“ von dieser Beschaffenheit nicht entschließen. Am 24. Mai wurde es mit einer Mehrheit von vier Fünfteln abgelehnt.

Während diese Ereignisse in ganz Deutschland tiefe Erregung hervorriefen und die Parteien sich gegenseitig in größter Erbitterung bekämpften, geschah eine neue, leider schlimmer verlaufende Frevelthat: am 2. Juni, nachmittags, feuerte in Berlin, Unter den Linden, ein verrückter Vitterat, Dr. Karl Nobiling, auf den spazierenfahrenden Kaiser zwei Schüsse ab, die den greisen Monarchen gefährlich verwundeten.

Wie einst bei dem Attentate Beckers in Baden, weilte auch dieses Mal der Kronprinz mit seiner Familie in England. Es war jedoch diese Reise nicht ausschließlich dem Vergnügen oder der Erholung gewidmet gewesen. Sie hatte den Zweck und auch den Erfolg gehabt, durch den persönlichen Einfluß des Kronprinzlichen Paares auf die Politiker Englands die zwischen diesem Staate und Rußland in Folge der orientalischen Wirren bestehende Spannung, die zu einem großen europäischen Kriege zu führen drohte, zu mildern und die britische Regierung zur Beschickung des bevorstehenden Friedenskongresses in Berlin zu bestimmen. Aber nunmehr mußten solche internationale Ziele vor dem die Heimat und die eigene Familie so unheilvoll betreffenden Ereignisse des 2. Juni in den Hintergrund treten. Das erste Wort des schwerverwundeten Kaisers, als ihm das Bewußtsein zurückgekehrt war, hatte gelautet: „Sorgen Sie, daß meinem Sohn telegraphiert wird; er soll sogleich kommen und die Geschäfte übernehmen“<sup>1)</sup>. In begreiflicher schmerzlicher Aufregung reisten Friedrich Wilhelm und seine Gemahlin

<sup>1)</sup> Geh. Rat v. Langenbeck an Koon, 8. Juni 1878; Koon, Denkwürdigkeiten, II 681.

noch an demselben Abende nach Berlin zurück, an das Krankenbett des verehrten Vaters, der die Schmerzen seiner Verwundung und das noch tiefere Leid, daß inmitten seines Volkes so freveler Haß gegen ihn gehegt werde, mit bewundernswerter Festigkeit und Standhaftigkeit ertrug. Bei dem vorgerückten Alter des hohen Kranken schien seine Genesung sehr zweifelhaft; selbst besten Falles war er auf lange Monate hinaus an der Erledigung der Regierungsgeschäfte verhindert. Diese mußten also einstweilen dem Kronprinzen übertragen werden. Unvermutet sah sich Friedrich Wilhelm plötzlich in schwierigster Lage zur Leitung des Deutschen Reiches und des preußischen Staates berufen. Es galt, in der äußeren Politik dem Kampfe zwischen Rußland und den christlichen Balkanvölkern auf der einen, der Türkei und ihrem englischen Bundesgenossen auf der anderen Seite ein Ende zu machen; nach innen aber zu der sozialdemokratischen und der kirchlichen Frage Stellung zu nehmen, die beide die deutschen Bevölkerungen bis in ihre Tiefen aufregten und den Bestand des Staates selbst zu erschüttern drohten.

Die Entscheidung der auswärtigen Angelegenheiten mochte der Kronprinz zuversichtlich der bewährten Klugheit und Festigkeit des Fürsten Bismarck überlassen, zu dem er, wie die große Mehrheit des deutschen Volkes, auf diesem Gebiete das vollste Vertrauen hegte. Anders verhielt es sich mit den wichtigen Problemen der inneren Politik, wo alles auf die Gesinnung des Herrschers ankam.

Hier wichen nun Friedrich Wilhelms Anschauungen beträchtlich von der Richtung ab, die sein Vater in den letzten Jahren eingeschlagen hatte.

Das innerste Wesen des Kronprinzen beruhte auf herzlicher und aufrichtiger Duldsamkeit, auf grundsätzlicher und freundiger Achtung vor jeder ehrlichen Überzeugung. Aber gerade deshalb war er auch grundsätzlicher und ausgesprochener Gegner jeder klerikalen Anmaßung, jedes Versuches einer Hierarchie, als solche auf die Gestaltung des Staates und der Gesellschaft Einfluß zu üben. Schon im Jahre 1864 hatte er sich auf das entschiedenste gegen den damals erfolgreichen Versuch Roms erklärt, bei Gelegenheit der Kölner und Trierer Bischofsnennungen, zuwider den bestehenden Verträgen, ein System von Vorschlagslisten einzuschwärzen, bei denen dem Staate nur die Wahl zwischen Kandidaten der ultramontansten Färbung gelassen wurde. Er hatte damals bei dem Könige und sogar bei Herrn von Bismarck, und durch Max Duncker bei Herrn von Mühlner, alle nur möglichen Schritte gethan, um diesen Übergriff der Kurie zu bekämpfen. Obwohl diese Bemühungen keinen anderen Erfolg gehabt hatten, als wenigstens die Kandidatur des streitbaren Eiferers Ketteler, des Bischofs von Mainz, für das Kölner Erz-

bistum zu vereiteln, hatte er wiederum im November 1865 dem Könige eine Denkschrift eingesandt, in der er die Beseitigung der katholischen Abteilung im Kultusministerium, der amtlich bestellten Vorkämpferin für alle klerikalen Ideen und Wünsche, anregte: ein Verlangen, das freilich erst im Jahre 1871 erfüllt worden ist<sup>1)</sup>. Die bekannte Angelegenheit der Gründung eines Klosters in Moabit, im Beginne des Jahres 1870, hatte sein protestantisches Empfinden höchlichst erregt<sup>2)</sup>. Im Herbst desselben Jahres hatte er, dieses Mal in Übereinstimmung mit seinem Vater, sich entschieden der Erfüllung des von dem Posener Erzbischof Ledochowski übermittelten und zeitweise sogar von Bismarck angenommenen Wunsches Pius' IX. widersetzt, nach dem Einzuge der Italiener in Rom den Sitz des Papsttums nach Deutschland zu verlegen<sup>3)</sup>. Während der Kanzler offenbar in einer in Deutschland residierenden Kurie eine nützliche Verbündete gegenüber den katholischen Staaten erblickte, sah der Kronprinz in einer solchen die Erregerin steter Zwistigkeiten innerhalb des Reiches. Schon sein aufrichtig protestantisches Bewußtsein ließ ihn diesen Plan als eine Ungehörigkeit betrachten<sup>4)</sup>. Nachdem dann, am Schlusse des ganzen Krieges, der deutsche Ultramontanismus kampflustig auf die politische Schaubühne getreten war, hatte er gegen diese Richtung einen förmlichen Haß gewonnen, den er seinen Vertrauten gegenüber nicht verhehlte<sup>5)</sup>. „Ein Parlament“, pflegte er zu sagen, „worin hundert Mitglieder sitzen, die nicht als Deutsche, sondern als Fremde zu betrachten sind, das ist das größte Unglück und das Unleidlichste von allem“<sup>6)</sup>. Er hatte im Frühjahr 1875 eine lange und gründliche Unterredung über den Kulturkampf mit Bismarck gehabt, dessen festes und kräftiges Auftreten gegen die Hierarchie er im ganzen billigte; wenn er auch nicht in jeder Einzelheit mit dem von dem Reichskanzler und Falk beliebten Verfahren einverstanden war und besonders alles vermieden sehen wollte, was so ausgelegt werden könne, als ob „die Regierung der katholischen Kirche als solcher oder gar ihren Satzungen zu Leibe gehe“<sup>7)</sup>. Er wollte eben nicht die Gewissensfreiheit verletzen sondern nur den Staat von der Kirche emanzipieren. So sprach er damals die Überzeugung aus, daß, wenn der Staat fest bleibe, Rom

1) Haym, M. Dunder, S. 366.

2) Mä. Jordanbeck an seine Gemahlin, 2. Febr. 1870.

3) Aus Kaiser Friedrichs Tagebuch, 12. Nov. 1870, S. 18.

4) Dehler, Erinnerungen, S. 27.

5) „Er wünscht im allgemeinen dem Katholizismus“ [d. h. dem Ultramontanismus] „alles Schlimme“; Mä. Schreiben Stockmars vom 21. März 1875.

6) Wörtliche Äußerungen des Kronprinzen an den Abg. Bamberger.

7) Vgl. sein Schreiben vom März 1874 an Karl von Rumänien; Aus dem Leben des Königs Karl von Rumänien, II 357.

bald nachgeben werde<sup>1)</sup>. Bei einer solchen grundsätzlichen Gesinnung konnte ihm Bismarcks neuerdings gefaßte Absicht, der Kurie gegenüber zu entwaffnen und das ultramontane Zentrum im Reichstage und preußischen Abgeordnetenhaufe durch weitgehende Zugeständnisse zu gewinnen, keineswegs genehm sein.

Selbstverständlich hatte er auch der sozialen Bewegung seit lange lebhaftes Interesse gewidmet, da er ja allem, was die Gegenwart erfüllte, mit größter, nie ermüdender Aufmerksamkeit und pflichttreuem Bemühen zu folgen gewohnt war. Kaum war Ende Januar 1871 der Waffenstillstand mit Frankreich geschlossen, als Friedrich Wilhelm in sein Tagebuch schrieb (22. Februar): „Der nächste Beruf im Frieden ist die Lösung der sozialen Frage, die ich gründlich erforschen werde.“ Nichts von vorgefaßten Meinungen, von plötzlichen und instinktiven Beschlüssen, von vermeintlichen Eingebungen fürstlicher Überlegenheit oder göttlicher Offenbarung, wie solchen andere Mächtige gern folgen — nur nach gewissenhaftester und allseitigster Prüfung und von höheren menschlichen und allgemeinen Gesichtspunkten aus bildete Friedrich Wilhelm seine Anschauungen und Willensakte. Auch in dieser Frage hat er seinen Entschluß treu und beharrlich ausgeführt, und in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin durch litterarische Belehrung und mündlichen Meinungsaustausch mit den hervorragendsten Vertretern der verschiedenen national-ökonomischen Schulen sich ein Urteil gebildet. Dasselbe lief dann, im großen und ganzen, darauf hinaus, daß nicht durch Gewalt, sondern durch sorgsame und verständnisvolle Pflege der Interessen der leidenden Klassen des Volkes Besserung und Friede geschafft werden müßten. Hierauf bezog sich zum großen Teile die unermüdlige Thätigkeit des erlauchten Paares zur Hebung der Volksbildung und des gewerblichen Könnens, der Volkswohlfahrt im allgemeinen. Ein leuchtendes Beispiel für die Art, in der der Kronprinz die Mittel zur Lösung der sozialen Frage auffaßte, sei hier noch gegeben. Ihm ist es zu danken, daß der Plan des „Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen“ gelegentlich der Weltausstellung in Philadelphia im Jahre 1876 ausgeführt wurde: dreißig strebsamen und intelligenten Handwerkern durch Gewährung eines Reisegeldes von je 1000 Mark die Möglichkeit zu geben, daß sie die Fortschritte des Handwerks und des Kunstgewerbes jenseits des Oceans kennen lernten. Wir erinnern uns, daß er ähnlich bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung von 1867 gewirkt hatte. Sein thätiger Einfluß brachte es zu Wege, daß die zur Verwirklichung dieses trefflichen Gedankens notwendigen Geldmittel in kürzester Frist beschafft wurden.

1) Brandenburg an Hoon, 12. März 1875; Hoon, Denkwürdigkeiten, II 645.  
Philippson, Das Leben Kaiser Friedrichs III.

Indem sich der Kronprinz so in Übereinstimmung mit dem Verfahren seines Vaters während der Jahre 1871 bis 1877, aber im Gegensatz zu der jüngsten Wendung von dessen Politik wußte, wünschte er nach des Kaisers Verwundung dringend für sich eine größere Freiheit der Bewegung. Eine bloße Stellvertretung für seinen Vater konnte ihm aber solche nicht geben, da sie etwas durchaus Provisorisches, man möchte sagen nur von einem Tage zum anderen Dauerndes hatte und kaum eine weitere Bedeutung besaß, als daß der Prinz ausschließlich das rein Formale an den Geschäften des Herrschers erledigte. Anders verhielt es sich mit einer Regentschaft: solche übertrug auf ihren Inhaber während ihrer ganzen Dauer den Vollbesitz der höchsten Macht. Die Regentschaft also war es, die der Kronprinz zu erhalten wünschte<sup>1)</sup>. Indes weder der Kaiser noch die Mehrheit der Minister wollten aus leicht begreiflichen Gründen hiervon sprechen hören. Es blieb also bei der Stellvertretung, deren Übertragung sich in möglichst einfacher Weise vollzog: nur in Gegenwart Bismarcks, sowie der Chefs des Civil- und Militär-Kabinetts, der Herren von Wilnowski und von Albedyll, als Zeugen<sup>2)</sup>. Der Prinz wurde überdies dadurch noch mehr beschränkt, daß er veranlaßt ward, dem wunden Vater täglich einen Vortrag zu halten, wobei der Kaiser dann nicht verfehlte, auch seinerseits selbstthätig einzugreifen<sup>3)</sup>. Zeigte sich doch die Konstitution des greisen Monarchen von so bewundernswerter Kraft, daß er nach kurzer Zeit nicht nur jeder Lebensgefahr entronnen war, sondern auch geistig wieder regierungsfähig wurde, und nun, wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach, von neuem unmittelbaren Einfluß auf die Regierung übte, selbstverständlich zumeist nach dem Rate des Fürsten Bismarck. Enger konnte die Kompetenz des Stellvertreters kaum umschrieben werden.

Trotzdem fühlte der Kronprinz, zumal in den ersten Wochen, sich endlich dazu berufen, seinem hohen Range gemäß einen bedeutsamen, wenn auch begrenzten Einfluß auf die Geschichte des Vaterlandes zu üben. „Die gehäuften Arbeit, die Verantwortung, das hohe Amt gaben ihm Spannung und seinem Geiste neue Schwingen, zur Freude und Überraschung seiner Umgebung<sup>4)</sup>.“

Sofort, am 5. Juni, veröffentlichte er an den Reichskanzler und an das Staatsministerium einen Erlaß, in dem er ihnen die Übernahme der Geschäfte anzeigte, und wo es am Schlusse hieß:

1) Nach persönlicher, sofort aufgeschriebener Äußerung des Kronprinzen.

2) Geh. Rat v. Langenbeck an Noon, 9. Juni 1878 (Noon, Denkwürdigkeiten, II 684), nach eigener Erzählung des Kaisers.

3) Ders. an dens., 13. Juni 1878; a. a. D.

4) G. Freytag, S. 71.

„Es ist mein fester Wille, die mir von des Kaisers und des Königs Majestät übertragene und übernommene Stellvertretung unter gewissenhafter Beobachtung der Verfassung und der Gesetze nach den mir bekannten Grundsätzen Seiner Majestät, meines kaiserlichen Vaters und Herrn, zu führen.“ Diese Worte enthalten das ganze Programm der halbjährigen Regierung des Kronprinzen. Ebensovienig, wie einst sein Vater nach beginnender Erkrankung Friedrich Wilhelms IV., glaubte er sich als bloßem Stellvertreter die Befugnis zu einer durchgreifenden Änderung in der Richtung der öffentlichen Dinge zuzusprechen zu dürfen. Allein seine persönliche Freiheit des Urteils und der Anschauung ließ er sich nicht verkümmern. Er stellte sich auf den Boden des gemäßigten aber festen Liberalismus, des linken Flügels der nationalliberalen Partei, wie er sich damals, unter der Führung Fordenbecks, Lasfers, von Staußenbergs, von den zur unbedingten Unterwerfung unter den Willen Bismarcks geneigten Rechts-Nationalliberalen unter Bennigsen zu trennen begann. Und eine eigne That meinte er sich verstaten zu können: gegenüber den Anfeindungen der extremen protestantischen Orthodogie, auch des Oberhofpredigers Kögel, hielt er Falk im Ministerium fest und bewog ihn, sein Entlassungsgesuch zurückzuziehen. Wenn der streitbare Minister noch ein Jahr hindurch im Amte geblieben, so ist das zum überwiegenden Teile dem Wunsche und dem Schutze Friedrich Wilhelms zu danken<sup>1)</sup>.

Im Vordergrunde der inneren Politik stand die brennende Frage des jüngst vom Reichstage zurückgewiesenen Sozialistengesetzes. Kein Zweifel, daß es nunmehr, unter dem Eindrucke der jüngsten Ereignisse, wenn auch in abgeänderter Gestalt, von der Volksvertretung angenommen worden wäre. Der Kronprinz selber war einer solchen Lösung geneigt. Er gab freilich, wie er es am 11. Juni öffentlich aussprach, „den Glauben an den guten Geist unseres Volkes“ nicht auf; er hegte „festes Vertrauen zu dem gesunden Kern des Volkes“. Allein er hielt doch unter den damaligen Umständen eine wirksame gesetzliche Einschränkung der gewalthätigen Richtung des Sozialismus, obwohl in anderer, dem Mißbrauch weniger ausgesetzter Weise, für eine Notwendigkeit; in Übereinstimmung mit dem überwiegenden Teile der öffentlichen Meinung. Er war nur, wie er sich wiederholt im vertrauten Kreise ausdrückte, ein Gegner dieses Sozialistengesetzes, nicht eines Sozialistengesetzes überhaupt. Eine Verständigung hätte sich also ohne Frage nach allen Seiten hin leicht finden lassen. Aber Fürst Bismarck wollte den allgemeinen Schmerz und gerechten Ingrimm, die das verrückte Attentat Nobiling's im deutschen Volke aller Gaue erweckt hatte, benutzen, um die Selbst-

1) Freundliche Mitteilung von sehr wohl unterrichteter Seite.

ständigkeit der liberalen Parteien zu brechen und eine gefügige Mehrheit im Reichstage zu erlangen. Er beantragte deshalb schon am 5. Juni im Ministerrate die Auflösung des bisherigen Parlaments und die Anberaumung von Neuwahlen auf den 30. Juli. Friedrich Wilhelm war mit einer derart einschneidenden Maßregel um so weniger einverstanden, als er selber die Haltung der damaligen Reichstagsmehrheit vollkommen billigte, und forderte Verhandlungen mit der bestehenden Volksvertretung; aber nach lebhaften Debatten stimmte das gesamte preußische Ministerium für den Vorschlag des Reichskanzlers, auch Falk, der sein Botum als letzter abgab. Hiernach glaubte der Kronprinz als bloßer Stellvertreter des Kaisers und als konstitutioneller Regent nicht das Recht weiteren Widerspruchs zu besitzen. Allein er erwarb sich immerhin, und zwar nicht ohne Mühe, das Verdienst, weitergehende Beschränkungen der öffentlichen Freiheit zu verhindern<sup>1)</sup>.

Der Antrag der preußischen Regierung auf Auflösung des Reichstages und Anberaumung von Neuwahlen erlangte binnen kürzester Frist die Zustimmung des Bundesrates und mußte verfassungsgemäß von dem Kronprinzen im Namen des Kaisers am 11. Juni vollzogen werden.

Hier hatte Friedrich Wilhelm der einstimmigen Meinung des preußischen Ministeriums nachgegeben. Anders aber verhielt es sich, als die Neuwahlen zum Reichstage zwar die Zahl der konservativen Abgeordneten vermehrten, jedoch die Nationalliberalen als die verhältnismäßig stärkste und vor allem als die ausschlaggebende Partei bestehen ließen und nun diese, unter dem Einflusse Forckenbecks, Stauffenbergs und Lasfers, ihre Zustimmung für das Sozialistengesetz an die Bedingung einiger wesentlicher Einschränkungen seiner Polizeivorschriften zu knüpfen beschloffen. Viele maßgebende Persönlichkeiten in Preußen, auch der Reichskanzler, wollten sich eine solche nicht gefallen lassen und beabsichtigten eine nochmalige Auflösung des Reichstages, eine Vergewaltigung der öffentlichen Meinung. Der Kronprinz aber stellte sich diesmal ostentativ auf die Seite der Nationalliberalen, von deren entschiedenen Führern er sich beraten ließ. Vorzugsweise schenkte er sein Vertrauen dem Oberbürgermeister und Reichstagspräsidenten von Forckenbeck, dessen schlichte, feste und treue Art sein Herz gewonnen hatte. „Auf Sie verlasse ich mich vor allem in diesen schweren Zeiten,“ sagte er im Oktober

1) Teils nach freundlichen privaten Mitteilungen, teils nach den eigenen Aufzeichnungen Moons; Denkwürdigkeiten, II 685. — Die Darstellung, die Bismarck, in seinen „Ged. u. Erinn.“ II 186 f., von diesen Dingen giebt, ist durchaus falsch, sowohl was die Haltung seiner Kollegen im Ministerium als auch die des Kronprinzen betrifft.



1878 zu Fordenbeck, in Gegenwart zahlreicher Zeugen<sup>1)</sup>. Er wies also den Gedanken einer Wiederauflösung des Reichstages durchaus ab und wollte eine Verständigung mit der zweifellos national und loyal gesinnten Mehrheit der Volksvertretung herbeigeführt wissen. In der That trug er an dieser Stelle den Sieg davon, und das neue Sozialistengesetz wurde, nach den Anträgen der Nationalliberalen abgeschwächt und in seiner Dauer auf 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahre beschränkt, am 19. Oktober 1878 endgültig angenommen. „Hoffen wir,“ schrieb einen Tag vor diesem Ereignisse der Kronprinz an Karl von Rumänien, „hoffen wir, daß das Sozialistengesetz den Beginn einer Radikalkur bedeutet, durch welche das Übel überwunden werden kann. Es wird uns jedoch viel Mühe kosten, bis wir diese Mißgeburt (die Sozialdemokratie) los sind, die mit so unglaublicher Schnelligkeit gewachsen ist, seit die Lehren dieser unheilvollen Gesellschaft ein so breites Publikum finden, und seit die Mordversuche, die jetzt noch zunehmen werden, die Richtung zeigen, in die sich eine mißverständene Anwendung verliert.“

Von den frevelhaften Urhebern dieser ganzen Bewegung hatte sich Nobiling durch Selbstmord dem irdischen Richter entzogen; Hödel aber wurde wegen des Versuchs zur Ermordung des Landesherrn zum Tode verurteilt. Man war allgemein darauf gespannt, ob dieses Urteil die allerhöchste Bestätigung finden würde, da bisher König Wilhelm alle, auch die verruchtesten, Mörder zu Freiheitsstrafen begnadigt hatte. Schon aus diesem Grunde wünschte der Kronprinz, überdies prinzipieller Gegner der Todesstrafe, die Hinrichtung Hödels zu vermeiden<sup>2)</sup>. Allein dem festen Willen des Ministeriums und wohl auch des Königs selbst, den sozialdemokratischen Mordgesellen eine blutige Warnung zu erteilen und so durch den Schrecken die Säulen des Staates zu festigen, mochte er in so heikler Angelegenheit nicht widerstehen, und darauf wurde das Urteil vollzogen.

So verlangte es das tragische Schicksal, das das Leben dieses Fürsten beherrschte: in dem Augenblicke, wo er endlich als fast Fünfzigjähriger zu leitender Thätigkeit berufen wurde, mußte er geradezu gegen seine eignen Grundsätze und Überzeugungen handeln, unterlag er dem Drucke fremden Willens. Es war dies vielleicht noch schmerzlicher, noch unerträglicher, als die frühere Unthätigkeit. Die Freude am eignen Schaffen verflog dann auch bald, und es blieben nur trübe Erinnerungen

1) Philippson, Fordenbeck, S. 304. — Über die ganze Sachlage vgl. Aufzeichnungen des nationallib. Abg. Hölzer, 5. Nov. 1878; v. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier, II 293, 298, 300.

2) Freundliche Mitteilung nach eigener Äußerung des Kronprinzen.

an die Zeit der Regentschaft zurück<sup>1)</sup>. „Meine Frau und ich,“ schrieb er damals einem fürstlichen Freunde, „sind leidlich wohl, trotz dieser unruhigen Zeiten, die mir in weniger als einem halben Jahre einen Friedenskongreß, Hochzeitsfeiern, besondere Gesetzgebung, Reichstagsauflösung und die Ausführung eines Todesurteils gebracht haben. In all diesen Ereignissen sehe ich Gottes Wille, daß ich alles kennen lernen soll, was mir für später noch bevorsteht. Aber es ist nicht leicht, die Rechte auszuüben und alle Lasten eines Monarchen nach bestem Können und Gewissen zu tragen, ohne allein die Verantwortung zu übernehmen.“

Nach Abschluß des Sozialistengesetzes wurde die Reichstagssession sofort beendet. Der Kronprinz hatte schon dafür gesorgt, daß man an seiner Abneigung gegen alle weitergehenden Zwangs- und Gewaltmaßregeln keinen Zweifel hegen durfte. Auf den ihm zu seinem Geburtstage von dem Berliner Magistrate dargebrachten Glückwunsch hatte er sofort, noch am 18. Oktober selbst, schriftlich geantwortet: „Wenn es mir in schwieriger Lage bisher gelungen ist, nach dem Willen meines Herrn Vaters die Regierung des Landes in Seinem Sinne zeitweise zu führen, so danke ich dies vornehmlich dem Vertrauen, welchem ich allerorten begegnete . . . Wie ich nach den unseligen Ereignissen dieses Frühjahrs nicht einen Augenblick an dem treuen und gesunden Sinn unseres Volkes gezweifelt, so lebe ich auch jetzt der festen Zuversicht, daß es dem Treiben einer leidenschaftlichen und verblendeten Partei nimmermehr gelingen wird, die höchsten Güter menschlicher Gesittung und in und mit ihnen die Grundfesten unseres Lebens zu zerstören.“

Deutlicher hätte Friedrich Wilhelm kaum sprechen können. Er lehnte für die gesamte Richtung der inneren Politik der damaligen Regierung jede Verantwortung ab, die er vielmehr den für ihn als Stellvertreter maßgebenden Anschauungen und Willensmeinungen seines kaiserlichen Vaters übertrug. Er stellte sich auf diesem Gebiete namentlich mit dem ausschlaggebenden Staatsmanne, mit dem Fürsten Bismarck, in einen so offenen Gegensatz, wie es die politische Etikette überhaupt nur gestattete. Er betonte den Zusammenhang seiner eignen Ansichten und Ziele mit demjenigen Teile des Volkes, der ihm zugleich die selbstlose Treue für das Herrscherhaus und die Interessen der „menschlichen Gesittung“ zu repräsentieren schien, nämlich das gebildete und frei denkende Bürgertum in der weitesten Auffassung dieses Begriffes. Das Verhältnis Friedrich Wilhelms zumal zu der Berliner Bürgerschaft wurde damals durch die Wahl des Breslauer Oberbürgermeisters von Forckenbeck zum Leiter der Reichshauptstadt zweifellos noch freundlicher gestaltet.

1) Hinzpeter, S. 29.

Das Vertrauen aber, das, trotz der Irrlehren und Frevel Einzelner, der Kronprinz in sein Volk zu setzen nicht aufhörte, ward ihm in vollem Maße von diesem zurückgegeben. Selten oder nie hat sich um den Thronerben und die überwiegende Masse der Nation ein so inniges Band gegenseitiger Zuneigung und Zuversicht geschlungen, wie um den Kronprinzen Friedrich Wilhelm und seine Deutschen.

Trotz alles Heldenmutes war es aber kein tröstliches Gefühl, zu wissen, daß die Person der Fürsten für eine ganze Klasse von Staatsbürgern gewissermaßen als vogelfrei und als zu hezendes Wild betrachtet wurde. Wirklich liefen bei der Polizei häufig Warnungen vor Attentaten auf den Kronprinzen ein. „Einmal“, erzählte er selber, „merkte ich, daß mein Kutscher vom Palais statt die Linden herunter durch die Behrenstraße in besonders schnellem Tempo fuhr und alle paar Schritt Männer in Civil standen, die mit einer gewissen militärischen Haltung grüßten. Aha, sagte ich zu meinem Adjutanten, heute soll auf mich geschossen werden; das sind Geheimpolizisten. Auf der Hinfahrt passierte nichts, auf der Rückfahrt aber sprang von den Stufen der Hedwigskirche ein Mensch an den Wagen. Nun dachte ich wirklich, jetzt wird's am Ende ernst. Aber es war eine harmlose Bittschrift, die er hineinwarf<sup>1)</sup>.“ Wie dem auch sei, höchst beschwerlich und peinlich mußte doch eine solche stete Erregung selbst auf das festeste Gemüt wirken.

Die kirchenpolitischen Angelegenheiten nahmen neuerdings eine Wendung, die wenigstens zum Teil den Ansichten des Kronprinzen entsprach. Papst Leo XIII. hatte am 17. April seine Thronbesteigung dem Kaiser angezeigt und ihm dann aus eigenster Bewegung nach den Attentaten seinen Glückwunsch zur Errettung aus den drohenden Gefahren ausgesprochen, bei dieser Gelegenheit auch den Wunsch der Wiederherstellung des kirchlichen Friedens in Preußen zu erkennen gegeben. Am 10. Juni antwortete ihm der Kronprinz im Namen des Kaisers, indem er die Bereitwilligkeit Preußens versicherte, ohne Verzicht auf die beiderseitigen Grundsätze einen thatsächlichen Frieden abzuschließen. Dieses Schreiben war vom Fürsten Bismarck entworfen, aber der Kronprinz hat es sicher mit Befriedigung unterzeichnet. Als frei denkendem Menschen und künftigen Beherrscher einer im Bekenntnisse gemischten Bevölkerung war ihm die Ausdehnung und Schärfe, die der Kulturkampf angenommen hatte, im Grunde wenig sympathisch. Dabei wies doch der an den Papst gerichtete Brief jede thatsächliche Einmischung der römischen Kurie in die inneren Angelegenheiten und zumal in die Gesetzgebung Preußens deutlich, wenn auch in freundlichen Worten zurück. An diesen Briefwechsel knüpften

<sup>1)</sup> Delbrück, Erinnerungen, S. 16

sich Unterhandlungen, die seit dem 27. Juni der in München residierende päpstliche Nuntius, Majella, in Kissingen mit dem dort zur Kur weilenden Fürsten Bismarck pflog. Sie führten indes zu keinem Abschlusse, da der Reichskanzler damals nichts von Aufhebung der Maigesetzgebung wissen wollte und sich nur zu einer Milderung der Praxis geneigt zeigte, und auch dies lediglich unter der Bedingung, daß der Papst die politische Opposition des Zentrums in den Parlamenten und in der Presse zum Schweigen bringe. Wesentliche Zugeständnisse der Kurie zu machen oder ihr gar einen maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung der preussischen Verhältnisse einzuräumen, — wie dies später unter veränderten Umständen geschehen ist, — war der Kronprinz nicht gewillt.

Weit erfreulicheren Gang, als die inneren Vorkommnisse, nahm die äußere Politik. Am 11. Juni, demselben Tage, wo die Auflösung des Reichstages ausgesprochen wurde, empfing der Kronprinz die Vertreter der zahlreichen fremden Staaten, die den Kongreß zur Beilegung der orientalischen Irrungen beschickt hatten. Zwei Tage später wurden die denkwürdigen Verhandlungen unter dem Vorsitze des Fürsten Bismarck eröffnet. Für einen Monat ward Berlin unzweifelhaft der Mittelpunkt ganz Europas; sollte doch hier die Frage ihre Entscheidung finden, ob der furchtbare orientalische Krieg beendigt oder der Weltteil den Greueln eines allgemeinen Kampfes ausgesetzt werden würde.

Einen unmittelbaren Einfluß hat Friedrich Wilhelm auf den Gang der Beratungen kaum geübt. Er ließ es sich aber angelegen sein, die Pflichten fürstlicher Gastfreundschaft in ebenso glänzender wie lebenswürdiger Weise zu erfüllen und den hervorragenden Staatsmännern, die sich in Berlin zu dem wichtigen Werke versammelt hatten, den Aufenthalt in der preussischen Hauptstadt möglichst angenehm zu machen. Große Diners wechselten mit anmutigen Fahrten auf der Havel und dem Besuche der herrlichen Parke und Gärten von Sanssouci, wobei der Kronprinz und seine hohe Gemahlin in freundlichster Zuorkommenheit die fremden Gäste führten und bewirteten.

Das Werk des Kongresses nahm glücklichen Fortgang, und zwar einen solchen, der den deutschen Interessen durchaus entsprach. Rußland, dessen übergroße und mit vieler Entschiedenheit auch dem deutschen Verbündeten gegenüber betonte Macht diesem bereits ernste Besorgnisse einflößte, zog aus dem mit zweifelhaftem kriegerischem Ruhme geführten Kampfe nur geringen Nutzen, und auch dieser wurde reichlich aufgewogen durch die Erwerbung Cyperns von seiten Englands und namentlich durch die thatächliche Besitzergreifung von Bosnien und der Herzegowina seitens des mit Deutschland jetzt eng befreundeten Osterreich. Allgemeine Be-

friedigung erregte es, daß Deutschland für die Vergrößerung seiner Nachbarn keinerlei Kompensation forderte und die ihm vom Fürsten Bismarck so glücklich vorgezeichnete Rolle als „ehrllicher Makler“ treulich durchführte. Damit war das von den Gegnern Deutschlands verbreitete Märchen von dessen unerfättlicher Habgier und Kriegslust auf das schlagendste widerlegt.

Am Schlußtage des Kongresses, dem 13. Juli, gab der Kronprinz den Bevollmächtigten noch ein großes Galadiner in dem prächtigen Weißen Saale des königlichen Schlosses in Berlin. Er konnte in seiner Trinkrede mit Genugthuung sagen: „Die Hoffnungen, mit denen ich vor einem Monat im Namen des Kaisers die zum Kongreß vereinigten ausgezeichneten Staatsmänner begrüßt habe, sind glücklicherweise in Erfüllung gegangen. Das von Europa so innig ersehnte Friedenswerk krönt Ihre Anstrengungen. Als Dolmetsch der Gefühle meines erhabenen Vaters bin ich glücklich, der Weisheit und dem versöhnlichen Geiste, die dieses große Ergebnis herbeigeführt haben, meine Huldigung darzubringen . . . Der Beistand Deutschlands ist im voraus allem gewiß, was darauf abzielt, diese großen Wohlthaten zu sichern und zu erhalten.“

Der 13. Juli, an dem Friedrich Wilhelm als Vertreter der deutschen Nation diese schönen und stolzen Worte vor den Lenkern aller europäischen Großmächte aussprechen durfte, war der Glanz- und Höhepunkt seiner provisorischen Herrschaft. Das Gelingen des großen Werkes unter seiner Ägide und höchsten Leitung wirft einen verklärenden Schimmer auf die Zeit, wo der Kronprinz unter sonst trüben Umständen an der Spitze Preußens und Deutschlands sich befand.

Der Sommer und Herbst brachten mannigfache, wenn auch weit weniger glänzende und bemerkbare Arbeit: außer der Erledigung der laufenden Regierungsgeschäfte militärische Revüen und Manöver, die den Prinzen nach Westpreußen, nach Schwaben, nach Hannover und endlich nach Kassel führten. Hier und in Baden-Baden besuchte er den greisen Vater und überzeugte sich zu seiner innigen Befriedigung, daß dessen kräftige Natur über die Schäden der Verwundung einen völligen Sieg davon getragen hatte, daß es nur noch einiger Schonung und Enthaltung von den Geschäften bedürfe, um seine gänzliche Herstellung binnen kurzer Zeit herbeizuführen.

Zwischen allen diesen Reisen wurde noch die Provinzial-Gewerbe-Ausstellung in Hannover besucht und die Enthüllung des von den Rheinlanden dem Könige Friedrich Wilhelm IV. in Köln gesetzten Denkmals vorgenommen. Inmitten dieser aufreibenden amtlichen Thätigkeit trat dann ein für das Herz des Vaters wie der Mutter aufregender und schmerzlicher Moment ein: der Augenblick der Trennung von dem

zweiten Sohne, dem Prinzen Heinrich, der, treu dem selbstgewählten schönen aber opfervollen Berufe des Seemanns, am 6. Oktober eine zweijährige Übungsreise antrat. Sie sollte ihn um das Kap Horn herum nach Japan auf die dortige Marinestation führen. In Kiel nahmen die hohen Eltern von dem teuern Sohne, der im Dienste des Vaterlandes einer mühseligen und selbst gefahrvollen Zukunft entgegen ging, bewegten Abschied. „Wie ist mir eine Trennung so schwer aufs Herz gefallen, wie diese,“ schrieb damals erregten Gemütes der Vater.

Der Bürde eines Amtes, das der Kronprinz mit seltener Entsaugung, Willensfestigkeit und Ergebung geführt hatte, wurde er dann, sicher zu seiner aufrichtigen Genugthuung, bald entledigt. Die kräftige Natur des einundachtzigjährigen Kaisers hatte über die von wahnsinniger Lücke geschlagene Wunde gesiegt, und im Anfange des Monats Dezember 1878 konnte der verehrte Monarch als völlig genesen betrachtet werden. Am 5. Dezember hielt er seinen Einzug in Berlin, feierlich eingeholt von dem kronprinzlichen Paare und allen Gliedern der königlichen Familie, umgeben von der lauten Bethätigung der herzlichen Freude der hauptstädtischen Bevölkerung. Am Abend erglänzte ganz Berlin in strahlender Illumination. Am selben Tage übernahm Wilhelm I., vermitteltst Kabinettsordre an den Kronprinzen, die Regierung wieder in eigne Hand. In einem besonderen, aber gleichfalls durchaus offiziell gehaltenen Handschreiben drückte er dem Sohne seinen väterlichen und königlichen Dank für die Art aus, in der dieser die Geschäfte geführt hatte. Hier heißt es, mit voller Anerkennung der von dem Sohne geübten pflichttreuen Selbstentsaugung: „Es ist Mir Herzensbedürfnis, Ihnen für die mit voller Hingebung und mit sorgsamer Beobachtung Meiner Grundsätze erfolgreich geführte Vertretung Meinen innigsten Dank auszusprechen.“ Daß der Kaiser und seine Minister ursprünglich die Besorgnis gehegt hatten, der Kronprinz könne wohl auch seine eigne Meinung zur Geltung bringen, geht dann aus den folgenden Zeilen des Schreibens hervor: „Die Gewißheit, daß die schwierigen Aufgaben der Regierung in dieser tief bewegten Zeit von Eurer kaiserlichen und königlichen Hoheit mit fester Hand zum Heil des Volkes wahrgenommen werden würden, hat nicht getäuscht; denn es war Mir vergönnt, mit wachsender Befriedigung den Gang der Regierungsgeschäfte während dieser Zeit zu beachten. Der Mir dadurch gewonnenen Ruhe und Zuversicht verdanke Ich es wesentlich, daß Meine Genesung so rasch vorgechritten ist.“

Die offiziöse Norddeutsche Allgemeine Zeitung verfehlte nicht, am nächsten Tage diese kaiserlichen Worte mit einem deutlichen Kommentare zu versehen. Sie sagte: „Auf Thaten mußte durch Thaten Antwort gegeben werden. Gleichwie sein königlicher Vater in einer schweren

Periode seiner Regierung seine Königspflicht und die Zukunft seines Landes über die Popularität des Augenblickes stellte, hat der Kronprinz die ihm anheim gefallene Sicherung der gesellschaftlichen Ordnung nicht von gutherzigen aber praktisch haltlosen Doktrinen und schönen Reden, sondern nur von der Energie der That erwartet, gleichviel ob dieselbe für den Augenblick populär erschien oder nicht.“

Das offiziöse Blatt machte also den Versuch, den Kronprinzen in den Augen der Welt als Anhänger der inneren Politik Bismarcks erscheinen zu lassen, die er vom Grunde des Herzens aus mißbilligte. Es stellte ihn sogar auf die Linie des einstigen Konfliktministeriums, das er mit so großer Erbitterung bekämpft hatte. Der amtliche Journalist fügte zu dem Schaden den Hohn; denn anders kann man die Belobung nicht auffassen, die dem Fürsten hier für Akte erteilt wurde, von denen man ganz genau wußte, daß nur sein Pflichtbewußtsein sie seiner durchaus entgegengesetzten Anschauung abgerungen hatte.

Friedrich Wilhelm hatte, wie er das bereits am 18. Oktober 1878 an Karl von Rumänien schrieb, die Stellvertretung längst nur als „eine Last“ betrachtet. In der That, es möchte das Schwerste sein, was ein reifer und in seinen Überzeugungen gefestigter Mann sich zumuten darf, wenn er sich zwingt, im Besitze der formalen Macht nicht nach diesen Überzeugungen, sondern nach den vielfach abweichenden, ja entgegengesetzten Anschauungen anderer zu handeln. Mit echt Hohenzollernscher Pflichttreue hat er dieses bedrückende Opfer gebracht, wohl besonders in Hinblick auf den Seelenfrieden und die körperliche Genesung des verehrten und hochverdienten Vaters, dem eine verruchte Mörderhand so schwere Schmerzen des Leibes und des Gemütes gebracht hatte. Aber Friedrich Wilhelm hatte auch eine Pflicht gegen sich selbst, der er gleichfalls nachgekommen ist: so weit es an ihm lag, sollte die Zukunft über sein wirkliches Meinen und über die wahren Beweggründe seines Handelns nicht im Zweifel bleiben. Er arbeitete lange Jahre hindurch an Denkwürdigkeiten über die sechs Monate seiner stellvertretenden Regierung — eine Zeit, die, wie er selber gesagt hat, schwieriger gewesen, als man glaube<sup>1)</sup>. Wenn einst diese Aufzeichnungen zu allgemeiner Kenntnis gelangen werden — und wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben, daß dieser Zeitpunkt in nicht allzu ferner Zukunft eintritt — werden sie Großes zur Charakteristik dieses edlen, ausgezeichneten und doch so unglücklichen Fürsten beitragen. Aber mögen sie auch im einzelnen sein Bild schärfer und deutlicher hervortreten lassen, mögen sie über manche Richtungen seines Strebens, über seine Seelen-

1) U. a.: Deibrüd, Erinnerungen, S. 26.

kämpfe neues Licht verbreiten: was wir jetzt von ihm bereits wissen, genügt, um in weiten und sicheren Zügen sein Wesen darzustellen, um sein ehrliches und schönes Wollen kund zu thun, dem ein herbes Geschick jederzeit das Können versagt hat. So ist sein Standbild in der Geschichte ein Torso geblieben, so fehlt seinem Wirken Abschluß und Weihe. Es ist wahrlich kein geringes Zeugnis für die Vornehmheit und den Adel seiner Natur, daß trotzdem sein Andenken lebendig und wirksam geblieben ist, und daß noch heute bei den Worten „Unser Fritz“ und „Kaiser Friedrich“ alle Herzen im deutschen Volke schneller und wärmer schlagen. Selbst seine ehemaligen Gegner, selbst diejenigen, die sein Leben, bis zum letzten Hauche des dahinsiehenden Fürsten, verbittert haben, mußten und müssen ihm nachträglich aufrichtige und warm empfundene Huldigung darbringen. Auch sie hat er in seinen Bann gezwungen durch den wohlthuernden und begeisternden Hauch, der von seiner schönen und ernsten Persönlichkeit ausströmt.

---



## Zwölftes Kapitel.

### Resignation.

Die rückläufige Bewegung, die Friedrich Wilhelm während der Zeit seiner Regentschaft mit Mühe eingedämmt hatte, überflutete das gesamte Staatsleben, seitdem er durch die Genesung seines greisen Vaters der innerlich aufreibenden und wenig dankbaren Thätigkeit überhoben worden war. In der neuen Session des Reichstages, im Frühjahr 1879, brachte der Reichskanzler den Entwurf zur Umgestaltung des gesamten deutschen Zollwesens im schutzzöllnerischen Sinne ein. Ein großer Teil der nationalliberalen Partei, von unbedingter Verehrung für den genialen Staatsmann erfüllt, unterwarf sich bedingungslos dem Fürsten Bismarck und verschaffte ihm die Mehrheit in der deutschen und preussischen Volksvertretung. Des Kronprinzen Vertrauter und Ratgeber Forckenbeck legte darauf das Präsidium des Reichstages nieder und schied im folgenden Jahre mit seinen politischen Freunden aus der nationalliberalen Fraktion aus, in der sogenannten Sezession; an seiner Stelle ward, so recht zum Zeichen für die neue politische Konstellation, der Kandidat des konservativ-ultramontanen Kartells, von Seydewitz, auf den Präsidentensessel des Reichstags erhoben, und als erster Vizepräsident trat diesem der Ultramontane von Franckenstein zur Seite. Bismarck versprach dem Centrum Revision und allmähliche Aufhebung der „Maigesetze“, Aufhören des Kulturkampfes; die Klerikalen gewährten ihm dafür ihre Unterstützung zur Durchführung seiner Tarifierform. Nun war auch Falks Bleiben nicht mehr im Kultusministerium, wo er im Juli 1879 durch den Extrem-Konservativen von Puttkamer, einen Anhänger des schärfsten Konfessionalismus in Kirche und Schule, ersetzt wurde; der Nationalliberale Hobrecht und der nach Links neigende Freikonservative Friedenthal schieden gleichfalls aus dem Kabinette aus. Der Antisemitismus wurde von der umgestalteten

Regierung unter der Hand nach Möglichkeit begünstigt, weniger um seiner selbst willen, als weil man durch ihn die demokratischen Massen der großen Städte und das Kleinbürgertum gegen den Liberalismus ins Feld zu bringen hoffte. Überall erhoben sich die persönlichen, die materiellen und die Fraktions-Interessen, suchten Einfluß auf den Staat zu erlangen und von ihm für ihre Sondervorteile Gewinn zu erjagen.

Diese Richtung lief allen Ansichten und Überzeugungen, wie der Kronprinz sich solche von Jugend an gebildet hatte, schnurstracks zuwider. Allein er machte auch nicht den leisesten Versuch, direkt gegen den neuen Kurs eine Einwirkung auszuüben, wie er das in der Konfliktzeit wiederholt unternommen hatte. Er mußte einsehen, daß solches jetzt, bei der unbedingten Macht, die Bismarck über den Willen seines hochbetagten Vaters gewonnen hatte, völlig vergeblich sein würde. Und überdies war er viel zu verständig und zu gerecht, um nicht die unvergleichlichen Verdienste, die sich der leitende Staatsmann um Preußen und Deutschland erworben hatte, in ihrem ganzen Umfange zu würdigen. Es muß hervorgehoben werden, daß der Prinz von dieser Zeit an die feste Absicht hegte, für den Fall seines Regierungsantrittes den Kanzler als seinen ersten und vornehmsten Ratgeber, zumal für die Angelegenheiten der auswärtigen Politik, beizubehalten, wenn er auch entschlossen war, in betreff der inneren Gestaltung des Reiches und des Staates andere Bahnen einzuschlagen. Er hielt den Kanzler für unentbehrlich zur Leitung der auswärtigen Politik des rings von grimmigen Feinden und unzuverlässigen Freunden umgebenen deutschen Reiches. Alle diese Jahre hindurch überdachte er mit seinen nächsten Freunden die Weise, in der er einstens die Bewahrung Bismarcks im deutschen Kanzlertum und in der preußischen Ministerpräsidentenschaft mit einer liberaleren Richtung der inneren Verhältnisse werde vereinigen können. Er war thatsächlich bei weitem bismarckfreundlicher gesinnt, als die meisten einer alten Ratgeber, ohne deshalb seine Vorliebe für konstitutionelle und liberale Anschauungen aufzugeben<sup>1)</sup>.

In einer hochwichtigen Angelegenheit hat der Kronprinz sogar den Reichskanzler gegen die anderweite Ansicht des Kaisers kräftig unterstützt, wie einst bei den Friedensunterhandlungen von Nikolsburg. Rußland hatte es dem Leiter der deutschen Politik nicht vergessen, daß dieser auf dem Berliner Kongresse des Sommers 1878 die Lebensfähigkeit der Türkei gegenüber den russischen Herrschaftsgelüsten gewahrt

<sup>1)</sup> Es ist noch nicht an der Zeit, die überaus interessante handschriftliche Korrespondenz zu veröffentlichen, die ich über diese Dinge und Verhältnisse einsehen durfte. Ich kann nur die Briefe Georg von Bunsens aus den Jahren 1883 bis 1887 erwähnen.

hatte, und seitdem eine Deutschland feindliche Haltung eingenommen. Gegen das russische Übelwollen, das durch ein Bündnis mit dem revanchelustigen Frankreich unserm Vaterlande recht gefährlich werden konnte, strebte Bismarck eine enge Vereinigung mit Österreich an, zu der Kaiser Franz Joseph und dessen Staatskanzler Andrássy sich durchaus bereit zeigten. Aber Wilhelm I. wünschte alles zu vermeiden, was Rußland noch mehr verstimmen könne; von Gefühl und Gewohnheit geleitet, hielt er an der erblichen Freundschaft Preußens mit dem Zarentum fest. Da nun Österreich im Oriente den russischen vielfach entgegengesetzte Interessen hatte, widerstrebte er dem Gedanken eines deutsch-österreichischen Verteidigungsbündnisses so beharrlich, daß Bismarck und mit ihm das gesamte preußische Ministerium wiederholt die Entlassung forderten (September 1879). In dieser gewaltigen Krisis trat Friedrich Wilhelm, der von seinem erlauchten Vater zur Beratung hinzugezogen worden war, rückhaltlos für die österreichische Allianz ein. Mit seiner Hilfe gelang es, den Widerspruch des greisen Kaisers zu beseitigen. Das Bündnis mit Österreich wurde geschlossen und so der Grund zu dem Dreibunde gelegt, der mehr als jede andere Thatsache die Aufrechterhaltung des Friedens in Europa bis auf den heutigen Tag bewirkt hat. Das ist ein, von dem Reichskanzler selbst ausdrücklich anerkanntes, Verdienst Friedrich Wilhelms, das dem einsichtigen und unparteiischen Fürsten niemals vergessen werden sollte<sup>1)</sup>.

Es ist deshalb wohl erklärlich, daß der Kronprinz fortdauernd mit dem Reichskanzler, wenn auch nicht freundschaftliche, so doch höfliche Beziehungen unterhielt. Er beehrte ihn an dessen Geburtstag, wenn beide am 1. April in Berlin anwesend waren, mit seinem Besuche, zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit durch laute Anerkennung seines großartigen Wirkens in der äußeren Politik aus und empfing ihn öfters zu längerer Unterredung. Besonders lebhaft wurde der persönliche Verkehr zwischen beiden hochstehenden Männern im November 1881, als das starke Anwachsen der Fortschrittspartei und der Sozialdemokratie bei den Reichstagswahlen den Kaiser veranlaßte, sich in feierlicher Weise einverstanden mit der Politik seines ersten Ministers zu erklären und dabei zu Gunsten des Staatssozialismus einzutreten, mit dem man die Sozialdemokratie auf ihrem eigensten Felde zu schlagen und die sozialistischen Strömungen in den Dienst der Regierung überzuleiten hoffte. Dieser Entschluß des Monarchen wurde in einer kaiserlichen Botschaft vom 15. November

1) Korrespondenz Bismarcks und Andrássys vom Sept. und Okt. 1879, abgedruckt in der „Neuen Freien Presse“ vom 1. April 1895. — Bismarck, Ged. u. Erinn., II 248. — M. Busch, Tagebuchblätter, III 352. — v. Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier, III (Breslau 1896), S. 5.

dem Reichstage eröffnet und dessen thätige Mitwirkung gefordert. Der Kanzler hatte dem Kronprinzen keinerlei Kenntniss von der zu erlassenden Botschaft gegeben; aber nachträglich setzte er ihm die Gründe auseinander, die sie veranlaßt hatten. - Vierzehn Tage später entwickelte er dem Thronerben, der bei dem hohen Alter und der zunehmenden Hinfälligkeit des greisen Kaisers in jedem Augenblick zur Thronfolge berufen werden konnte, weitläufig das Regierungssystem, das ihm als das für die nächste Zeit gebotene erschien. Er ging davon aus, daß der Ultramontanismus für Krone und Staat weniger gefährlich sei, als die in der Fortschrittspartei verkörperte Demokratie; wie er es ja zu dieser Zeit überhaupt liebte, dem Freisinn ohne weiteres revolutionäre und republikanische Tendenzen beizulegen. Gerade in monarchischem Interesse sei die von jener Partei angestrebte Trennung des Staates und der Schule von der Kirche überaus bedenklich und deshalb zu verwerfen. Als nächste Ziele der Demokratie bezeichnete Bismarck die Vernichtung aller thatsächlichen königlichen Gewalt, die Degradierung der Hohenzollern, die Einführung der Parlamentsherrschaft. Alle verfassungsmäßigen Mittel seien nicht allein erlaubt, sondern vielmehr geboten gegen solche umstürzlerische Absichten, und als eines dieser Mittel wurde ganz unverhohlen die Beeinflussung der Wahlen durch die Beamten genannt, von denen diejenigen, die in entsprechender Weise gewirkt hatten, Lob und Beförderung einernteten. Noch einmal, am 17. Dezember, fühlte der Kanzler sich veranlaßt, sein Verfahren persönlich vor dem Kronprinzen zu begründen. Um für die Steigerung der Militärausgaben die notwendigen finanziellen Mittel zu erlangen und sich dabei möglichst unabhängig vom Reichstag zu stellen, forderte die Regierung die Einführung des Tabakmonopols. Da sich aber gegen eine solche Maßregel innerhalb und außerhalb der Volksvertretung weit verbreiteter heftiger Widerstand geltend machte, suchte der Kanzler solchen zu brechen, indem er einen Volkswirtschaftsrat bildete, der eher als der Reichstag alle ökonomischen Gesetze beraten und dann durch seine Autorität auf jenen drücken sollte. Freilich mußte Bismarck erleben, daß auch diese von ihm geschaffene Behörde das Monopol mit 33 gegen 31 Stimmen verwarf. Das waren alles gewichtige und für die Zukunft bestimmende Neuerungen, und es schien geboten, auch den Thronerben über deren Gründe und Bedeutung zu unterrichten. Deshalb nahm Bismarck bei ihm wiederum Audienz am 24. März 1882.

Der rege Verkehr des Reichskanzlers mit dem Kronprinzen und die Thatsache, daß dieser sich sorgfältig jeder öffentlich sichtbaren Opposition gegen die Regierung enthielt, gaben den offiziellen Zeitungen die Möglichkeit und den Anlaß, laut zu verkünden, daß Se. Kaiserliche

Hoheit mit den Plänen und Thaten des Ministeriums vollkommen einverstanden sei. Auch manche liberale Freunde des Thronfolgers begannen, dem entsprechende Befürchtungen zu hegen. Und doch war dies nur insofern wahr, als er die äußere Politik des Reichskanzlers und dessen hierin entfaltete Genialität aufrichtig bewunderte und allerdings der Meinung war, man müsse in irgend einer Weise gegen die Sozialdemokratie ankämpfen, die er als eine unverföhnliche Feindin des monarchischen Prinzips sowie jeder staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung betrachtete. Sein besonnener und historisch gebildeter Sinn ließ sich auch sicherlich nicht zu phantastischen Plänen vollständiger Umwälzung der preußisch-deutschen Verhältnisse hinreißen. War doch seit jener Zeit sein bevorzugter Berater in allen eigentlich staatsrechtlichen Fragen der freikonservative Staatssekretär im Reichsjustizamt, seit 1879 preußischer Justizminister, Friedberg. Aber mit dem Übergange Bismarcks zur politischen und ökonomischen Reaktion konnte sich Friedrich Wilhelm in keiner Weise befreunden. Nach wie vor verkehrte er eifrig mit Forckenbeck, den Bismarck besonders haßte und wiederholt persönlich auf das schwerste angriff, gerade weil der Kanzler fürchtete, der zukünftige Herrscher werde ihm einst diesen Mann als Kollegen aufnötigen<sup>1)</sup>. Freilich durfte der liberale Oberbürgermeister nur im Stillen, durch eine Hinterthür, zu dem Prinzen kommen. Es ist einmal das Loos der Thronerben, daß sie die gebundensten und unfreiesten Menschen des Staates sind! Aber das ließ sich Friedrich Wilhelm nicht nehmen, bei öffentlichen Gelegenheiten Forckenbeck, der damals durch Bismarcks Einfluß von allen Hoffeierlichkeiten ausgeschlossen war, direkt auszuzeichnen und mit Zeichen seiner Huld zu beehren<sup>2)</sup>. Die Sezession begrüßte Friedrich Wilhelm mit Freuden, und zwar aus dem doppelten Grunde, weil die ausscheidenden Mitglieder der nationalliberalen Partei damit in offenen Gegensatz zu der inneren und Zoll-Politik der Regierung traten, und weil er, wie die Urheber der Sezession selbst, die Hoffnung hegte, sie werde der Kern zur Bildung einer großen, kräftigen und selbstbewußten liberalen Partei werden, auf die er sich später, nach seinem Regierungsantritte, zu stützen hoffte. So ließ er, als er im August 1880 von München nach Friedrichshafen fuhr, sich auf diesem Wege von dem Freiherrn von Stauffenberg, einem der entschiedensten Urheber der Sezession, begleiten und zeigte ihm unverhohlen seine Sympathie. Und damit die Sache an gehörigem Orte bemerkt werde, hatte er Stauffenberg durch

1) M. Busch, Tagebuchbl., III 192.

2) Philippson, Forckenbeck, S. 344.

den preußischen Gesandten in München zu sich bestellt<sup>1)</sup>. Auch die Vereinigung der Sezessionisten mit der Fortschrittspartei im Jahre 1884 zur „deutsch-freisinnigen Partei“ hat er nachträglich gut geheißten, eben weil er darin einen neuen Schritt zur Vereinigung aller aufrichtig Liberalen erblickte. Einen direkten Einfluß auf dieses Ereignis freilich, wie man solchen oft vorausgesetzt hat, übte er nicht. So unmittelbar griff er nicht in die Gestaltung der politischen Verhältnisse ein<sup>2)</sup>.

Bismarck blieb es nicht unbekannt, daß der Kronprinz nach wie vor ein Gegner seiner inneren Politik war. Ein herzlicher Toast Friedrich Wilhelms auf den General Stosch, den der Reichskanzler als seinen persönlichen Gegner, ja, mit übertriebenem Argwohn, als seinen Nebenbuhler betrachtete (im Juli 1880), ärgerte ihn nicht wenig. „Der Kronprinz ist ganz Fortschrittsmann“, äußerte des Kanzlers Vertrauter, Bucher, im Oktober 1882, „und verbirgt das schon nicht mehr. Die Fortschrittler wissen, wie er gesinnt ist und wollen dann (nach seiner Thronbesteigung) ein Ministerium aus ihrer Partei bilden.“<sup>3)</sup> So weit hat sich der Ehrgeiz der „Fortschrittler“ wohl kaum verstiegen!

Einen schlagenden Beweis für Friedrich Wilhelms, dem damals herrschenden Regierungssysteme durchaus entgegengesetzte Anschauungsweise giebt ein Gespräch, das er im März 1884 mit einem der hervorragendsten liberalen Abgeordneten, Ludwig Bamberger, hatte, den er selber zu sich hatte bescheiden lassen. Bamberger hat es sofort nach seiner Heimkehr niedergeschrieben, so daß an der Authentizität dieser im engsten Vertrauen gethanen Äußerungen nicht gezweifelt werden kann.

Der Kronprinz gab da zunächst seiner lebhaften Abneigung gegen das Zentrum Ausdruck, das er als eine Vertretung von „Fremden“, von „Nichtdeutschen“ charakterisierte. Er hielt es sogar für ratsam, die Falsche Gesetzgebung, wenigstens insoweit sie nicht die katholische Religionsübung direkt hemme, wieder aufzunehmen und gegen die römische Hierarchie in Wirksamkeit zu setzen. In Italien, sagte er, sei das Verhältnis zwischen dem Hofe und der Kurie innerlich viel besser,

1) Ms. Stauffenberg an Fordenbeck, aus Ristissen, 1. Sept. 1880: „Mit dem Kronprinz habe ich sehr lange gesprochen — er nahm mich in seinem Extrazug mit nach Friedrichshafen, und ich war 2<sup>1/2</sup> Stunden allein mit ihm. Er erkundigte sich zuerst nach unserem Schritte, wollte alle Chancen desselben dargelegt haben, und ich habe das auch unverhüllt gethan. Hoffnung für die Zukunft, mächtige Aussichten für die Gegenwart. Ich habe den Eindruck, daß er auf unserer Seite steht. Einzelne Äußerungen lassen sich brieflich gar nicht mitteilen. Im ganzen hat es mir fast den Eindruck einer Art Demonstration gemacht, daß er mich (und zwar durch Vermittlung des preuß. Gesandten in München) bestellte.“

2) Philippson, Fordenbeck, S. 353.

3) M. Busch, Tagebuchblätter, III 94 f.

als man glaube. Es bestehe ein fortlaufender stiller Verkehr zwischen dem Quirinal und dem Vatikan. Die Italiener, sagte er, lächelten darüber, daß wir durch Nachgiebigkeit etwas von der Geistlichkeit zu erlangen trachteten. Nachdem man sich einmal zum Kampfe entschlossen, hätte man dabei ausharren müssen. Den damaligen Zustand allmählicher Kapitulation vor der Hierarchie bezeichnete er mit einem äußerst kräftigen verwerfenden Ausdrucke.

Auch gegen den Staatssozialismus sprach sich der hohe Herr mit vielem Nachdrucke aus. „Die jungen Leute“, sagte er, „sehen alles, wie es jetzt geschieht, als herrlich an. Sie zählen alle auf die Kräfte des Staates, der alles fertig bringen könne.“ Er mißbilligte die Denkweise der staatssozialistischen Professoren an der Berliner Universität sowie einer gewissen in patriotischen und absolutistischen Phrasen schwelgenden historischen Schule. „Wie soll ich,“ sagte er um jene Zeit, „einmal für dieses Land Regierungsmänner finden, da ja doch seit 1866 kaum ein Einziger sein juristisches Examen abgelegt hat, der einen anderen Gott anbetete, als: den Erfolg!“

Aber auch durch öffentliche Kundgebungen bewies der Kronprinz, daß er über den Parteien stehe und das Gute anerkenne, selbst wenn es von den vielgeschmähten Freisinnigen kam. Man erinnert sich der heftigen Angriffe, die damals die städtischen Behörden Berlins von seiten der Reaktion und selbst von hoher Stelle zu erfahren hatten. Mit um so auffallenderem Nachdrucke betonte Friedrich Wilhelm in seinem Dankschreiben für den Neujahrs-Glückwunsch dieser Körperschaften, vom 3. Januar 1883: „Ich kann mir nicht versagen, bei diesem Anlasse auszusprechen, wie ich der Leitung der städtischen Verwaltung volle Anerkennung für die einsichtige und planvolle Fürsorge zolle, welche sie der körperlichen Wohlfahrt, wie der geistlichen und sittlichen Bildung der Bevölkerung widmet. Wo immer ich Gelegenheit fand, städtische Einrichtungen und Anstalten zu besuchen, haben die wahrgenommenen Erfolge mich mit lebhafter Befriedigung erfüllt.“ In einem anderweiten Schreiben an die Berliner Stadtverordneten — vom 23. Oktober 1884 — sagte er nicht minder: „Der gewaltige Aufschwung, den die sich täglich verschönernde Hauptstadt im letzten Jahrzehnt genommen, gereicht der tüchtigen Leitung ihrer Verwaltung wie dem umsichtigen und fleißigen Streben der Einwohner zu gleicher Ehre.“ Das waren freilich Worte, die zu dem gouvernemental-antisemitischen Anstürme „auf das rote Haus“, zu dem offiziellen und offiziösen Schmähden des im berliner Rathause herrschenden „Fortschrittzringes“ in schroffem Gegensatze standen.

1) G. v. Bunsen, in der „Nation“ vom 23. März 1895, S. 351.

Friedrich Wilhelm war der Fahne, zu der er schon als Jüngling geschworen, auch als alternder Mann treu geblieben. „Forschen, prüfen, Licht, Aufklärung“, — „nicht Stillstand, sondern Fortschritt“. Das sind die Ziele, zu denen er sich noch als Zweiundfünfzigjähriger bekennt, und zu deren Bethätigung er die Freimaurer auffordert<sup>1)</sup>. Nicht durch Gewalt- und durch Polizeimaßregeln, deren Wirksamkeit ihm als sehr zweifelhaft erschien einer großen, selbst irrigen geistigen Bewegung gegenüber, wollte er ein Volk regiert sehen, das so oft Beweise treuer Hingabe an Vaterland und Herrscherhaus gegeben hatte, das noch jetzt auf allen Gebieten der geistigen und materiellen Entwicklung so gesundes Leben zeigte. Das ganze schneidige Strebertum, der auf die politischen wie die privaten Verhältnisse sich erstreckende „Realismus“ d. h. öde Nützlichkeitsdienst, wie sie von den kleinen Nachäffern des großen Bismarck gepredigt und geübt wurden, waren dem edlen Fürsten in tiefster Seele verhaßt. Er war und blieb ein aufrichtiger Idealist. „Wir wissen“, sagte er am 3. August 1880 bei dem Jubiläum der königlichen Museen, „wie in den Tagen des größten nationalen Unglücks der Gedanke an ideale Ziele sich schöpferisch stark und lebendig erwies. Heute gilt es mehr als je, die idealen Güter festzuhalten.“ Das war mehr als offizielle Festphrase; die starke Betonung erweist, daß Friedrich Wilhelm hier, der rohen Utilitätsjägerei gegenüber, absichtlich und bewußt das Banner des Idealismus entfaltete, der das tiefste Wesen und den größten Vorzug der deutschen Volksseele ausmacht.

Freilich, offiziell mußte er sich in das eiserne Gefüge des Bismarckschen Regierungssystems einfügen lassen. Die Reichstagswahlen von 1881 hatten Fortschritt und Sezessionisten verstärkt, die Nationalliberalen bedeutend geschwächt, zwischen der Linken und den Konservativen das ultramontane Zentrum zur ausschlaggebenden Partei gemacht. Dieses jedoch strich die ihm von der Regierung verschwenderisch angebotenen Vorteile freundlich ein, war aber keineswegs bereit, seine Volkstümlichkeit durch Bewilligung des Tabakmonopols und weiterer Zollerhöhungen auf das Spiel zu setzen. Des Kanzlers Plan eines konservativ-kerikalen Bündnisses war also im Reichstage gescheitert. Deshalb suchte er anderweite große politische Körperschaften zu gründen, die, von der Regierung abhängig, das Ansehen der Volksvertretung mindern oder doch wenigstens auf diese einen moralischen Druck üben könnten. So hatte er schon den Volkswirtschaftsrat geschaffen, so erweckte er im April 1884 den Staatsrat aus seinem viele Jahrzehnte währenden Schlafe. Die öffentliche

<sup>1)</sup> Am 20. Januar 1883, bei der Einweihung des neuen Gebäudes der Loge „Royal York zur Freundschaft“.



Meinung erkannte wohl das wahre Ziel dieser Auferstehung und kam dem Staatsrate mit vielem Mißtrauen entgegen. Um so mehr war der Kanzler bedacht, ihm größeren Glanz zu verleihen und unter den Schild eines volkstümlichen Namens zu stellen: deshalb ward im Juni 1884 kein Geringerer als der Kronprinz zum Vorsitzenden der hohen Behörde ernannt. Diesem aber war die ganze Institution, mit ihrer gegen die verfassungsmäßige Thätigkeit des Reichstages gerichteten Spitze, wenig sympathisch; sein Vertrauensmann Fordenbeck hatte ihn längst über die wahre Natur und Bestimmung des künstlich neubelebten Staatsrates aufgeklärt. Er verstand sehr wohl, daß Bismarck beabsichtigte, diese aus vorzugsweise konservativen Elementen gebildete Behörde dauernd zu einer Zwischeninstanz zwischen Ministerium und Volksvertretung zu gestalten, um etwaigen späteren liberalen Ministerien und Parlamenten einen Hemmschuh anzulegen und damit eine liberale Richtung nach dem Thronwechsel von vornherein matt zu setzen. Friedrich Wilhelm versuchte deshalb zuerst, sich der ihm zugedachten Stellung zu entziehen. Allein schließlich sah er sich genötigt, sie anzunehmen. Eine beharrliche Weigerung von seiner Seite würde offenen Bruch mit der innern Politik seines Vaters bedeutet haben, und so verstand er sich, der zu so entschiedenem Auftreten nicht genügende Unabhängigkeit des Herzens besaß, zu einem Amte, von dem er keinerlei ihm genehme Wirksamkeit erwartete. Es war das alte Leid in einer neuen Form: daß er zu einer ihm schädlich dünkenden Thätigkeit, zu einem innerlich durchaus unwahren Auftreten gezwungen wurde! Nachdem er die Einberufung der Versammlung möglichst lange hinausgeschoben hatte, mußte er die Sitzungen endlich am 25. Oktober 1884 eröffnen. Er hielt dabei eine Rede, in der er dem Staatsrate das Feld der ihm zustehenden Thätigkeit eng umschrieb; damit vereitelte er von vornherein die weitergehenden, für sein eignes zukünftiges Herrschertum bedrohlichen Pläne des Fürsten Bismarck. Sonst beschränkte sich die Teilnahme Friedrich Wilhelms an den Sitzungen des erneuten Staatsrates auf eine rein formale Thätigkeit; man wird wohl kaum irren, wenn man annimmt, daß er dessen Wirksamkeit behindert hat, so viel sein Präsidium solches in seine Hand legte. Unter diesen Umständen gab es für den Staatsrat vollends keinen Platz innerhalb des bereits mit zahlreichen beratenden Versammlungen ausgestatteten Reiches und Staates, und wie er dem Augenblicke und dessen Bedürfnissen seine Wiedergeburt verdankt, so ging er mit dem Augenblicke auch abermals zu Grabe, noch ruh- und klangloser als der Volkswirtschaftsrat.

Der Kronprinz war wohl herzlich froh, daß ihm diese Art, eine politische Rolle zu spielen, bald wieder versagt wurde. Sonst blieb ihm freilich keine andere übrig, als bei außergewöhnlichen Gelegenheiten Kaiser

und Reich, zumal im Auslande, zu vertreten. Aber auch hier durfte er seinen Mut und seinen opferfreudigen Patriotismus in hervorragender Weise bethätigen.

Am 13. März 1881 war der edle, um sein Volk und um alle humanitären Interessen hochverdiente Zar Alexander II. von den ebenso kurzsichtigen wie verbrecherischen Nihilisten grausam ermordet worden. Dieser Todesfall aber brachte zugleich dem deutschen Reiche eine beträchtliche Gefahr. Denn der Verstorbene war, ungleich seinem Staatskanzler Gortschakoff, ein treuer Freund seines kaiserlichen Oheims Wilhelm I. sowie Preußens gewesen und stets geblieben, so daß von ihm eine wirklich kriegerische Politik diesem Staate gegenüber nicht zu fürchten war. Sein Nachfolger aber, Alexander III., galt als Gegner Deutschlands und alles deutschen Wesens. Sein ausschließlich russisches Nationalitätsbewußtsein veranlaßte ihn, den seit zwei Jahrhunderten, seit Peter dem Großen, in dem Zarenreiche so starken civilisatorischen Einfluß der Deutschen in den russisch-baltischen Provinzen nach Möglichkeit zu vernichten; und dieser Haß gegen die russischen Deutschen übertrug sich auf das Deutschtum im allgemeinen. Um so mehr wünschte der greise Kaiser, die Gefahr eines Zusammenstoßes durch freundschaftliche persönliche Beziehungen zu beschwören, und deshalb beschloß er, Alexanders III. dringender Einladung des Kronprinzen zur Anwesenheit bei der Beisetzung des ermordeten Herrschers nachzukommen. Er und seine Berater hofften, daß, wenn man zeige, welches Gewicht deutscherseits auf die russische Freundschaft gelegt werde, der Zar sich schon durch die monarchische Interessengemeinschaft zum Aufrechterhalten der Beziehungen zu Deutschland bestimmen lassen werde. Aber die Reise war für den preussischen Thronfolger eine gefahrvolle: niemand konnte dafür einstehen, daß die Nihilisten nicht dem neuen Kaiser und seiner ganzen Umgebung dasselbe furchtbare Schicksal bereiten würden, wie seinem Vater. Allein wann hätte sich je ein Hohenzoller durch die Stimme der Furcht von der Erfüllung einer Pflicht abhalten lassen? Als der Berliner Polizeipräsident von Madai pflichtgemäß dem Kaiser seine Besorgnisse betreffs der persönlichen Sicherheit des Kronprinzen in Rußland ausdrückte, erwiderte Wilhelm I. ernstern Tones: „Faisons notre métier.“ Das Leben des einzigen Sohnes schien ihm kein zu hoher Einsatz, wo es galt, dem damals von Frankreich unablässig angefeindeten Deutschen Reiche die kostbare Freundschaft des mächtigen Zarenreiches zu bewahren.

Der Kronprinz fuhr also am 22. März nach St. Petersburg ab. Mit Aufregung und Besorgnis folgte alles seiner Reise. Am Morgen des 27. März, des Tages der Leichenfeier, erhielt Prinzessin Viktoria einen anonymen Drohbrief, in dem ihr mitgeteilt wurde, ihr Gatte werde

in den nächsten Stunden dem Todesurteil der Nihilisten zum Opfer fallen. Eine sehr natürliche, furchtbare Aufregung bemächtigte sich der erlauchten Frau — bis endlich am Abend eine Depesche mit der tröstlichen Meldung anlangte, daß die Beisekungsfeierlichkeiten in erwünschtester Ordnung und ohne jeden störenden Zwischenfall verlaufen seien. Aber völlig atmete die königliche Familie doch erst auf, als am Morgen des 30. März der Kronprinz wohlbehalten in Berlin wieder angelangt war. Der politische Zweck, der bei dieser Reise ins Auge gefaßt worden, war zunächst durchaus erreicht. Die Vorliebe für die monarchischen Institutionen, der Widerwille gegen alles, was an Republik erinnerte, wirkten damals noch stärker auf den Zaren, als seine Abneigung gegen das Deutschtum, zumal er sich davon überzeugte, daß er in seinem Zerstörungskampfe gegen seine eignen deutschen Unterthanen von dem großen Reiche keinerlei Störung zu fürchten habe. Dazu kam die liebenswürdige Persönlichkeit des Prinzen Friedrich Wilhelm. Kurz, er überschüttete diesen mit Beweisen der Zuneigung und Hochachtung und schlug durch ihn dem Kaiser Wilhelm eine Zusammenkunft vor, die dann auch im nächsten September, unter Anwesenheit Friedrich Wilhelms, mehrerer russischer Prinzen und der beiderseitigen leitenden Minister, in Danzig stattfand und die beiden großen Reiche noch für einige Jahre einander näherte. Am 15. September 1884 wurde dieses Bündnis einstweilen befestigt durch eine Zusammenkunft, die die Monarchen von Rußland, Preußen und Oesterreich, sowie deren leitende Minister in dem polnischen Städtchen Skierniewice abhielten. So hatte unser Kronprinz nicht vergeblich sein Leben für das Wohl des Vaterlandes den größten Gefahren ausgesetzt und einen Gang gewagt, wie ihn der Kriegsmann in der Schlacht nicht schlimmer unternehmen konnte. Übrigens war er von dieser Fahrt nach Rußland mit der Überzeugung heimgekehrt, daß es mit der Macht und Sicherheit dieses Staates, der während seiner Jugend als der erste und am festesten begründete Europas galt, recht übel bestellt und dessen innere Zustände höchst bedenklich seien.

Bei weitem lieber war ihm eine Mission nach England, im Herbst 1882. Sie sollte als Gegendemonstration dienen gegen die Angriffe der deutschen Presse auf Großbritannien wegen dessen Gewaltpolitik in Agypten und die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiderseitigen Regierungen von neuem betonen<sup>1)</sup>.

Ein Jahr später aber trat Friedrich Wilhelm eine Reise an, die kaum minder bedenklich war als die russische des Frühlings 1881: er mußte sich nach Spanien begeben, diesem Lande, das im Innern seit

1) Ms. Schreiben Stockmars vom 14. Nov. 1882

lange durch revolutionäre Leidenschaften aufgewühlt, in der äußern Politik aber durch Rasse, Religion und Nachbarschaft eng mit Frankreich verknüpft war<sup>1)</sup>.

Der junge König Alfons XII. von Spanien hatte, nachdem er mit seiner Mutter Isabella II. im Jahre 1868 aus der Heimat vertrieben war, auf dem Theresianum in Wien eine rein deutsche Erziehung erhalten und sich wirklich mit lebhafter Sympathie für deutsches Wesen erfüllt. Im September 1874 hatte er einen Besuch in Berlin gemacht; offiziell hatte er dabei von der preußischen Regierung, die mit der spanischen Republik freundschaftliche Beziehungen unterhielt, keinerlei Aufmerksamkeit empfangen, wohl aber eine Woche lang mit dem Kronprinzlichen Paare verkehrt. Hatte der energische, thatendurstige Jüngling schon längst dem heldenhaften deutschen Prinzen begeisterte Bewunderung gezollt, so gesellte sich nun dieser, in Folge der näheren persönlichen Bekanntschaft, ein ehrfurchts- und liebevolles Freundschaftsverhältnis, das auch eine praktische Bedeutung gewann, als ein Vierteljahr später Alfons durch eine, von der großen Mehrheit der Nation gebilligte Militärrevolution auf den Thron seiner Vorfahren zurückgeführt ward. Während sonst das spanische Volk die europäischen Verhältnisse fast ausschließlich durch das Medium des Franzosentums betrachtete, das allein unter den europäischen Kulturelementen auf der Pyrenäenhalbinsel Wurzel geschlagen hatte, bewahrte sich der König eine gerechte Würdigung Deutschlands, und er zeigte diese Gesinnung, indem er im September 1883 den Kaiser Wilhelm in Homburg aufsuchte und den dortigen Feldmanövern beistand. Zum Danke für diese Aufmerksamkeit verlieh ihm Wilhelm I. ein preußisches, in Straßburg garnisonierendes Ulanenregiment. Diese Thatfachen erregten den Grimm der Franzosen gegen Alfons XII.; und als er auf der Heimreise Paris berührte, wurde er von der Regierung nur lau aufgenommen und unzureichend geschützt, durch den Pöbel aber auf das gemeinste beschimpft.

Kaiser Wilhelm erkannte wohl, daß diese Beleidigung sich weniger gegen Spanien als gegen Deutschland richtete, und empfand sie als eine zugleich nationale und persönliche Kränkung. Er beschloß also, durch eine Gegendemonstration zu antworten und, da sein Alter ihm eine Reise nach Spanien nicht gestattete, seinen Sohn dorthin zu senden. Er hoffte, durch eine solche Huldbildung einestheils das monarchische Prinzip in Spanien selbst zu stärken, andererseits engere und festere Beziehungen

1) Die Darstellung der spanischen und der italienischen Reise des Kronprinzen, für die mir wenig neue Materialien zu Gebote standen, ist zum größten Teile wörtlich meinem „Friedrich III. als Kronprinz und Kaiser“ (Berlin 1893) entlehnt.

zwischen diesem Lande und Deutschland anzubahnen, was um so wichtiger erschien, als der deutsche Handel mit der iberischen Halbinsel sich in den letzten Jahren ganz bedeutend entwickelt hatte. Auch konnte es bei einem etwaigen Kriege mit Frankreich stark ins Gewicht fallen, wenn Spanien wenigstens eine für Deutschland wohlwollende Neutralität bewahrte.

Eine solche Reise unterlag indes vielfachen und ernststen Bedenken. Das deutsche Wesen stand den Spaniern durchaus fern, die die „Germanen“ als Reher haßten und, in lächerlichem aber fest eingewurzelttem Vorurteile, als „Barbaren“ geringschätzten. Wie leicht konnten solche Stimmungen einem so hervorragenden Vertreter des deutschen Wesens gegenüber, wie es der Kronprinz war, in unangenehmster Weise zum Ausdruck kommen? Und ferner: die augenblicklich in Madrid am Ruder befindliche liberale Partei und zumal die gleichfalls sehr zahlreichen Radikalen und Republikaner neigten durchaus zu Frankreich, ja waren ihm teilweise geradezu mit Fanatismus ergeben. Endlich war wohl zu beachten, daß Hunderttausende von Franzosen Spanien bewohnten und dort vielfach sehr einflußreiche Stellungen einnahmen. Die Reise des Kronprinzen wäre unter solchen Umständen überhaupt unmöglich gewesen, wenn nicht die jüngste Beleidigung des Königs Alfons in Paris bei den stolzen Spaniern eine zwar nur vorübergehende, aber doch für den Augenblick wirksame Mißstimmung gegen die französische Hauptstadt und Regierung hervorgerufen hätte. Auch so war das damals in Spanien regierende Ministerium Posada-Herrera zunächst über die Ankündigung des vornehmen deutschen Besuches lediglich bestürzt und wollte jede Feier desselben vermeiden, um nur nicht bei den Franzosen Anstoß zu erregen. Erst nachdem es von deutscher Seite die Versicherung empfangen hatte, daß man kein politisches Bündnis fordern werde, und als die Führer der Konservativen drohten, die Begrüßung des Kronprinzen und die Festlichkeiten zu seiner Ehrung selber veranstalten zu wollen — erst da nahm das Ministerium die Feier des hohen Gastes in die Hand.

Das alles ließ wenig Ersprießliches von der Reise erhoffen, ja selbst Schlimmes besorgen. Aber Friedrich Wilhelm war keiner Furcht zugänglich, und wie in Petersburg, so war er auch in Spanien bereit, sein „fürstliches Gewerbe“ zu üben: gerade in dieser Ruhe, in dieser stets gleichmäßigen, unbefangenen Frische und Heiterkeit lag die beste Bürgschaft des Erfolges. Erleichtert wurde dem Prinzen der Entschluß durch seinen aufrichtigen und längst gehegten Wunsch, das ferne Märchenland jenseits der Pyrenäen kennen zu lernen, und dann besonders durch seine lebhaft freundschaftliche Hochschätzung Alfons XII. „Er ist vielleicht der bedeutendste Fürst, den ich seit den letzten zwanzig Jahren

kennen gelernt habe," äußerte er sich über den jungen König. „Alles stellt sich bei ihm mit unverkennbarer Gebiegenheit dar. Vor allem hat er einen königlichen Mut; er weiß genau, was er will; er ist ganz allein auf sich angewiesen, aber er nimmt seinen Weg durch alle Schwierigkeiten mit kühner Sicherheit. Er hat das Zeug in sich, der Reformator Spaniens zu werden“<sup>1)</sup>).

Am 17. November 1883 reiste der Kronprinz in Gesellschaft einiger hoher Militärs von Berlin ab; auch mehrere hervorragende Journalisten befanden sich in seinem Gefolge. Auf Wunsch seines Vaters vermied er das Betreten französischen Bodens. Er langte also am 18. in Genua an, wo drei deutsche Kriegsschiffe seiner harrieten, um ihn zur See nach Spanien zu bringen. Die Aufnahme von seiten der Genueser Bevölkerung war eine überaus begeisterte und herzliche, wie sie einem alten Freunde und zugleich mächtigen Gönner zu teil wird. Nach überaus stürmischer Fahrt, die durch das Unwetter um einen vollen Tag verlängert wurde, kam die Flottille am 22. in Valencia an, in dessen Hafen zunächst der Empfang ein unfreundlicher war. Nur mit Bangen sahen die wackeren Seeleute den Kronprinzen scheiden, der gleichfalls die nächste Zukunft als eine unsichere betrachtete. Als er das Schiff verließ, sagte er zu dessen Offizieren: „Auf Wiedersehen, meine Herren; und wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, leben Sie wohl!“ Indes den Spaniern gegenüber ließ er nicht einen Schatten von Besorgnis erkennen, sondern zeigte ihnen nur sein gewöhnliches ebenso gewinnendes wie würdevolles Wesen, das, verbunden mit dem imponierenden Eindrucke seiner männlichen Schönheit, sofort die leicht entzündlichen Südländer für ihn einnahm. Von dem in herrlichster Pflanzenpracht blühenden Valencia ging es noch an demselben Tage nach Madrid, wo nicht allein der König den hohen Gast mit inniger Freude begrüßte, sondern auch die gesamte Bevölkerung ihm einen glänzenden und freundlichen Empfang bereitete. Kein Mißton hat seitdem den Aufenthalt des Prinzen in Spanien gestört.

Volle zwei Wochen hindurch weilte er in Madrid, wo alles aufgeboten wurde, um dem Kronprinzen des Deutschen Reiches Abwechslung, Freude und Belehrung zu bereiten. Da gab es Parade und Manöver, einen Ball am Hofe und ein Fest im Stadthause, Galaoper, einen Ausflug nach dem Escorial und einen weiteren nach Toledo, Stiergefecht und Jagden, eine feierliche Sitzung in der Rechtsakademie und dergleichen

<sup>1)</sup> Fr. Dernburg, Des deutschen Kronprinzen Reise nach Spanien und Rom (Berlin 1884), S. 1. Auch im folgenden habe ich dieses interessante Buch vielfach benutzt. — In gleicher Weise sprach sich bald nach der Rückkehr aus Spanien der Kronprinz über Alfons XII. gegenüber einem deutschen Abgeordneten aus, nach dessen freundlicher Mitteilung.

mehr. Aber jede freie Stunde, die bei so bewegtem Leben Friedrich Wilhelm sich abmüßigen konnte, verbrachte der kunstsinige Fürst in dem prächtigen Museum, in dem die mächtigen spanischen Könige des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts die Meisterwerke nicht nur der heimischen Maler, sondern auch der großen Holländer und Italiener vereinigt haben. Tag für Tag konnte man ihn in Begleitung des Museumsdirektors in diesen Sälen wiederfinden, deren unvergleichliche Schätze er mit geübtem und kundigem Auge studierte. In ganz besonderem Maße zogen ihn die fein durchdachten Gemälde des großen Velasquez an; er schrieb sich Bemerkungen über dessen hauptsächlichste Bilder nieder und ließ sich von König Alfons einen spanischen Ästhetiker vorstellen, der eine eingehende Arbeit über den berühmten Künstler vorbereitete<sup>1)</sup>. Noch wenige Tage vor seinem Ableben hat er brieflich Curtius seine Freude über die Vollendung einer deutschen Biographie des großen Malers — der von Justi verfaßt — ausgesprochen<sup>2)</sup>.

Der politische Zweck der Reise wurde in vollem Maße erreicht. Dem Könige Alfons sah man das Glück und die Freude an, mit denen ihn die Anwesenheit seines bewunderten Freundes erfüllte. Aber auch die Bevölkerung faßte lebhafteste Sympathie für den hohen Herrn. „Der Spanier,“ sagte Canovas del Castillo, der Führer der konservativen Partei und bald darauf von neuem Ministerpräsident, zu einem ausgezeichneten deutschen Journalisten, „der Spanier ist gegen alles Ausländische von vornherein mißtrauisch, er will sehen, ehe er urteilt. Heute kann ich Ihnen sagen, und zwar mit vollem Freimut, daß die Spanier aller Parteien für Ihren Kronprinzen gewonnen sind; selbst die Republikaner können ihm ihre Achtung nicht versagen. Alles was er thut und spricht, ist uns genehm, steigert sein Ansehen bei uns und mehrt unsere Sympathien für ihn. Ich stehe nicht an, diesen Besuch als ein höchst glückliches Ereignis zu bezeichnen und verspreche mir davon die besten Folgen.“

In freiwilliger Huldigung, die von seiten einer solchen Körperschaft besonderen Wert besaß, ernannte die Rechtsakademie, der die bedeutendsten Juristen und die hervorragendsten Politiker Spaniens angehörten, den Kronprinzen zum korrespondierenden Mitgliede. Er antwortete der Deputation, die ihm diese Auszeichnung antrug, in einer vortrefflichen Rede, die mit den goldenen, für den Sprecher so bezeichnenden Worten schloß: „Die erste Aufgabe des Gesetzgebers bleibt in meinen Augen

1) E. Justi, Diego Velasquez und sein Jahrhundert (Bonn 1888), T. II. Vorwort.

2) E. Curtius, Altertum und Gegenw., III 23 f.

immer, gleiches Recht für alle zu schaffen.“ Es ist natürlich, daß solche Äußerungen dazu angethan waren, die Verehrung und Zuneigung, die man für ihn zu hegen begann, zu erhöhen. Jeder Gewinn in dieser Beziehung war aber auch ein Gewinn für Deutschland, dessen berufener Repräsentant in der Fremde der Kronprinz war.

Nach den schönen und wirkungsvollen Wochen in Madrid besuchte Friedrich Wilhelm noch Sevilla, Granada und Cordova, diese so merkwürdigen Städte des wundervollen farbenprächtigen Andalusien, mit ihren reichen maurischen Erinnerungen. Dann ging es nach Barcelona, Spaniens zweitgrößter Stadt und bedeutendstem Handelsplatze, von wo man sich zur Rückfahrt einschiffen wollte. Der Kronprinz war von den verschiedensten, selbst offiziellen Kreisen gewarnt worden: in Barcelona hätten sich die Anarchisten zusammengefunden, um ein Attentat gegen ihn auszuführen; niemand könne für die meist republikanisch gesinnte Bevölkerung der Stadt einstehen. Friedrich Wilhelm aber, mit seiner kühlen Auffassung von Gefahr, trug kein Bedenken, sich auch hier dem ritterlichen Wesen der Spanier anzuvertrauen. Und reichlich wurde er für diese kühne Zuversicht belohnt: er ward in Barcelona mit noch lauterem Jubel empfangen, als in Madrid. Abends erging er sich, umflutet von einer dichtgescharten Menge, in den populärsten Vierteln, abgedrängt von beinahe seinem ganzen Gefolge, aber in einer solchen Atmosphäre von herzlicher Freundlichkeit und Beifallsrufen, daß irgend eine feindselige Stimmung sich überhaupt nicht geltend machen konnte. So wirkte der deutsche Kronprinz in jenen fernen Landen für Deutschlands Ansehen und Interesse!

Nach derart günstigem Abschluß des viel gefürchteten spanischen Abenteuers ging er am 14. Dezember wieder an Bord eines deutschen Kriegsschiffes. Aber nicht, wie man erwartet, direkt nach der Heimat hatte er seinen Weg zu nehmen. Ihm selbst ganz unerwartet war ihm am Tage vor der Abreise von Madrid, dem 6. Dezember, vom Reichskanzler telegraphisch der Befehl des Kaisers übermittelt worden: „Be-  
gieb Dich nach Rom, um dem Könige von Italien meinen Dank zu sagen für die vielen, während Deiner Durchreise Dir gegebenen Beweise freundlicher Gesinnung.“ Die wahre Bedeutung dieser neuen Reiseroute ward ihm jedoch erst zwei Tage später, in Sevilla, klar, als er den Auftrag empfieng, bei dieser Gelegenheit einen Besuch im Vatikan zu machen. Die Zentrumsparthei hatte sich bisher gegen das Liebesmühen der preußischen Regierung außerordentlich spröde gezeigt. Sie hatte deren Zugeständnisse als selbstverständlich angenommen und anstatt irgend eines Dankes nur immer mehr gefordert. Der dem Kronprinzen erteilte Befehl war also der erste Schachzug in der neuen Politik des



Reichskanzlers, über die Köpfe des Zentrums hinweg sich unmittelbar mit Papst Leo XIII. zu verständigen und durch dessen Einfluß die ultramontane Partei Deutschlands zum Eintritt in das konservativ-kerikale Bündnis zu nötigen, auf das er sich in Zukunft zu stützen gedachte. Zuerst war geplant worden, daß der Kultusminister von Gossler — Herr von Puttkamer hatte inzwischen eine bedeutendere Stellung als Minister des Innern und als Vicepräsident des Staatsministeriums erhalten — sowie der preußische Gesandte beim Vatikan, von Schlözer, den Kronprinzen in Genua treffen und mit ihm ein eingehendes Programm für dessen Unterredung mit dem Papste verabreden sollten. Indes man sagte sich bald, daß der Kronprinz kaum ein williger Mitarbeiter an solcher Politik sein werde, und daß es besser sei, die Einzelheiten der Verhandlungen unter der unmittelbaren Aufsicht des Reichskanzlers durchzuführen und dem Prinzen nur eine repräsentative Rolle zu überweisen.

Auch in dieser Beschränkung war Friedrich Wilhelm, dem Gegner der klerikalen Bestrebungen und dem aufrichtigen Freunde Italiens und seines Königspaars, der Auftrag gewiß wenig genehm. Allein er mußte gehorchen. Wenigstens that er, was in seinen Kräften stand, um den peinlichen Eindruck, den das Ereignis in Italien hervorbringen mußte, möglichst abzuschwächen. Er nahm seine Wohnung im Quirinal, als Gast des Königs Humbert; und unmittelbar, bevor er bei dem Papste vorsprach, begab er sich in das Pantheon und legte dort einen gewaltigen mit den deutschen Farben gezierten Kranz auf die Gruft Viktor Emanuels nieder. Ganz Italien verstand sehr wohl den Sinn dieser einfachen und klaren Demonstration.

Am 17. Dezember fand die Zusammenkunft zwischen dem deutschen Kronprinzen und dem Papste statt. Sie bewegte sich in höflichsten Formen; als aber Leo XIII. den Fürsten fragte: ob Seine Kaiserliche Hoheit ihm keinerlei Eröffnung zu machen habe, erwiderte derselbe: er sei lediglich als Gast des Königs von Italien nach der Ewigen Stadt gekommen, um diesem für zahlreiche Freundschaftsbeweise zu danken, und habe dabei nicht verfehlen wollen, auch Seiner Heiligkeit durch einen Besuch seine Ehrerbietung zu bezeugen. Vergebens suchte der Papst immer wiederholt den Prinzen zum Meinungsaustrausch über die kirchenpolitischen Fragen zu veranlassen. Friedrich Wilhelm verschanzte sich hinter seinem völligen Mangel an Instruktionen und seiner Unbekanntschaft mit den verwickelten Einzelheiten der Sachlage in Folge seiner langen Abwesenheit von der Heimat und begnügte sich mit der Zusage, die Wünsche Seiner Heiligkeit seinem Vater zu übermitteln, der ja bekanntermaßen in allen Fällen ein Fürst des Friedens sei.

Italiens König und Volk blieben nicht einen Augenblick lang über die wahren Gefinnungen ihres Gastes im unklaren. Fener führte ihm ein ganzes Armeekorps in prächtiger Parade vor und veranstaltete ihm eine glänzende Festoper. Die Stadt Rom, in richtiger Erkenntnis der kunstgeschichtlichen Neigungen des Prinzen, gab ihm ein zauberisches Fest auf dem Kapitol inmitten der herrlichen Statuen des kapitolinischen Museums. Übrigens verfehlte Friedrich Wilhelm nicht, unter der Leitung der in Rom residierenden deutschen Archäologen die neuesten Ausgrabungen auf dem Palatin und dem Forum sehr genau zu besichtigen. Den Lebenden wurde er gerecht, indem er, sich nicht mit militärischen Schauspielen und offiziellen Festen begnügend, dem italienischen Parlamente während dessen Verhandlungen einen Besuch abstattete. Das Band herzlicher Zuneigung zwischen dem deutschen Thronerben und dem italienischen Volke hatte sich durch diese Romfahrt nicht, wie man gefürchtet hatte, gelockert; im Gegenteile, dank dem charakteristischen Auftreten des Kronprinzen, war es noch fester gezogen. Nur Schritt für Schritt konnte sich sein Wagen durch die dichtgedrängte Menge bewegen, die immer und immer wieder in den brausenden Ruf ausbrach: „Es lebe Deutschland, es lebe der Kronprinz, il nostro Fritz!“ Und diese Beweise der höchsten Sympathie, der Huldigung und Begeisterung folgten dem edlen Fürsten auf dem Heimwege, von den Mauern der ewigen Roma bis zum Apennin und zu den Alpen, bis zu dem Augenblicke, wo er die Grenze des gleichfalls eng befreundeten Osterreich überschritt. Derselbe herzliche, einmütige, fortreißende Jubel empfing ihn in Süddeutschland und zumal in der einst so partikularistisch gefinnten Hauptstadt des Bayerlandes. Mit inniger Befriedigung mochte sich Friedrich Wilhelm sagen, daß er nicht umsonst gelebt und gearbeitet habe; daß, wenn es gelungen sei, die eine romanische Nation — die spanische — von Frankreich zu trennen, die andere — Italien — eng an Deutschland zu fetten, des letzteren früher widerstrebenden Süden unauflöslich mit dem Norden zu verbinden, ihm selbst ein großer Teil des Verdienstes an allem diesem zufalle.

Unter so erhebenden Eindrücken ging die Reise zu Ende. Eine ihrer weiteren Folgen war der Abschluß eines im ganzen für die deutschen Interessen günstigen Handelsvertrages zwischen dem Reiche und Spanien, am 12. Juli 1884. So konnte der Kronprinz mit voller Genugthuung auf seine zunächst anscheinend so bedenkliche spanische Expedition zurückblicken.

Eine anderweite Propaganda war es, die Friedrich Wilhelm während des Septembers 1886 in Elsaß und Lothringen unternahm. Grollend stand noch die Mehrheit der dortigen Bevölkerung abseits vom Leben

der deutschen Nation und hielt eher an dem mehrhundertjährigen Ver-  
bände mit dem französischen Nachbarn fest, als daß sie sich den erneuten  
Anschluß an das deutsche Stammland gefallen lassen wollte. Aber auch  
diese Mißstimmung vermochte vor dem ebenso imponierenden wie liebens-  
würdigen Wesen unseres Kronprinzen nicht stand zu halten. Der Em-  
pfang, der ihm in den Reichslanden zu teil wurde, war ein geradezu  
begeisterter, und zwar von seiten nicht nur der eingewanderten Alt-  
deutschen, sondern auch der eingeborenen Eskäffer und Eskäfferinnen, zu-  
mal der Landleute, die der Politik weniger zugänglich sind als die  
Städter. Überall waren die Häuser geschmückt, Ehrenpforten errichtet,  
drängte sich die Bevölkerung, festlich angethan und zum großen Teile  
noch in der kleidsamen Nationaltracht, dem ebenso beliebten wie be-  
rühmten Prinzen zu. Er gab hier, wie überall, das Zeugnis der  
schönsten und herzlichsten Duldsamkeit: den Gemeinden aller drei Be-  
kenntnisse, der katholischen und israelitischen wie der evangelischen, ließ  
er gleiche Berücksichtigung und Ehre zu teil werden. Dieser Fürst  
fand eben allerorten ungefucht den Weg zum Herzen des Volkes, und  
wenn es ihm auch versagt blieb, als Herrscher Großes zu wirken, so  
hat ihm doch seine edle und schöne Persönlichkeit in dem Gedächtnis  
der Deutschen ein unvergängliches Denkmal der Liebe und Dankbarkeit  
erstehen lassen.

Aber der Jubel, der ihn bei jedem Erscheinen umgab, fand in  
seinem eignen Innern keinen Nachhall mehr. Je größer die Zahl seiner  
Jahre wurde, je deutlicher sein Leben sich dem Niedergange zuneigte,  
desto schmerzlicher, desto quälender empfand er den Gegensatz zwischen  
seiner hohen, anspruchsvollen Stellung und der thatsächlichen Bedeutungs-  
losigkeit und Abhängigkeit, zu denen ihn sein stetes Kronprinzentum  
verurteilte. Er allein, der höchstehende unter allen Staatsbürgern,  
entbehrte des Rechtes, seine Meinung laut zu äußern und innerhalb  
der gesetzlichen Schranken zur Geltung zu bringen. Ja, selbst in seinen  
persönlichen und Familien-Angelegenheiten war er, der mehr als Fünfzig-  
jährige, jeder Selbständigkeit beraubt und mußte ängstlich auf die  
Willensmeinung anderer Rücksicht nehmen. Zwischen ihm und seinem  
Vater stand Fürst Bismarck, der den greisen Kaiser von der Verwerf-  
lichkeit der politischen Anschauungen seines Sohnes und von der Not-  
wendigkeit überzeugt hatte, diesen durchaus von allen öffentlichen An-  
gelegenheiten entfernt zu halten. Damit der Kronprinz nicht etwa, wie  
in der Konfliktzeit, Opposition treibe, wurde er noch als Fünfziger in  
materieller Beziehung zu ungewöhnlicher Abhängigkeit verdammt. Er  
durfte nicht ein Möbelstück in den Räumen, die er im Neuen Palais  
bei Potsdam während des Sommers zu bewohnen pflegte, umstellen,

ohne vorher die Genehmigung des königlichen Hofmarschallamtes eingeholt zu haben. Seine Einkünfte waren sehr knapp, so daß der Kronprinzliche Haushalt mit größter Sparsamkeit geführt werden mußte, um finanzielle Verlegenheiten zu vermeiden. Solche Unselbständigkeit, sowie die thatenlose Leere seines Daseins und der geschäftige Müßiggang, zu dem er sich gezwungen sah, rieben ihn auf. Er glaubte an sich die erschreckende Wahrnehmung zu machen, daß mit zunehmendem Alter ihm Elasticität des Geistes und Frische des Willens abhanden kämen, und daß, wenn er wirklich einmal an die Regierung gelange, er als ein müder, gebrochener Greis den Thron besteigen werde. Freilich, auch sein Vater hatte hochbetagt, ein Sechziger, die Leitung des Staates übernommen; aber Wilhelm I. hatte als Prinz von Preußen Dezennien hindurch einen maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung der militärischen Verhältnisse üben dürfen und die Zeit seiner thatenlosen Verbannung hatte nur wenige Jahre umfaßt. Friedrich Wilhelm aber hatte, mit alleiniger Ausnahme der Feldzüge und des halben Jahres der Stellvertretung, sein ganzes Leben hindurch die bedrückende Rolle glänzenden Scheindaseins ausfüllen müssen!

Eine besonders empfindliche Kränkung war es für ihn, als man ihm 1884 seinen treuen Vertrauten, seinen ihm seit zwanzig Jahren nahestehenden Sekretär und Adjutanten von Normann, dem er 1883 durch das Amt seines Hofmarschalls noch einen besonderen Beweis seiner Zuneigung und Dankbarkeit gegeben hatte, wegnahm und den Major nötigte, als Gesandter bei den Höfen von Oldenburg, Braunschweig und Lippe sich von Berlin zu entfernen. Fürst Bismarck hatte den wackern, jeder Intrigue unfähigen Mann im Verdachte, an seiner Verdrängung aus der maßgebenden Stellung im Vereine mit dem General von Stoß zu arbeiten<sup>1)</sup>. Am frühen Morgen des Tages, an dem Normann den Hofhalt des Kronprinzen verließ, kam dieser auf das Zimmer des Scheidenden, umarmte und küßte ihn, dankte für seine Dienste und sagte: „Wenn ich Kaiser bin, sind Sie der Erste, den ich in meine Nähe rufe<sup>2)</sup>.“ Das sollte sich freilich nur unter ungeahnt traurigen Verhältnissen bewahrheiten!

Seit dem Weggange Normanns fehlte dem Prinzen ein ständiger zuverlässiger Berater; seine Umgebung bildeten Militärs, die häufig wechselten und mit denen ihn kein engeres Band verknüpfte. Ernst von Stockmar wurde mehr und mehr durch seine Krankheit gelähmt, bis ihn am 6. Mai 1886 der Tod von seinen Leiden erlöste. Schon lange

1) Bismarck, Ged. u. Erinn., II 188.

2) E. Curtius, in der „Deutschen Revue“, Jan. 1890, S. 5.

vorher, am 8. Dezember 1882, war Geheimrat Samwer gestorben — der „teure treue Freund“, wie ihn die Frau Kronprinzessin nannte, der bis dahin von Gotha aus stets mit seinem erfahrenen und klugen Räte beizuspringen bereit gewesen war. Alle die ergebenen und einsichtigen alten Freunde verschwanden!

Und dabei wurden die öffentlichen Angelegenheiten in Bahnen gelenkt, die weit ab von dem Wege führten, den sich Friedrich Wilhelm von jeher vorgezeichnet hatte. Das diplomatische Spiel mit allen Parteien, die Bekämpfung jeder freien und festen Überzeugung, die Begünstigung aller aristokratischen, streng konservativen und streng kirchlichen Elemente, die Hervorholung der engherzigsten Sonderinteressen, die Ertötung jedes seelischen Aufschwunges, die allmähliche Überleitung der Volksseele in diese Irrpfade — das alles waren Dinge, die dem unglücklichen Thronerben die Verfolgung seiner Ziele für die Zeit, wo er das Scepter führen würde, sehr schwer, ja vielleicht unmöglich zu machen drohten.

Sein Mut sank, Trübsinn und Lebensüberdruß, nur mühselig unter erzwungener Heiterkeit verborgen, nahmen immer mehr bei ihm überhand. Er forderte wohl noch, über die Staatsgeschäfte auf dem Laufenden erhalten zu werden, und dann ließ Fürst Bismarck, so viel diesem selbst gut dünkte, ihm an Depeschen und Denkschriften zukommen. Aber das hatte doch alles keine Wirkung auf den Gang der Dinge. So schien ihm das wirkliche Interesse völlig zu versiegen, da ihm gar keine Bethätigung vergönnt wurde. Er, der in den Anschauungen des deutschen Liberalismus aus den Jahren 1840 bis 1870 aufgewachsen war, fühlte sich veraltet und vereinsamt inmitten einer jungen Generation, die, unter dem Eindrucke gewaltiger Siege und einer mächtigen staatsmännischen Persönlichkeit groß geworden und herangebildet, lediglich die Kraft, den Zwang, den äußeren Erfolg bewunderte und auf idealere Bestrebungen mit verächtlichem Lächeln herabsah, oder auch in nicht minder gewaltigem Zerstören alles Bestehenden das Ziel erblickte. Seinen gleichdenkenden Freunden und selbst Fernerstehenden offenbarte der Kronprinz sein schmerzliches Fühlen: oft genug hat er es ausgesprochen, daß er im Falle der Thronerledigung als allzu bejahrt und nicht mehr brauchbar auf die Krone verzichten und sie seinem Sohne überlassen werde<sup>1)</sup>. „Den Kronprinzen,“ schreibt Geffcken an einen gemeinsamen Freund, aus Straßburg 6. März 1883, „fand ich pessimistischer und verbitterter als je; er lehnte es ab, sich die Situation im Hinblick auf seine Regierung stets klar zu machen, weil es doch alles

1) Übereinstimmende Angaben von Gust. Freytag (S. 72) und mehrfachen anderen zuverlässigen Gewährsmännern, wie Prof. Baumgarten in Straßburg.

nichts helfe. Er klagt über sein zerfahrenes Leben . . . Von Zeit zu Zeit sieht er den Kanzler, mit dem er, wie er sagte, jetzt sehr gut stehe, aber hauptsächlich nur auswärtige Politik bespreche<sup>1)</sup>."

Der Verzicht auf die Krone war sicherlich nur ein vorübergehender Gedanke; allein er kehrte doch häufig wieder und beleuchtete wie mit grellem Blitze die trübe, fast verzweifelnnde Stimmung, die sich des hohen Herrn öfters bemächtigte. Der früher stets so gütige und freundliche Fürst begann, sich bisweilen in bitteren Reden zu ergehen und auf Worte, die ihm mißfielen, mit Schärfe, ja verletzender Schroffheit zu erwidern. Selbst leiblich fing er an unter diesen seelischen Einwirkungen zu leiden, und schon vor der letzten tödlichen Krankheit sahen seine Freunde mit Betrübniß seine herrliche, kräftige und ebenmäßige Konstitution sich verändern. Er, der unermüdet Thätige, mußte jetzt am Tage regelmäßiger Ruhe pflegen und einige, wenn auch kurze Zeit hindurch schlafen. Bei jeder Aufregung bedeckte sich sein Antlitz mit Blässe und nahm eine andauernde gelbe Färbung an. Während er früher im Kreise der Seinen alle Unannehmlichkeiten vergessen hatte und stets freudiger Stimmung erschienen war, verlor nunmehr der Familienkreis häufig seine Zauberkrast und vermochte ihn nicht stets von Ärger und Unmut zu heilen.

Aber immer wieder hielt ihn sein unbedingtes Pflichtgefühl aufrecht, das ebenso die Verbitterung wie unzeitige Regungen seines weichen Herzens zu überwinden verstand. Vor allem: seine Überzeugungen blieben unerschüttert. So oft sich ihm eine Gelegenheit darbot, verfehlte er nicht, von ihnen öffentlich Zeugnis zu geben und gegen die retrograden Bestrebungen, die er für durchaus verfehlt und dem Charakter des Volkes sehr gefährlich hielt, Verwahrung einzulegen. Seine persönliche Stellung würde eine weit bessere geworden sein, wenn er sich der inneren Politik Bismarcks unterworfen hätte. Aber eine solche Charakterlosigkeit, ein solches Opfer des Intellekts stand seinem geraden und wahrhaftigen Wesen durchaus fern. Er hielt, trotz aller persönlichen Feindschaft Bismarcks gegen seinen Freund Fockensbeck, an diesem fest und zeichnete ihn demonstrativ noch bei dem Balle aus, den das Kronprinzliche Paar am 17. Februar 1887 in den Elisabethkammern des königlichen Schlosses gab. Der Oberbürgermeister von Berlin war dem Prinzen der Repräsentant jenes aufgeklärten, schöpferischen und gemäßigt aber fest liberalen Bürgertums, auf das, als die beste Krast des Staates, er seine Herrschaft vornehmlich hatte begründen wollen, das freilich unter der mächtigen Einwirkung des genialen Reichskanzlers immer mehr aus-

1) Bisher unveröffentlicht. Vgl. Geffken an denselben, Hamburg 22. Dez. 1886: „Den Kronprinz fand ich, wie gewöhnlich, pessimistisch“.

einanderfiel und deshalb den Einfluß auf die öffentlichen Dinge einbüßte. Wie das Junkertum, so war auch Pfaffenwesen Friedrich Wilhelm verhaft. Als er am 13. September 1883 die Lutherhalle in Wittenberg eröffnete, da mahnte er mit kräftiger Stimme die Versammlung, „die hohen Güter, welche die Reformation uns gewonnen, mit demselben Mute und in demselben Geiste zu behaupten, mit dem sie einst errungen worden sind!“ „Möge diese Feier,“ fuhr er fort, „uns insbesondere in dem Entschlusse festigen, allezeit einzutreten für unser evangelisches Bekenntnis und mit ihm für Gewissensfreiheit und Duldung! Und mögen wir stets dessen eingedenk bleiben, daß die Kraft und das Wesen des Protestantismus nicht im Buchstaben beruht und in starrer Form, sondern in dem zugleich lebendigen und demütigen Streben nach der Erkenntnis christlicher Wahrheit.“ So stellte sich der Kronprinz auf dieselbe Seite, auf der einst Lessing gestanden, von der aus der Große Kurfürst und der Große König gewirkt hatten, sprach er dasselbe aus, was sein Großvater im Jahre 1797 und sein Vater im Jahre 1858 verkündet hatten, um einer verwirrenden und niederdrückenden Herrschaft der Intoleranz ein Ende zu bereiten. Damit trat Friedrich Wilhelm die Erbschaft alles dessen an, was Deutschland groß gemacht und Preußen an dessen Spitze erhoben hatte.

Aber freilich in der damaligen offiziellen Kirche war von so verstandenem Protestantismus wenig zu spüren. Bitter beschwerte sich der Kronprinz, wie die Feier des vierhundertsten Geburtstages Luthers mißraten sei, und daß, wo sich ein freier Mensch in der protestantischen Kirche einigermassen zu regen suche, derselbe sofort beseitigt werde.

Und doch ließ sich der edle, unermülich strebende Fürst dadurch nicht von dem Gedanken abschrecken, dem großen Reformator und dem ganzen Werk der Reformation durch Wiederaufbau der verfallenen Schloßkirche zu Wittenberg, an deren Thür am 31. Oktober 1517 Luther seine Thesen angeschlagen, das würdigste Denkmal zu stiften. Mit schönen Worten kindlicher Pietät hat unser jetziger Kaiser, bei Einweihung des vollendeten Baues am 31. Oktober 1892, die Verdienste Friedrich Wilhelms in dieser nationalen Sache gefeiert:

„Nachdem mein seliger Herr Großvater die Bereitstellung der hierzu erforderlichen Mittel angeordnet hatte, ergriff mein verewigter Herr Vater das Projekt mit der ganzen Wärme seines tiefen Gemütes. Seiner unmittelbaren Anregung und Einwirkung verdanken wir bis in die kleinsten Ausgestaltungen das hehre Bauwerk, welches wir heute kirchlich geweiht haben. Fanden doch in dieser Aufgabe sein echt evangelischer Sinn und seine hohe künstlerische Begabung die schönste Befriedigung.

Gott hat es nicht gewollt, daß mein unvergeßlicher Herr Vater das vollendete Werk hat schauen sollen. Nie aber wird die dankbare Nachwelt es vergessen, daß sein Name mit diesem Denkmal der Reformation unzertrennlich verbunden ist.“

Und wie der Sohn den frommen Sinn und die künstlerischen Bestrebungen des hohen Vaters mit freudigem Stolz rühmen durfte, so bekannte er sich auch zu seinen religionspolitischen Überzeugungen. „Es giebt in Glaubenssachen keinen Zwang,“ sagte da Kaiser Wilhelm II. „Hier entscheidet allein die freie Überzeugung des Herzens, und die Erkenntnis; daß sie allein entscheidet, ist die gesegnete Frucht der Reformation.“ Nicht anders hätte Kronprinz Friedrich Wilhelm gesprochen — sein Geist wirkte nach in dem erlauchten Sohne!

Deutschland besitzt den zweifelhaften Vorzug, den Antisemitismus, den man mit Ausnahme Rumäniens aus Europa geschwunden meinte, neu belebt und durch sein Beispiel auch den benachbarten Völkern wiedergebracht zu haben. Diese Bewegung war aber dem gerecht und frei denkenden Kronprinzen als Ausgeburt sei es gedankenlosen Vorurteils, sei es gar roher Gehässigkeit oder kleinlichen Neides, durchaus zuwider. Jedermann weiß, daß er sie schon im Beginne des Jahres 1880 öffentlich als „die Schmach des Jahrhunderts“ bezeichnete und hinzufügte, er habe sich als Deutscher im Auslande dieser Agitation geschämt<sup>1)</sup>. In gleichem Sinne hat er sich noch öfters ausgesprochen. Jeder schriftlichen und mündlichen Kundgebung gegen den Antisemitismus, die zu seiner Kenntnis kam, gab er seine lebhafteste Zustimmung zu erkennen<sup>2)</sup>. „Gewissensfreiheit und Duldung,“ mahnte er am 12. September 1886, „diese Tugenden wollen wir fleißig üben.“ Als genialer Vorkämpfer für sie erschien ihm der große Gotthold Ephraim Lessing. Aus eben diesem Grunde begrüßte er freudig den Gedanken, dem Dichter des „Nathan des Weisen“ in der Reichshauptstadt ein Denkmal zu errichten. Der Feindschaft gegenüber, die pietistische und unduldsame Elemente dem Plane zeigten, drückten er und seine erlauchte Mutter diesem ihre volle Sympathie aus und bewährten solche durch namhafte Geldbeiträge. Und nicht allein Kaiserin Augusta, auch des Kronprinzen Schwester, die edle Großherzogin von Baden, und deren ritterlicher Gemahl waren mit Friedrich Wilhelm

1) Dieser vielfach in Zweifel gezogene Ausspruch des Kronprinzen wird bestätigt durch den Brief des Fürsten von Hohenzollern an seinen Sohn, den König von Rumänien, vom 24. Januar 1880; Aus dem Leben König Karls von Rumänien, Bd. IV (Stuttg. 1900), S. 239.

2) Mehrere sehr bezeichnende Beispiele in der durchweg vom konservativen Standpunkte aus abgefaßten Schrift: Baron St. . . . r, Der Berliner Hof und seine Politik (3. Aufl., Berlin 1888), S. 43 ff.



gleichen Sinnes in der Verbammung des Antisemitismus<sup>1)</sup>. Nicht nur in Preußen selbst, auch bei seinen Reisen im Reiche ließ der Prinz keine Gelegenheit vorübergehen, um zu zeigen, daß ihm die Deutschen israelitischen Glaubens gerade so nahe standen wie die katholischen oder protestantischen Bekenntnisses. So beehrten, unter anderm, er, seine Gemahlin und das erbpinzliche Paar von Weiningen ein Konzert, das in der Wiesbadener Synagoge zum Besten des Pensionsfonds für israelitische Kultusbeamte gegeben wurde, mit ihrer Gegenwart.

In enger Verwandtschaft zum Antisemitismus stehen das chauvinistische Vorurteil, die lärmende Überschätzung der eignen Nationalität, die Verunglimpfung und Herabsetzung jedes fremden Volkstums, die Biegung der Wahrheit in angeblich patriotischem Interesse — Dinge, die im Grunde dem deutschen Wesen durchaus fern liegen und ihm nur durch künstliche Pflege zeitweise eingepropft waren. Heutzutage ist glücklicherweise dieser Auswuchs wieder dem besonnenen und gerechten Sinn des deutschen Volkes gewichen; gerade weil wir mit Recht unseres Wertes uns bewußt geworden, weil wir entschlossen sind, den uns gebührenden Rang unter den Kulturnationen auf allen Gebieten zu erobern und zu behaupten, halten wir uns von jeder lächerlichen und bössartigen Übertreibung fern. Vor zwanzig Jahren aber bildete der Chauvinismus eine wahre Gefahr für die Gesundheit unseres Volkslebens, und Friedrich Wilhelm hat ihn als solche wohl erkannt. Niemand hat in höherem Grade bei jeder Veranlassung zumal der Jugend die Pflicht wahren und opferfreudigen Patriotismus an das Herz gelegt, als gerade er; niemandem aber konnte dessen lärmende, brutale und oft mit niedrigem Strebertume verbundene Ausartung verhaßter sein. Selbst in ihrer durch hohes schriftstellerisches Talent und zweifellose sittliche Reinheit veredelten Weise, wie sie in den genialen Werken Heinrich von Treitschkes hervortrat, verurteilte er sie als unwahr und gefährlich<sup>2)</sup>. Solche Gesinnung gab ihm die schönen Worte ein, mit denen er am 5. Juni 1885 die studierende Jugend der Universität Königsberg anredete, und die gerade in den studentischen Kreisen auch heute noch einen Nachhall finden sollten:

„Die Gefahren fremder Art und fremden Wesens für das geeinigte Vaterland haben wir, wie mir scheint, für unser, so Gott will, immer mehr erstarkendes Staatswesen nicht zu fürchten. Sicherlich dürfen wir mit berechtigtem Stolz uns dessen rühmen, was unser Volk unter der glorreichen Führung seines Kaisers geleistet. Aber sorgen wir dafür,

<sup>1)</sup> Die tatsächlichen Belege in den Briefen Berthold Auerbachs an seinen Freund Jakob Auerbach, II 448 f., 451 f.

<sup>2)</sup> Eigene Äußerungen des Kronprinzen; nach freundlicher persönlicher Mitteilung.

daß jede Überhebung uns fern bleibe. Eine solche ist undeutsch, und für ihre Bethätigung in dem Tone und Sinne, den wir bei anderen Nationen oft bitter getadelt, fehlt uns sogar der Ausdruck, den wir erst einer fremden Sprache entlehnen.“

Aber nicht allein an die akademischen Jünglinge richtete Friedrich Wilhelm seine tief empfundene und zutreffende Mahnung, sie erging auch an die Lehrer und Meister der Wissenschaft. Nicht Eitelkeit, persönlicher Ehrgeiz, Einstimmen in den Ruf des Tages solle ihr Ziel sein, sondern ernste und gewissenhafte Wahrheitsliebe, wie sie dem Charakter des Redenden nicht minder als den Grundbedingungen fruchtbarer wissenschaftlicher Arbeit allein entsprach. Das ist eigentlich selbstverständlich; aber wer sich der Richtungen erinnert, die noch vor einem Jahrzehnt gerade in den Kreisen der Höchstgebildeten unserer Nation die tonangebenden waren, wird begreifen, wie nötig und segensreich solche Worte von so eindruckreicher Stelle aus waren. Er wird aber auch lebhaft und wehmütige Bewunderung empfinden für einen Fürsten, der, in so ganz anderen Lebenssphären erwachsen und verkehrend, das, was der Wissenschaft und ihren Jüngern not thut und immer not thun wird, mit scharfem und zutreffendem Verständnis erfaßte und in seiner ruhigen, klaren und furchtlosen Weise aussprach. „Vaterland und akademisches Bürgertum,“ sagte er bei der fünfhundertjährigen Jubelfeier der Heidelberger Universität am 3. August 1886, „werden nur dann wahrhaft segensreich aufeinander wirken, wenn sie in ihrer Lebensthätigkeit die gleichen Tugenden bewahren. Je höhere Gipfel in der Wissenschaft und im geschichtlichen Leben erstiegen sind, je stolzere Ziele winken, desto größerer Besonnenheit und Selbstverleugnung bedarf es. Die Wünsche und die Zuversicht, die ich heute der Ruperto-Carola entgegen bringe, umschließt der Zuruf an Lehrer und Schüler: eingedenk zu bleiben der Aufgaben, die uns gerade im Hochgefühl des Erfolges am eindringlichsten die Seele erfüllen sollen; in Wissenschaft und Leben festzuhalten an der Wahrhaftigkeit und Strenge geistiger Zucht und der Förderung des Bruder sinnes unter den Genossen, so daß aus dem Geiste des Freimutes und der Friedfertigkeit die Kraft zu der heilsamen Arbeit wachsen möge, die Lebensformen unseres Volkes gedeihlich auszubilden.“

Gedanklich tief und in der Form vollendet sind diese goldenen Worte Kaiser Friedrichs, die forttönen mögen, mahnend und wegweisend, solange es eine wahre deutsche Wissenschaft giebt.

Friedrich Wilhelm wußte wohl, daß vor allem soziale und materielle Fragen die Gegenwart bewegen. Ihrem Studium widmete er einen beträchtlichen Teil seiner freien Zeit. Noch eingehender beschäftigte sich seine hohe Gemahlin mit ihnen, und im Gespräche mit ihr suchte er

seine Meinung über diese wichtigen Gegenstände zu klären und zu festigen; hier hegte er zu dem scharfen Urteil und der praktisch gesunden Auffassung der Frau Kronprinzessin eine ganz besondere Zuversicht. Das wissen alle, die in diesen Dingen des Vertrauens des edlen Fürsten gewürdigt waren. Als zur Feier der glücklichen Errettung des Kaisers Wilhelm aus Frevlerhänden das deutsche Volk eine Summe von beinahe 1<sup>3/4</sup> Millionen zusammenbrachte und sie als „Kaiser-Wilhelms-Spende“ dem Kronprinzen überreichte, bestimmte dieser, daß sie zur Grundlage einer Alters-Renten- und Kapitalsversicherung für die gering bemittelten Klassen des deutschen Volkes, insbesondere für die Arbeiter, dienen sollte, und übernahm selber das Protektorat einer Anstalt, die den Bedürfnissen jener zahlreichen Kreise in der That durchaus entsprach. Klarer hätte Friedrich Wilhelm sein Verständnis der sozialen Lage nicht bethätigen können.

Allein im großen und ganzen mußte er im sozialen wie im politischen Leben auf die Verwirklichung seiner Ansichten und Wünsche verzichten. Höchstens mittelbar übte er hier und da Einfluß, indem weittragende Entwürfe, deren Vollendung aller Wahrscheinlichkeit nach jenseits des Lebenszieles des hochbetagten Kaisers fallen mußte, heimlich zunächst ihm zur Billigung oder Abänderung vorgelegt wurden, der ja in jedem Augenblicke auf den Thron berufen werden konnte. Aber auch diese indirekte Art der Wirksamkeit, die in keinem Falle maßgebend war, hatte wenig Erfreuliches. Trost für das Verfehlte seines Lebens suchte er vorzugsweise in drei Dingen: der Sorge für Erziehung und Wohlthätigkeit, der Kunst und der Familie.

Er schätzte in vollem Maße den Wert der Volksbildung als unerläßlicher Vorbedingung für Wohlstand, geistige und sittliche Hebung des Volkes. „Nur auf der Grundlage gesunder Volkserziehung kann gesunde Volkswohlfahrt gedeihen,“ war seine leitende Maxime. Die geistigen, sittlichen und körperlichen Anlagen der Kinder sollten in schöner Harmonie entwickelt werden zur Heranbildung physisch und moralisch kräftiger, allen Aufgaben des Einzel- und des nationalen Lebens gewachsener Menschen.

Ganz vorzüglich interessierte er sich für die Fortbildungsschulen, die die Berliner Stadtbehörden in umfassendem Maße für Halberwachsene und Erwachsene an den Sonntagen eingerichtet hatten. Obwohl der Unterricht nur in Stunden stattfand, wo kein Gottesdienst war, erfuhren die Schulen doch von extrem pietistischer Seite heftige Angriffe. Dies war für den Kronprinzen lediglich ein Grund mehr, ihnen seine Fürsorge und Gunst zuzuwenden. In der größten dieser Anstalten, der X. Fortbildungsschule, erschienen er und seine Gemahlin seit 1881 regelmäßig

zur Jahresprüfung, und knüpfte er überhaupt mit deren Lehrern und Schülern eine bleibende und eingehende Verbindung an. Er sorgte nach Kräften gerade für die sittliche und religiöse Förderung der jungen Leute, für ihren moralischen Halt inmitten der Verlockungen und der Aufsichtlosigkeit der Großstadt. Schließlich übernahm er selber das Amt eines Prüfungskommissars, das er mit gewissenhafter Strenge verwaltete. Sogar die schriftlichen Arbeiten der Schüler korrigierte der Kronprinz des Deutschen Reiches und von Preußen! Seiner Gunst und Mühewaltung war es zumeist zuzuschreiben, wenn die Schülerzahl an dieser Anstalt auf dreitausend wuchs, die in 134 Berufs- und Handwerksarten unterwiesen wurden. Niemals hat ein großer Fürst sich so eingehend mit dem mühebringenden Material des Volksunterrichtes beschäftigt, wie unser Friedrich Wilhelm. Das Berliner Volk erkannte das wohl an, und die verhärtetsten Sozialdemokraten stimmten in das jubelnde Hoch ein, das den Kronprinzen umbrauste, wenn er sich in die Fortbildungsschule zur Prüfung begab<sup>1)</sup>. Wahrlich, dieser Fürst würde großes zur Herstellung des sozialen Friedens beigetragen haben, wäre ihm eine wahre und dauernde Herrschaft vergönnt gewesen, hätte er die Wünsche seines edlen Herzens und die Gedanken seines reichen Geistes verwirklichen können.

Seine erlauchte Gemahlin gründete ihrerseits auf ihrem Gute Bornstedt nach Fröbelschem System ein Kinderheim, dem sie noch bis in die jüngste Zeit die eingehendste Sorgfalt gewidmet hat. Das hohe Paar übernahm dann, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach, das Protektorat und die höchste Leitung des Berliner Pestalozzi-Fröbelhauses, in dem alle Zweige des Kinderunterrichtes und der Erziehung gepflegt und zugleich Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen ausgebildet werden. Regelmäßig nahm die Frau Kronprinzessin, bisweilen auch ihr hoher Gatte teil an den Freuden der Weihnachtsbescherung und an solchen Festlichkeiten, die diese wohlthätig wirkende Einrichtung veranstaltete. Noch in seinen letzten Leidenstagen hat Kaiser Friedrich der Witwe des großen Pädagogen Fröbel eine Pension von tausend Mark ausgesetzt.

Nicht minder hatte jede öffentliche Wohlthätigkeitsanstalt von wirklich nutzbringender Bedeutung Anspruch auf die thätige und finanzielle Unterstützung des Kronprinzen. „Er hatte ein Herz voll Menschenliebe,“ sagt Gustav Freytag von ihm, „mit der Fähigkeit, sich über alles Gute

1) S. ausführliche Darstellung des Verhältnisses des Kronprinzen zur X. Fortbildungsschule bei Müller-Bohn, S. 344—357. — Vgl. „Tageb. des Kronpr.“, S. 231.

und Große innig zu freuen. Er war so menschenfreundlich und gegenüber einem Leidenden so voll von Empfindung, daß auch die zahllosen bitteren Erfahrungen, welche die Großen der Erde über Unwert der Hilfsuchenden machen, ihm nicht den Anteil an dem einzelnen Fall beeinträchtigten. Er war weich und leicht erregt, ein Mensch von seltener Reinheit und Innigkeit.“

Mit Rat und That sorgte er für die Ferienkolonien ärmerer Kinder in gesunden Berg- und Seeorten, brachte er den „Verein für häusliche Gesundheitspflege“ zur Blüte, interessierte er sich für „Heimstätten für Genesende“ und hat er jahraus jahrein die weitherzigste Unterstützung den Arbeiter- und Handwerker-Kolonien angeheißen lassen, die zur Aufnahme und ehrlichen Beschäftigung der Vagabunden bestimmt sind. Über diese letztere, von hochkonservativer und orthodoxer Seite geleitete Stiftung nahm er das Protektorat an: der beste Beweis, daß er kein einseitiger und ausschließlicher Parteimann war. „So ist's recht,“ sagte er einst zu zwei Pastoren, „Orthodoxe und Liberale, Evangelische und Katholische, Ihr müßt zusammenhalten, wenn es Werke der Liebe gilt.“

Und wie in Wissenschaft, Erziehung, Wohlthätigkeit, so ging auch in der Kunst das Denken des Kronprinzen stets auf das Große und Allgemeine. In allen diesen Bestrebungen faßte er weitreichende und fruchtbare Gesichtspunkte und wußte solche in vollendeter Weise zum Ausdruck zu bringen. „Wir wollen darüber wachen,“ sagte er bei der Eröffnung der Jubiläumsausstellung in Berlin, am 24. Juni 1886, „wir wollen darüber wachen, daß unsere Kunst ihrer höchsten Bestimmung nicht untreu werde: der Menschheit, hoch und niedrig, arm und reich, ein Quell jener Erhebung und Befeligung zu werden, welche zur Gottheit emporreicht. Dann erst vermag sie den anderen Beruf zu erfüllen, der ihr gesetzt ist: trotz aller Mannigfaltigkeit ihrer Äußerungen, die Völker und Menschen zu einigen im Dienste des Ideals.“

Unter der Anleitung seiner Gemahlin und durch eignes aufmerksames Studium der Meisterwerke aller Zeiten hatte der stets strebsame und für alles Schöne und Herrliche begeisterte Fürst sich allmählich ein sicheres und zutreffendes Urtheil in Sachen der Kunst gebildet, das selbst von hervorragenden Künstlern und Kunstgelehrten mit Achtung und Nutzen vernommen wurde. Seiner ganzen Vorbildung und Gesinnung gemäß war sein Geschmack ein vorzugsweise klassischer: Antike und Renaissance hatten demselben ihren Stempel aufgedrückt. Den neuesten, umwälzenden Bestrebungen in der Kunst stand er mit geringerer Teilnahme gegenüber, und die modische Vorliebe für chinesische und japanische Spielereien ist ihm stets fremd geblieben<sup>1)</sup>. Zogen ihn ja auf litterarischem Gebiete

1) Nach freundlichen persönlichen Mittheilungen.

gleicherweise vorzüglich die Werke unserer klassischen Dichter an; nur solche liebte er im Schauspielhause zu sehen, und die Frau Kronprinzessin mußte, welche Freude sie ihrem erlauchten Gatten bereitete, als sie ihn einst zu seinem Geburtstage mit der Aufführung von „Minna von Barnhelm“ überraschte<sup>1)</sup>. Aber ausschließlich, diktatorisch handelte er auch auf künstlerischem Gebiete nicht: er übte hier wie allerorten eine der wichtigsten Königstugenden, sich mit stolzer Bescheidenheit dem Urteile der Sachverständigen unterzuordnen.

Mit zahlreichen Künstlern standen die Kronprinzlichen Herrschaften in persönlichem Verkehr. Da war nicht etwa die Rede von herablassendem Mäcenatentume, sondern von einem rein menschlich schönen und liebenswürdigen Verhältnis. Mit regem Interesse nahmen sie teil an dem künstlerischen Schaffen und liebten es, solches in den Werkstätten der Meister zu beobachten. Vom Palaste zum Künstlerheim bildeten sich erfreuende persönliche, ja man möchte sagen freundschaftliche Beziehungen, wie denn der Prinz und seine Gemahlin sich selber zur Taufe eines der Kinder Antons von Werner luden. Ein bevorzugter Liebling Friedrich Wilhelms war der als Mensch und Künstler gleich ausgezeichnete Georg Bleibtreu, der ihm als Gefährte der großen Kriegsjahre teuer geworden war. Kein größeres Fest im Kronprinzlichen Hause, ohne daß, neben den dort verkehrenden Gelehrten, auch die Künstler dazu aufgefordert worden wären. Und wenn dann einer dieser Freunde einen Ehrentag beging, einen siebenzigsten oder achtzigsten Geburtstag, da war immer der Kronprinz der erste, der an die Thür des Gefeierten klopfte, um ihm seinen Glückwunsch und ein kostbares Festgeschenk zu überreichen. Als am 2. September 1884 sein alter, stets von ihm dankbar verehrter Lehrer Curtius den siebenzigsten Geburtstag beging, da stellten sich der Kronprinz und dessen Schwiegersohn, der Erbprinz von Meiningen, an die Spitze der Abordnung ehemaliger Schüler, die dem greisen Gelehrten ihre Glückwünsche und als Gabe seine herrlich ausgeführte Porträtbüste überbrachten. Die schönste und erfolgreichste Huldigung für den Lehrer aber war der Umstand, daß, ehe noch die Forschungen in Olympia abgeschlossen waren, es durch die Bemühungen des Kronprinzen gelang, eine zweite Stätte alter Kultur zu eröffnen, indem die 1878 von Karl Humann begonnene Ausgrabung der wunderbaren Reliefs vom großen Altar der Akropolis von Pergamon mit den Mitteln des Staates fortgesetzt und beendet wurde. In diesem großartigen „Kampfe der Götter mit den Erdriesen“ ward für das Berliner Museum ein Kunstwerk von eigenartiger Mächtigkeit und Schönheit erworben, wichtig auch in histo-

<sup>1)</sup> „Kronprinz Friedrich Wilhelm, ein Fürstenbild aus dem 19. Jahrhundert“ (Berlin, 1883), S. 215.

rischem Sinne, da es über eine bisher weit unterschätzte Epoche der griechischen Bildnerei ein neues glänzendes Licht verbreitete. Noch während der kurzen und schmerzlichen Zeit seiner Regierung gedachte der Fürst voll hoher Befriedigung der Pergamener Ausgrabungen und ließ auf sie eine Bronzemedaille schlagen, die allen denen, die sich um jenes Werk irgend ein Verdienst erworben hatten, als sinnige Aufmerksamkeit zugestellt wurde. Sie trägt auf der einen Seite seinen Kopf mit der Umschrift „Friedrich III. von Preußen“, auf der anderen Seite das Bildnis des Königs Eumenes II. von Pergamon mit der Bezeichnung: „Aus pergamenischem Erze.“

Der lebhafte Sinn des Kronprinzen beschränkte sich nicht auf das Interesse für das Altertum, sondern umfaßte mit nicht minderem Eifer und unermüdblicher Lernbegier die Sitten und Gebräuche der verschiedensten Nationen der Gegenwart. So hat er sich thätig an der Gründung des Museums für Völkerkunde in Berlin beteiligt. Sein reges Verständnis und seine thätige Unterstützung haben nicht wenig dazu beigetragen, daß gerade diese Sammlungen sich schnell zu unvergleichlichem Reichtum entwickelt haben und zugleich an Mannigfaltigkeit und an Systematik und Übersichtlichkeit zu einer wahren Musteranstalt gediehen. In seiner gegenwärtigen Gestalt wurde das Museum am 18. Dezember 1886 eröffnet.

Wir wissen, daß Friedrich Wilhelm und seine erlauchte Gemahlin auf keinem Gebiete anregender, fördernder und wirksamer thätig gewesen sind, als auf dem des Kunstgewerbes. Sie begrüßten deshalb mit Freuden den Gedanken der Gründung eines Gewerbemuseums, das eine wissenschaftliche geordnete Sammlung kunstgewerblicher Meistererzeugnisse der verschiedensten Zeiten und Völker darbieten und zugleich als permanente Ausstellung jeztzeitlicher Erzeugnisse des Kunstgewerbes dienen sollte. Damit hatte es zugleich der Kunst- und Kulturgeschichte und auch der praktischen Entwicklung der deutschen Kunstindustrie zu dienen. Hauptsächlich durch die Fürsorge des Kronprinzlichen Paares entstand das Gewerbemuseum — zunächst als ein privater Verein. Erst später ist es zu einer staatlichen Anstalt geworden, die eine hervorragende Stellung in der künstlerischen und gewerblichen Entwicklung der Hauptstadt und Deutschlands überhaupt einnimmt.

Ganz besonders aber beschäftigte den Kronprinzen der Plan, in dem Lustgarten zu Berlin einen der Hauptstadt des deutschen Reiches und zumal des deutschen Protestantismus würdigen monumentalen Dom zu errichten, der zugleich eine prächtige Gruft für die Hohenzollernfürsten enthalten und deren Thaten und Verdienste in ausführlichen Inschriften der Welt verkünden sollte. Der einfache, jedem Brunte

abgeneigte Sinn Kaiser Wilhelms I. ließ sich freilich für diese Entwürfe nicht erwärmen; er überließ deren Ausführung seinem Sohne, der, in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin, viele Jahre hindurch an Plänen und Zeichnungen für den Dom thätig war. Dabei arbeitete und feilte er unausgesetzt an den Grabinschriften, deren endgültige Redaktion er (1882) dem Urteile des geschichtskundigen und taktvoll klugen Ernst von Stockmar übertrug. Indem er sich unausgesetzt auch mit der Verschönerung des altberühmten königlichen Schlosses in Berlin — der Schöpfung Schlüters und Gosanders — sowie der angrenzenden Museumsinsel beschäftigte, lebte und webte er in weittragenden architektonischen Entwürfen, deren Ausführung ihm aber nicht vergönnt worden ist<sup>1)</sup>. Sein kaiserlicher Sohn hat sie dann mit großartigem und künstlerischem Sinne — einem Erbteile der erlauchten Eltern — zur Vollendung gebracht.

Die tiefste Erquickung aber fand Friedrich Wilhelm zumeist in der eignen Familie, wo, nach dem Beispiele des Kronprinzlichen Paares, der Geist echt deutscher Innigkeit und reinsten Liebe herrschte. Nicht im Taumel der Vergnügungen und der Ausschweifung, wie so viele andere Mächtige dieser Erde, sondern in den stillbelegenden Freuden des Hauses fand er sein Genüge.

Freilich wurden ihm auch hier die Schmerzen nicht erspart, die sich aus der Vergänglichkeit des Menschenloses ergeben. Am 27. März 1879 wurde dem Kronprinzlichen Paare der jüngste Sohn, Waldemar, der Liebling der Eltern, ihr Ersatz für den so früh verstorbenen Sigismund, nach kaum vollendetem elften Lebensjahre ganz plötzlich durch die Diphtherie geraubt. Sie betrauertem unendlich den herrlichen Knaben, „der zu schönen Hoffungen berechtigte, und der früh bereits Charakter gezeigt hat,“ wie der Kronprinz noch vier Monate später schrieb<sup>2)</sup>. „Es wird so schwer, sich an das Alltagsleben ohne ein geliebtes Kind wieder zu gewöhnen, weil jeder Schritt von neuem daran erinnert, daß es nicht mehr erscheinen wird, und man lernen muß, ohne diesen Gefährten weiter zu bestehen.“ Diesen tiefen, furchtbaren Schmerz haben die beiden hohen Gatten nie mehr ganz verwunden. Als der Kronprinz sechsundeinhalb Jahre später den Ausgrabungen am Römerkastell Saalburg bei Homburg beiwohnte, wies er dem leitenden Baumeister Jacobi seine Busennadel: sie zeigte die römische Silbermünze, die jener einst dem Prinzen Waldemar bei dessen Anwesenheit geschenkt hatte,

1) Wallé, Die Hohenzollern und der Dom in Berlin; Deutsche Revue, Juli 1892, S. 54 ff.

2) An Karl von Rumänien; Aus dem Leben König Karls von Rumänien, IV 230.



und die nun der Vater beständig als kostbare und traurige Erinnerung trug! Solche Züge bringen den hohen Herrn auch dem einfachsten Herzen nahe.

Die Gesundheit des fürstlichen Paares war durch den schrecklichen unvermuteten Schlag ernstlich erschüttert, und es beschloß, den Winter fern von dem aufreibenden Leben des Hofes und der Hauptstadt in stiller, wohlthuernder Abgeschiedenheit zu verbringen. Es wählte sich hierfür den lieblichen und durch wahrhaft südliches Klima ausgezeichneten Küstenort Pegli bei Genua aus. Im Anfange des Oktobermonats siedelte die ganze erlauchte Familie dorthin über und blieb daselbst bis zum Mai des folgenden Jahres, obwohl der Kronprinz inzwischen verschiedene Male zur Erfüllung von Repräsentationspflichten nach Deutschland reisen mußte. In den weitesten Kreisen, im Auslande wie daheim, wurde dieser mehr als halbjährige Aufenthalt in der Fremde als ein Zeichen der allerhöchsten Ungnade aufgefaßt, als eine Art Verbannung, die zumal die Frau Kronprinzessin getroffen habe. Den entgegengesetzten Versicherungen der offiziellen Blätter, die den wahren Sachverhalt darlegten, schenkte man selbstverständlich keinen Glauben. In Wirklichkeit hatte sich der greise Kaiser der Übersiedelung nach Möglichkeit widersetzt und schließlich nur der Nothwendigkeit nachgegeben. Um einem seiner Haupteinwände zu begegnen, — nämlich daß die Kinder in Pegli keinen genügenden Unterricht erhalten könnten, — hatte der Kronprinz selber als guter Familienvater deren Unterweisung auf sich genommen<sup>1)</sup>. Er folgte darin nur dem Beispiele, das einst der immer von ihm hochverehrte Schwiegervater, der Prinz-Gemahl Albert, gegeben hatte.

Einigen Trost in ihrem gerechten Kummer hatten übrigens die hohen Eltern schon wenige Monate nach dem schweren Verluste erfahren, durch die Geburt des ersten Enkelkinds, der Tochter, die Prinzessin Charlotte von Meiningen ihrem Gatten am 11. Mai 1879 schenkte. Eine weitere große Freude gewährte ihnen dann die Vermählung ihres ältesten Sohnes, des Prinzen Wilhelm.

Das kronprinzliche Paar war, wie öfters erwähnt, seit Jahrzehnten durch Freundschaft und Verwandtschaft mit Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein eng verknüpft. Es wünschte, dem Herzog eine Genugthuung für das in den Jahren 1864 bis 1866 an ihm geübten Unrecht zu verschaffen, womöglich durch ein Heiratsbündniß zwischen der Hohenzollernschen und der Augustenburgischen Familie. Die hohen Gatten begrüßten es deshalb mit Freuden, als ihr ältester Sohn, während

1) Deibrück, Erinnerungen, S. 12 ff.

eines Besuches bei dem Großoheim Ernst in Gotha, im Frühjahr 1878 eine lebhaftere Herzensneigung zu der lieblichen, in voller Jugendkraft strahlenden Prinzessin Augusta Viktoria, der erstgeborenen Tochter Herzogs Friedrich, faßte. Allein einem Ehebündnis zwischen den beiden erlauchten Persönlichkeiten stellten sich doch zunächst Schwierigkeiten entgegen: auf Bismarcks Rat hin verlangte Kaiser Wilhelm einen Verzicht des Herzogs auf alle seine Rechte auf Schleswig-Holstein; Friedrich aber wollte nur thatsächlich jede Agitation für seine Ansprüche unterlassen, jedoch formell erst dann verzichten, wenn sein Haus für die Vermögensverluste, die ihm der Kampf für Recht und deutsches Volkstum in den Herzogtümern verursacht, eine Entschädigung erhalten hätte. Eifrig ließ der Kronprinz durch Geheimrat Samwer und Ernst von Stockmar — die ja damals beide noch am Leben waren — mit dem Herzoge unterhandeln und ein alle Teile befriedigendes Ergebnis schien gesichert, als Friedrich plötzlich zu Wiesbaden am 14. Januar 1880 starb, mit Hinterlassung eines noch minderjährigen Sohnes und Erben Ernst Günther. Da einstweilen dieser ebensowohl wie seine Vormünder zur Erteilung des Verzichtes rechtlich nicht befugt waren, fiel die Schwierigkeit von selbst hinweg, und schon am 27. Januar 1880 konnte der Kronprinz der Herzogin-Witwe die Genehmigung des Kaisers zur Werbung des Enkels um ihre Tochter mitteilen<sup>1)</sup>. So fand am 14. Februar 1880 die Verlobung des Prinzen Wilhelm mit Prinzessin Augusta Viktoria statt. Die kronprinzlichen Eltern waren hochbeglückt. „Gegenseitige tiefe Neigung,“ schrieb Friedrich Wilhelm am 11. April seinem Freunde Karl von Rumänien<sup>2)</sup>, „hat beide zu einander geführt, und so geht meiner Frau und mein aufrichtiger Wunsch in Erfüllung, diese durch Gaben des Geistes, Herzens und Gemütes, wie auch durch hoheitsvolle Anmut ausgezeichnete Prinzessin als Schwiegertochter begrüßen zu können.“ Aber erst nach Ablauf des Trauerjahres, am 27. Februar 1881 konnte die Vermählung gefeiert werden. Auf Veranlassung des Kronprinzen hat Kaiser Wilhelm später den jungen Herzog Ernst Günther für seinen, nach erfolgter Großjährigkeit vollzogenen förmlichen Verzicht auf seine Ansprüche an Schleswig-Holstein durch reiche materielle Zugeständnisse entschädigt, die Abgeordneten- und Herrenhaus einstimmig billigten. Fürst Bismarck hatte zunächst den Heiratsverhandlungen fern gestanden; allein da er im Grunde keine politischen Bedenken hegte, vergaß er seine alte Gegnerchaft wider das Augustenburgische Haus, um den künftigen Kaiser durch Unterstützung und Erleichterung der zu dem beabsichtigten Ziele führenden

1) A. Samwer in der Allg. Deutschen Biographie, Artikel „Ernst v. Stockmar“, sowie in Schleswig-Holsteins Befreiung, S. 673 ff.

2) Aus dem Leben des Königs Karl von Rumänien, IV 316.

Negotiationen behilflich zu sein. Ja, er, der sonst alle öffentlichen Festlichkeiten haßte und vermied, nahm persönlichen Anteil an der Verlobungsfeier und der Hochzeit des jungen prinziplichen Paares.

So war eine alte Unbill, die den gerechten Sinn des preussischen Thronerben schwer belastete, geschützt, und auch nach den strengen Anforderungen des formalen Rechtes war Schleswig-Holstein dem Hohenzollernstaate mit Fug angegliedert.

Die überaus prächtigen und schönen Einzugsfeierlichkeiten, die Stadtbehörden und Bevölkerung von Berlin der Braut des Kaiserentfels am Tage vor der Hochzeit veranstalteten, waren ein neuer Beweis der aufrichtigen und bewundernden Liebe, die, ungeachtet sonstiger politischer Meinungsverschiedenheiten, sämtliche Bewohner der Hauptstadt dem erhabenen Herrscherhause zollten.

Am 18. Oktober desselben Jahres beging der Kronprinz seinen fünfzigsten Geburtstag. Freilich hatte er sich in gewohnter Bescheidenheit alle größeren Festlichkeiten verboten; aber in Wort und Schrift gab sich doch allerorten die lebhafteste und innigste Anhänglichkeit des deutschen Volkes an den hohen Herrn kund.

Der Donner der Kanonen verkündete am 6. Mai 1882 die Geburt des ersten Sohnes des Prinzen und der Prinzessin Wilhelm, des ersten Enkelsohnes des Kronprinzlichen Paares. Im ganzen Vaterlande freute man sich mit den Eltern, Großeltern und kaiserlichen Urgroßeltern, und an allen Buch- und Kunstläden prangte das Bild, das nun vier Generationen deutscher Kaiser vereint zeigte: wahrlich ein einziges Vorkommnis in der Geschichte der Staaten. Noch dreimal bei Lebzeiten des Kronprinzen erfreute die Schwiegertochter diesen und die ganze königliche Familie durch die Geburt männlicher Enkel. Eine zahlreiche und kräftige Nachkommenschaft war dem Hohenzollernhause geschenkt!

Das herrlichste Familienfest war endlich die Feier der Silbernen Hochzeit des Kronprinzlichen Paares am 25. Januar 1883. Fünfundzwanzig Jahre waren vergangen, seitdem in der Kapelle des St. James-Palastes der Ehebund geknüpft worden, der zwei hochgestellten und edlen Menschen die größte und reinste Lebensfreude geschaffen, allen Preußen und Deutschen zum leuchtenden Vorbilde gedient, weithin Segen verbreitet und Gutes gestiftet hatte. Leider wurde die Feier zunächst gestört durch den kurz vor ihr erfolgenden plötzlichen Tod des Prinzen Karl, des einzigen bisher noch lebenden Bruders des Kaisers. Indes die Familientrauer konnte nicht verhindern, daß die ganze Bevölkerung Berlins und zahlreiche fürstliche Herrschaften dem erlauchten Paare den Zoll herzlicher Liebe und verehrungsvoller Anhänglichkeit darbrachten, daß hoch und niedrig, reich und arm, Städte, Korporationen,

Künstlergenossenschaften zahlreiche prächtige und künstlerisch vollendete Geschenke spendeten. Besonders ragte eine Gabe von 820 000 Mark hervor, die, in allen Kreisen des Volkes gesammelt, als „Kronprinzen-spende“ den hohen Jubilaren von dem Herzoge von Ratibor an der Spitze einer Abordnung behufs Verwendung zu wohlthätigen Zwecken überreicht wurde. Und nach dem Ende der Hoftrauer ließ man es sich nicht nehmen, dem erlauchten Paare, recht in dessen Sinne und Geist, am 28. Februar 1883 durch ein Kostümfest zu huldigen, in dem eine Reihe prächtiger und mit feinstem Geschmack geordneter lebender Bilder die Erinnerung an die glänzendsten Zeiten der Kunstgeschichte wachrief und die beiden hohen Persönlichkeiten gleichsam in deren Mittelpunkt stellte.

Gewiß, es war dem Kronprinzen nicht vergönnt gewesen, in den langen Jahren seit dem französischen Kriege Thaten zu verrichten, die aller Welt seinen Wert offenbarten. Aber die Gemüter fühlten solchen instinktiv in allen Gauen des Vaterlandes. So groß war der Zauber seiner edlen, guten und liebeerfüllten Persönlichkeit, so selbstthätig wirkte er auf die Herzen, daß diese ihm allerorten entgegenstiegen, daß man ihm dankbar war schon für sein Fühlen und Wollen. Mit Ausnahme derjenigen, die in der selbstsüchtigen Ausbeutung der Vergangenheit ihren Vorteil suchten, hätten, bei aller treuer Anhänglichkeit an den altersschwachen Kaiser, doch die Deutschen sämtlicher Lande und sämtlicher Stände die Thronbesteigung seines Sohnes mit Freuden begrüßt als die Zeit gänzlicher Erfüllung des in glorreichen Kämpfen neu Geschaffenen — wenn nicht ein furchtbares Geschick die Verheißung im Augenblick ihrer Verwirklichung selbst zerstört und vernichtet hätte. Die unvergleichliche Tragik dieses Fürstenlebens erreichte nunmehr ihren düsteren Höhepunkt und zugleich ihren Abschluß.

## Dreizehntes Kapitel.

### Erkrankung und Siechtum.<sup>1)</sup>

Die Unbeständigkeit alles Glückes hat von jeher auf die Seele der Menschen tiefen Eindruck hervorgebracht. Er spricht sich darin aus, daß die Sagen der verschiedensten Völker ihre edelsten und herrlichsten Helden stets zu frühem Untergange und Tode bestimmen. Achilles und Siegfried erliegen dem Reide der Götter im kräftigsten und blühendsten Alter, gerade auf der Höhe ihres Erfolges und Ruhmes. Das Fähe und Unvermittelte in dem schroffen Übergange von wunderbarer Kraft und glänzenden Gelingen zu kläglichem Verderben — das entsprach am meisten der schmerzlichen Erregung, die das Gefühl der Unsicherheit alles Menschengeschickes schon in der Brust der Söhne primitiver Zeiten und Kulturen erzeugte. Den tragischen Helden der Sage schließt sich, inmitten des hellen Lichtes zeitgenössischer Geschichte, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Kaiser Friedrich an. Jahrzehnte lang hatte ihn ein unerbittliches Schickal zu der äußerlich kaum wahrnehmbaren, innerlich aber um so wühlenderen Pein eines ohne seine Schuld verfehlten Daseins verurteilt; jetzt, im Augenblick wo ihm endlich die Bethätigung seines Strebens, Arbeitens und Ringens von dem höchsten Gipfel menschlicher Macht aus winkte, fand sein Leben einen Ausgang von solcher Tragik, daß der Schwertestod der alten Heroen im Vergleiche dazu als eine Wohlthat des Himmels erscheint.

<sup>1)</sup> Die Krankheit Kaiser Friedrich des III., dargestellt nach amtlichen Quellen (Berlin, Reichsdruckerei, 1888). — M. Mackenzie, *The fatal illness of Frederick the Noble* (London 1888). — Außer diesen grundlegenden Werken habe ich für die Geschichte der Krankheit Kaiser Friedrichs die zahlreiche Bücher- und Broschürenliteratur jenes Jahres, Zeitungen und besonders vielfache persönliche Angaben der ärztlichen und sonstigen Umgebung des hohen Patienten aus jener Zeit benutzt.

Wahrlich, an die Recken, die riesenstark unter dem Helme gingen, erinnerte der herrliche, in seiner Größe so kräftig und ebenmäßig geformte Körperbau Friedrich Wilhelms. Die Anstrengungen, Mühen und Aufregungen dreier Feldzüge, die Umbilden der Märsche und Kämpfe in Sturm und Unwetter, ja inmitten der Kälte eines ungewöhnlich strengen Winters hatten diese gewaltige Natur nicht zu schädigen vermocht. Auch die akute Krankheit des Jahres 1872 war vorübergegangen, ohne dauernde üble Folgen zu hinterlassen. Wenn seit dem Beginne der achtziger Jahre zeitweise eine Abnahme der körperlichen Frische und der geistigen Spannkraft von besorgten Freunden beobachtet und festgestellt wurde, so lag der Grund dazu weniger in physischen als in seelischen Ursachen, in der tiefen Entmutigung, die in ihm die äußeren Verhältnisse hervorbrachten. Aber nach jeder Anregung, bei jeder erfreuenden und erhebenden Gelegenheit, strahlte der hohe Herr wieder in altgewohnter Kraft und Rüstigkeit, der auch die kritischen Jahre, die allmählich vom Mannesalter zum Greisenthum hinüberführen, nichts anzuhaben vermochten. Körperliche Übungen aller Art erhielten die Kraft der Muskeln, die Geschmeidigkeit der Sehnen, die Lebhaftigkeit des Blutumlaufs. Dann strahlten Gesundheit und Lebendigkeit aus den blauen Augen, aus dem offenen heiteren Antlitz. Ein langes Leben, wie das seines erlauchten Vaters, eine noch vieljährige Wirksamkeit, als Mensch und als Herrscher, schien ihm bestimmt. Bismarck selber begann damit zu rechnen. Seit dem Jahre 1885, als die schnell zunehmende körperliche und geistige Hinfälligkeit des greisen Kaisers dessen baldiges Scheiden verkündeten, fand er es für angemessen, sich äußerlich besser mit dem Kronprinzen und dessen erlauchter Gemahlin zu stellen. Er zeigte sich sogar bereit, von vornherein die Quelle künftigen Zwiespaltes abzdämmen, indem er nur noch die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, wo Friedrich Wilhelm ihm unbedingt vertraute, beibehielt, die innere Politik aber, in der seine Anschauungen sich von denen des zukünftigen Herrscherpaares so durchaus unterschieden, dessen Vertrauensmännern überließ<sup>1)</sup>. Dieses Entgegenkommen des Gewaltigen erfüllte des Kronprinzen Seele mit erhöhter Zuversicht, stärkte sein ganzes Wesen. Niemand, der im August 1886 der fünfhundertjährigen Jubelfeier der Universität Heidelberg beigewohnt hat, wird den hinreißenden Eindruck seiner adeligen Manneschönheit, der Wärme und Tiefe seiner Rede, des kraftvollen Brusttones seiner Stimme jemals vergessen. Der Fünf- und fünfzigjährige erschien da noch als Verkörperung einer verheißungsvollen Zukunft. Noch am 1. Januar 1887 hatte er an der Spitze der

<sup>1)</sup> M. Busch, Tagebuchblätter, III 202, 216 (nach direkten Äußerungen des Reichskanzlers an den Verfasser des Tagebuchs).

Kommandierenden Generale die Ansprache gehalten, in der er dem erlauchten Vater die Glückwünsche der Armee zur Feier des achtzigsten Jahrestages seines Eintrittes in das Heer ausdrückte. So fühlte man auch keinerlei ernste Besorgnis, als sich bald darauf die Nachricht verbreitete, der Kronprinz sei von einer hartnäckigen Heiserkeit befallen. Der Patient selber sah in dem Übel nur die Folge einer Erkältung, die er sich im vorhergehenden Herbst bei einem abendlichen Ausfluge mit dem italienischen Königspaare im offenen Wagen zugezogen hatte; seitdem habe sich seine Kehle nicht wieder in normalem Zustande befunden. Es regte ihn das um so weniger auf, als seine Kehle überhaupt sehr empfindlich und schon häufig von Katarren befallen war. So hatte er bereits im Jahre 1879 dem Professor Georg Lewin, den er die Operation eines Kehlkopf-Polypen hatte machen sehen, gesagt, indem er auf seinen eignen Kehlkopf wies: „Auch ich habe es hier sitzen“<sup>1)</sup>. Als er nun am 8. März 1887 das Präsidium des Reichstages empfing, sagte er scherzend: allerdings verhindere ihn seine Heiserkeit den Herren etwas vorzusingen.

Allein schon um diese Zeit hatte das Unwohlsein eine ernstere Gestalt angenommen, als der Kranke ahnte. Alle gegen den vermeintlichen Katarrh angewandten Mittel blieben erfolglos; im Gegenteil, die Heiserkeit wuchs zwar langsam, aber stetig. Man ließ deshalb am 6. März 1887 den Hals des Kronprinzen durch den als Spezialisten für Krankheiten der Athmungsorgane rühmlichst bewährten Berliner Professor Gerhardt untersuchen, der am Rande des linken Stimmbandes eine, dessen freie Schwingung behindernde lappenartige Vorrangung entdeckte. Er behandelte sie äußerst energisch, indem er zwölf Tage hindurch sie zuerst mit dem Ringmesser, dann mit glühendem Platindraht fortzuschaffen suchte. Allein nun übte, wie mehrfach auch im spätern Verlaufe der Krankheit, die hohe Stellung des Kranken eine störende Wirkung auf dessen ärztliche Behandlung. Aus übergroßer Rücksicht auf des Prinzen Wünsche gestattete Professor Gerhardt, trotz des kranker Zustandes und der starken Reizung der Kehle durch das auf sie soeben angewandte Schneiden und Brennen, daß die Kur wegen der Feier des neunzigsten Geburtstages des Kaisers unterbrochen wurde und Friedrich Wilhelm sogar eine ganze Woche hindurch ermüdende repräsentative Pflichten erfüllte. Nicht weniger als fünfundsichtig Fürstlichkeiten waren zu dem seltenen Feste erschienen, und da begreiflicherweise der altersschwache Monarch sich die größte Schonung auferlegen mußte, fiel das ganze Gewicht des Empfanges, der Unterhaltung und Gastfreundschaft

1) Persönliche Mitteilung des Geheimraths Lewin vom 25. März 1894.

auf den Sohn. Die schlimmen Folgen einer solchen, acht Tage hindurch fortgesetzten Anstrengung der wunden Kehle konnten nicht ausbleiben. Heiserkeit und Schlingbeschwerden stellten sich von neuem und zwar in gesteigertem Maße ein. Geheimrat Gerhardt griff wieder zum Glühbraut, der volle zehn Tage hindurch regelmäßig angewandt wurde. Das auf dem linken Stimmband befindliche Gewächs, von dem der Arzt erhoffte, es sei nur eine polypöse Geschwulst, verschwand in der That unter dieser kräftigen Behandlung. Um nach einer so angreifenden Zeit dem Patienten Ruhe zu gewähren, bewilligte Geheimrat Gerhardt, daß der Kronprinz sich auf einen Monat nach Ems begeben. Die Wasser des Vahnerortes können freilich keinerlei Einwirkung üben auf eine polypöse, geschweige denn auf eine krebsartige Geschwulst — und diese letztere Möglichkeit war leider für den Arzt schon damals nicht ausgeschlossen. Indes Gerhardt wollte sich überzeugen, ob und in welcher Weise sich die durch Kauterisation zerstörte Geschwulst wieder entwickeln würde, um danach seine endgültige Diagnose zu stellen. Jedenfalls aber war der Aufenthalt in dem zu so früher Jahreszeit noch ganz stillen Ems dem Kronprinzen und zumal seiner Kehle viel zuträglicher, als das Verweilen in Berlin, unter den steten persönlichen Anforderungen, denen er dort ausgesetzt war.

Am 13. April reiste Friedrich Wilhelm mit seiner Gemahlin und den drei jüngeren Töchtern nach Ems. Er fühlte sich zunächst dort ganz genesen, erfreute sich des wiederhergestellten Wohls und unternahm mit den drei Prinzessinnen Ausflüge in die anmutige Umgebung des schönen nassauischen Landes. Allein sein Leibarzt Dr. Wegner mußte sich bald zu einer wesentlich trübern Auffassung der Sachlage entschließen. Die zerstörte Geschwulst bildete sich wieder, wuchs mit bedeutender Schnelligkeit und wurde selbst größer als zuvor, und auch die Heiserkeit stärker. Am 15. Mai kehrte der hohe Kranke mit so traurigem Ergebnisse nach Berlin zurück. Eine erneute Untersuchung durch Gerhardt ergab leider die volle Bösartigkeit der Geschwulst. Der Geheimrat, der seine schlimmsten Befürchtungen verwirklicht sah, berief eine Anzahl hervorragender Kollegen am 18. Mai zur Konsultation — und ihr einstimmiges Urteil lautete auf Kehlkopftrebs. Fast ein sicheres Todesurteil! Ihre Diagnose war unglücklicherweise nur allzu richtig. Der treffliche Fürst, auf den Millionen und wieder Millionen Deutscher ihre schönsten Hoffnungen gesetzt hatten, war allem Anscheine nach baldigem Untergange geweiht!

Es ist übrigens durchaus unwahr, daß der Kronprinz damals, nach seiner Rückkehr aus Ems, eine Urkunde unterzeichnet habe, in der er zu Gunsten seines ältesten Sohnes auf die Thronfolge verzichtete. Ein



solcher Gedanke ist zu jener Zeit ebensowenig wie später in den maßgebenden Kreisen ernstlich erwogen worden<sup>1)</sup>.

Nur eine Operation gab noch Aussicht auf mögliche Rettung. Der mit hinzugezogene berühmte Chirurg Geheimrat von Bergmann schlug als einzigen noch offenen Weg die Spaltung des Kehlkopfes und die totale Ausrottung der Geschwulst samt ihrer Umgebung von außen vor. Er hoffte auf günstigen Erfolg; freilich werde durch die Operation auf alle Fälle die Stimme dauernd geschädigt werden; allein was sei der Verlust der Stimme im Vergleich zu dem des Lebens, und dann sei dieser Übelstand auch bei Behandlung vom Innern des Kehlkopfes aus nicht zu vermeiden.

Auf Grund dieser Ansicht, der sich die übrigen Ärzte anschlossen, wurde die Operation auf den 21. Mai festgesetzt. Der hohe Kranke war pflichtgetreu, wie immer, bereit, um seiner Familie und seines Volkes willen sich der Meinung der Ärzte zu unterwerfen. „Fort muß die Schwellung auf jeden Fall,“ sagte er. „Wenn sie nicht von innen herauszuschaffen ist, so sollen Sie außen einschneiden.“ Aber eigentlich war er fest davon überzeugt, daß der operative Eingriff schlimm auslaufen werde. Zunächst meinte er: ein Kaiser, der nicht sprechen könne, sei nicht denkbar. Dann wußte er, wie er zu seinen Vertrauten sagte, daß er „eine schlechte Heilhaut habe,“ daß jede, scheinbar noch so unbedeutende Verletzung bei ihm langdauernde Folgen mit sich führe. Er fürchtete um so mehr, daß die Operation für ihn wirklich gefährlich werden könne. Auch manche hervorragende medizinische Praktiker zeigten sich keineswegs des guten Erfolges sicher. Da intervenierte Fürst Bismarck, um bei der hohen politischen Bedeutung des Vorganges noch die Heranziehung einer auswärtigen Autorität zu bewirken; er wußte auch den Kaiser dafür zu gewinnen<sup>2)</sup>. Es war also nicht die Frau Kronprinzessin, der, wie man häufig tadelnd behauptet hat, die Verantwortung für das Unterlassen der Operation zukommt. Eine Liste, gebildet aus den Namen eines französischen, eines österreichischen und eines englischen Spezialisten, wurde von den behandelnden Ärzten Bergmann, Gerhardt und Wegner selbst aufgestellt und der kaiserlichen Familie, sowie dem Reichskanzler zur Auswahl vorgelegt. Der Franzose wurde aus politischen, der Wiener aus anderen Gründen gestrichen: so blieb nur der ausgezeichnete englische Laryngologe Morell Mackenzie übrig, ein Mann von europäischer Berühmtheit. Daß ein Engländer den Vorzug erhielt, war ein Zufall. Sein Name verdankte es lediglich den ärztlichen Autoritäten, auf der Liste zu

1) Bismarck, Ged. u. Erinn. II 300 ff., 305 f.

2) Vgl. dazu die freilich nicht ganz richtige Darstellung in Bismarck's Ged. u. Erinn. II 306.

figurieren, und sonstigen Erwägungen, wenn er schließlich allein ausgewählt wurde. Auch hier kann von einem besondern Antheile der Frau Kronprinzessin die Rede nicht sein. Vielmehr war es zum zweiten Male, und in verhängnisvollere Weise, die hohe Stellung des Kranken, die ihn in der Behandlung, die einen gewöhnlichen Patienten vielleicht gerettet hätte, beeinträchtigte.

Am 20. Mai langte der telegraphisch herbeigerufene englische Arzt an, der im Kronprinzlichen Palais selbst liebenswürdigste Aufnahme fand. Mackenzie war ein hervorragend geschickter, in Tausenden von Fällen vorzüglich bewährter Praktiker in Kehlkopfleiden, dem aber vielleicht die allgemeine medizinische Bildung in einer für deutsche Verhältnisse ungewohnten Weise abging. Am Abende seiner Ankunft untersuchte er, in Gegenwart der Berliner Ärzte, den hohen Kranken. Wie erstaunten sie, als er erklärte, sich nicht für die Annahme eines Krebsartigen Übels entscheiden zu können; er sehe davon nichts und wolle sein Urtheil von der Untersuchung der Geschwulst durch einen pathologischen Anatomen abhängig machen. Am 21. Mai entnahm er dieser ein Stück durch die Zange; es wurde Virchow übergeben und der geniale Patholog fand keine Spur Krebsartiger Gebilde in dem ihm überreichten Abkniffe.

Freilich war es ein Zufall, daß die minimalen Teile, die an Virchow gelangt waren, nicht dem eigentlichen Sitze des Übels angehörten, und daß so der berühmte Gelehrte zu einer Schlußfolgerung gelangte, die er selber sofort als keineswegs maßgebend bezeichnete, die aber Mackenzie in seiner irrigen Auffassung und Darstellung der Sachlage bestärkte. Es war das ein verhängnisvolles Zusammentreffen von Umständen, da die Operation der Kehlkopfspaltung — Laryngofissur —, in so früher Periode der Krankheitsentwicklung angewendet, in den meisten Fällen zu einem günstigen Ergebnisse geführt hat, zumal bei einer so kräftigen und noch elastischen Konstitution, wie es die des erlauchten Patienten gewesen ist. Seitdem ist durch ähnliche Eingriffe vielen Kranken dauernde Heilung geschaffen worden. Das hauptsächlich Bedenken war, daß die Operation sich vielleicht als nutzlos herausstellen könne, wenn der Krebs schon an anderen Teilen des Körpers sich eingemischt hätte: nun hat aber der Leichenbefund gezeigt, daß noch 14 Monate später das Leiden sich ausschließlich im Kehlkopf konzentrierte; ein Auftreten der Krankheit nach geschahener Operation wäre also nicht möglich gewesen. Und so wäre Kaiser Friedrich wahrscheinlich der deutschen Nation noch lange Jahre erhalten geblieben. — Der „ideale Kaiser“, wie ihn unser jetziger Monarch in einer berühmten Hamburger Rede genannt hat, würde die „ideale Begeisterung“, die Wilhelm II. im deutschen Volke so schmerzlich vermißt, und die doch erst in der spätern Bismarckschen Periode all-

mählich zu Grunde gegangen ist, zu hellen Flammen wieder entzündet haben.

Den wahren Stand der Krankheit konnte man freilich damals, im Mai 1887, nicht kennen. Für den Augenblick schien den Laien und sogar vielen fernstehenden Ärzten das Gutachten Virchows die Meinungs-differenz der Fachmänner zu Gunsten des Engländers zu entscheiden. Um wie viel mehr ergriffen die zunächst Beteiligten, vor allem der hohe Kranke selber, mit unverhohlener Freude und Genugthuung die beglückende Hoffnung. Sie wurde verstärkt durch den Umstand, daß gerade der Kehlkopfkrebs lange Zeit hindurch ein rein örtliches Übel bleibt und die allgemeine Frische und Gesundheit nicht beeinträchtigt. Alle Welt war entzückt ob des trefflichen Aussehens und der regen Kraft des Kronprinzen. Mackenzie, der übrigens den Patienten ausgezeichnet pflegte und dessen Stimmung dauernd in günstiger Weise beeinflusste, verfehlte nicht, seinen angeblichen Triumph über die Berliner Kollegen allerorten verkünden zu lassen, und das ganze deutsche Volk gab sich freudig der Hoffnung hin, seinen theuern Kronprinzen erhalten und bald völlig genesen zu sehen.

Es war, als ob ein tüchtiges Schicksal es darauf angelegt hätte, alle Welt in eine trügerische und verderbenbringende Sicherheit zu wiegen. Die Zuversicht Mackenzies wurde erhöht, als nach einer neuen Operation mit der Zange, am 8. Juni, Virchow abermals in den abgekniffenen Stücken keine Spur krebstartiger Erkrankung zu finden vermochte. Nun widersetzten sich auch die deutschen Ärzte nicht mehr dem Beschlusse, daß die Behandlung des hohen Kranken einstweilen, unter der Bedingung steter Kontrolle von deutscher medizinischer Seite, dem englischen Spezialisten überlassen werde. Aber gegen ihren Willen wurde auf Mackenzies nunmehr allmächtigen Rat entschieden, daß der Kronprinz diesem nach England folgen solle, unter der Begründung, daß Friedrich Wilhelms Anwesenheit bei dem fünfzigjährigen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria, das im selben Monate stattzufinden hatte, schon seit längerer Zeit zugesagt worden war; in seiner optimistischen Anschauung des Krankheitsfalles meinte Mackenzie hierin keine Gefahr für seinen erlauchten Patienten zu erblicken. Auf den bestimmten Befehl des Kaisers begleitete jedoch ein jüngerer deutscher Spezialist, Dr. Vandgraf, ein Schüler Gerhards, den Kronprinzen.

Am 14. Juni langten dieser und seine Gemahlin in England an. Um dem angeblich Genesenden jede unnötige Anstrengung zu ersparen, schlug man zunächst in einem ruhigen Vororte Londons, in Upper-Norwood, seinen Wohnsitz auf; auch nahm Friedrich Wilhelm nur in sehr beschränktem Maße an den Hoffestlichkeiten teil. Aber welche Schau-

spiel gab er, als er an der Spitze der Fürstlichkeiten ritt, die bei dem großen Zuge der Königin durch die Straßen der riesigen Hauptstadt eine glänzende Kavalkade vor dem Wagen der gefeierten Souveränin bildeten. Keine Spur der Krankheit war ihm anzumerken: heldenhaft ragte er in seiner strahlenden stahlgepanzerten Kürassieruniform unter all den schimmernden Herren sieghaft hervor, ein wahrer Herrscher, ein gottbegnadeter Volkskönig, nicht nur von Geburt, sondern auch durch die Gaben einer verschwenderischen Natur. Er zog aller Blicke auf sich, und unendlicher Jubel einer begeisterten und herzlich sympathisierenden Menge begrüßte ihn fortdauernd auf dem ganzen langen Wege. Er mochte noch einmal das Vollgefühl irdischer Größe und Erhabenheit genießen. Aber welche Gedanken beschäftigten in Wahrheit den edlen Mann während dieser prächtigen und betäubenden Feste, unter dieser allgemeinen beraushenden Huldigung? Mit seinen eignen Schriftzügen finden wir es aufgezeichnet in seinem Tagebuche: „Die fliegenden Lazarete am Jubiläumstage, die Tränkröge für Pferde und Hunde, und die Schutzhütten für Droschkenkutscher in den Londoner Straßen.“ Humane Einrichtungen für Menschen und Vieh, für die untersten Klassen des Volkes und die dienenden Tiere waren es, die seine Aufmerksamkeit fesselten und die er sich anmerkte, um daheim ihre Nachahmung zu bewirken. Das war es, was ihn in Augenblicken beschäftigte, die jeden andern im Empfinden gottähnlicher Größe über alles Volk der Erde hinausgetragen hätte. Etwas prosaisch, wenn man will, aber so edel und gütig, so bedacht auf das Wohl der anderen und zumal der Armen und Hilflosen! Der Lorbeer von Königgrätz und Wörth steht dieser Stirn nicht besser an als das Eichenlaub des thätigen Menschenfreundes.

Das Gefühl der Dankbarkeit für seine vermeintliche Heilung und seine durch eigne Krankheit verdoppelte Sympathie für die Leidenden führten ihn in das Hospital für Halskrankheiten, das Mackenzie ein Vierteljahrhundert früher in London gegründet hatte. Er zeigte die größte Teilnahme für die Patienten und sprach zu jedem von ihnen einige freundliche und ermunternde Worte. Besonders lange hielt er sich bei drei deutschen Kranken auf, nach deren Verhältnissen er sich auf das eingehendste erkundigte.

Da der Kronprinz noch länger an einem ruhigen Platze unter der Leitung des englischen Arztes und seiner Gehilfen bleiben sollte, siedelte er auf seinen eignen Wunsch nach der ihm längst bekannten Insel Wight mit ihrem milden Klima und ihrer wunderbaren südlichen Vegetation über, wo ihm der Herzog von Bedford sein schönes, der königlichen Residenz Osborne benachbartes Schloß Norris-Castle zur Verfügung stellte. Von hier begab er sich bei zunehmender Sommerhize

am 9. August nach Braemar im schottischen Gebirge. Sein Befinden schien den englischen Ärzten ziemlich befriedigend; er war kräftig und guter Laune und seine Stimme hatte fast ganz ihren natürlichen Klang wieder erhalten<sup>1)</sup>. Als er damals gebeten wurde, einem neu erbauten Dampfer den Namen zu geben, taufte er ihn *The White Heather*, „Das weiße Haidekraut“ und zeigte so, wie das Empfinden seines treuen und liebevollen Herzens sich noch immer zu den fernen Tagen zurückwandte, da er vor mehr als drei Jahrzehnten an demselben Orte der jugendlichen „*Victory*“ seine Liebe symbolisch ausdrückte<sup>2)</sup>.

Indes dieser erfreuliche und beglückende Zustand körperlicher Kraft und guter Zuversicht konnte der Natur der Dinge nach nicht anhalten. Die Schluckbeschwerden stellten sich wieder ein und wurden immer heftiger. Mackenzie aber klammerte sich mit größter, schier unbegreiflicher Hartnäckigkeit an seine optimistische Deutungsweise: die Beschwerden erklärte er für Folgen einer neuen Erkältung, krankhafte Neuwucherungen am Stimmbande für Überreste der alten, im Schwinden begriffenen Geschwulst. Anfangs September gaben er und sein Gehilfe Howell ein Bulletin heraus, das den Prinzen so ziemlich als hergestellt bezeichnet. Dafür wurde Mackenzie von seiner dankbaren Königin zum Baronet erhoben. Was man so herzlich wünscht, das glaubt man nur allzugern. Das Publikum, das in allen Ländern, selbst in Frankreich, dem teuren Fürsten innig zugethan war, zweifelte nun nicht mehr an dessen Genesung, und zumal in Deutschland fühlt man sich wie von einem schweren, lastenden Alp befreit.

Nach Sir Morells Meinung sollte Friedrich Wilhelm vor allem während der bevorstehenden Herbstmonate vor der Berührung mit kühler und feuchter Luft geschützt werden. Der hohe Patient schlug darauf selber zu seinem Aufenthalte Toblach vor, ein Dorf, das im Tiroler Pustertal, am Eingange zu den abenteuerlich geformten Ampezzaner Dolomiten herrlich gelegen, auch mit guten Gasthöfen ausgerüstet ist, und das er bereits von einem früheren Aufenthalte lieb gewonnen hatte. Mackenzie kannte offenbar den Ort nicht, der allerdings während des Sommers infolge seiner Lage im breiten offenen Thale recht warm ist, dessen immerhin beträchtliche Höhe über dem Meeresspiegel — 1230 m — jedoch kaltes Früh- und Spätjahr bedingt. In Deutschland erwartete man allgemein, daß der Prinz seine Fahrt von England nach Tirol über Berlin nehmen werde. Der greise Vater selber hoffte und wünschte, den angeblich nun genesenen Sohn wiedersehen und um-

<sup>1)</sup> Vgl. den Bericht des Dr. Landgraf vom Ende Juli 1887; Amtlicher Bericht, S. 31.

<sup>2)</sup> Robb, S. 169 (deutsche Übersetzung).

armen zu können. Allein, sei es, daß der Kronprinz die in Berlin unvermeidlichen Besuche, Reden und Anstrengungen fürchtete, sei es, daß er Scheu vor den Anschauungen seiner deutschen Ärzte trug — er kam nicht nach der preußischen Hauptstadt. So haben er und sein Vater einander nicht mehr gesehen! Die auffallende Abweichung von der natürlichen Reiseroute rief wieder allseitige Befürchtungen hervor, die sich jedoch verminderten, als aus Frankfurt und München, die er auf seiner Fahrt berührte, die erfreuliche Kunde seines anscheinenden Wohlbefindens eintraf. Am 7. September langte er in Toblach an, begleitet von Dr. Howell und dem deutschen Oberstabsarzt Schrader. Er nahm in dem eleganten und behaglichen Südbahnhof Wohnung.

Während der ersten Tage seines Toblacher Aufenthaltes fühlte Friedrich Wilhelm sich ganz gesund und rüstig und unternahm noch größere Fußmärsche. Bald aber wurde das Wetter in dem hochgelegenen Alpendorfe rauh und unfreundlich. Zugleich traten neue Anschwellungen im Halse auf, und der erlauchte Patient zeigte sich leicht ermüdet. Der auf diese Hiobspost schnell herbeieilende Mackenzie forderte einen südlicheren, milden Wohnort, und der Prinz bestimmte hierfür Venedig, das er sehr liebte. Am 28. September trat er seine Reise nach der herrlichen Lagunenstadt an, deren feuchtwarmer Luft und deren märchenhafter Zauber auf seinen Körper wie auf sein Gemüt sehr günstig wirkten. Seine Hoffnungen belebten sich aufs neue. „Meine Genesung ist in vollem Gange“, schrieb er damals seinem alten Mathematiklehrer<sup>1)</sup>, „jedoch kann dieselbe nur eine sehr langsame und von milderer Herbstluft, als die heimatliche es ist, angeregt sein, deshalb bleibt der Termin der Rückkehr ein noch unbestimmter. Mein englischer Spezialarzt ist überzeugt, das eigentliche Übel bezwungen zu haben; jetzt kommt es darauf an, durch Vermeiden von Sprechen und durch Bewahrung vor Erkältung meine Gesundheit also zu befestigen, daß ich vor Winteranfang wieder meinen heimatlichen Pflichten werde genügen können.“ Freundliche Illusionen, die man als glückliche bezeichnen könnte, wenn ihnen nicht bald um so grausamere Enttäuschungen gefolgt wären, und wenn sie nicht den vorzeitigen Tod des teureren Fürsten zum großen Teile verschuldet hätten!

Schon nach einer Woche, am 7. Oktober, siedelte Friedrich Wilhelm nach Baveno über, dem lieblichen Örtchen am Lago Maggiore, wo ein Engländer, Henfrey, ihm eine Villa zu Gebote gestellt hatte. Der Herbst ist für diese Gegenden die schönste Jahreszeit. In vollen Zügen genoß der Kronprinz, stets ein aufrichtiger und verständnisvoller Freund der Natur, die Reize dieser unvergleichlichen See- und Gebirgslandschaft.

1) Schellbach, Erinnerungen, S. 29.

Aber bereits nach einer weiteren Woche stellten sich deutliche Zeichen von Verschlimmerung des leidenden Organes ein, die einen immer bedrohlicheren Charakter annahmen. Am 28. Oktober hörte die beklagenswerte Gattin zum letzten Male die natürliche Stimme ihres erlauchten Gatten; seitdem trat hochgradige Heiserkeit, fast Stimmlosigkeit ein. Tief erschreckt flüchtete die kronprinzliche Familie nach noch wärmeren Gegenden, an die italienische Riviera (3. November), wo in dem als Kurort für Krankheiten der Atemungsorgane längst berühmten Uferstädtchen San Remo ein einfaches aber durchaus geeignetes Haus, die Villa Zivio, für sie gemietet worden war. Entfernt von dem Treiben der Fremdenkolonie liegt die Villa auf dem Bergabhange, damals an drei Seiten von Olivenhainen umgeben, während ihre Front sich mit einem herrlichen, in südlicher Pflanzenpracht erblühenden Garten den blauschimmernden Fluten des Mittelmeeres zuwendet. Indes der wunderbar schöne Aufenthalt brachte leider dem Prinzen keine Besserung. Vielmehr erschienen hier schon in den ersten Tagen nunnmehr an beiden Stimmbändern Geschwülste, die ein sehr besorgniserregendes Aussehen zeigten. Mackenzie kam am 6. November eiligst herbei. Jetzt endlich mußte er seinen Optimismus aufgeben, nachdem der Aufschub einer energischen Behandlung unwiederbringlichen Schaden verursacht hatte. Er hielt es für geboten, den unglücklichen Fürsten davon zu unterrichten, daß ein Umschwung zum Üblen eingetreten sei. „Ist es Krebs?“ fragte der Prinz. „Leider,“ antwortete Sir Morell, „muß ich sagen, es sieht dem sehr ähnlich, aber es ist nicht möglich, mit Sicherheit zu urteilen.“ — „Der Kronprinz“ berichtet der englische Arzt, „nahm die Mitteilung mit vollkommener Ruhe auf. Nach einem Augenblicke des Schweigens ergriff er meine Hand, mit seinem charakteristischen, zugleich freundlichen und festen Lächeln: Seit einiger Zeit fürchtete ich dergleichen. Ich danke Ihnen, Sir Morell, daß Sie so offen mit mir sind. Ich sah niemals jemanden unter ähnlichen Umständen sich mit so schlichtem Heldenmuth benehmen. Er gab nicht das geringste Zeichen von Niedergeschlagenheit, sondern verbrachte den Tag mit seinen gewöhnlichen Beschäftigungen; und bei dem abendlichen Diner war er heiter, ohne sich dazu anscheinend zu zwingen. Einige Tage später bemerkte er, er habe sich in seinem ganzen Leben nicht wohler gefühlt und setzte hinzu: Unter den gegenwärtigen Umständen muß ich wahrhaftig um Entschuldigung bitten, daß ich mich eben so wohl fühle.“ — So heldenhaft sprach der Mann, der sich zu einem langen qualvollen Hinsterben verurteilt sah, zum hoffnungslosen Ringen einer kräftigen Natur mit der grausamen, am Ende stets siegreichen Krankheit, eine Aussicht, die wohl das mutigste und sonst furchtloseste

Herz erbeben läßt! Und wiederum, so gütig empfand er, daß er dem englischen Arzte nicht den mindesten Vorwurf über die verfehlte Behandlung machte, die für ihn selbst so furchtbare Folgen hatte, sondern ihm nach wie vor mit gewinnender Freundlichkeit und Vertrauen begegnete.

Es wird freilich auch dem Mutigsten schwer, jede Hoffnung aufzugeben. Vielleicht lag doch die Möglichkeit vor, daß Mackenzie sich ebenso täuschte, wie er vorher die Berliner Arzte des Irrtums geziehen hatte. Noch am Abend dieses schrecklichen 6. November wurden ein ausgezeichnete Wiener Spezialist, Professor Schrötter, sowie dessen Schüler, Dr. Krause in Berlin, telegraphisch nach San Remo berufen. Aber Schrötter mußte gleichfalls zu der traurigen Überzeugung kommen, daß man es hier mit einem krebstartigen Gebilde — Carcinom — zu thun habe. Er sah klar den weiteren Verlauf der Krankheit voraus und stellte fest, daß jetzt nur noch ein zwiefacher Weg therapeutischer Behandlung offen stehe: entweder einfach abzuwarten, bis das unvermeidliche weitere Anwachsen der Krebsgeschwulst eine Erstickungsgefahr hervorbringe und dann den Luftröhrenschnitt vorzunehmen, nicht um das Übel zu heilen, sondern um das Leben thunlichst zu verlängern; oder aber ohne Verzug den Kehlkopf, der damals auf beiden Seiten in ausgedehntem Maße von dem Leiden ergriffen war, gänzlich herauszuschneiden — eine Operation, die freilich die einzige Möglichkeit vollkommener Heilung gewährte, aber in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, sei es unmittelbar, sei es durch ihre Folgen binnen weniger Wochen den Tod herbeiführte. Diese furchtbare Wahl unterbreitete der Wiener Gelehrte der Frau Kronprinzessin; man kann sich vorstellen, wie tief sie die hohe Frau erschütterte!

Man hatte so schwerwiegende Nachrichten der kaiserlichen Familie nicht vorenthalten können; sie hatten alle deren Mitglieder und zumal den greisen Herrscher selbst in die schmerzlichste Aufregung versetzt und der bedauernswerte Vater verlangte dringend zuverlässige Kunde über das Befinden des Sohnes und Thronfolgers. Dessen Ältester, Prinz Wilhelm, empfing also den Auftrag, mit einem wissenschaftlich von allen herrschenden Schulen ganz unabhängigen Laryngologen, dem Dr. M. Schmitt aus Frankfurt am Main, sich nach San Remo zu begeben. Am 9. November abends langte der Prinz in größter Besorgnis daselbst an und empfing sofort die dort schon thätigen Arzte. Dr. Schmitt konnte bei der Untersuchung am folgenden Morgen leider nur die Ergebnisse Schrötters in vollem Umfange bestätigen. Es wurde eine ausführliche schriftliche Darlegung des Sachbestandes verfaßt, die dem erlauchten Kranken vorgelegt werden sollte, um das peinliche der



mündlichen Verhandlung eines so furchtbaren Dilemmas möglichst zu vermeiden. Professor Schrötter erzählt:

„Und nun mußte ich das schmerzliche Amt, für welches das Vertrauen meiner Kollegen mich ausersehen hatte, Seiner Kaiserlichen Hoheit Bericht über unsere Untersuchungen und Anschauungen zu erstatten, erfüllen. Es geschah dieses in Gegenwart Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin und muß ich wohl erklären, daß diese Scene zu den ergreifendsten meines Lebens gehörte.

„Der hohe Patient, dem auch nicht eine Spur von Erregung anzusehen war, schlug meine Bitte, sich niederzusetzen, lächelnd ab, nahm den Bericht stehend mit philosophischer Ruhe, mit wahren Heldennute entgegen.

„Als ich von den Chancen der beiden Operationsverfahren sprach, veränderte sich in keiner Weise sein bisheriger, so liebenswürdiger Gesichtsausdruck.

„Aufs tiefste gerührt, war ich glücklicher Weise in der Lage, darauf hinzuweisen, daß ich in der jüngsten Zeit Gelegenheit hatte, bei einem alten Herrn die vollständige spontane Rückbildung einer solchen Neubildung am Kehlkopfe zu sehen, und war der hohe Patient sichtlich erfreut, als ich sagte, daß es sich im angezogenen Falle um einen Mann in den siebziger Jahren handle, worauf er ausrief: „O, ich bin ja erst ein Fünziger!“

Nachdem auch die übrigen Ärzte die Auslassungen Schrötters lediglich bestätigt hatten, that der Kronprinz in ruhigstem Tone die entscheidende Frage: „Sagen Sie, lieber Professor, ist das Leiden Krebs?“ Schrötter gab die ausweichende aber doch so verständliche Antwort: „Kaiserliche Hoheit, es ist eine bösertige Neubildung.“ Eine furchtbare Pause des Schweigens entstand. Während der Leidende selber nicht die mindeste Erregung verriet, brach der ihm in jüngster Zeit herzlich nahe getretene Oberstabsarzt Schrader in krampfhaftes Schluchzen aus. „Den tiefsten Eindruck,“ fährt Schrötter fort, „mußte auf jeden von uns die liebenswürdige herzzgewinnende Art machen, in der wir entlassen wurden. Kein unbefangener Zuschauer hätte geahnt, daß eine so tragische Scene vorausgegangen war. Mit einem Händedruck verabschiedete mich der wahrhaft hehre Mann und sprach: ‚Auf Wiedersehen, wenn Gott will.‘“

Später sagte der Professor, der doch in seiner ausgebreiteten Praxis Gelegenheit zu so reicher Menschenkenntnis hatte: „Ein solcher Held, ein so großer Charakter, wie der deutsche Kronprinz, ist selten. Das ist wahrhaft antike Heldengröße.“ Die Umgebung des hohen Kranken hatte den Eindruck, als ob mit der Entscheidung, die der Ausspruch der

Ärzte gebracht hatte, seine Stimmung lediglich eine ruhigere, ja geradezu eine heitere geworden sei.

Und nunmehr war der Beschluß über Leben und Tod von dem Patienten selbst zu fassen. Friedrich Wilhelm blieb nicht lange zweifelhaft. Er sagte damals seinem vertrauten Kammerdiener: „Siehst Du, sie wollen mir den Kehlkopf öffnen und rechts und links einen Schnitt machen. Bestenfalls würde ich dann ein halber Mensch sein, und das will ich nicht. Lieber lasse ich die Dinge gehen, wie es Gott gefällt.“ Er fürchtete offenbar, daß er durch die Verstümmelung zu einem Schattenkaiser gemacht werde, der eben wieder nur den Schein anstatt des Seins der Macht besäße, und ein solches Dasein auszuspinnen, fühlte er begreiflicherweise keine Neigung. Er lehnte deshalb die Kehlkopfstirpation ab; dieser Entschluß wurde den Ärzten in schriftlicher Ausfertigung mitgeteilt.

Dadurch war allerdings die Gefahr einer sofortigen Katastrophe vermieden, aber auch die Sicherheit des tödlichen Verlaufes der Krankheit innerhalb weniger Monate unwiderruflich gegeben. Diese Aussicht erfüllte auch daheim das Gemüt des alten Monarchen mit nagendem Schmerz über den Verlust des herrlichen Sohnes. Er forderte noch einmal die hervorragendsten Berliner Ärzte zu einer Konsultation auf, ob man nicht dennoch den Kranken zu sofortiger eindringender Operation bewegen solle. Aber die Ärzte glaubten eine solche Verantwortung angesichts der hohen Gefahr eines solchen operativen Vorgehens nicht übernehmen zu dürfen. Es ward nur, in Gemäßheit einer mit der Frau Kronprinzessin getroffenen Verabredung, der von Professor von Bergmann dazu vorgeschlagene erste Assistent seiner Klinik, Dr. Bramann, nach San Remo geschickt, um bei eintretender Erstickungsgefahr den Luftröhrenschnitt vorzunehmen, falls Herrn von Bergmanns Ankunft dazu nicht abgewartet werden könne.

Die Entscheidung war endgültig gefallen, das Leben Friedrich Wilhelms verwirkt. Der Schmerz des neunzigjährigen Vaters sprach sich ergreifend in den Worten aus, die er am 27. November an den Vorstand des Reichstages richtete: „Sie können sich denken, wie tief es mich in meinem Alter erschüttert, daß ein Mann, der körperlich wie geistig die besten Bürgschaften für die Zukunft des Reiches zu bieten schien, von einem Leiden ergriffen ist, das ihn zwischen Tod und Leben schweben läßt, so daß seine völlige Wiederherstellung fast wie ein Wunder erscheinen muß.“ Die ganze Welt nahm an seinem Kummer, an der schweren Erkrankung des allgeliebten und allverehrten Kronprinzen des deutschen Reiches aufrichtigen Anteil; auch für die fremden Völker war der edle Fürst „unser Fritz“ geworden. Selbst aus fernen Weltteilen

kamen angsterfüllte Telegramme und Briefe, die in Ausdrücken innigen Mitgeföhls Nachrichten über sein Befinden erbat.

Bei dieser Art von Krebs tritt häufig eine vorübergehende Besserung ein, die bei Kranken und bei Laien die Hoffnung immer wieder ansacht. So geschah es auch in der Villa Zirio, nach den schmerzlich aufregenden Vorgängen im Anfange des November. Die Stimme des Kronprinzen wurde vernehmlicher, sein Aussehen war vortrefflich, die Laune heiter, wie in den besten Tagen; der hohe Kranke machte weitere Spaziergänge ohne das geringste Zeichen von Ermüdung. Sofort erwachte auch sein gütiges Interesse für die übrige Menschenwelt wieder. Wenn er Deutsche in San Remo sah, die er früher gekannt hatte, ließ er sie wohl zu sich kommen und unterhielt sich mit ihnen ungezwungen, bis die besorgte Umgebung winkte, daß es genug sei<sup>1)</sup>. Der treffliche Roggenbach eilte auf seine Einladung nach San Remo, wo die frische, wohlthuende Art des Freundes und dessen geistvolle Ausführungen dem siechen Fürsten über manche schwere Stunde hinweghalfen. Friedrich Wilhelm wünschte offenbar, mit der Heimat in möglichst engem Zusammenhange zu bleiben. Denn nichts lag ihm ferner, als der Gedanke, auf sein bevorstehendes Herrschertum zu verzichten. Als auf des Reichskanzlers Rat der Kaiser, dessen Altersschwäche bereits den Fortgang der täglichen Regierungsgeschäfte zu hemmen drohte, die Bestimmung traf, daß bei seiner Behinderung sein ältester Enkel, Prinz Wilhelm, die laufenden Erlasse des Civil- und Militärkabinetts unter der Überschrift „auf Allerhöchsten Befehl“ unterzeichnen solle, nahm dies der durch sein Leiden natürlich reizbar und mißtrauisch gestimmte Kronprinz sehr übel auf, als denke man bereits an seinen Ersatz. Wilhelm I. hat sich deshalb standhaft geweigert, dem Wunsche Bismarcks und wohl auch den Anforderungen des Dienstes gemäß, seinem Enkel irgend größern Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu übertragen. Denn ebenso beharrlich wie er am eignen Rechte festhielt, stand er für das Recht seines Sohnes ein<sup>2)</sup>. Weder hat dieser noch hat man in Berlin eine Änderung der Thronfolge diskutiert, wenn auch die Umgebung des Kronprinzen bisweilen solchen Verdacht gehegt hat. Vielmehr war man in der Heimat besonders beglückt, als man vernahm, wie froh und munter der erlauchte Herr das Weihnachtsfest gefeiert hatte. Gegen 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr abends hatten sich die Kronprinzliche Familie und deren Gäste in der Villa Zirio um zwei riesige Tannenbäume versammelt, die Getreue aus Deutschland nach dem Süden gesandt hatten, und die nun in heiterm

1) Mitteilungen Friedr. Dernburgs im „Berliner Tageblatt“, 25. März 1894, erstes Beiblatt.

2) Schreiben Wilhelms I. an den Reichskanzler vom 23. Dezember 1887; Bismarck, Ged. u. Erinn. II 300 ff.

Lichterglanze erstrahlten. Eine unübersehbare Menge verschiedenster Blumen verwandelte das Zimmer in einen duftenden Garten. Die Tische waren mit Gaben aller Art bedeckt, unter denen besonders die kostbaren Geschenke des italienischen Königspaares ins Auge fielen. Zahllose Depeschen, Briefe und Pakete aus der Heimat legten ein beredtes Zeugnis von der Liebe und Verehrung ab, mit denen das deutsche Volk in allen seinen Schichten den teuern Thronerben umgab. Der Kronprinz selber war in fröhlichster Laune, ging unermüdllich an den Tischen umher, wies und erklärte alles den Angehörigen und Gästen. In ähnlich heiterer und zuversichtlicher Weise verlief der Sylvesterabend, zu dem der Kronprinz auch seine in San Remo anwesenden Ärzte gebeten hatte. Prinz Heinrich und Prinzessin Viktoria führten einige theatralische Schwänke auf zur Erheiterung ihres Vaters, der seine Gäste bis nach zehn Uhr in der Villa zurückbehielt — das Bild frohen und schönsten Familienlebens.

So freundlich schloß das Jahr 1887 ab, und es begann das verhängnisvolle Jahr 1888, das zwei Generationen deutscher Kaiser zu Grabe tragen sollte. Es kündigte sich sofort für den unglücklichen Friedrich Wilhelm auf das schlimmste an. Schon am Ende der ersten Januarwoche griff die in letzter Zeit nur linksseitig bestehende Schwellung wieder mehr und mehr auf die rechte Seite des Kehlkopfs über, dessen immer stärkere Verengerung dem Patienten Atemnot, Fieber und Kopfschmerzen verursachte. Er konnte nur noch aufrecht im Bette sitzen, durch Kissen gestützt, nur selten Schlaf findend. Sein Aussehen veränderte sich bedeutend, er wurde blaß und magerte auffallend ab. In der Nacht vom 7. zum 8. Februar kam er in das Zimmer des Kammerdieners und stöhnte: „Ich halte es nicht mehr aus, mache mir einen Umschlag um den Hals.“ Am nächsten Tage, den 8., verlangte er selber, daß ihm der Luftröhrenschnitt gemacht werde. Die Atemnot und Beängstigung wurden in der That am Vormittage des 9. Februar so unerträglich, daß Dr. Bramann sich zu der Operation entschloß, ehe noch der telegraphisch berufene Geheimrat von Bergmann eingetroffen war. Die Operation, die etwa zwanzig Minuten dauerte, glückte vollkommen und verschaffte dem hohen Leidenden sofort Erleichterung. Das Atmen geschah seitdem durch eine in die Luftröhre eingeführte Kanüle. Der arme Kronprinz zeigte sich alsbald wieder gefaßt. „Im Jahre 1870,“ sagte er, „hätte mich eine Kugel treffen können wie jeden andern. Für mich ist meine jetzige Krankheit auch nichts anderes als eine Kugel, die mich treffen wird, vielleicht früher, vielleicht später, wie Gott es will.“ Geheimrat von Bergmann leitete die weitere Behandlung. Leider zeigten blutiger Auswurf und abgestorbene Gewebstücke, daß der

innere Zerfall des Kehlkopfes im Fortschreiten begriffen sei. Der schleunigst herbeigerufene Professor von Kufmaul aus Straßburg konnte nur feststellen, daß dieser Auswurf nicht aus den, ganz gesunden, Lungen des Prinzen stamme: damit war seine Herkunft aus dem Kehlkopfe erwiesen.

Kaiser Wilhelm verlangte um so dringender nach seinem Sohne, je schwächer er sich selbst fühlte. Der Schmerz, am Ende seiner Tage den teuern Sohn vor sich hinwelken zu sehen, peinigte den lebensmatten Greis Tag und Nacht. Oft saß er während der Nacht aufrecht im Bette und schluchzte: „Mein Sohn, mein armer Fritz.“ Er sandte noch einmal den Prinzen Wilhelm nach San Remo, wo derselbe am 2. März eintraf, mit dem bestimmten Auftrag, wenn irgend möglich, die baldige Rückkehr des Kronprinzen nach Berlin zu bewirken. In der That schien zu solcher einige Hoffnung zu sein, da das Befinden des hohen Kranken sich für den Augenblick bedeutend gebessert hatte. Seit eben dem 2. März erschien er täglich auf dem Balkon und wechselte von hier mit dem Publikum freundliche Grüße. Das Wetter war herrlich. Der Husten ließ nach und mit ihm die Schlaflosigkeit, so daß die für eine geschwächte Konstitution doppelt bedenkliche Anwendung künstlicher Schlafmittel eingestellt werden konnte. Die Kronprinzessin war Tag und Nacht unermüdetlich in der Pflege ihres Gemahls. So nahmen dessen Kräfte schnell wieder zu und mit ihnen kehrte die gute Laune zurück. So oft er sich auf dem Balkon zeigte, begrüßten ihn die Bevölkerung und die in San Remo anwesenden Fremden jedesmal in dichten Scharen mit Freudenbezeugungen aller Art, die seinem guten, freundlichen Herzen äußerst wohl thaten. Als aber eine Untersuchung der Auswürfe durch den als Krebspezialisten bewährten Professor Waldeyer das Vorhandensein der Krankheit unwiderleglich bewiesen hatte, gab auch Mackenzie seinen grundsätzlichen Widerstand gegen die Rückkehr des Kronprinzen in die preußische Hauptstadt auf. Und doch wurde die Reise wieder aufgeschoben. Denn da in Deutschland damals ganz ungewöhnlich kaltes und stürmisches Winterwetter vorherrschte, während in dem sommerlichen San Remo der hohe Kranke den größten Teil des Tages auf dem Balkon zubringen oder sich sogar im Garten ergehen konnte, stimmten alle Ärzte dahin überein, ihn bis zum Eintreten wärmerer Temperatur in Deutschland noch einstweilen in der Villa Zirio zu belassen.

Freilich wurde dadurch das letzte Wiedersehen zwischen Vater und Sohn vereitelt. Altersschwäche und Kummer über das Schicksal des Prinzen führten den hochbetagten Kaiser schnell dem Grabe zu. Am 9. März 1888, wenige Tage vor der Vollendung seines einundneunzigsten Lebensjahres, schloß Wilhelm I. für immer die hellen Augen, sank seine

raftlos thätige Hand nieder. Noch in seinen letzten Stunden rief er nach „seinem armen Fritz“.

Wenn sie auch im Herzen einander nie entfremdet waren, hatten doch grundsätzlich entgegengesetzte Anschauungen und Bestrebungen sie vielfach geschieden. Was aber wollte das sagen gegenüber der brutalen Trennung durch ein erbarmungsloses Geschick in der Sterbestunde des greisen Vaters?

Friedrich Wilhelm hieß nun König von Preußen und Kaiser von Deutschland. Aber er war es wiederum nur dem Namen nach, nicht in Wirklichkeit. Zu spät war der mächtige Augenblick eingetreten — wie er es seit Jahren wehmütig vorausgeahnt. Sein herzerreißendes Schicksal verfolgte ihn bis zum höchsten Gipfel menschlicher Größe und menschlichen Glanzes.

---

## Vierzehntes Kapitel.

### Die neunundneunzig Tage.

Man hatte erwartet, daß der neue Kaiser und König sich „Friedrich Wilhelm V.“ nennen werde, da er als Kronprinz immer Friedrich Wilhelm gezeichnet hatte. Aber nur auf Befehl seines Oheims Friedrich Wilhelm IV. hatte er beide Namen geführt, die ihm gerade im Andenken an diesen Herrscher nicht verheißend für einen preußischen Monarchen erschienen. In seiner frühesten Jugend hatte er „Prinz Friedrich“ geheißten, und als „Frig“ hatte er in der Familie und im Volksmunde gegolten. So hatte er längst beschloffen, als Kaiser und König den ruhmvollen Namen „Friedrich“ zu führen. Er hatte früher die Absicht gehegt, in Erinnerung an die deutschen Kaiser des Mittelalters, die drei Friedrichs gezählt hatten, sich als Friedrich IV. zu bezeichnen. Allein es war seitdem seiner Umgebung geglückt, ihn von diesem, dem deutschen und zumal dem preußischen Volke der Gegenwart unverständlichen Plane zurückzubringen<sup>1)</sup>. Wie fein Vater, der erste Kaiser des neuen Reiches, den Beherrscher des alten Deutschland: Wilhelm von Holland unberücksichtigt gelassen hatte, so schloß auch er sich nunmehr lediglich den preußischen Monarchen seines Namens an als Friedrich III.

Am 7. März waren die ersten Nachrichten von dem bedrohlichen Zustande Kaiser Wilhelms in San Remo angelangt. Sie wiederholten sich dann stündlich und versetzten den kranken Kronprinzen, der sich soeben erst von schwerem akuten Leiden zu erholen begann, in schmerzlichschte Aufregung. Am 8. traf eine Depesche des Fürsten Bismarck ein, die dringend die sofortige Heimkehr des Kronprinzen forderte. Da ließ dieser Mackenzie zu sich bescheiden und frug ihn: „Würde meine Rückreise nach Berlin jezt irgend eine Gefahr in sich schließen?“ Auf die

<sup>1)</sup> Handschriftliche Mitteilung von Seiten eines hochstehenden, genau unterrichteten, persönlichen Freundes des Kaisers Friedrich.

bejahende Antwort des Arztes äußerte sich der Prinz ruhig: „Es giebt Umstände, wo es die Pflicht jedes Mannes ist, sich einer Gefahr auszusetzen, und solche Umstände sind jetzt eingetreten. Ich werde übermorgen zurückreisen. Ich bitte Sie, alle ärztlichen Vorsichtsmaßregeln anzuwenden und darüber mit dem (Hofmarschall) Grafen Radolinski zu verhandeln. Ich verlasse mich auf Sie, daß Sie alle Bedenklichkeiten meiner Reise nach dem Norden möglichst verringern werden <sup>1)</sup>“.

Als am folgenden Tage dem neuen Kaiser seine hohe Gemahlin die Trauerbotschaft von dem Hinscheiden des erlauchten Vaters möglichst schonend beibrachte, war er tief erschüttert. Er blieb längere Zeit in kummervoller Aufregung allein in seinem Zimmer, während Kaiserin Viktoria laut weinend im Garten auf und ab ging. Schmerz und Erregung hielten den ganzen Tag über bei Friedrich III. an. Indes, er hatte eine gute Nacht gehabt; zum erstenmale seit der Operation nahm er das Diner mit seiner Familie ein: es schien, als ob die große Aufgabe, die seiner harrte, seine Kräfte wunderbar gestärkt hätte. Er arbeitete den ganzen Nachmittag hindurch, um die Schriftstücke, die sein Regierungsprogramm enthielten, in Ordnung zu bringen. Auch erteilte er Anweisungen für seine weitere ärztliche Behandlung: er behielt Mackenzie sowie die Doktoren Wegner und Krause zu seiner beständigen Pflege, während Geheimrath von Bergmann ihn allwöchentlich besuchen und sein Befinden überwachen sollte.

Soweit die geschichtlichen Erinnerungen reichen, hat nie über einem Fürsten ein tragischeres Geschick gewaltet, als über diesem Friedrich III. Ein ganzes langes und reiches Leben hindurch hatte er sich mit nie ermattender Gewissenhaftigkeit und mit steter Anstrengung aller Geisteskräfte auf seine große Herrscheraufgabe vorbereitet, mit der der Pflichtgetreue es von Herzen ernst nahm; und jetzt, da er in seinem sieben- undfünfzigsten Jahre berufen ward sie zu erfüllen, fand sie ihn als einen Schwerkranken, als einen zu baldigem Tode Verurteilten, dem körperlicher Verfall es unmöglich machte, selbst die kurze ihm noch gestellte Frist nach Überzeugung und Willen zu verwerten. Jedes Tones beraubt, ein Stummer, wandelte er unter den redenden Menschen; nur mühsam, durch den Bleistift und den stets bereit liegenden Papierblock vermochte er noch mit anderen zu verkehren.

Allein er war zu sehr Hohenzoller, um seine Pflicht nicht bis zum letzten Atemzuge zu erfüllen. Er wußte, daß die Übersiedelung aus dem sonnigen Süden nach dem noch in Eis und Schnee starrenden Deutschland ihm die kurze Lebensdauer abkürzen werde: trotzdem zögerte er

<sup>1)</sup> Mackenzie, *The fatal illness*, S. 123.



nicht einen Augenblick lang, dem Rufe des Schicksals und des Vaterlandes Folge zu leisten.

Er bestätigte zuerst, noch von San Remo aus, die bisher amtierenden Minister in ihren Stellungen. Es war das offenbar notwendig, um die Kontinuität der Verwaltung zu erhalten. Auch konnte weder noch wollte der schwer kranke Herrscher daran denken, sofort einen Bruch mit der bisher verfolgten innern Politik herbeizuführen, sondern mußte es darauf ankommen lassen, wann und inwieweit er seine Grundjähre, denen er selbstverständlich nach wie vor treu blieb, werde durchführen können. Die reaktionäre Partei besaß alle Stellungen und Ämter, allen Einfluß im Lande; jeder Mann von liberalen Anschauungen war nicht allein amtlich sondern auch gesellschaftlich in Acht und Bann gethan. Dieselbe Richtung, verbündet mit kirchlicher Orthodorie, überwog in den Volksvertretungen, sowohl Preußens wie des Reiches. Konnte da der neue Herrscher, der als ein Sterbender galt, auch nur auf den Gehorsam seiner eignen Beamten rechnen, wenn er andere Bahnen einzuschlagen versuchte? Er sprach dem Reichskanzler und dem Staatsministerium telegraphisch seinen Dank für die Hingebung und Treue aus, mit der sie alle seinem verewigten Vater gedient hätten, und kündigte seine Abreise nach Berlin für den folgenden Tag an.

Der Morgen des 10. März war leider trübe und regnerisch. Um neun Uhr früh verließ Kaiser Friedrich San Remo, wo er so viel Liebes, aber noch viel mehr Trauriges erlebt hatte. Er sah bleich und abgemagert aus, hielt sich aber mutig aufrecht. Die Bevölkerung des Ortes, die zu dem hohen, sanften Dulder und seiner gütigen und wohlthätigen Familie herzliche Zuneigung gefaßt, hatte sich zu Tausenden versammelt und begrüßte sie mit begeisterten und hoffnungsvollen Abschiedswünschen. Auf jeder Station wiederholte sich der Jubel der Menge, und überall erhielt der Kaiser von ihr tröstliche Beweise der Verehrung und Anhänglichkeit. In der Übergangstation San Pier d'Arena bei Genua erwartete König Humbert den ihm so eng befreundeten Herrscher. Er bestieg den verschlossenen kaiserlichen Wagen, den der hohe Patient nicht verlassen durfte. Die beiden Fürsten umarmten sich herzlich, und dem italienischen Ministerpräsidenten Crispi reichte der Kaiser gütig lächelnd die Hand. Nach viertelstündiger Unterhaltung mit dem Könige, die der unglückliche Friedrich nur vermittelt schnell mit Bleistift beschriebener Zettel führen konnte, führte der Zug das noch lange vom Fenster aus grüßende Kaiserpaar hinweg. Auf einem der Zettel standen die wehmütig gefaßten Worte geschrieben: „Ich grüße, vielleicht zum letztenmale, Dein Italien, dieses mir so überaus teure Land!“ In der That versetzten den italienischen Monarchen, der seinen

kaiserlichen Freund seit dessen Erkrankung nicht mehr gesehen hatte, die Veränderungen, die diese in seinem Antlitz und seiner Gestalt hervor gebracht, in die schmerzlichste Erregung. Er hatte sie tapfer niedergelämpft, solange die Reisenden ihn beobachten konnten; dann aber brach sie unwiderstehlich hervor. „Er ist krank, sehr krank“, rief König Humbert weinend Crispi zu.

Friedrich III. aber schien sich wohler und kräftiger zu fühlen, als seit lange; nur selten plagte ihn der Husten. Er erfreute sich der herrlichen Fahrt am felsigen Gestade des schäumenden Mittelmeeres und durch die schneeschimmernden Alpen. Während des Nachmittags arbeitete er im Wagen unausgesetzt, teils allein, teils mit dem Grafen Radolski. Um zehn Uhr abends zog er sich zur Ruhe zurück. Am nächsten Morgen war man in Deutschland, und der Kaiser äußerte seine herzliche Genugthuung, sich wieder unter seinem treuen Volke zu befinden. In Süddeutschland hatte in dem ewig denkwürdigen Sommer des Jahres 1870 seine imponierende Persönlichkeit zuerst das Verlangen nach einem hohenzollerschen Kaisertum laut werden lassen: nun durften die Süddeutschen als erste ihn als Kaiser begrüßen. In München empfing ihn die Königin Witwe, die wohl Schlimmes an ihm zu sehen erwartet hatte; denn sie sprach über sein verhältnismäßig gutes Aussehen ihre Freude aus.

Ganz Deutschland harrete in fieberhafter Spannung der kommenden Dinge. Viele, denen die freie, volkstümliche Richtung des Kronprinzen widerstrebte, hatten gehofft, er werde bei seinem gefährlichen Leiden die Regierung nicht antreten, sie vielmehr sofort seinem Sohne überlassen. Das war nun nicht eingetroffen, und Friedrich III. war wirklich Kaiser. Würde er aber die Last der Geschäfte auch thatsächlich auf sich nehmen oder sie auf die kräftigen Schultern des erlauchten Sohnes übertragen? Jedermann wußte, daß Friedrichs Anschauungen vielfach von denen seines verewigten Vaters abwichen: würde er es versuchen, sie zu verwirklichen? Würde er vor allem den genialen Staatsmann beibehalten, der die Politik Wilhelms I. ausschließlich bestimmt, der ihn selbst so oft und so rücksichtslos bekämpft hatte? Alle diese Fragen beschäftigten die öffentliche Meinung in höchstem Maße.

Wir wissen, daß dieser letztere Zweifel eigentlich längst entschieden war. Friedrich, der edel genug dachte, die persönlichen Kränkungen zu Gunsten der vaterländischen Interessen in den Hintergrund zu drängen, hatte seit Jahren, als er noch ungeschwächter Gesundheit genoß, beschlossen, die Dienste des großen Kanzlers für die Leitung der äußern Politik jedenfalls weiter in Anspruch zu nehmen, nur in den inneren Fragen einen feinen eignen Überzeugungen entsprechenden Kurs einzu-

schlagen. Jetzt, wo er sich, dem Tode verfallen war, konnte er Bismarcks vollends nicht entraten. Der Reichskanzler war, in Begleitung der übrigen Minister, dem Kaiser bis Leipzig entgegen gefahren. Als er in dessen Salonwagen trat, beugte er sich nieder und küßte dem Herrscher die Hand. Dieser aber umarmte den eisernen Kanzler und küßte ihn in herzlicher Bewegung. Bismarck zeigte große und eingehende Sorgfalt für das Wohlergehen seines kaiserlichen Herrn und versprach dem Dr. Mackenzie, daß allen dessen ärztlichen Anordnungen durchaus Rechnung getragen werden solle.

Ein furchtbarer Schneesturm, wie er in solcher Kälte und Gewalt selbst inmitten des Winters, geschweige denn im März selten in unsern Klimaten vorkommt, toste durch die norddeutsche Tiefebene, als, am 11. März um 11 Uhr abends, der kaiserliche Zug in Charlottenburg bei Berlin anlangte. Trotz der späten Stunde und des entsetzlichen Unwetters hatte sich an dem damals ganz entlegenen Bahnhofe eine zahllose Menge eingefunden, die mit banger Erwartung der Ankunft des hohen Reisenden harrete. „Dieser Kaiserzug, eine That von unvergleichlicher Hingebung, von heroischer Pflichterfüllung<sup>1)</sup>,“ hatte die herzliche Theilnahme des Volkes für seinen kranken Herrscher bis zu tiefer seelischer Erregung gesteigert. Auf dem Bahnsteige standen Kronprinz Wilhelm und die übrigen Mitglieder der königlichen Familie, während zahlreiche hohe Beamte und Offiziere sowie fremde Diplomaten im Bahnhofsgebäude versammelt waren. Alle Anwesenden aber waren freudig überrascht von der strammen aufrechten Haltung des Monarchen und der Elastizität seiner Bewegungen. Sein Wiedersehen mit den hohen Angehörigen war ein überaus herzliches, wenn schon zugleich ein selbstverständlich sehr ernstes. Auch an viele der Anwesenden richtete er schriftlich freundliche Worte. Als aber die Majestäten den Wagen bestiegen hatten, der sie nach dem Charlottenburger Schlosse bringen sollte, da brach die Volksmenge in begeisterte Zurufe und Segenswünsche aus, die ununterbrochen die Herrschaften durch die Straßen der Stadt bis zum Schlosse begleiteten. Hier fand endlich der kranke Fürst Ruhe von den Anstrengungen der Reise und den Aufregungen der Ankunft. Im ganzen hatte seine kräftige Konstitution alles dies überraschend gut getragen. Er genoß erquickenden Schlafes und hatte in den nächsten Tagen nur ganz geringe fieberische Temperaturerhöhung und Pulsbeschleunigung.

Kaiser Friedrich dachte indes wenig an sein Befinden, sondern nur an seine Herrscherpflichten. Sein erster Erlass, schon von San Remo

<sup>1)</sup> Worte des freikonservativen Dr. D. Arendt, „Deutsches Wochenblatt“, 20. Juni 1888.

datiert, betraf die Landestrauer um den verstorbenen Monarchen. Er war in dem freien Geiste des neuen Herrschers gehalten und ging von dem richtigen Grundsätze aus, daß wahre Trauer sich nicht vorschreiben lasse, und von der nicht minder zutreffenden Voraussetzung, daß jeder wahre Deutsche aufrichtigen Schmerz empfinden werde um den Hingang des edlen, siegreichen und weisen Begründers des Deutschen Reiches. Es hieß also in dem Erlasse:

„Hinsichtlich der bisher üblich gewesenen Landestrauer wollen Wir keine Bestimmung treffen, vielmehr einem jeden Deutschen überlassen, wie er angesichts des Heimanges eines solchen Monarchen seiner Betrübniß Ausdruck geben will.“

Am 12. März erfolgten dann die beiden Erlasse „An mein Volk“ und an den Reichskanzler. Beiden hat ein grausames Geschick jede historische Wirksamkeit vorenthalten, da der edle Kaiser nicht mehr in die Lage gekommen ist, die in ihnen ausgesprochenen Grundsätze und Willensmeinungen zur Ausführung zu bringen. Aber sie sind bezeichnend für den Charakter und die Ideen Friedrich III. und verdienen deshalb, auf immer im Gedächtnisse des preußischen, des deutschen Volkes fortzuleben. Diese Erlasse waren seit Jahren — seit 1885 — von seinen Freunden: dem General von Stosch, Geheimrat Geßßen, Herrn von Roggenbach und Ernst von Stockmar, nach seiner ihnen bekannten Denkart entworfen<sup>1)</sup>, von dem Kronprinzen aber durchgesehen und endgültig redigiert worden.

Der erste dieser Aufrufe lautete:

„An mein Volk!

„Aus seinem glorreichen Leben schied der Kaiser.

„In dem vielgeliebten Vater, den Ich beweine, und um den mit Mir Mein Königliches Haus in tiefstem Schmerz trauert, verlor Preußens treues Volk seinen ruhmgekrönten König, die deutsche Nation den Gründer ihrer Einigung, das wiedererstandene Reich den ersten Deutschen Kaiser.

„Unzertrennlich wird sein hehrer Name verbunden bleiben mit aller Größe des Deutschen Vaterlandes, in dessen Neubegründung die ausdauernde Arbeit von Preußens Volk und Fürsten ihren schönsten Lohn gefunden hat.

„Indem König Wilhelm mit nie ermüdender landesväterlicher Fürsorge das Preußische Heer auf die Höhe seines ernstern Berufes erhob,

<sup>1)</sup> Hierüber lassen schriftliche Verhandlungen zwischen den oben genannten Persönlichkeiten, wie solche mir theils im Original, theils in Abschrift vorlagen, nicht den mindesten Zweifel.

legte Er den sicheren Grund zu den unter Seiner Führung errungenen Siegen der Deutschen Waffen, aus denen die nationale Einigung hervorging. Er sicherte dadurch dem Reiche eine Machtstellung, wie sie bis dahin jedes Deutsche Herz ersehnte, aber kaum zu hoffen gewagt hatte.

„Und was Er in heißem opfervollen Kampfe Seinem Volke errungen, das war Ihm beschieden durch lange Friedensarbeit mühevoller Regierungsjahre zu befestigen und segensreich zu fördern.

„Sicher in seiner eignen Kraft ruhend, steht Deutschland geachtet im Räte der Völker und begehrt nur, des Gewonnenen in friedlicher Entwicklung froh zu werden.

„Daß dem so ist, verdanken wir Kaiser Wilhelm, Seiner nie wankenden Pflichttreue, Seiner unablässigen, nur dem Wohle des Vaterlandes gewidmeten Thätigkeit, gestützt auf die von dem Preußischen Volke unwandelbar bewiesene und von allen Deutschen Stämmen geteilte opferfreudige Hingebung.

„Auf Mich sind nunmehr alle Rechte und Pflichten übergegangen, die mit der Krone Meines Hauses verbunden sind, und welche Ich in der Zeit, die nach Gottes Willen Meiner Regierung beschieden sein mag, getreulich wahrzunehmen entschlossen bin.

„Durchdrungen von der Größe Meiner Aufgabe, wird es Mein ganzes Bestreben sein, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde, Deutschland zu einem Hort des Friedens zu machen und in Übereinstimmung mit den Verbündeten Regierungen, sowie mit den verfassungsmäßigen Organen des Reiches wie Preußens, die Wohlfahrt des Deutschen Landes zu pflegen.

„Meinem getreuen Volke, das durch eine jahrhundertelange Geschichte in guten wie schweren Tagen zu Meinem Hause gestanden, bringe Ich Mein rückhaltloses Vertrauen entgegen. Denn Ich bin überzeugt, daß auf dem Grunde der untrennbaren Verbindung von Fürst und Volk, welche, unabhängig von jeglicher Veränderung im Staatenleben, das unvergängliche Erbe des Hohenzollernstammes bildet, Meine Krone allezeit ebenso sicher ruht, wie das Gedeihen des Landes, zu dessen Regierung ich nunmehr berufen bin, und dem ich gelobe, ein gerechter und in Freud wie Leid treuer König zu sein.

„Gott wolle Mir seinen Segen und Kraft zu diesem Werke geben, dem fortan Mein Leben geweiht ist!

„Berlin, den 12. März 1888.

Friedrich III.“

In schönen, würdigen, vertrauensvollen Worten hatte sich hier der Kaiser und König an das preußische und das deutsche Volk sowie an alle deren politische Faktoren gewendet. Noch merkwürdiger aber ist der Erlaß durch die Weise, in der er dem ersten deutschen Kaiser, trotz der grundlegenden Verschiedenheit der Auffassungen des Vaters und des Sohnes, mit richtigem Takte und ehrfurchtsvoller Würdigung ein großartiges Denkmal setzt. Nichts ist darin zu viel, nichts überschwänglich, nichts, das eine unparteiische Geschichtsschreibung nicht unterschreiben könnte; aber gerade deshalb alles höchst eindrucksvoll und herzerregend. Wer dünkte dabei nicht an das Monument, das, freilich bei ganz verschiedenen Umständen und Persönlichkeiten, der große Friedrich in den „Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg“ seinem Vater Friedrich Wilhelm I. errichtet hat!

Politisch bedeutsamer ist der Erlaß an den Reichstanzler:

„Mein lieber Fürst!

„Bei dem Antritt Meiner Regierung ist es Mir ein Bedürfnis, Mich an Sie, den langjährigen vielbewährten ersten Diener Meines in Gott ruhenden Herrn Vaters zu wenden. Sie sind der treue und mutvolle Ratgeber gewesen, der den Zielen seiner Politik die Form gegeben und deren erfolgreiche Durchführung gesichert hat. Ihnen bin Ich und bleibt Mein Haus zu warmem Dank verpflichtet. Sie haben daher ein Recht, vor allem zu wissen, welches die Gesichtspunkte sind, die für die Haltung Meiner Regierung maßgebend sein sollen. Die Verfassungs- und Rechtsordnungen des Reiches und Preußens müssen vor allem in der Ehrfurcht und in den Sitten der Nation sich befestigen. Es sind daher die Erschütterungen möglichst zu vermeiden, welche häufiger Wechsel der Staatseinrichtungen und der Gesetze veranlaßt. Die Förderung der Aufgaben der Reichsregierung muß die festen Grundlagen unberührt lassen, auf denen bisher der preußische Staat sicher geruht hat. Im Reiche sind die verfassungsmäßigen Rechte aller verbündeten Regierungen ebenso zu achten, wie die des Reichstages; aber von beiden ist eine gleiche Achtung der Rechte des Kaisers zu erheischen. Dabei ist im Auge zu behalten, daß diese gegenseitigen Rechte nur zur Hebung der öffentlichen Wohlfahrt dienen sollen, welche das oberste Gesetz bleibt, und daß neu hervortretenden, unzweifelhaften nationalen Bedürfnissen stets in vollem Maße Genüge geleistet werden muß. Die notwendigste und sicherste Bürgschaft für die unge störte Förderung dieser Aufgaben sehe Ich in der ungeschwächten Erhaltung der Wehrkraft des Landes, Meines erprobten Heeres und der aufblühenden Marine, der durch Gewinnung überseeischer Besitzungen ernste Pflichten erwachsen sind. Beide

müssen jederzeit auf der Höhe der Ausbildung und der Vollendung der Organisation erhalten werden, welche deren Ruhm begründet hat und welche deren fernere Leistungsfähigkeit sichert. Ich bin entschlossen, im Reiche und in Preußen die Regierung in gewissenhafter Beobachtung der Bestimmungen von Reichs- und Landesverfassung zu führen. Dieselben sind von Meinen Vorfahren auf dem Throne in weiser Erkenntnis der unabwiesbaren Bedürfnisse und zu lösenden schwierigen Aufgaben des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens begründet worden und müssen allseitig geachtet werden, um ihre Kraft und segensreiche Wirksamkeit bethätigen zu können. Ich will, daß der seit Jahrhunderten in Meinem Hause heilig gehaltene Grundsatz religiöser Duldung auch ferner Meinen Unterthanen, welcher Religionsgemeinschaft und welchem Bekenntnisse sie auch angehören, zum Schutze gereiche. Ein jeglicher von ihnen steht Meinem Herzen gleich nahe — haben doch alle gleichmäßig in den Tagen der Gefahr ihre volle Hingebung bewährt! Einig mit den Anschauungen Meines kaiserlichen Herrn Vaters, werde ich warm alle Bestrebungen unterstützen, welche geeignet sind, das wirtschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu heben, widerstreitende Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände nach Kräften zu mildern, ohne jedoch die Erwartung hervorzurufen, als ob es möglich sei, durch Eingreifen des Staats allen Übeln der Gesellschaft ein Ende zu machen. Mit den sozialen Fragen enge verbunden, erachte Ich die der Erziehung der heranwachsenden Jugend zugewandte Pflege . . . Nur ein auf der gesunden Grundlage der Gottesfurcht und einfacher Sitte aufwachsendes Geschlecht wird hinreichende Widerstandskraft besitzen, die Gefahren zu überwinden, welche in einer Zeit rascher wirtschaftlicher Bewegung durch die Beispiele hochgesteigter Lebensführung einzelner für die Gesamtheit erwachsen. Es ist Mein Wille, daß keine Gelegenheit versäumt werde, in dem öffentlichen Dienste dahin einzuwirken, daß der Versuchung zu unverhältnismäßigem Aufwande entgegen getreten werde. . . In gleicher Weise wird zu erwägen sein, ob nicht in der Gliederung der Behörden eine vereinfachende Veränderung zulässig erscheint, in welcher die Verminderung der Zahl der Angestellten eine Erhöhung ihrer Bezüge ermöglichen würde. . . Es wird Mir zu besonderer Genugthuung gereichen, die Blüte, welche deutsche Kunst und Wissenschaft in so reichem Maße zeigt, zu voller Entfaltung zu bringen. Zur Verwirklichung dieser Meiner Absichten rechne Ich auf Ihre so oft bewiesene Hingebung und auf die Unterstützung Ihrer bewährten Erfahrung. Möge es Mir beschieden sein, . . Deutschland und Preußen zu neuen Ehren in friedlicher Entwicklung zu führen! Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten, werde Ich zufrieden sein,

wenn dereinst von Meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei Meinem Volke wohlthätig, Meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen.

„Berlin, den 12. März 1888.

Ihr wohlgeneigter Friedrich.“

Das ist also der an den Reichskanzler gerichtete Erlaß, wie ihn des Kronprinzen Friedrich Wilhelm Freunde mit dessen Zustimmung gearbeitet hatten: jene Stöck, Geffken, Roggenbach, die Fürst Bismarck bei Lebzeiten irrthümlicher Weise als seine gehässigsten Widersacher betrachtete und verfolgte, und die er noch nach seinem Tode in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ als schändliche Intriganten und Neider dem Abscheu der Nachwelt preisgeben wollte. Die ganze Grundlosigkeit seines so bestimmt und heftig geäußerten Argwohnes geht schon aus diesem Erlasse hervor, den man als alles eher, denn als ein umwälzendes, die Politik des Kanzlers zerstörendes Schriftstück bezeichnen könnte. Vielmehr zeigt er an dem Kaiser die ruhige und besonnene Haltung eines konstitutionellen Monarchen, der sich über die Parteien stellt; eine jede, etwa mit Ausnahme der Sozialdemokraten, hätte dieses Dokument unterschreiben können. Das Vertrauen zu dem Fürsten Bismarck und der Wunsch, ihn als ersten Diener des Königtums zu bewahren, wird im Beginne und gegen Schluß des Erlasses besonders lebhaft betont. Anderseits sollte der Welt gezeigt werden, wie Friedrich der Thatsache wohl bewußt war, daß der Herrscher kraft eignen Rechtes sein Amt verwaltet, der Kanzler und Minister aber nur kraft des vom Monarchen ihm gewährten Vertrauens, — daß die Monarchie das Bleibende, das Ministerium das Wechselnde ist. Auch an dem Bestande des Heeres nicht rütteln lassen zu wollen, erklärt der neue Kaiser deutlich genug. Nicht minder, als in jenen beiden Beziehungen, knüpft er in der sozialen Frage an die ausgleichenden und versöhnlichen Bemühungen seines Vaters an, jedoch ist gerade hier eine Wendung gegen den Staatssozialismus, wie er in dessen letzten Jahren gepflegt worden war, unverkennbar. Dagegen hält sich das Schriftstück von aller Mystik, von aller Verquickung der uns verborgenen Absichten des Himmels mit den weltlichen Dingen frei und hebt immer wieder die nationalen Gesichtspunkte und das Ziel der Volkswohlfahrt in schöner und angemessener Weise hervor. Die Zusage religiöser Duldsamkeit war eigentlich in dem paritätischen Staate der Hohenzollern und nach den ausdrücklichen Bestimmungen der Reichsverfassung selbstverständlich; aber gerade indem sie so besonders hervorgehoben und in so herrlicher Weise durch die in gefährvoller Zeit von allen gleich gebrachten Opfer begründet wurde, protestierte der Kaiser gegen jede Intoleranz, gegen jede religiöse



Verfolgungsfucht und Ausschließung, wie sie damals ihr Wesen trieben und leider jetzt noch treiben. Endlich bildeten die Friedensverheißungen der letzten Sätze mit ihrem edlen Verzicht auf allen persönlichen Ruhm das schönste Programm des neuen Herrschers.

Freilich haben diese trefflichen Aussprüche nur die Bedeutung eines politischen Vermächtnisses Friedrich III. an sein Volk — zu ihrer Bethätigung ward ihm keine Zeit gelassen. Es war ihm nicht beschieden, seine Begeisterung für volkstümliche Einrichtungen, für politische Freiheit, sowie persönliche Unabhängigkeit und Selbstthätigkeit des Bürgers, für die erhabensten Interessen der Wissenschaft und der Kunst von höchster und einflußreichster Stelle her zur Wirksamkeit zu bringen.

Nichts aber ist unrichtiger, ja wahrheitswideriger, als ihn zu beschuldigen: er habe die Bedeutung der staatlichen Zucht, wie sie seit Jahrhunderten das Wesen Brandenburg-Preußens ausmachte, und die grundlegende Wichtigkeit einer dauernden starken und wohlgefügten militärischen Rüstung des deutschen Volkes übersehen. Seine ganze bisherige Thätigkeit, der Wortlaut seiner eignen Erlasse sowie der Dank, den er bald darauf dem Reichstage für die vor kurzem erfolgte Annahme der neuen Militärvorlage feierlichst aussprach, beweisen das Gegenteil. Und nicht minder sein Verhalten nach außen.

Die Franzosen hatten die Hoffnung gehegt, der „Friedenskaiser“ werde ihnen Elsaß-Lothringen ohne weiteres zurückgeben; aber sein Erlaß an die Reichslande, vom 15. März, der von ihrer „unverjährbaren Verbindung mit dem deutschen Reiche“ sprach, bereitete so chimärischen Erwartungen ein jähes Ende. Bei aller Bersöhnlichkeit, bei aller Achtung auch gerade vor der französischen Nationalität war für vaterlandsloje Schwäche bei ihm kein Raum. Als die französische Regierung sich weigerte, in Belfort mißhandelten deutschen Studenten Gemüthung zu verschaffen, führte er ohne Bedenken den Paßzwang ein für alle über die französische Grenze hereinkommenden Ausländer, sowie besondere Beschränkungen für alle in Elsaß-Lothringen sich aufhaltenden Franzosen. Er kannte kein Buhlen um die Gunst der französischen Nation, das er für ebenso würde wie nutzlos erachtete.

Das einzig Wahre an jenen Anschuldigungen ist, daß Friedrich III. nicht die einzige, ja nicht einmal die hauptsächlichste Aufgabe des Staates und der Gesellschaft in der Pflege des Militarismus sah. So sehr er ein starkes Heer als Friedensbürgschaft für unbedingt erforderlich erachtete, hielt doch sein in den Dezennien lebhafter politischer und idealer Entwicklung des deutschen Bürgertums gebildeter Geist die fortschreitende moralische, intellektuelle und materielle Entwicklung der Menschheit für deren eigentliches Ziel, den Anteil hieran für den höchsten Ruhmestitel

der Einzelvölker. Er fand, daß im Grunde die Griechen mehr für die Welt bedeutet haben, als die Römer.

Die sofort beginnende politische Thätigkeit konnte bei ihm die Stimme des Herzens nicht unterdrücken. Bei seines Vaters Lebzeiten hatte er diesen nicht mehr sehen, er hatte ihm die müden Augen nicht schließen können. Um so inniger wünschte er dem Begräbnisse des greisen Herrschers beizuwohnen, dieses ersten wahrhaften deutschen Kaisers, mit dessen Verschwinden die großartigste Zeit der vaterländischen Geschichte ihren Abschluß erhielt. Er verlangte dringend, bei der herrlichen Feier, die am 16. März Fürsten, Volk und Heer Deutschlands ihrem heimgegangenen Imperator veranstalteten, gegenwärtig zu sein. Ein sechsspänniger Galawagen wurde auf seinen Befehl bereitgestellt und mußte seiner bis zum letzten Augenblick harren. Aber die Aufregungen der jüngsten Tage hatten seinen körperlichen Zustand schwer beeinträchtigt und die außerordentliche Kälte jener grimmen Märzwochen machte vollends seine Beteiligung unmöglich. Es gelang endlich den dringenden Vorstellungen sämtlicher Ärzte und den angstvollen Bitten seiner Gemahlin, ihn zu Hause festzuhalten. Aber nur mit tiefem Schmerze vermochte er sich auch dieser bitteren Entsaugung zu unterwerfen. Kummervolle Aufregung erschien auf seinem bleichen Antlitz; ruhelos ging er auf und nieder; seine Augen füllten sich zu wiederholten Malen mit Thränen; er deutete dem Sir Morell durch das Fenster nach Berlin und hauchte die leisen Worte: „Dort müßte ich sein.“ Nur von seinem Arbeitszimmer aus durfte der Eingekerkerte den Leichenzug des verehrten und geliebten Vaters mit ansehen. Wie nahe lag ihm der Gedanke, daß er selber wohl bald den gleichen Weg werde nehmen müssen. Als ihn an jenem Trauertage General von der Burg, sein treuer und mutiger Adjutant im österreichischen Kriege, aufsuchte, umarmte ihn der Kaiser, küßte ihn wiederholt und wies still nach oben, als wolle er sagen: „Dort sehen wir uns wieder.“ Es war, sagte später der General, die ergreifendste Scene meines Lebens<sup>1)</sup>.

Friedrich wollte auf seine Trauerfeier für den Verewigten nicht verzichten. Sie fand an dessen Geburtstage, dem 22. März, in der Schloßkapelle zu Charlottenburg statt im engsten Kreise der königlichen Familie.

Die Lebensweise des Kaisers im Charlottenburger Schlosse war sonst streng geregelt. Er frühstückte im Bette und erhob sich nach acht Uhr morgens. Er ging dann in Begleitung seiner Gemahlin nach der Drangerie hinunter, deren goldige Früchte und duftende Blüten ihm

1) Verdy du Vernois, Deutsche Rundschau, Dezember 1899, S. 387.

wenigstens eine schwache Illusion des Frühlings der Riviera gaben. Um zehn Uhr betrat er sein Arbeitszimmer, wo er zwei Stunden lang mit den Ministern und anderen hohen Beamten und Offizieren arbeitete. Von zwölf bis eins hielt er sich wieder in der Orangerie auf, wo er Besuche entgegen nahm. Um ein Uhr fand das Gabelfrühstück statt, worauf er einige Zeit mit seiner Familie verbrachte und dann eine Stunde hindurch ruhte. Nach diesem arbeitete er den ganzen Nachmittag in Staatsgeschäften und schrieb an seinem Tagebuche. Er dinierte endlich um acht Uhr und ging zwischen halb zehn und zehn zu Bette.

Diese wohlthuende Zeiteinteilung wirkte günstig auf die Hebung seiner Kräfte, nachdem er die Anstrengungen und Aufregungen der ersten Woche nach seiner Heimkehr überwunden hatte. Kaum fühlte er sich freier, so widmete er unverzüglich den letzten Rest seines Lebens ganz und gar den Geschäften der Regierung. Das unbedingte Pflichtgefühl, dieses schönste Erbeil der Hohenzollern, das ihn zu jeder Zeit und in jeder Lage seines Lebens beseelt hatte, trieb auch jetzt seinen siechen Leib zu steter Arbeit für seinen Staat und sein Volk. „Mit wahrhaft bewundernswerter Mannhaftigkeit trägt er sein schweres Leiden,“ schrieb damals Feldmarschall Moltke, dem der kranke Herrscher noch am Tage nach seiner Ankunft ein liebe- und vertrauensvolles Schreiben zu senden die Zeit gefunden hatte<sup>1)</sup>. „In der äußeren Erscheinung ist er noch immer der stattliche, kräftige Mann. Man sieht ihm nicht an, daß er so schwer leidend ist<sup>2)</sup>.“ Nur die formalen Angelegenheiten wurden, zur Entlastung des hohen Kranken, dem erlauchtesten ältesten Sohne übertragen. Der Kaiser empfing zahlreiche Abordnungen und Besuche, arbeitete stundenlang am Schreibtische, nahm die Vorträge von Civil- und Militärpersonen entgegen. Seine körperliche Rüstigkeit, seine geistige Frische flößten allen, die ihn damals sahen, die höchste Bewunderung ein. Es kam vor, daß er, wenn bei der Arbeit mit den Ministern ein gesuchtes Aktenstück nicht sogleich zur Hand war, selber aufsprang und es herbeiholte. Fürst Bismarck litt damals an heftiger Venenentzündung; obwohl ihm der Kaiser ein für alle Male gestattet hatte, seinen Vortrag sitzend zu halten, konnte der Kanzler doch eines Tages den Ausdruck seines körperlichen Schmerzes nicht ganz unterdrücken: sofort stand der Kaiser auf, holte selber einen zweiten Sessel herbei, legte seines

1) „Weiben Sie mir was Sie meinem Vater gewesen sind: ein Freund, ein Vertrauter, der heldenmütige Berater zum Wohle des Heeres.“ Facsimile in Moltkes Ges. Schriften, I 284.

2) Briefe Moltkes an seine Schwester Magdalena, vom 22., und an seinen Neffen Wilhelm, vom 26. März 1888; Ges. Schriften V 72, 125.

Ministers Füße darauf, so daß sie eine bequeme Lage hatten und umwickelte sie mit einer wollenen Decke. Er ließ es sich, sogar bei steigender Schwäche, niemals nehmen, beim Abschied den Kanzler bis zur Thüre zu geleiten und diese eigenhändig zu öffnen, um ihn hinauszuführen<sup>1)</sup>.

Und doch wußte dieser Kaiser, der so freudig seine Arbeit that, jedem so gütig und freundlich entgegen kam, so herzlich gegen alle war, die ihm nahen — er wußte, daß sein Thun eitel Stückwerk bleiben müsse, daß ihm der Tod in der wunden Kehle sitze, und daß er nicht die Macht habe, auch nur eine der längst gehegten Ideen, einen der längst gefaßten Beschlüsse durchzuführen! Eine wahrhaft übermenschliche Selbstbeherrschung übte dieser unvergleichliche Mann.

Kaiser Friedrich hatte in seinem Erlasse an den Reichskanzler ganz genau den Weg angegeben, den er einzuschlagen gedenke. Voll Dankbarkeit für die unvergleichlichen Dienste, die der geniale Staatsmann seinem Vater, Preußen und ganz Deutschland geleistet hatte, hegte er die feste Absicht, sich nicht von dem Fürsten Bismarck zu trennen; doch sollte auch dieser, der so oft seine unbedingte Ergebenheit in den Willen seines Königs betont hatte, nicht vergessen, daß nun ein neuer Kaiser der Herr sei. Indes dieses Programm ließ sich nicht durchführen. Der Kaiser war ein todtkrankter Mann, ein Stubengefangener, seiner hilflosen Lage sich sehr wohl bewußt. Fürst Bismarck aber, trotz vorübergehender Schmerzen, war im Vollbesitze seiner Kräfte, noch langer Zukunft sicher, gestützt durch die gesamte Verwaltung und die öffentliche Dankbarkeit und Bewunderung, gehoben durch die Erinnerung an das Große, das er seit einem Vierteljahrhundert geleistet hatte. So war die Lage eine für die beiden Hauptpersönlichkeiten des Reiches und Staates sehr ungleiche. Es kam dahin, daß nicht der Kaiser dem Minister, sondern der Minister dem Kaiser seinen Willen auferlegte. Keinem von den alten Freunden aus den Reihen der liberalen Partei wurde der Zutritt zu ihm gestattet, mit der nicht zu umgehenden Ausnahme des Arztes Virchow und des Berliner Oberbürgermeisters; jeder anderweite Versuch, mit den früheren Vertrauten wieder in persönlichen Verkehr zu treten, ward von dem Kanzler mit einer Entschiedenheit bekämpft, der der kranke Monarch nicht widerstehen zu können glaubte.

Dieselbe Meinungsdivergenz zeigte sich in einer Angelegenheit, die gleichfalls dem unglücklichen Herrscher am Herzen gelegen hatte. Dem Beispiele früherer Könige entsprechend, hatte er in seinem gütigen Sinne den Antritt der Regierung durch Verleihung hoher Auszeichnungen an

<sup>1)</sup> Wiederholte wörtlich übereinstimmende Erzählungen Bismarcks; v. Poschinger, Fürst Bismarck, neue Tischgespräche und Interviews (2. Aufl., Stuttgart 1895), S. 210, 325.

besonders verdiente Männer feiern wollen. Er hatte schon seiner erlauchten Gemahlin, seinem Freunde und juristischen Berater, dem Justizminister Dr. Friedberg, und dem Präsidenten des Reichsgerichtes, Dr. Simson, den Schwarzen Adler-Orden zu teil werden lassen. Sein alter militärischer Ratgeber und Freund, General von Blumenthal, wurde zum Generalfeldmarschall ernannt. Auch seine englischen Ärzte, die ihn, welches auch ihre Irrtümer gewesen sein mochten, mit schonender und wohlthuernder Hand pflegten, wurden mit Orden bedacht. Bedeutende Gelehrte, wie Werner Siemens, der große Elektriker, in dessen Werkstätten er und seine hohe Gemahlin früher oft verkehrt hatten<sup>1)</sup>, der berühmte Staatsrechtslehrer Gneist und andere hoch angesehene Männer hatten, ohne ihr Zutun und ohne vorhergehende Förmlichkeiten, das Adelsprädikat erhalten. Aber sein Gerechtigkeitsgefühl forderte ebenfalls Auszeichnungen für solche hervorragende Deutsche, die auf dem Felde der innern Politik offene Gegner der herrschenden Richtung gewesen waren: für den weltberühmten Anatomen und Anthropologen Virchow, den genialen Historiker Mommsen, den Rechtslehrer Hänel, den Führer der liberalen Partei in Bayern, Freiherrn von Stauffenberg, sowie für den ihm vertrauten Berliner Oberbürgermeister von Jordanbeck, der so eifrig und schöpferisch an dem Aufblühen der neuen Reichshauptstadt mitgearbeitet hatte. Allein der Kanzler widersetzte sich einer solchen Maßregel mit großer Bestimmtheit, weil er fürchtete, man werde in der Deforierung dieser Männer der freisinnigen Partei eine öffentliche Billigung ihrer politischen Haltung durch den neuen Kaiser erblicken. Erst nach mehreren Tagen oft stürmischer Verhandlungen mit dem kranken Monarchen fügte sich Bismarck in betreff Virchows und des Oberbürgermeisters; doch ergriff er den Ausweg, daß Herr von Jordanbeck ausdrücklich und allein wegen einer speziellen, weder mit der Politik noch mit seinem Amte in Verbindung stehenden Thätigkeit der Rote Adlerorden zweiter Klasse erteilt wurde. Diese, sonst nie übliche und an sich seltsame Begründung verwandelte für den damit Bedachten die von dem gütigen Könige ihm bestimmte Auszeichnung in eine tiefe Kränkung.

Noch entschiedener wußte in einem andern Punkte Fürst Bismarck, wie er sich selber in den „Hamburger Nachrichten“ gerühmt hat, die Absichten des schwer leidenden Herrschers zu vereiteln. Unter den demagogisch wirkenden Vorkämpfern des Antisemitismus stand in erster Reihe an Begabung, aber auch an Heftigkeit der Hofsprecher Stöcker. Wie viele andere, fand der Kaiser ein solches Auftreten mit der Stellung

1) W. v. Siemens, Lebenserinnerungen, S. 278.

eines amtlichen geistlichen Beraters des Monarchen unvereinbar. Stöcker wurde bei der Abhaltung des sonntäglichen Gottesdienstes von der königlichen Familie in Charlottenburg stets übergangen. Als er trotzdem nicht, wie man wohl erwartet hatte, seine Entlassung nahm, beabsichtigte Friedrich ihn direkt von seinem Amte zu entfernen: der Reichskanzler aber, der in dem Manne ein brauchbares Werkzeug in dem Kampfe gegen den Liberalismus sah, widersetzte sich immer von neuem, und schließlich mit Erfolg, seiner Maßregelung. Selbst der in einem förmlichen Kronrate unter des Kaisers Vorsitz gefaßte Beschluß, den Hofprediger vor die Wahl zwischen seiner amtlichen Würde und seinem Auftreten in Volksversammlungen zu stellen, wurde damals ganz einfach nicht ausgeführt. Und noch ein Weiteres. Als Ostern 1888 die bei einem Regierungswechsel übliche Amnestie erlassen wurde, wünschte der Kaiser auch die Sozialdemokraten mit in diese einbegriffen zu sehen. Gegen seinen Willen wurde aber diese Kategorie politisch Verurtheilter ganz einfach ausgelassen<sup>1)</sup>.

Dieser stete Verzicht auf den eignen Willen, dieses Aufgeben alles dessen, was ihn früher seine dereinstige Regierung als wünschenswert hatte erscheinen lassen, drückte den unglücklichen Kaiser am schmerzlichsten. Schrecklicher und aufregender als seine körperlichen Leiden war ihm der offene Widerspruch, die stete Gegnerschaft, die er in den offiziellen Kreisen fand — man glaubte eben, den schwer Kranken nicht fürchten zu müssen. Bis zum letzten Augenblicke also der Schein statt des Seins! Er hatte immer das Bewußtsein, daß er bei allem, was er etwa anfangen möchte, so wenig Aussicht habe, es vollenden zu können. Die Kaiserin klagte darüber vor dem ehemaligen Erzieher des verstorbenen Prinzen Waldemar und bemerkte mit Recht, daß diese Vorstellung ihrem Gemahle das Regieren so gut wie unmöglich mache. Professor Delbrück erhielt bald einen Beweis davon, der zugleich ein grelles Schlaglicht auf die wahre Stimmung des unglücklichen Herrschers wirft. Der Besucher hatte die Ehre, den Kaiser zu sehen, den er anscheinend sehr rüstig fand. Er hoffte, dem hohen Herrn eine angenehme Anregung zu geben, indem er ihm von dem Berliner Dom- und Mausoleumsbau redete, den Friedrich im Beginne seiner Regierung dem Kultusminister in einem Erlasse vorzubereiten befohlen hatte. Herr Delbrück sprach die Hoffnung aus, daß die Ausführung dieser Pläne jetzt sofort in Angriff genommen werden möchte: „Da röteten sich die Augen des Kaisers unheimlich und mit einem Blick, der mir ins Herz

<sup>1)</sup> Georg v. Bunsen an Seebohm, 25. Juni 1888; Marie v. Bunsen, a. a. D., S. 309.

schnitt, fuhr er mit der Hand einige Male über das vor ihm liegende Papier: „Das ist alles aus und vorbei“<sup>1)</sup>).

Damit hat aber Kaiser Friedrich nicht nur die offenbar kurze Dauer seiner Regierung hervorheben wollen. Selbst während er noch lebte und herrschte, das sah er täglich und stündlich, handelten seine eignen Minister nicht nach seinen Intentionen, sondern nach den Gesichtspunkten, die sie als die nach seinem Tode geltenden im voraus annahmen. Der Hofadel, ja sogar militärische Kreise scheuten sich nicht, gegen ihren König und Kriegsherrn und gegen dessen Gemahlin offene Opposition zu erheben, mit lauten Angriffen und stillen Verdächtigungen gegen sie vorzugehen. Rechnete man doch auf die Hilflosigkeit des bereits dem Tode verfallenen Monarchen, den man wegen seiner Vorurteilslosigkeit, seiner liberalen Ideen, ja wegen seiner Volkstümlichkeit bitter haßte.

So war das Kaisertum Friedrich des Dritten beschaffen!

Das Volk jedoch beurteilte den Monarchen nicht nach seinen, durch die Verhältnisse arg behinderten Thaten, sondern nach dem, was es von seinen Wünschen und Absichten wußte oder ahnte. Es erhoffte von dem schnell und mächtig eintretenden Frühling dauernde Besserung in dem Befinden des geliebten Herrschers. Voll rührender Teilnahme pilgerten täglich Tausende hinaus nach dem Charlottenburger Schlosse und harreten stundenlang geduldig, bis er am Fenster erschien und mit herzgewinnender Freundlichkeit zu der Menge hinunterwinkte.

Am 28. März gestattete das helle sonnige Wetter dem hohen Kranken den ersten Ausgang in den Garten, und am folgenden Tage konnte er sogar eine Ausfahrt in den Grunewald unternehmen; ja, am 30. erlaubten ihm seine Ärzte, sich nach Berlin zu begeben. Allen unerwartet fuhr der Kaiser um 11<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr vormittags mit seiner Gemahlin, gefolgt von seinen Kindern und seinem Schwiegersohn, dem Erbprinzen von Meiningen, in das Brandenburger Thor ein. Die Nachricht von diesem Ereignis verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und unter den Linden strömte schnell eine zahllose Menge zusammen, deren stürmische Zurufe dem edlen Dulder zeigten, wie innig sein Volk ihn liebte und verehrte. Er wandte sich nach dem väterlichen Palaß, wo er am 13. Juni des vorhergehenden Jahres von Kaiser Wilhelm Abschied genommen hatte, und blieb dort eine Stunde bei seiner erlauchten Mutter, mit ihr das Andenken an den Verstorbenen erneuernd. Inzwischen hatte das Publikum die Blumenläden gestürmt, und alle duftenden Kinder des Frühlings, deren man habhaft werden konnte, wurden als ebenso viele innige

1) Deibrück, Erinnerungen, S. 36 ff.

Grüße und Wünsche dem Kaiser, als er den Wagen wieder bestieg, zugeworfen. Unter solchem Blumenregen und unter den herzlichen Ovationen der Zehntausende, denen allen er freundlich grüßend dankte, nahm der Kaiser seinen Rückweg nach Charlottenburg. Zwei Tage später, am Ostersonntage, erschien er von neuem in der Hauptstadt, um seinem Schwiegersohne, dem Erbprinzen von Meiningen, zu dessen Wiegenfeste persönlich seine Glückwünsche zu überbringen. Seine Beliebtheit war, womöglich, noch gesteigert worden durch den am vorhergehenden Tage verkündeten Gnadenerlaß, durch den er den meisten wegen leichter, besonders auch politischer, Vergehungen Verurtheilten die Strafe schenkte. Diese Amnestie, von dem Tage seines Regierungsantrittes an geplant, war sein eigenstes Werk und von ihm nicht ohne Mühe seinen Ministern abgerungen. Die Volksmasse, die sich vor dem bisherigen Kronprinzlichen Palaste versammelte, war ungeheuer; sie durchbrach die Kette der Schutzleute und brachte dem Kaiser laute Huldigungen dar, die im Absingen patriotischer Lieder gipfelten. Die Rückfahrt Friedrichs glich einem Triumphzuge; nur Schritt für Schritt konnte sein Wagen sich den Weg durch die ihrem Herrscher zjubelnde Menge bahnen. Der edle Dulder durfte sich sagen, daß trotz allem er nicht umsonst gelebt, daß er sich, mehr als so viele Fürsten, die Decennien regiert, einen unvergänglichen Platz geschaffen hatte im Herzen seiner ganzen großen Nation. Süßen Trost gewährte so herrliches, so seltenes Bewußtsein mitten unter allen Leiden!

Wie gern hätte er persönlich die Not gelindert, als damals große Überschwemmungen die Niederungen der unteren Elbe und Weichsel heimsuchten! Da er indes nicht dorthin gehen konnte, eilte doch seine erhabene Gemahlin wiederholt an die Stätte des Unglücks, Hilfe spendend und zu sofortigem Beistande anregend.

Während die ganze Nation freudigen Anteil an der anscheinenden Besserung im Befinden des Kaisers nahm, drohte eine innere Angelegenheit in dessen Familie sich zu einem verhängnisvollen politischen Ereignisse zu entwickeln.

Zwischen der zweiten Tochter des kaiserlichen Paares, der Prinzessin Viktoria, und dem Prinzen Alexander von Battenberg, dem einstigen Beherrscher Bulgariens, hatten sich längst Bande herzlicher Zuneigung geknüpft. Der Heldenmut, den der Prinz im Kampfe gegen die serbische Übermacht gezeigt hatte, und die schmachvolle Weise, in der russische Intriguen ihn vom Throne gestürzt, waren ganz dazu angethan, ein edel und lebhaft empfindendes weibliches Gemüt noch mehr für den jungen Fürsten einzunehmen, der sich überdies durch hohe männliche Schönheit und große persönliche Liebenswürdigkeit auszeichnete. Er



war auch durch ein verwandtschaftliches Verhältniß der königlichen Familie näher getreten, indem sein Bruder Heinrich im Jahre 1885 die jüngste Schwester der Kaiserin, Beatrix, geheiratet hatte. Die Kaiserin war nicht abgeneigt, dem Herzenswunsche ihres geliebten Kindes Rechnung zu tragen. Man brachte in Vorschlag, den nicht ebenbürtigen Prinzen Alexander zum preussischen Prinzen zu erheben und ihm eine hohe Stellung in der heimischen Armee zu übertragen. Indes der Reichskanzler sah sich genöthigt, gegen den ganzen Plan entschiedenen Widerspruch zu erheben. Rußland würde in einer so engen Verbindung seines meistgehaßten Gegners mit dem preussischen Königshause und Heere einen Akt absichtlicher Feindschaft gesehen haben; bei der gespannten Lage der europäischen Verhältnisse aber mußte die Reichsregierung alles vermeiden, was Rußland verletzen und zu einem förmlichen Bündnisse mit dem damals in Folge der Anzettlungen des Generals Boulanger besonders kriegslustigen Frankreich veranlassen konnte, — soweit eben nicht dabei für Deutschland Fragen der Ehre oder des vitalen Interesses im Spiele waren. Die hohe Stellung einer Kaisers-tochter nötigte hier die Prinzessin zum Opfer ihrer persönlichen Neigungen und Wünsche, zu einer Selbstverleugnung, wie sie in bürgerlichen Kreisen meist nicht geübt zu werden braucht. Fürst Bismarck setzte diese Gesichtspunkte dem Kaiser Friedrich wiederholt, mündlich und in einer umfassenden Denkschrift, auseinander; und der Monarch war viel zu sehr daran gewöhnt, sich und die Seinigen überall dem Staate und dessen Anforderungen unterzuordnen, als daß er nicht die Anschauungen des Kanzlers geteilt hätte. Es war ihm gewiß höchst schmerzlich, in einer so zarten Angelegenheit die Gefühle der ihm Nächststehenden zu verletzen: allein er durfte und konnte ihnen nicht Rechnung tragen. Sein Schwager, der treffliche Großherzog von Baden, dessen Rat er verdientermaßen großen Wert beilegte, sandte den dem Kaiser längst vertrauten Herrn von Roggenbach nach Berlin, um Friedrich in solchem Entschlusse zu bestärken; und selbst Königin Viktoria von England sprach durch das amtliche Organ ihres Ministerpräsidenten Lord Salisbury entschiedene Mißbilligung des Eheprojektes aus. Prinz Alexander hatte zum 1. April nach Berlin kommen wollen, aber in Folge eines von höchster Stelle ihm gegebenen Winkes unterließ er die Reise. Am 12. April durfte, nach mehrfachen Unterredungen des Reichskanzlers mit dem Kaiser und dessen hoher Gemahlin, die Angelegenheit als endgültig erledigt gelten. Bismarck hat dies damals einem sehr bekannten ehemaligen deutschen Minister gegenüber ausdrücklich zugegeben; allein er fürchte, sagte er, die bevorstehende Ankunft der Königin von England in Berlin, die sehr für die Battenberger Heirat eingenommen sei.

Es war aber, wie jener Minister ihm sofort erwiderte, über Königin Viktoria gerade das Gegenteil allgemein bekannt<sup>1)</sup>. Wenn also dennoch der Reichskanzler in einem Teile der Presse einen angeblich patriotischen Entrüstungsturm damals und noch weitere Wochen hindurch in Scene setzte<sup>2)</sup>, so war das an sich völlig unberechtigt und nur dazu bestimmt, jede Willenskraft des unglücklichen Monarchen dem Fürsten Bismarck gegenüber zu brechen und den politischen Einfluß seiner hohen Gemahlin auf absehbare Zeit hin zu vernichten.

Trotz der seelischen Aufregungen, die diese Kämpfe für den kranken Kaiser mit sich gebracht hatten, war doch dessen Befinden in der ersten Hälfte des April ein verhältnismäßig befriedigendes. Er konnte fast täglich Spazierfahrten in Gesellschaft seiner Familie vornehmen, sein Aussehen war gut, er hielt sich gerade und ging mit raschen Schritten. Aber gegen die Mitte des Monats trat plötzlich ein schlimmer, die größten Besorgnisse erweckender Umschwung ein. Die Geschwulst in der Luftröhre nahm bedeutend zu, und damit machten sich seit dem 15. Atemnot und hochgradiges Fieber geltend. Man berief die Professoren Lehden und Senator, später auch Geheimrat Bardeleben zur Konsultation und zu fortdauernder Behandlung; sie stellten fest, daß die Lungen nach wie vor unversehrt seien, der Sitz des Übels sich noch ausschließlich im Kehlkopf befinde. Fast drei Wochen hielt der bedrückende Zustand an, der den Kaiser meist an das Bett fesselte; man glaubte nicht, daß er es wieder dauernd verlassen werde. Geheimrat Bardeleben hat sich später wiederholt dahin ausgesprochen, daß er überhaupt noch nie einen Krebskranken so leiden gesehen habe, wie den unglücklichen Kaiser Friedrich. Der hohe Patient war von der Gefahr, in der er schwebte, vollständig unterrichtet, zeigte aber auch dieses Mal, wie in San Remo, bewundernswerte Fassung und Festigkeit. „Es ist

1) Ms. Aufzeichnungen des betr. Ministers, die dem Verf. vorlagen. — Übrigens hat Bismarck in Unterhaltungen mit Dr. Hans Blum ausdrücklich — wohl übertreibend — erklärt: Kaiser Friedrich habe von Beginn an eine Vermählung des Battenbergers mit seiner Tochter als eine „Resalliance“ für diese betrachtet und sei ihr schon deshalb nicht günstig gewesen. „In tiefer Bewegung umarmte er mich, als am 10. April die Entscheidung gefallen war.“ H. Blum, Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck (München 1900), S. 275 f.

2) Busch, Tagebuchblätter, III 226 ff. — Buschs betr. Angaben stimmen genau mit Mitteilungen, die mir von anderer, genau unterrichteter Seite gegeben sind. Man vergl. auch die identischen Angaben, die Bismarck selber Dr. Blum machte (s. vorhergehende Anmerkung). Damit wird die Darstellung, die ich in meinem früheren Buche „Friedrich III. als Kronprinz und Kaiser“, S. 282, gab, noch mehr accentuiert. Sie wurde damals von einem Teile der Presse lebhaft angegriffen; wie man sieht, ganz grundlos. Zuzugeben ist, daß die betreffenden Zeitungen von den Organen des Reichskanzlers, die sie inspirierten, über den wahren Sachverhalt getäuscht sein mögen.

ein wahrhaft tragisches Schicksal," schrieb damals Mostke<sup>1)</sup>, „mit dem einen Fuß auf dem Throne, mit dem andern im Grabe. Mit wahren Heldennute trägt der Herr sein furchtbares Schicksal.“ Inmitten der Hitze des Fiebers und der oft auftretenden Erstickungsanfalle blieb er ruhig und gleichmäßiger Stimmung, „Er ist die Güte und Liebe selbst," sagten alle, die die traurige Pflicht hatten, an seinem Krankenbette zu weilen. „Lerne zu leiden, ohne zu klagen, das ist das Einzige, was ich Dich lehren kann," schrieb er damals dem ältesten Sohn auf das Papier, als dieser, von tiefem Schmerze ergriffen, an seinem Lager stand. In der That, kein Wort der Ungebuld oder der Klage kam über seine Lippen, und für alle, die um ihn waren, hatte er nur Blicke und Zeichen freundlichen Dankes. Seiner hohen Gemahlin, die ihn in unermüdlicher Hingebung pflegte und unausgesetzt um ihn bemüht war, schrieb er wohl auf einen Zettel: „Wie werde ich das alles wieder gut machen," oder auch mit bezeichnendem Scherze: „Mädchen für alles." Als einmal Gattin und Töchter ihn umgaben, fuhr die fieberheiße Hand über das Papier: „Ihr seid meine Lieblinge."

Damals war es, wo der getreue Normann, den er dauernd nach Berlin zu berufen Willens gewesen, auf seinen Wunsch an seinem Lager erschien. Da breitete der sieche Kaiser seine Arme aus, Normann sank weinend vor dem Bette auf die Knie und der Kranke hielt ihn lange umschlungen. Es war das letzte Wiedersehen! Der edle Diener hat den geliebten Herrn nicht lange überlebt: vier Wochen nach dessen Tode ist auch er dahingeschieden<sup>2)</sup>.

Unter dem Volke verbreitete die Nachricht von der gefährlichen Erkrankung des geliebten Herrschers die schmerzlichste Erregung. Tag für Tag standen vor dem Charlottenburger Schlosse unermessliche Menschenmengen, die jeden, der aus dem Gebäude trat, um Nachricht von dem teuern Leidenden bestürmten. Gerade die gebildeten Stände waren besonders zahlreich vertreten. Und wenn es sein Besten später nur eben zuließ, trat Friedrich jeden Tag, trotz Fieber und Schwäche, an das Fenster und grüßte mit seinem gütigen Lächeln zu den Getreuen hinab. Ein so enges Band verknüpfte hier Monarchen und Unterthanen: es war gleichsam eine große gewaltige Familie, die den Einen als ihr väterliches Oberhaupt verehrte und liebte! Eine Dame sammelte einst alle Weilschen — Friedrichs bevorzugte Blume — die sie in Charlottenburg finden konnte, und brachte sie dem Kaiser, der hoch erfreut über diese freiwillige Huldigung ihr durch seine Gemahlin herzlich

1) Seinem Neffen Henry, am 28. April; Ges. Schriften, VI 539.

2) Gust. Freytag, Normann; Deutsche Revue, Jan. 1890, S. 6.

Dank aussprach. Kein Tag ging vorüber, wo nicht von vornehm und gering, von Alten und Jungen, und zumal durch die Schuljugend dem frankten Helden reiche Spenden der schönsten Weibchen und Maiblumen übersandt wurden.

Waren solche rührenden Huldigungen des Volkes geeignet, dem Leidenden Trost einzulößen, so wurde ihm auch in diesen schmerzlichen Tagen noch eine andere Freude zu teil. Am 24. April morgens traf, von Florenz kommend, Königin Viktoria von England in Charlottenburg ein. Dieser Besuch war längst beabsichtigt und wurde nun ausgeführt, um der Kaiserin in schwerer Zeit den Trost des Zusammenseins mit der Mutter zu gewähren und zugleich um dem Kaiser Friedrich in seiner furchtbaren Heimsuchung die innigste Teilnahme zu bezeugen. Der intime Charakter dieses Zusammentreffens verbot von vornherein jeden offiziellen Empfang. Weinend umarmten sich Mutter und Tochter auf dem Bahnhof von Charlottenburg. Es war seit dem ersten Besuche der britischen Souveränin bei ihren Kindern in Preußen vor beinahe dreißig Jahren das erste Mal, daß sie wieder zu ihnen kam — und wie hatte sich inzwischen alles verändert! Prinz Albert war längst heimgegangen, Kaiser Wilhelm jüngst dahingeshieden und der Schwiegersohn, der damals in jugendlicher Kraft geprangt hatte, ein gebrochener, baldigem Tode geweihter Kranker!

Neben der Intimität des Familienlebens machten sich bei einer so hoch gestellten Frau, wie Königin Viktoria, selbstverständlich auch die politischen Interessen geltend. Und da bemerkte man, daß sie den Fürsten Bismarck mit der größten Auszeichnung behandelte und ihm ihr Bildnis schenkte. Sie billigte persönlich die Vereitelung des Battenberger Heiratsplanes auf das bestimmteste<sup>1)</sup>. Gerade damals ernannte Kaiser Friedrich den ältesten Sohn des Reichskanzlers, Grafen Herbert, zum Minister, mit Sitz und Stimme im preußischen Ministerrate. Diese Thatfachen genügen, um, allen damals beliebten abenteuerlichen Vermutungen und dem Parteigeiste entstammenden Gerüchten gegenüber, die wahre Lage der Dinge zu bezeichnen.

Man hatte die Königin gewarnt, die Reise nicht über Berlin zu nehmen, da dort gegen alles Englische eine furchtbar erbitterte Stimmung herrsche. Sie hatte sich aber durch solche, von interessierter Seite ausgestreuten Mahnungen nicht bestimmen lassen. Und siehe da: hatte ihr schon in Charlottenburg bei ihrer Ankunft das Publikum seine Sympathie so deutlich zu erkennen gegeben, wie die traurige Stimmung der

<sup>1)</sup> Busch, Tagebuchblätter, III 239. — Blum, Persönliche Erinnerungen an Bismarck, S. 275.

beiden hohen Frauen es überhaupt zuließ, so fand bei ihrer Umfahrt durch Berlin, am 25. April, eine sehr lebhaft kundgebende Bevölkerung für die Monarchin der befreundeten Großmacht, für die Mutter der verehrten Kaiserin statt. Die Berliner wollten der Königin auf das klarste zeigen, wie falsch all' die verleumderischen Behauptungen seien, die man über ihre Anschauungen und Gefühle in dieser traurigen Zeit verbreitet hatte.

Am 26. April abends verließ die britische Herrscherin ihre Kinder wieder.

Eine unverkennbare, obgleich anfangs nur leise Besserung machte sich seit den letzten Apriltagen im Befinden Friedrichs geltend. Wenn das Fieber auch immer zurückkehrte, wenn der Kaiser auch beinahe die ganzen Tage noch im Bette zubrachte, konnte doch der pflichttreue Monarch seit dem 27. wieder die amtliche Arbeit aufnehmen. Anfangs Mai trat dann eine entschiedene Wendung zum Guten ein: am 4. war das Fieber verschwunden, und am folgenden Tage vermochte der Kaiser sogar in leise flüsternder Stimme zu sprechen. Allgemein war der Jubel im Lande ob dieser Kunde, nachdem man schon das Schlimmste als unmittelbar bevorstehend gefürchtet hatte. Von neuem belebte sich die Hoffnung, daß die kräftige Natur des hohen Herrn doch auf längere Zeit der türkischen Krankheit werde widerstehen können. Wirklich lauteten die Nachrichten fortdauernd erfreulich. Der Kaiser hatte ganz natürliche Temperatur, die Beschwerden beim Schlucken hörten auf, und er konnte bei dem herrlichen Frühlingswetter viele Stunden im Parke von Charlottenburg zubringen. Am 19. Mai war seine erste Ausfahrt seit den fünf Wochen seiner jüngsten Erkrankung, zur unaussprechlichen Freude aller, die dem kaiserlichen Wagen begegneten. Zwei Tage später besuchte er wieder Berlin, und die Reichshauptstadt ward von neuem der Schauplatz von Scenen herzlichster Teilnahme und Begeisterung, die die ganze Bevölkerung dem schwer geprüften Herrscher bezeugte.

Diese letzte Besserung im Befinden Friedrichs gewährte ihm noch die Befriedigung zweier ihn freudig erregender Erlebnisse: der Vermählung seines zweiten Sohnes Heinrich und einer Besichtigung seiner Truppen.

Der Kaiser hatte zu der Braut seines jüngeren Sohnes, der Prinzessin Irene von Hessen, die zärtlichste Zuneigung gefaßt. Wenige Tage vor der Hochzeit besuchte ihn das liebliche Mädchen, ließ sich vor dem Armstuhle des verehrten Vaters nieder und küßte ihm in tiefer Ergriffenheit die Hände. Friedrich aber schob den Schleier zurück und küßte sie auf die Wangen. Dann überreichte ihr der gütige Mann ein Kästchen voll der herrlichsten Schmucksachen, legte ihr selber die Juwelen

an und gab ihr am Ende einen Diamantstern, mit den schnell geschriebenen Worten: „Den mußt Du alle Tage als Brosche tragen; er sei Dein Glückstern.“ Zu seiner unaussprechlichen Freude konnte der Kaiser am 24. Mai der Vermählungsfeier seiner Kinder in der Schloßkapelle von Charlottenburg beiwohnen. Während der ganzen Traureden stand er aufrecht da, auf seinen Degen gestützt. Freilich sah man der hohen Gestalt die Anstrengung an, die solche Haltung sie kostete; freilich rötete danach das Fieber bald wieder die bleichen Wangen des Kaisers, — aber seine Genugthuung, sein Glück, selber die Hand des Sohnes in die der geliebten Braut gelegt, selber die eigne Rechte segnend über das Haupt der Neuvermählten gestreckt zu haben, verschönten das Ende dieses herrlichen Lebens.

Der Prinz von Wales hatte der Feier beigewohnt. Zwei Tage später nahm auch er von dem Schwager den letzten Abschied.

Und dann die Truppenschau! Am 29. Mai führte dem kaiserlichen Vater Kronprinz Wilhelm die drei Regimenter der von ihm als Generalmajor befehligten zweiten Garde-Infanterie-Brigade vorüber, die soeben von einer Felddienstübung heimgekehrt war. Der Kaiser saß in seinem Wagen, in Uniform, den Helm auf dem Haupte. Er fuhr mit seiner Gemahlin die Front entlang und ließ sodann die Regimenter zweimal vor sich defilieren, wobei er sich mit äußerster Anstrengung der wankenden Kräfte im Wagen aufrecht erhielt. Der Sieger von Königgrätz und Wörth sah hier, ein gebrochener, todesmatter Mann, die Truppen an sich vorbeiziehen, von denen man ihn so lange ferngehalten hatte und die nun ihm allein gehorchten, aber unter Umständen, wo er sie nicht mehr zu befehligen vermochte. Er ahnte wohl, daß es, wie das erste, so auch das letzte Mal sei, wo er sich als Kaiser seinem Heere gegenüber befinde; heftige Erregung zeigte sich auf seinem leiddurchfurchten Antlitz. „Ich fürchte, Majestät,“ sagte ihm Mackenzie nach Beendigung der Revue, „die Besichtigung war für Sie allzu ermüdend.“ — „Nein, nein,“ antwortete Friedrich, „habe ich doch zum erstenmale meine Soldaten gesehen.“ Er vollendete den Ausdruck seines Gedankens nicht, der wohl klar genug erkennbar ist.

Auf politischem Gebiete lag gerade damals dem durch die Krankheit gelähmten Herrscher zur Entscheidung eine überaus wichtige Frage vor, die das gesamte preußische Volk höchlichst beschäftigte.

Um dem Lande die häufige Erregung durch die allgemeinen Wahlen und die mit ihnen notwendig verknüpften Agitationen zu ersparen, hatten sowohl der deutsche Reichstag wie der preußische Landtag beschlossen, die bisher dreijährige Dauer der Legislaturperiode auf fünf Jahre zu verlängern. Die Minderheit, zu der auch die gesamte freisinnige Partei

gehörte, hatte dagegen geltend gemacht, daß durch die lange Dauer des Mandates die Abgeordneten sich ihren Wählern entfremdeten und endlich aufhörten, die wahren Vertreter des nationalen Willens zu sein. Kein Zweifel, daß die Verfassungsänderung im Sinne der ausgesprochen konservativen Richtung lag. Man war nun sehr gespannt zu sehen, wie Friedrich III., den man als einen überzeugten Liberalen kannte, sich diesen, vor seinem Regierungsantritt von dem Reichskanzler und dem preussischen Staatsministerium eingebrachten Gesetzen gegenüber verhalten werde. Freilich in betreff des Reichsgesetzes konnte kaum ein Zweifel obwalten, da nach der Reichsverfassung der Kaiser kein Veto-recht besitzt, sondern ein vom Bundesrate und Reichstage gebilligtes Gesetz lediglich zu publizieren hat. Wirklich hat Friedrich III. das Gesetz betreffend die Verlängerung der Legislaturperioden des Reichstages bereits am 20. März unterzeichnet.

Anderß verhielt es sich mit dem entsprechenden preussischen Landes-gesetze, das übrigens erst am 2. Mai alle Phasen der Legislatur durchlaufen hatte. Hier blieb dem neuen Könige das Recht voller freier Willensbestimmung. Allerdings hoben die Anhänger des Gesetzes hervor, daß nach konstitutionellem Brauche der Wille des Monarchen immer als mit demjenigen seines Ministeriums übereinstimmend angenommen wird. Indes da gerade die Mehrheitsparteien früher stets betont hatten, daß in Preußen keinerlei parlamentarische Regierung stattfinden dürfe und die Krone innerhalb der von der Verfassung ausdrücklich gezogenen Grenzen völlig freien Spielraum besitze, konnten sie solche Argumente nicht mit allzu scharfer Betonung geltend machen. Die Gegner mochten überdies darauf hinweisen, daß das Gesetz unter einer anderen Regierung eingebracht sei und deshalb den Willen des gegenwärtig herrschenden Monarchen keineswegs binde. Sie führten endlich einen sehr geschickten Schachzug aus, der imstande war, sowohl das moralische Gefühl der Nation als auch den Entschluß des Kaisers in ihrem Sinne zu beeinflussen. Der damalige Minister des Innern, Herr von Puttkamer, gehörte der extrem konservativen und orthodoxen Richtung an und hatte jedes Mittel in Anwendung gebracht, solcher zur Herrschaft im Staatsleben zu verhelfen. Besonders hatte er den ganzen Apparat der Landesverwaltung in Bewegung gesetzt, um in seinem Sinne auf die Wahlen zu wirken. Fälschlich berief er sich hierbei auf Kaiser Wilhelms Erlaß vom 4. Januar 1882, der von den Beamten nichts forderte, als daß sie in der Wahlbewegung gröblichen Entstellungen der Regierungspolitik durch deren Widersacher entgegen zu treten hätten. Es hatte ein solches Verlangen mit der willkürlichen Einteilung der Wahlbezirke und materiellen Beeinflussung der Wähler zu besonderen Partei-

zwecken, wie der Minister sie beliebte, offenbar nichts zu thun. An eben dem 2. Mai 1888 nun, wo das Gesetz behufs der Landtagsperioden alle legislatorischen Stadien durchlaufen hatte und zur Gültigkeit nur noch der königlichen Unterschrift bedurfte, brachte im preussischen Abgeordnetenhanse der Freisinnige Rickert eine Resolution ein, die eine gesetzmäßigere Bildung der Urwahlbezirke verlangte. Hierfür gewann er die Unterstützung nicht nur der Minderheitsparteien, sondern auch der sonst zur Mehrheit gehörigen Nationalliberalen. Herr von Puttkamer aber, der wider sein eignes Erwarten bisher von dem kranken Kaiser in seiner Stellung belassen worden war und nun der Zukunft sicher zu sein glaubte, benahm sich bei der Verhandlung sehr herausfordernd und griff seine Gegner mit höchst verletzenden persönlichen Beleidigungen an. Ja, er sprach, im Gegensatz auch zu dem gemäßigtesten konstitutionellen Brauche, dem Abgeordnetenhaus überhaupt jedes Recht zur Kontrolle der Verwaltung ab. Trotz dieses energischen Auftretens wurde der Antrag Rickert, wenn auch mit geringer Mehrheit, angenommen und dem Minister des Innern damit ein förmlicher Tadel votiert.

Wir wissen, daß Kaiser Friedrich schon als junger Prinz, noch zur Zeit des Ministeriums Manteuffel, mit großer Schärfe die Beeinflussung der Wahlen durch die Verwaltung verurteilt hatte: <sup>1)</sup> ein Verfahren, gegen das sich nicht nur seine aufrichtig konstitutionelle Gesinnung, sondern auch sein Rechtsgefühl empörte. Die Folge des Auftretens des Herrn von Puttkamer war also, daß er einstweilen die Unterzeichnung des neuen Gesetzes nicht vollzog. Endlich stellte man ihm vor, daß er sein gesamtes Ministerium nicht derart vor der Welt bloßstellen dürfe, und daß es seine Pflicht als konstitutioneller Monarch sei, ein auch von der Mehrheit beider Kammern gebilligtes Gesetz anzunehmen, das vom Ministerium eingebracht und verteidigt worden sei, — wenn er eben letzteres nicht entlassen wolle. Zu einer so weittragenden Maßregel aber fehlten dem todkranken Herrscher Macht und Wille. Er beschloß also gegen Ende Mai das Gesetz wirklich zu unterzeichnen, als sich ein neuer Zwischenfall ereignete.

Am 26. Mai hielt das Abgeordnetenhaus seine letzte Sitzung vor Schluß der Session. Hier brachte die freisinnige Partei eine große Anzahl von amtlichen Wahlbeeinflussungen zur Sprache, und der Abgeordnete Richter nahm hiervon Veranlassung, in schonungsloser Weise das ganze System Puttkamers anzugreifen und bloßzustellen. Das Gewicht seiner Worte wurde bedeutend durch den Umstand verstärkt, daß es sich bei den schlimmsten Vorkommnissen um einen Bruder des Ministers, den

<sup>1)</sup> Siehe oben S. 39 f.



Herrn von Puttkamer-Plauth, handelte. So verhallte Richters Ruf an das Rechtsgefühl der anderen Parteien nicht ungehört, und das Haus erklärte einstimmig das Mandat des Herrn von Puttkamer-Plauth und seines Genossen Döring, das sie inzwischen drei volle Jahre hindurch ausgeübt hatten, wegen unerhörter offizieller Wahlumtriebe für ungültig.

Der Eindruck dieser seit einem Vierteljahrhundert, seit der unseligen Konfliktzeit, beispiellosen Vorgänge war unermeßlich. Der Kaiser wollte nicht zugeben, daß sein guter Name derartige verwerfliche Mächenschaften decke. Indem er also das von ihm unterzeichnete Gesetz wegen Verlängerung der Legislaturperioden dem Ministerium einschickte (27. Mai), legte er ein Schreiben bei, in dem er mit Nachdruck forderte, daß nach dieser wichtigen Verfassungsänderung die Freiheit der Wahlen um so sorgfältiger zu achten sei. Herr von Puttkamer sah selbstverständlich in der kaiserlichen Kundgebung einen gegen ihn gerichteten Tadel des Monarchen und suchte sich vor diesem durch eine Denkschrift über seine Thätigkeit bezüglich der Wahlen zu rechtfertigen. Das Ministerium aber beabsichtigte, durch eine Diversion den Herrn von Puttkamer doch noch zu retten. Unter dem Vorwande, es wolle die Sage entkräften, daß es durch die Drohung allgemeiner Amtsniederlegung den hilflosen Kaiser zu vielen diesem schmerzlichen Maßnahmen nöthige, stellte es dem Herrscher noch einmal die Entscheidung wegen des Gesetzes über die Legislaturperioden völlig anheim. In der That untersagte Friedrich einstweilen dessen Veröffentlichung. Freilich gab er diese am 7. Juni nach reiflicher Prüfung aus den schon erwähnten Gründen endgültig zu, richtete aber zugleich an Puttkamer ein mißbilligendes Schreiben, in dem er dessen Versuch, sich zu rechtfertigen, als völlig ungenügend bezeichnete. Nun mußte der Minister sofort seine Entlassung erbitten, die auch vom Kaiser am 8. Juni gewährt wurde. Weder Fürst Bismarck noch die übrigen Minister waren vorher von der allerhöchsten Entscheidung unterrichtet worden, die dann auch die lebhafteste Unzufriedenheit des Reichskanzlers hervorrief<sup>1)</sup>. Der Fall Puttkamers bedeutete den Sturz eines Willkürsystems, das schließlich das ganze Abgeordnetenhaus zu tadeln nicht umhin gekommt hatte. Es war dies die wichtigste und bezeichnendste Thatfache dieser kurzen Regierung. Ähnliche Vorgänge wie unter Puttkamer haben seitdem in Preußen sich nicht mehr ereignet.

Noch einmal hatte sich Friedrich III. als getreuer und wachsender Hüter von Recht und Verfassung erwiesen. Es war das letzte Mal, denn schon in jenen selben Tagen senkte der Engel des Todes sein scharfes Schwert gegen den edlen Fürsten.

1) Persönliche Mitteilung von durchaus unterrichteter Seite.

Allerdings fühlte sich Friedrich am Ende des Maimonats verhältnismäßig freier, und so beschloß er, wie in früheren Sommern, nach dem Neuen Palais bei Potsdam überzusiedeln. Am 1. Juni sollte dieser Wechsel des Aufenthaltes vor sich gehen. Am Nachmittage des 31. Mai unternahm er noch mit seiner Gemahlin eine Spazierfahrt durch den Grunewald, von allen, die ihm während derselben begegneten, mit jenem von Herzen kommenden Jubel begrüßt, den das Volk über jeden anscheinenden Beweis seines Bessergehens zum Ausdruck brachte. Am späten Abend ging der Kaiser, auf den Arm eines seiner Jäger gestützt, noch einmal nach dem Mausoleum, wo neben seinen Großeltern Friedrich Wilhelm III. und Luise auch sein Vater ruhte. Dieser Besuch erregte ihn aufs höchste — schwermüthvolle und tief-ernste Gefühle stiegen in dem siechen Monarchen auf. „Ich will heute früh zu Bette gehen,“ sagte er zu Madamzie, „ich fühle mich ermüdet.“ — In der That, es war der letzte Abschied des Sohnes von den Resten des Vaters!

Am Morgen des 1. Juni bestieg der Kaiser den von ihm selbst gelenkten Pony-Wagen, der ihn schnell an das Ufer der Spree trug, wo die Dampfjacht „Alexandra“ für ihn bereit lag. Tausende von Menschen hatten sich am gegenüberliegenden Ufer des Flusses versammelt und begrüßten den Herrscher mit stürmischen Zurufen; um ihn nur zu Gesichte zu bekommen, drängte man sich, trotz aller Bemühungen der Polizei, bis in das Wasser hinein. Friedrich trat an das Kajütenfenster und zeigte sich, freundlich grüßend, seinen Getreuen. Als die Nacht abdampfte, stürmte ein Teil der Menge am Ufer ihr nach. Spandau, wo das kleine Fahrzeug in die Havel einlenkte, war mit Fahnen und Blumen geschmückt; Tausende von Schulkindern standen an den Ufern und stimmten herzliche Weisen an, indem das Schiffchen vorbeifuhr. Von den Brücken regneten Blumenpenden herab, in so ungemessener Fülle, daß zwei Matrosen eine halbe Stunde lang ausschließlich damit beschäftigt waren, sie zu sammeln. Wenn etwas den edlen Märtyrer in seinen Leiden zu trösten vermochte, so war es sicher die innige und thätige Liebe seines Volkes. Um ein Uhr langte die Nacht an der Brücke von Glienke an, von der aus Wagen den Kaiser, seine Familie und sein Gefolge nach dem Neuen Palais oder vielmehr, wie es während dieser wenigen Tage hieß, nach „Friedrichskron“ brachten. Friedrich fühlte sich von der kurzen Fahrt durchaus nicht ermüdet, speiste mit Appetit, schlief einige Stunden und kutschierte dann noch in dem herrlichen Parke spazieren.

Auch während der folgenden Tage empfand er keine Beschwerden. Sobald das Wetter es erlaubte, hielt er sich im Freien auf. Seine

Gesichtsfarbe war frischer als in früheren Wochen, und er ging ohne Anstrengung einige Schritte. Am 6. Juni fuhr er noch nach der Kirche des nahen Dörfchens Alt-Geltow, zu der er einst selber den Grundstein gelegt hatte und die während seiner Abwesenheit fertig gebaut war. Er setzte sich auf eine Bank des kleinen Gotteshauses und horchte den erhebenden Klängen eines Chorals, den ihm seine teure Wicht selber auf der Orgel vorspielte. Seine Hoffnungen hatten sich neu gestärkt, und er meinte, daß ihm noch für geraume Zeit zu leben vergönnt sei<sup>1)</sup>. Aber es war leider nur das trügerische Aufklackern der Lampe vor dem endgültigen Erlöschen. Seine Ärzte bemerkten mit Trauer seit dem 25. Mai die zunehmende Ausdehnung des Übels, das alle Abende wiederkehrende Fieber, den langsamen aber unaufhaltbaren Verfall der Lebenskräfte. Die Einatmung brandiger Theilchen, die sich von der kranken Oberfläche der Luftröhre losgelöst hatten, brachten eine Lungenentzündung hervor, die den geschwächten Organismus des Leidenden schnell verzehrte. Am 10. Juni wurde der Zustand ein so besorgnißerregender, daß die Ärzte es für Pflicht hielten, dem Kaiser davon in schonender Weise Mitteilung zu machen. Er antwortete ihnen mit der einfachen Zeile auf einem Papierstreifen: „Es thut mir sehr leid, daß es nicht besser mit mir geht.“ Er hatte sehr wohl verstanden — aber kein Laut der Klage! Je schwächer er sich fühlte und je näher er sein Ende wußte, um so eifriger lag er seinen Regierungspflichten ob. Er arbeitete unablässig viele Stunden hintereinander. Da er seiner von ihm so groß gedachten Aufgabe nicht länger leben konnte, wollte er wenigstens auf dem Felde der Pflicht sterben. Während die zunehmende Zerstörung der Kehle schon die natürliche Ernährung unmöglich machte und ihm die Speisen künstlich zugeführt werden mußten, empfing er noch am 13. Juni, zwei Tage vor seinem Tode, den König Oskar von Schweden. Stehend begrüßte er den fremden Monarchen. So legte dem Sterbenden seine eiserne Pflichttreue noch das schwerste Opfer physischer Anstrengung auf, damit er bis zu seinem letzten Atemzuge für das Interesse Deutschlands und der europäischen Eintracht thätig sei! Ein Held des Friedens war er da, größer und bewundernswerter, denn früher als Held des Krieges.

Am 14. Juni zeigten sich deutliche Zeichen des nahenden Endes. Seit frühem Morgen umgaben die Kaiserin und ihre Kinder das Lager des sterbenden Gatten und Vaters. So schwach er bereits war, die Liebe zu den Seinen, die dieser reinen Seele stets in höchstem Maße eigen gewesen, blieb stark. Als Prinzessin Sophie, die an diesem Tage

1) Deibrück, Erinnerungen, S. 38.

ihr achtzehntes Lebensjahr vollendete, weinend neben ihm auf die Knie sank und seine Hand mit Küssen bedeckte, schrieb er mit zitternden Zügen auf einen Zettel: „Bleibe fromm und gut, wie Du es bisher gewesen. Das ist der letzte Wunsch Deines sterbenden Vaters.“ Dieselbe Güte zeigte er allen, die ihn pflegten. Ein freundlicher Blick, ein leichter Händedruck spendete ihnen seinen Dank. Reiche Blumengaben wurden ihm auch jetzt noch zu teil, die er mit sichtbarer Freude entgegen nahm. Als am Nachmittage der Reichskanzler bei ihm erschien, selbst auf das höchste ergriffen, faßte Friedrich die Hand seiner unglücklichen Gemahlin und legte sie in die starke Rechte des Fürsten Bismarck, sie diesem mächtigen Beistande empfehlend. Am Morgen des 15. Juni verfiel er in tiefen Schlaf, aber die schmerzende Entzündung der Kehle erweckte ihn wieder. Die Augen fest auf die geliebte Gattin gerichtet, starb er langsam, friedlich, ohne eigentlichen Todeskampf; um elf Uhr zwölf Minuten vormittags erlosch dieses herrliche Leben. Der zweite deutsche Kaiser war nach dreimonatiger Regierung dem ersten gefolgt.

„Um Deinen einzigen Sohn weint diejenige, die so stolz und glücklich war, seine Frau zu sein, mit Dir, arme Mutter! Keine Mutter besaß solchen Sohn! Sei stark und stolz in Deinem Kummer. Er ließ Dich noch heute früh grüßen.“ In diesen tief empfundenen, schmerz erfüllten Worten zeigte die Witwe Viktoria der Witwe Augusta ein Ereignis an, das, wenn auch längst gefürchtet, doch nunmehr die Angehörigen mit schrecklicher Wucht niederdrückte.

Mit den Angehörigen trauerte um den endlich von seinen schweren körperlichen und seelischen Leiden Erlösten das gesamte deutsche Volk, ja, man kann sagen, die ganze civilisierte Welt. Selbst die politische Gegnerschaft, die sich noch vor kurzem so rücksichtslos und gehässig gegen den Dulder geregt hatte, schwieg vor der ergreifenden Majestät dieses Todes, des schmerzvollen Hinscheidens des zweiten deutschen Kaisers, des Feldherrn in den großen Sieges Schlachten, des trefflichen, edlen, unablässig strebenden Fürsten. Erst jetzt kam zum Bewußtsein aller, was man mit ihm verloren hatte, erst jetzt erkannte jeder die Güte seines Herzens, die Treue seines Wesens, die fleckenlose Reinheit seines Charakters, die Selbstlosigkeit und unbedingte Zuverlässigkeit seines selten schönen Gemütes an. Wahrlich, wenn es je eine „edle Seele“ im Sinne unserer klassischen Litteratur, im Sinne eines Goethe gab, so hat sie in Kaiser Friedrich gewaltet. Anderen Herrschern ist es vergönnt worden, durch große und mächtige, tief eingreifende Thaten sich ein dauerndes Gedächtnis unter den Menschen zu gründen — dieser Kaiser von neunundneunzig Tagen lebt fort, über den Tod hinaus,

durch die bloße Macht der Sympathie, durch den unauslöschlichen tiefen Eindruck, den seine vorbildlichen Fürstentugenden auf jeden Fühlenden hervorbringen müssen. Niemals hat ein Herrscher durch sein Wesen, durch sein natürliches Sichgeben so unmittelbar und so bleibend den Weg zu den Herzen gefunden. Die Liebe, die er für alle Menschenbrüder in seinem Innern empfand, erweckte auch in ihnen mit unwiderstehlicher, instinktiver Kraft die Zuneigung und zwar nicht nur bei denjenigen, denen es vergönnt war, ihn zu sehen und zu vernehmen, sondern auch bei allen, die nur von ihm hörten, weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus, ja selbst bei dessen unverföhllichen Feinden. Er hatte nie um Volkstümlichkeit, um Gunst der Einzelnen oder der Menge gebuhlt, nur die Kraft seiner idealen Natur hatte sie alle ihm in reichem Maße gewonnen. Überall hatte man das Gefühl, einen teureren Angehörigen verloren zu haben, an dem Grabe eines Nächststehenden zu trauern. Die furchtbaren Leiden, denen er im selben Augenblick verfallen war, wo seinem Streben endlich Erfüllung winkte, und die großartige Ergebenheit und innere Ruhe, mit denen er dieses erschütternde Schicksal ertragen hatte, das heldenhafte Pflichtbewußtsein, das er inmitten des monatelangen Todeskampfes bewährt — sie umgaben sein Haupt mit der blutigen Strahlenkrone des Märtyrers. Dieser edle Dulder auf dem mächtigsten Throne, er, der so schweres tragen mußte, während er doch durch Geburt, Schaffenseifer und Tugend zu dem herrlichsten Schicksal berechtigt und bestimmt war, wird auf immer die innige und bewundernde Teilnahme der aufeinander folgenden Menschengeschlechter erwecken. Tief wehmütig, aber, wie ein Trauerspiel, auch reinigend und erhebend wirkt sein Geschick auf das Gemüt. In dem hehren und scharfen Glanze, der das hart schaffende Königshaus der Hohenzollern umgiebt, leuchtet in sanfterem, herzgewinnendem Scheine das Bild Kaiser Friedrichs.

Es war ihm nicht vergönnt gewesen, zur Durchführung der Ideen, die ihn erfüllten, der Überzeugungen, die er sich in unablässiger Arbeit während eines schon langen Lebens gebildet hatte, auch nur das mindeste selbständig zu thun. Als Kronprinz war er geübtlich von jeder dauernden und folgerichtigen politischen Thätigkeit, von jedem andern als nur gelegentlichem Einfluß auf die vaterländischen Geschehnisse fern gehalten worden. Und als er den Thron bestiegen, lähmten die Krankheit, das Bewußtsein des nahen Todes und der Widerstand seiner eignen Diener, die meinten, den Willen des Sterbenden unbeachtet lassen zu dürfen, seine rechtmäßige Gewalt. So hat er weder auf eigentlich politischem noch auf sozialem Gebiete Großes und Dauerndes schaffen können — sein Wirken blieb auf das Feld der Wissenschaft und der Kunst beschränkt, wo er schließlich

auch nur mittelbar Anregungen zu geben imstande gewesen war. Es hatte aber diese tragische Fügung eine weit größere als nur vorübergehende und persönliche Bedeutung. Die Hohenzollern haben auf die Begründung und Weiterentwicklung ihres Staates, auf dessen politische Größe und kriegerischen Ruhm eine so unmittelbare, ja schlechtthin entscheidende Wirkung geübt, daß sie im Bewußtsein der Nation seine eigentlichen und ausschlaggebenden Träger und Leiter geblieben sind. Die Scheidung der Volksvertretung in drei an Stärke einander annähernd gleiche Parteien, von denen also keine die Mehrheit besitz, hat dem Parlamente vollends den bestimmenden Einfluß geraubt. So wird in Preußen die Person des Herrschers auf absehbare Zeit die herrschende und leitende Macht bewahren. Da war es nun von größter Wichtigkeit, daß in Kaiser Friedrich einer ganzen Entwicklungsperiode, einem ganzen Zeitgeschlechte des deutschen Volkes die Verkörperung auf dem Throne und die maßgebende Einwirkung versagt blieben. Zwischen der Periode des naiven, militärisch-bureaucratischen Absolutismus und derjenigen, die unter dem Eindrucke unvergleichlicher kriegerischer und diplomatischer Erfolge sowie einer überaus gewaltigen staatsmännischen Persönlichkeit erwuchs, hatte es ein Geschlecht gegeben, das inmitten lebhafter Begeisterung und steter innerer Kämpfe für Deutschlands Einheit und Freiheit sich gebildet hatte, das mit glühendem Patriotismus nicht minder feurigen Enthusiasmus für die idealen Güter der Menschheit verband, das neben der Kraft und dem Erfolge auch Schönheit und Milde als edle Ziele des Einzelnen und der Gesamtheit verehrte. Es war dies das Geschlecht, das aus den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren des neunzehnten Säkulums stammte. Es hatte in der Herstellung maßvoller konstitutioneller Freiheit, in der Geltendmachung des aufgeklärten, arbeitsamen und besonnenen Bürgerstandes, im Hervorheben persönlicher Unabhängigkeit und Charakterwürde seine politischen Aufgaben gesucht. Ihm gehörte Friedrich Wilhelm mit ganzer Seele an, von seinen Anschauungen und Gefühlen war er erfüllt. Indem dieser Fürst einfluß- und machtlos dahinging, ward auch der ganzen Richtung die Wirksamkeit auf Preußens und Deutschlands nationale Entwicklung zum größten Teile genommen. Irren wir nicht, so ist dies immerhin ein schwerer und dauernder Verlust, der, heute nur von einer Minderheit empfunden, sich späterhin immer allgemeiner und schwerer geltend machen wird, je unvermittelter und gewaltsamer die Extreme von rechts und links einander gegenüber treten. Es fehlt eben der gemeinsame Boden, den ihnen nur ein allgemein menschlicher Idealismus hätte bereiten können.

Aber wenn auch Friedrich III. weder als Kronprinz noch als König und Kaiser eine tief einschneidende und dauernde direkte Wirksamkeit

entfalten konnte, so ist er doch eine Persönlichkeit von hohem historischen Werte. Seine Heldengestalt wird in allen Zeiten deutscher Geschichte leuchten als die eines Fürsten, der die deutschen Scharen wiederholt zu glänzendem Siege geführt hat in den blutigen Kämpfen um des großen Vaterlandes Einheit, Freiheit und Unabhängigkeit. Inmitten jener ruhmvollen Paladine, die sich um den greisen Imperator Wilhelm reihen, steht er, nicht nur dem äußern Range, sondern auch dem kriegerischen und politischen Verdienste nach, unter den vordersten. Mit Recht war er der erste unter allen Deutschen, die am 18. Januar 1871 huldigend das Knie beugten vor dem neuen deutschen Kaiser: „unser Fritz“ hat diesen zum guten Teile durch seine Kriegsthaten geschaffen. Er ist unter den Hohenzollern auch der erste gewesen, der, den Forderungen der Zeit und des Volksbewußtseins entsprechend, die Vereinigung ganz Deutschlands verlangt und in nie erlahmendem Eifer mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln angestrebt hat. So stellt er das erneute und verjüngte Hohenzollernhaus vor, das aus dem Königtum eines deutschen Partikularstaates sich erhoben hat zu der glänzenden Höhe der kaiserlichen Schutzherrschaft über ganz Deutschland. Friedrich hat hiernach seit seiner Jugend mit vollem Bewußtsein gestrebt: stets sah er nur in der Kaiserkrone, dem Sinnbilde der Vereinigung der so lange und viel geteilten deutschen Stämme, den ruhmvollen Abschluß der unvergleichlich großartigen Laufbahn des Hohenzollerngeschlechtes.

Und weiter. Wenn neben den positiven Mächten des Staatslebens auch die tief innerlichen Eigenschaften des Menschen, wenn Drang nach Wahrheit, harmonische Ausbildung der Individualität, Sinn für Kunst und Wissenschaft ein Recht auf Dasein und ernste Pflege besitzen, so hat das alles bei Friedrich Wilhelm thätige Anerkennung und Förderung erfahren; er hat den Rat und das Beispiel gegeben, diese Seiten des menschlichen und nationalen Wesens nicht zu vernachlässigen. Dem zeitweise alles betäubenden Eindrucke diplomatischer und militärischer Kraft gegenüber hat er die stillen Eigenschaften des Herzens und des Geistes sowie die sittliche Verantwortung und königliche Vollfreiheit des Individuums stark und bewußt betont. Er sah nicht nur die Gesamtheit, sondern auch den Einzelnen, den er jener völlig und immer aufzuopfern keineswegs geneigt war. Er wollte neben der Größe auch das Glück und die geistige Erhebung seines Volkes, in dem er nicht lediglich das Material für den leitenden Staatsmann und die herrschenden Klassen, in dem er vielmehr den Zweck von deren Wirken erblickte. Sein reiner Sinn und sein tiefes Empfinden erfüllten ihn mit inniger Frömmigkeit. Aber eben deshalb haßte er, gleich seinem Ahn, dem Großen Kurfürsten, die konfessionelle Ausschließlichkeit und Unterdrückung und die zur Schau getragene

Frömmerei, verwarf er die Benützung der Religion als Werkzeug zum Regieren und als politische Waffe. Er sah hierin ein Unternehmen, das ohne der Regierung wesentliche Dienste zu leisten, die Religion zu einer ihrer unwürdigen, ihr verderblichen Rolle verurteilte. Nicht starres Dogmentum erkannte er an, sondern wahre Religiosität, die zugleich Liebe und Duldsamkeit sowie die Gleichberechtigung aller tüchtigen und guten Menschen ohne Rücksicht auf ihre philosophisch-konfessionellen Anschauungen und Überzeugungen predigt, die eine grundsätzliche Gegnerin alles intoleranten und selbstgerechten Pharisäertums ist. Als Vertreter dieses schönen und edlen Empfindens von der höchsten und ruhmreichsten Stelle des Staats- und Volkslebens aus hat sich Kaiser Friedrich unsterbliche Verdienste erworben, deren Nachwirkung in Deutschland ebenso wenig verschwinden wird wie der schöne Glanz seines teuren Fürstennamens.

---



## Beilage 1.

**Amtliche Niederschrift Max Dunckers, Berlin, 19. September 1862.**

Das am 17. nachmittags und abends abgehaltene Conseil hatte zur Folge, daß Herr von Noon die Erklärung, die er in der Plenarsitzung am Vormittage desselben Tages abgegeben, in der Sitzung der Budgetkommission am Vormittage des 18. wesentlich modifizierte, wenn nicht zurücknahm. Die Budgetkommission beschloß hierauf, den Antrag in das Plenum zu bringen, „daß die Mittheilungen des Kriegsministers nicht geeignet erschienen, den Fortgang der Plenarberatungen weiter zu unterbrechen“. Um zwei Uhr nachmittags begab sich Herr von der Heydt nach Babelsberg, um seinerseits noch einmal bemerklich zu machen, daß diesem Ergebnis gegenüber durchaus geboten sei, die Konzession der zweijährigen Dienstzeit am nächsten Morgen seitens der Regierung bestimmt auszusprechen. Seine Majestät sollen hierauf in erregter Weise befohlen haben, daß in keiner Weise nachzugeben sei. Herr von Noon, der mit einem späteren Zuge nach Babelsberg ging, empfahl die zweijährige Dienstzeit ebenfalls, jedoch in milderer Weise.

Heute Morgen um 9 Uhr brachte die Budgetkommission ihren Antrag in das Plenum. Herr von der Heydt fehlte auf der Bank der Minister; Herr von Noon befand sich ohne einen Kollegen auf derselben. Simson beklagte zuerst in einer glänzenden Rede die seitens der Regierung zurückgezogene Hand der Verständigung. Trotzdem werde die Minderheit des Hauses bei ihren Anträgen stehen bleiben. Er mußte die Regierung darauf hinweisen, daß die schwebende Frage ohne Zugeständnis gesetzlicher Feststellung der zweijährigen Dienstzeit nicht gelöst werden könne, daß die Verfassung ihr kein Mittel biete, die gegenwärtige Organisation der Armee über den 31. Dezember dieses Jahres hinaus ohne die Zustimmung des Hauses aufrecht zu halten. Herr von Binde führte dasselbe Thema noch schärfer aus. Von der Fortschrittspartei sprachen Immermann und Birchow. Sie bemühten sich, ins Licht zu stellen, daß ihre Genossen mit Freuden auf eine Verständigung eingegangen sein würden, wenn die Regierung nicht über Nacht anderen Sinnes geworden, daß sie hofften, die Minderheit des Hauses würde nach dieser Erfahrung nicht anstehen, sich den schärferen Anträgen der Mehrheit anzuschließen. Der Kriegsminister verteidigte sich so gut als seine verzweifelte Lage irgend zuließ, indem er für das Entgegenkommen der Regierung den Erlaß der

Zusatzsteuern, die Ermäßigung der Forderungen für 62 und 63, die faktische Abkürzung der Dienstzeit und die Spezialisierung der Etats geltend machte. Das Haus beschloß hierauf, in die Beratung der Armeebudgets wieder einzutreten. Eine namentliche Abstimmung, welche die Radikalen einbrachten, um das Zusammenschmelzen der Minderheit zu konstatieren, ergab indes kein anderes Verhältnis als die erste Abstimmung am 16. nachmittags: 276 gegen 68. Die größere Hälfte des Armeebudgets wurde nun in der Weise erledigt, daß die Mehrheit überall die Positionen von 1859, d. h. die Positionen aus der Zeit vor der Reorganisation statt der Forderungen der Regierung, genehmigte, während die Minderheit diese Forderungen nur für das vierte Quartal dieses Jahres nach Maßgabe zweijähriger Dienstzeit verkürzte.

Inzwischen hatte Seine Königliche Hoheit bereits um 8 Uhr Sich nach Babelsberg begeben. Seine Majestät setzten mit vollkommener Ruhe auseinander, daß die Minister zum Nachgeben räten. Seiner Majestät fester Wille sei, nicht nachzugeben. Wer von den Ministern diesen Widerstand nicht leisten wolle, werde anderweitig ersetzt werden. Sollte Seine Majestät Sich jedoch trotzdem endlich zum Aufgeben der dreijährigen Dienstzeit genötigt sehen, so sei die Abdikation unvermeidlich. Seine Majestät könne einem Systeme unmöglich zustimmen, dessen üble Folgen Sie aus Erfahrung kennen gelernt, welches Sie seit dreißig Jahren bekämpft. Welche Landwehren die zweijährige Dienstzeit erzogen, habe man 1848 und 1849 in Posen und Baden gesehen, wenn man dies auch vor Europa nicht sagen dürfe. Seine Majestät fügten hinzu, daß alles Erforderliche für die Abdikation vorbereitet sei, und forderten Seine Königliche Hoheit auf die bezügliche Urkunde, welcher nur die Unterschrift fehle, einzusehen, was Seine Königliche Hoheit ablehnte. Beiläufig bemerkten Seine Majestät, daß Sie nicht geneigt seien, Herrn von Bismarck ein Ministerium zu übertragen.

Von Babelsberg zurückgekehrt, suchten Seine Königliche Hoheit Herrn von Schleinitz, Graf Bernstorff und Herrn von der Heydt auf, um deren Ansicht über die Mittel, die vorhandenen Schwierigkeiten zu lösen, zu vernehmen. Herr von Schleinitz erklärte das Zugeständnis der zweijährigen Dienstzeit für unerlässlich. Graf Bernstorff und Herr von der Heydt sprachen sich in demselben Sinne aus und fügten hinzu, daß sie diese ihre Ansicht bereits wiederum am Morgen Seiner Majestät schriftlich entwickelt und für den Fall, daß Seine Majestät dieselben nicht billige, ihre Entlassung erbeten hätten. In diesem Augenblick (8 Uhr abends) sind die Minister versammelt. Man glaubt, daß die Herren von Holzbrunn, Mühlner und Lippe sich dem Schritte anschließen werden, welchen Herr von der Heydt und Graf Bernstorff bereits gethan haben. Herr von Jagow und Graf Tzenpliz sollte einen ferneren Widerstand der Regierung für möglich erachten. Seine Königliche Hoheit wohnt dieser Beratung bei und wird deren Ergebnis morgen früh Seiner Majestät mitteilen.

## Beilage 2.

**Aufzeichnung Geheimrat Samwers, 23. Sept. 1862.**

Stockmar raconte après avoir été à Reinhardsbrunn:

Duncker a envoyé un mémoire des ministres adressé au roi, dans lequel ils exposent que le roi n'a pas le droit d'abdiquer. Car 1<sup>o</sup> c'est Dieu dont il tient la couronne et c'est Dieu qui seul la lui peut enlever. 2<sup>o</sup> si le roi ne veut pas céder il doit prendre les mesures nécessaires pour imposer sa volonté (à qui?) aux chambres; abdiquer c'est imposer à son successeur la nécessité de céder.

Heydt dit à Duncker qu'il plaint l'absence du prince royal qui seul pourrait exercer une bonne influence sur le roi. Duncker lui aussi croit que le prince royal devait appuyer la bonne partie du ministère.

Le prince par contre maudit tout se qu'il a fait pour verkleistern les différents survenus entre le roi et l'ancien ministère.

Bismarck ministre président. Le 19 ou 20 encore, le roi dit au prince royal, qu'il sentait une répugnance intime contre cet homme. Le prince ajouta: et il est partisan de la France. D'autant moins, dil le roi, j'aimerais le prendre comme ministre. Mais on me presse à nommer un ministre président.

Heydt a renouvelé sa demande de démission. Le roi avait écrit sur la première: «non avvenu» et lui a fait dire par Groeben: s'il ne savait pas ce que c'était que non avvenu.

En parlant à Heydt sur la demande il se plaignait qu'on le désertait et lui demanda lequel il lui proposerait comme son successeur. Heydt lui nomma Mr. de Tettau!

## Beilage 3.

**Max Duncker an Samwer. 26. IX. 1862.**

Mein alter Samwer.

Der Armeeplan hätte beinahe reussiert. Heydt und Holzbrind, nachher Roon, welchem ich denselben ebenfalls entwickelt hatte, waren vollständig darauf eingegangen. In Babelsberg selbst hatte man auch im Grunde nichts dagegen, als die Konsequenz eines neuen Standpunkts, und den Einwand, daß dadurch die Armee nicht wohlfeiler werden würde — worauf meines Erachtens gar nichts ankam. Die Abgeordneten hatten ja bereits mit beiden Händen zugegriffen auf die erste Andeutung des Kriegsministers — als die Retraktation befohlen wurde. Das zweite Haus hatte, wie Simson auf der Tribüne sagte, die Kompensationen der Regierung entgegengetragen. Daß dies in reichem Maße geschehen wäre,

ist völlig außer Zweifel; die Bereitwilligkeit dazu war auf allen Seiten bis zu Waldeck hin — diesen und die Seinen ausgenommen — die größte. Statt der Verständigung erfolgte der Sieg der reinen Militärpartei, die nach Kravallen lechzt, wie der Hirsch nach frischem Wasser. Es dürften ihr keine geboten werden. Bismarck und Noon — diese haben die Dinge in der Hand — sind noch kein reines Ministerium der Kreuzzeitung, sie können es aber werden.

Den Kronprinzen diesen Krisen und Kämpfen fern zu halten, ist gewiß sehr wünschenswert, aber ich teile Deine Ansicht keineswegs, daß die weiteste Entfernung die beste sei. Ich habe meine Gründe dagegen Stockmar geschrieben und sage Dir nur: was nützt es, den Kronprinzen unabhgenutzt zu erhalten, wenn inzwischen der Boden gründlich verdorben wird, auf welchem er stehen soll? Diese Untervühlung nicht bis zum äußersten kommen zu lassen, scheint mir noch wichtiger. Die Umgehung oder der Bruch der Verfassung wäre durch kein später angewendetes Mittel, durch keine Art von Konzessionen oder Liberalismus wieder gut zu machen, und mir scheint, daß Ruf und Kraft des Kronprinzen auch durch die ausdauerndsten Anstrengungen in dieser Richtung nicht vernutzt werden würden. Der Kronprinz hätte zu diesem Ende nicht nötig in Berlin zu sein, es wäre nur erforderlich, nicht zu weit von Berlin sich zu entfernen.

Meine Empfehlungen Deiner Frau und die besten Wünsche für Dich.

---

#### Beilage 4.

#### Aus Gesprächen Bismarcks im Jahre 1863.

##### Gespräch mit Duncker.

Ich habe früher manches gesagt, wodurch ich mich jetzt nicht gebunden fühle.

Ich bin keineswegs ein Gegner des konstitutionellen Wesens — nur muß jeder einsehen, daß die Kammer sich Ausschreitungen gegen die Krone erlaubt hat. —

Ich würde Konzessionen in der Militärfrage raten — aber sie sind beim König nicht durchzusetzen, und ich bin vor allem Diener des Königs. —

Übrigens ist bei einem unfertigen Staat wie Preußen die innere Politik Nebensache — die äußere Hauptsache. — Ich beschäftige mich gegenwärtig mit dem Studium der braunschweigischen Frage.

##### Erstes Gespräch mit Buchanan.

Ich werde Hannover okkupieren.

##### Gespräch mit dem Kronprinzen.

Ich habe geschworen die Verfassung gewissenhaft zu beobachten — wie aber wenn mein Gewissen mir gebietet sie nicht zu beobachten?

---

## Personenregister.

Da Kronprinz Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich) beinahe auf jeder Seite des Textes erwähnt wird, ist er in das nachstehende Verzeichniß nicht aufgenommen worden.

### A.

- Abeken, Geheimrat, S. 191.  
Albedyll, von, Chef des Militärkabinetts, S. 322.  
Albert, Prinz-Regent von England, S. 37, 39, 45—52, 55, 57, 59 f., 63—68, 75 f., 78, 81, 85, 88 f., 92.  
Alberty, Bildhauer, S. 278.  
Albrecht, Vater, preussischer Prinz, S. 141.  
Albrecht, Kronprinz von Sachsen, S. 230.  
Alexander II., russischer Zar, S. 52, 161, 218, 342.  
Alexander III., russischer Zar, S. 205, 343 f.  
Alfons XII., König von Spanien, S. 344 bis 347.  
Alvensleben, Gustav von, preuß. General, S. 96, 160.  
Andrassy, Graf, österreichischer Staatskanzler, S. 335.  
Antonelli, Kardinal, S. 34.  
Arndt, C. M., Dichter, S. 24, 26.  
Auerbach, Berth., Dichter, S. 305.  
Auerwald, von, preussischer Minister, S. 83.  
August, Prinz von Württemberg, preussischer General, S. 164, 175.  
Augusta, Prinzessin von Preußen, dann Königin und Kaiserin, S. 1—9, 11—16, 19, 23, 32, 37—40, 42—45, 50, 52, 59, 61, 66, 70, 75 f., 85 f., 89, 101, 114, 116 f., 122 f., 132, 156, 161 f., 167, 208, 223, 264, 403, 416.

Augusta Viktoria, Gemahlin Kaiser Wilhelms II., S. 366 f.

### B.

- Bamberger, Ludwig, deutscher Parlamentarier, S. 338.  
Bardeleben, Mediziner, S. 406.  
Battenberg, Fürst Alexander von, S. 404 bis 406.  
Battenberg, Fürst Heinrich von, S. 405.  
Bazaine, franz. Marschall, S. 231, 264.  
Beatrix, engl. Prinzessin, S. 56, 405.  
Beder, Oskar, Student, S. 78, 318.  
Bedford, Herzog von, S. 376.  
Begas, Oskar, Maler, S. 86.  
Begas, Reinhold, Bildhauer, S. 86.  
Benedek, Ritter von, österreichischer General, S. 105, 170—172, 174, 176, 178, 181 f., 186 f.  
Benedetti, Graf, franz. Diplomat, S. 207.  
Bennigsen, von, preussischer Parlamentarier, S. 201, 255, 323.  
Bergmann, von, Mediziner, S. 373, 382, 384, 388.  
Bernhard, Erbprinz von Meiningen, S. 311 f., 357, 403 f.  
Bernhardi, Theodor von, Historiker und Politiker, S. 31, 39, 53, 84, 87.  
Bernsdorff, von, preuß. Minister, S. 84, 96, 99.

- Bethusy-Guc, Graf von, preuß. Parlamentarier S. 204.
- Bismarck, Graf Herbert, S. 408.
- Bismarck, Otto von, S. 38, 58, 73, 82, 96 f., 99—106, 109, 112, 114—124, 126, 128, 130—135, 139, 143—162, 189—193, 198, 200—207, 211—213, 219—221, 234, 237, 246, 250—257, 260—263, 266—270, 274, 289 f., 296 bis 298, 315—328, 331, 333—338, 340 f., 348 f., 351—354, 366 f., 370, 373, 387, 389—391, 394—396, 399—402, 405 f., 408, 413.
- Blandenburg, Moriz von, preußischer Parlamentarier, S. 248.
- Bleibtreu, Georg, Maler, S. 224, 232, 362.
- Blome, Graf, österreich. Diplomat, S. 158.
- Bloomfield, Baby, S. 38.
- Blücher, Fürst, preuß. Feldmarschall, S. 237.
- Blumenthal, General von, S. 30, 141, 149, 164, 167—169, 171, 173, 176 f., 179, 182, 184, 186, 222, 231, 238 f., 265, 401.
- Bodelschwingh, von, preuß. Finanzminister, S. 157, 160.
- Bodelschwingh, von, Pastor, S. 15, 90.
- Boedh, Archäologe, S. 4.
- Bonin, von, preuß. General, S. 164, 173.
- Bonin, von, preuß. Parlamentarier, S. 296.
- Bormann, Rektor, S. 13.
- Bose, von, preuß. General, S. 228, 313.
- Boyer, von, preuß. Kriegsminister, S. 1, 4.
- Boyer, Hermann von, Flügeladjutant, S. 181.
- Bramann, Mediziner, S. 382, 384.
- Braun, preuß. Parlamentarier, S. 201.
- Bray, Graf, bayer. Staatsmann, S. 255.
- Brunnemann, preuß. Regierungsrat, S. 71.
- Bucher, Lothar, Publizist, S. 338.
- Bülow, Frau, Gabriele von, S. 35.
- Bunsen, Christ. Karl Jos., preuß. Diplomat, S. 37.
- Bunsen, Georg von, preuß. Parlamentarier, S. 43, 203, 306.
- Burg, von der, preuß. General, S. 175, 393.
- C.**
- Cambridge, Herzog von, S. 92.
- Camphausen, preuß. Minister, S. 254, 301.
- Canovas del Castillo, spanischer Staatsmann, S. 347.
- Cavour, italienischer Minister, S. 72.
- Charlotte, preuß. Prinzessin, S. 78, 89, 311 f., 357, 365.
- Christian IX., König von Dänemark, S. 129 f.
- Christian August, Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg, S. 25, 184, 196.
- Clauserwitz, Generalin von, S. 8.
- Cornelius, Maler, S. 13, 35.
- Crispi, ital. Minister, S. 389 f.
- Curtius, Ernst, Archäolog, S. 12 f., 15 f., 20, 24, 42, 87, 214, 302 f., 362.
- D.**
- Dagmar, Zarin, S. 205.
- Dahlmann, Historiker, S. 24.
- Dalwigk, von, hessischer Minister, S. 255.
- Delbrück, preuß. Minister, S. 259, 261—263, 271.
- Delbrück, Professor, S. 402.
- Döring, preuß. Parlamentarier, S. 413.
- Dohna, Graf, Oberstkämmerer, S. 55.
- Douay, Abel, franz. General, S. 225.
- Dove, Naturforscher, S. 205.
- Drake, Bildhauer, S. 13.
- Droysen, Joh. Gust., Historiker, S. 87, 300.
- Dubois-Reymond, Physiolog, S. 249, 257, 305.
- Ducrot, franz. General, S. 240, 265.
- Dümichen, Ägyptolog, S. 216.
- Dunder, Max, Historiker, S. 36, 71, 78, 82, 87, 100, 102—104, 110, 119 f., 151, 153, 157, 165, 209, 300, 319.
- Dupanloup, Bischof von Orleans, S. 281.
- Du Plat, Oberst, S. 134.
- E.**
- Ehrenberg, Oberhofprediger, S. 21.
- Elisabeth, Königin von Preußen, S. 10, 58, 61, 68, 156, 300.
- Elisabeth, preuß. Prinzessin, S. 312.
- Elisabeth, Kaiserin von Österreich, S. 213.
- Ernst, Herzog von Koburg-Gotha, S. 82, 120, 123, 161, 224, 249, 254 f., 366.

Ernst, Oberlehrer, S. 8.  
 Ernst August, König von Hannover, S. 5.  
 Ernst Günther, Herzog von Schleswig-Holstein, S. 366.  
 Eugenie, Kaiserin der Franzosen, S. 54, 215, 217.  
 Eulenburg, Graf Friedr. Abr. von, preuß. Minister, S. 157.

**F.**

Failly, franz. General, S. 225, 229.  
 Falk, Heinrich, preuß. Minister, S. 297, 301, 315 f., 320, 323 f.  
 Faraday, Physiker, S. 65.  
 Favre, Jules, franz. Minister, S. 280.  
 Feddern, Turnlehrer, S. 15.  
 Festetics, Graf, österreich. General, S. 176.  
 Findenstein, Graf, Flügeladjutant, S. 178.  
 Fischer, Oberst, S. 19, 21 f., 28.  
 Forchhammer, Altertumsforscher und Politiker, S. 82.  
 Fordenbeck, Max von, preuß. Parlamentarier, S. 200 f., 203, 250, 296, 306, 323—326, 333, 337, 341, 354, 400 f.  
 Franke, Karl, Koburgischer Regierungsrat, S. 130, 134, 246.  
 Frandenstein, von, preuß. Parlamentarier, S. 333.  
 Franssch, von, preuß. General, S. 180.  
 Franz, österreichischer Theologe, S. 192.  
 Franz Joseph, Kaiser von Österreich, S. 29, 73, 121, 150, 158, 213, 215, 335, 343.  
 Freyffinet, von, franz. Minister, S. 242.  
 Freitag, Gustav, Dichter, S. 103, 224, 227, 230, 248 f., 253.  
 Friedberg, preuß. Minister, S. 156, 298, 337, 401.  
 Friedenthal, preuß. Minister, S. 333.  
 Friedrich, Großherzog von Baden, S. 43, 51, 53, 107, 116, 120, 132, 216, 247, 249, 262 f., 270, 272 f., 281, 405.  
 Friedrich II., der Große, König von Preußen, S. 90, 153, 165, 171, 175 f., 194.  
 Friedrich VII., König von Dänemark, S. 130.  
 Friedrich (VIII.) von Augustenburg, Herzog von Schleswig-Holstein, S. 25, 130—134, 143—151, 153, 157, 164, 197—199, 224, 365 f.

Friedrich August, Erbgroßherzog von Oldenburg, S. 312.  
 Friedrich Franz II., Großherzog von Mecklenburg, S. 265.  
 Friedrich Karl, preuß. Prinz, S. 9, 12, 18, 22 f., 33, 135—142, 163, 168, 171, 178 f., 183, 194, 222, 280, 264 f., 276, 284, 297.  
 Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, S. 2, 7—10, 19, 64, 87, 238, 414.  
 Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen, S. 6, 10 f., 17 f., 22 f., 30, 36, 39, 42, 44 f., 49, 52, 57 f., 61 f., 66, 69 f., 76, 88, 129, 212, 238, 244, 329, 387.  
 Friesen, von, sächsischer Minister, S. 261.  
 Fröbel, Witwe, S. 360.

**G.**

Gablensz, von, österr. General, S. 135, 142, 164, 173—175, 186.  
 Gambetta, franz. Staatsmann, S. 242, 265.  
 Garibaldi, ital. Freischarenführer, S. 206.  
 Gessden, Gelehrter und Politiker, S. 25, 204, 256, 307, 353, 392, 396.  
 Geibel, Emanuel, Dichter, S. 13, 15.  
 Geizer, Gelehrter und Politiker, S. 210, 247, 270.  
 Georg, König von Griechenland, S. 213, 302.  
 Georg V., König von Hannover, S. 197.  
 Gerhardt, Mediziner, S. 371—373.  
 Gerlach, General von, S. 20, 62, 105.  
 Gerlach, Präsident von, S. 155, 161.  
 Gerwien, Major, S. 13.  
 Gneisenau, General von, S. 4.  
 Gneist, Staatsrechtslehrer, S. 401.  
 Godet, Lehrerin, S. 8.  
 Godet, Theologe, S. 8.  
 Goeben, von, preuß. General, S. 283.  
 Goethe, S. 3 f., 7.  
 Goltz, Graf von der, preuß. Diplomat, S. 155, 160 f., 207.  
 Gortschakoff, Fürst, russischer Staatskanzler, S. 342.  
 Gohler, von, preuß. Minister, S. 349.  
 Gounod, Komponist, S. 279.  
 Grabow, Präsident des preuß. Abgeordnetenhauses, S. 154.  
 Granville, Lord, S. 92.

Griesheim, Oberst von, S. 29.  
Gröben, Graf von, General, S. 29.  
Gurlitt, Maler, S. 15.

## G.

Gaebel, Staatsrechtslehrer, S. 401.  
Gagen, Professor, S. 86.  
Gartmann, von, bayer. General, S. 229.  
Gagfeldt, Fürst von, S. 108.  
Heinrich, preuß. Prinz, S. 89, 310 f., 330,  
384, 409 f.  
Heinz, von, Adjutant, S. 24.  
Heller, Lateinlehrer, S. 8.  
Helmholz, Physiker, S. 305.  
Hentrey, Willensbesitzer, S. 378.  
Herwarth von Bittenfeld, preuß. General,  
S. 178.  
Hettner, Literaturhistoriker, S. 296.  
Heydemann, Direktor, S. 13 f.  
Heydt, von der, preuß. Minister, S. 95 f.,  
99 f.  
Hobrecht, preuß. Minister, S. 333.  
Hödel, Klemptnergefelle, S. 317 f., 325.  
Höpfner, Oberst von, S. 30.  
Hofmann, Chemiker, S. 65, 86.  
Hohenlohe, Prinz von, preuß. General,  
S. 174.  
Hohenlohe-Ingelfingen, Fürst von, bayer.  
Ministerpräsident, S. 95 f.  
Holnstein, Graf, bayer. Staatsmann, S. 270.  
Horn, Konsistorialrat, S. 3.  
Hoyerbeck, von, preuß. Parlamentarier,  
S. 203.  
Hovell, Mediziner, S. 377 f., 401.  
Humann, Architekt, S. 362.  
Humbert, Prinz und dann König von  
Italien, S. 205, 217, 299, 348—350,  
384, 389 f.  
Humboldt, Alexander von, S. 4, 18, 33,  
210.  
Humboldt, Wilhelm von, S. 4.  
Hummel, Komponist, S. 3.

## J.

Jeanbel, Journalist, S. 279.  
Johann, König von Sachsen, S. 270.

Jolly, Julius, badischer Minister, S. 241,  
249.  
Joseph II., deutscher Kaiser, S. 176.  
Jrene, Prinzessin, S. 409 f.  
Isabella II., Königin von Spanien, S. 344.  
Ismael Pascha, Vizekönig von Ägypten,  
S. 212, 216.  
Jhenpliz, Graf von, preuß. Minister, S. 238.  
Justi, Karl, Kunsthistoriker, S. 347.

## K.

Karl, preuß. Prinz, S. 2, 42 f., 96, 103,  
108, 141, 161, 367.  
Karl, Prinzessin, S. 86.  
Karl, Prinz von Hohenzollern, Fürst und  
später König von Rumänien, S. 156,  
246, 286, 293, 325, 331, 366.  
Karl, König von Württemberg, S. 247,  
274.  
Karl Alexander, Großherzog von Sachsen-  
Weimar, S. 249.  
Karl Anton, Fürst von Hohenzollern, S. 70,  
83, 101, 163, 201, 205, 297.  
Karl August, Großherzog von Sachsen-  
Weimar, S. 3.  
Kaysersberg, von, preuß. Oberst, S. 225.  
Ketteler, Bischof von Mainz, S. 319.  
Knebel, von, Schriftsteller, S. 3.  
Kögel, Oberhofprediger, S. 323.  
Königsmark, Graf Adolf, S. 9.  
Krause, Mediziner, S. 380, 388.  
Kufmaul, Mediziner, S. 385.

## L.

Lamamora, italien. General und Minister  
S. 206.  
Landgraf, Mediziner, S. 375.  
La Pierre, Schreiblehrer, S. 8.  
La Roche-Foucauld, Herzog von, S. 238.  
Lasler, preuß. Parlamentarier, S. 201, 271,  
323 f.  
Ledochowski, Erzbischof von Posen, S. 320.  
Leo XIII., Papst, S. 34, 327, 349.  
Leopold I., König von Belgien, S. 43, 59,  
65.  
Leopold, Erzherzog von Österreich, S. 174.



Leopold, Erbprinz von Hohenzollern, S. 219 f.  
 Lepsius, Ägyptolog, S. 216.  
 Lessing, G. E., Dichter, S. 356.  
 Lemin, Georg, Mediziner, S. 371.  
 Leyden, Mediziner, S. 406.  
 Lippe, Graf von, preuß. Minister, S. 200.  
 Löbbell, Historiker, S. 24.  
 Ludwig II., König von Bayern, S. 247, 259, 262 f., 268, 270—272, 274, 285, 292.  
 Ludwig XIV., König von Frankreich, S. 237, 240 f., 259, 275.  
 Luise, Königin von Preußen, S. 9, 64, 223, 414.  
 Luise, Großherzogin von Baden, S. 10, 15, 19, 48, 51—53, 86, 120.  
 Luitpold, bayerischer Prinz, S. 270.  
 Luz, bayerischer Minister, S. 256.

**M.**

Mackenzie, Morell, Mediziner, S. 373—380, 385, 387 f., 391, 398, 401, 410, 414.  
 Mac Mahon, franz. Marschall, S. 225 f., 228 f., 231 f.  
 Madai, von, Polizeipräsident von Berlin, S. 342.  
 Mantegazza, italien. Schriftsteller, S. 304.  
 Manteuffel, Edwin von, preuß. General, S. 96, 119, 160, 164, 276.  
 Manteuffel, Otto von, preuß. Minister, S. 49, 58, 66, 70, 82.  
 Margarethe, preuß. Prinzessin, S. 309.  
 Margarethe, Königin von Italien, S. 205, 217, 384.  
 Maria Alexandrowna, russische Großfürstin, S. 293.  
 Marie, Prinzessin von Weimar, S. 2 f.  
 Masella, päpstlicher Nuntius, S. 328.  
 Mathy, Karl, badischer Minister, S. 102, 116.  
 Mendelssohn, Historiker, S. 25.  
 Meyer, Heinrich, Hofrat, S. 3.  
 Meyer, Museumsdirektor, S. 305.  
 Meyerbeer, Komponist, S. 15.  
 Michke, von, preuß. General, S. 15, 167.  
 Möhrner, Theod. von, Historiker, S. 87.  
 Moltke, General von, S. 30—32, 51—54, 59, 88, 137, 142, 155, 157, 159, 162 f.,

168, 170, 177 f., 187, 189, 191—193, 220 f., 224, 229, 231 f., 234, 237—239, 259, 263 f., 399, 407.  
 Mommsen, Theod., Historiker, S. 305, 401.  
 Morier, engl. Diplomat, S. 224.  
 Mühler, Heinrich von, preuß. Minister, S. 208, 259 f., 319.  
 Mutius, von, preuß. General, S. 163.

**N.**

Napoleon I., S. 237.  
 Napoleon III., Kaiser d. Franzosen, S. 53 f., 72 f., 155, 159, 186, 188 f., 206—208, 217—220, 233 f.  
 Napoleon, französl. Prinz, S. 206.  
 Nagler, von, Generalleutnant, S. 3.  
 Nagler, von, Hauptmann, S. 13.  
 Nehrlich, Musiker, S. 15.  
 Nikolaus I., Zar, S. 27, 39, 66.  
 Nobiling, Literat, S. 318, 323, 325.  
 Normann, Karl von, Sekretär des Kronprinzen, S. 294 f., 352, 407.

**O.**

Oskar, König von Schweden, S. 415.  
 Otto, bayerischer Prinz, S. 255.

**P.**

Palmerston, Lord, engl. Minister, S. 49, 131.  
 Passow, Lithograph, S. 10.  
 Pecci, Kardinal, s. Leo XIII.  
 Perry, Sprachlehrer, S. 48.  
 Perthes, Professor, S. 28.  
 Peter, Großherzog von Oldenburg, S. 250, 254.  
 Pius IX., Papst, S. 34 f., 206, 315, 320.  
 Podbielski, von, preuß. General, S. 136, 259.  
 Posada-Herrera, span. Minister, S. 2, 345.  
 Putlig, Gustav von, Dichter, S. 92.  
 Puttkamer von, preuß. Minister, S. 333, 349, 411—413.  
 Puttkamer-Plautz, von, preuß. Parlamentarier, S. 413.

## H.

- Raboliniski, Graf, Hofmarschall, S. 388, 390.  
 Radowiz, General von, S. 82.  
 Radziwill, Prinzessin Elisabeth, S. 2.  
 Raglan, Lord, englischer General, S. 67.  
 Ranke, Leopold von, Historiker, S. 87, 300.  
 Raoul, franz. General, S. 227.  
 Ratibor, Herzog von, S. 368.  
 Rauch, Bildhauer, S. 13, 15.  
 Raumer, Friedr. von, Historiker, S. 4.  
 Raupach, Schriftsteller, S. 4.  
 Reichardt, Gustav, Komponist, S. 15.  
 Reille, franz. General, S. 233.  
 Renan, franz. Schriftsteller, S. 208.  
 Reyher, General von, S. 30.  
 Richelieu, Kardinal von, S. 158.  
 Richter, Eugen, preuß. Parlamentarier, S. 412 f.  
 Ridert, preuß. Parlamentarier, S. 412.  
 Riedel, Genremaler, S. 35.  
 Niemer, Sekretär Goethes, S. 3.  
 Rietschel, Bildhauer, S. 209.  
 Rößener, Frau, S. 7.  
 Roggenbach, Franz von, badischer Minister, S. 157, 163, 224, 295, 307, 383, 392, 396, 405.  
 Roon, von, preuß. Kriegsminister, S. 19, 79, 83, 95 f., 99, 106, 119, 139, 159, 161 f., 189, 191, 193, 207, 220, 239, 259, 261, 272.  
 Ros, de, engl. Hauptmann, S. 67.  
 Ruffel, Lord, englischer Minister, S. 55.

## S.

- Salisbury, Graf, englischer Staatsmann, S. 405.  
 Samwer, Karl, Professor u. Staatsmann, S. 80—82, 102, 130, 133 f., 144, 147 f., 197, 243, 250, 254, 272, 353, 363.  
 Sauden-Julienfelde, von, preuß. Parlamentarier, S. 38.  
 Scharnhorst, von, General, S. 1.  
 Schellbach, Mathematiker, S. 13.  
 Schleinig, von, preuß. Minister, S. 99, 120.  
 Schlözer, Kurt von, preuß. Diplomat, S. 349.

- Schmitt, M., Mediziner, S. 380.  
 Schneegans, elsäss. Politiker, S. 299.  
 Schneider, Hofrat, S. 58.  
 Schöne, Richard, Archäolog, S. 302.  
 Schrader, Oberstabsarzt, S. 378, 381.  
 Schrötter, Mediziner, S. 380 f.  
 Schulze-Deleßsch, Nationalökonom und Parlamentarier, S. 90, 119, 307.  
 Senator, Mediziner, S. 406.  
 Senft von Pilsach, Student, S. 24.  
 Seydel, Oberbürgermeister von Berlin, S. 209.  
 Seydewitz, von, Reichstagspräsident, S. 333.  
 Siemens, Werner, Elektrotechniker, S. 14, 401.  
 Sigismund, preuß. Prinz, S. 166, 185, 198, 211, 223.  
 Simson, Eduard, preuß. Rechtsgelehrter u. Reichstagspräsident, S. 211, 272, 401.  
 Sophie, preuß. Prinzessin, S. 218, 223, 283, 415.  
 Spielhagen, Dichter, S. 91, 305.  
 Springer, Kunsthistoriker, S. 296.  
 Stauffenberg, von, bayerischer Parlament., S. 323 f., 337 f., 401.  
 Steinmeß, von, preuß. General, S. 163, 165, 169, 172 f., 175, 177, 184, 187, 221, 229, 284, 311.  
 Stillfried, Graf von, Oberzeremonienmeister, S. 273.  
 Stockmar, Christ. Friedr. von, Staatsmann, S. 37, 40—42, 47, 66, 73, 81.  
 Stockmar, Ernst von, Gelehrter u. Staatsmann, S. 70, 73, 80—82, 102, 104, 120, 128, 156, 243, 295, 352, 366, 392.  
 Stöder, Hofprediger, S. 401 f.  
 Stosch, von, preuß. General, S. 170, 184, 240, 338, 352, 392, 396.  
 Strad, Architekt, S. 15, 34, 66.  
 Stühler, Architekt, S. 13.  
 Sybel, von, Historiker u. Parlamentarier, S. 249.

## T.

- Taglioni, Tanzmeister, S. 15.  
 Tann, von der, bayerischer General, S. 265.  
 Tenerani, Bildhauer, S. 35.  
 Thiele, von, Unterstaatssekretär, S. 221.  
 Trendelenburg, Philosoph, S. 62.

Treitschle, von, Publizist, S. 357.  
 Trochu, franz. General, S. 239.  
 Twesten, preuß. Parlamentarier, S. 201, 203.

**II.**

Unruh, Oberst von, S. 9, 11, 19.  
 Unruh, Victor von, preuß. Parlamentarier,  
 S. 192, 201, 204.  
 Usedom, Graf von, preuß. Diplomat, S. 37,  
 80, 82, 108, 302.

**B.**

Belasquez, span. Maler, S. 347.  
 Berdy du Bernois, preuß. General, S. 168,  
 184.  
 Beren, von, Rittmeister, S. 219.  
 Viktor Emanuel, König von Italien, S. 104,  
 266, 298, 349.  
 Viktor Emanuel, Prinz von Neapel, S. 299.  
 Viktoria, Königin von England, S. 37,  
 43, 45 f., 48, 52, 54, 59 f., 65—67, 76,  
 81, 89, 92, 116, 131, 161, 375—377,  
 405 f., 408 f.  
 Viktoria, Prinzessin, später Königin von  
 Preußen und deutsche Kaiserin, S. 37,  
 43—53, 55 f., 59—69, 72, 75 f., 78,  
 81, 83—93, 100, 104 f., 107, 110, 113,  
 117, 119—121, 125 f., 131, 156—158,  
 161, 166, 185, 194 f., 198, 208—212,  
 217, 224, 230, 247, 264, 283, 285,  
 298, 300 f., 303 f.; 307—310, 318, 329,  
 342 f., 353, 357, 359—368, 370, 373,  
 375, 377, 379 f., 383, 385, 388—391,  
 398, 402—409, 414—416.

Viktoria, preuß. Prinzessin, S. 384, 404 f.  
 Vinde, von, preuß. Parlamentarier, S. 31, 38.  
 Virchow, Physiolog u. Mediziner, S. 305,  
 374 f., 400 f.  
 Vogel von Falkenstein, preuß. General,  
 S. 136, 142.  
 Vogt, Gymnasialdirektor, S. 210.

**W.**

Waldemar, preuß. Prinz, S. 211, 307,  
 364 f.  
 Waldeyer, Mediziner, S. 385.  
 Wales, Prinz von, S. 76, 104, 298, 410.  
 Walewski, Graf, franz. Minister, S. 155.

Walker, englischer General, S. 226.  
 Waltherr, preuß. General, S. 226.  
 Waltherr, Frau Andrée, S. 259, 279.  
 Weber, Fräulein, S. 7.  
 Wegner, Leibarzt des Kronprinzen, S. 372 f.,  
 388.

Werder, von, preuß. General, S. 276.  
 Werner, Anton von, Maler, S. 362.  
 Wied, Fürst Wilhelm von, S. 25.  
 Wilhelm I., Prinz von Preußen, König  
 und Kaiser, S. 1—8, 10—12, 18—24,  
 27, 29, 31, 33, 36—39, 42—45, 52,  
 57—59, 61 f., 66, 69—71, 73—76,  
 78—85, 87, 90, 94—104, 107—119,  
 121—128, 130—135, 138, 140—144,  
 146—153, 156—162, 164, 166, 170,  
 173, 176 f., 180 f., 183 f., 186, 189—194,  
 198, 200—205, 207 f., 210 f., 213,  
 219—221, 223, 228—231, 233—235,  
 237 f., 246 f., 249, 256—260, 263 f.,  
 266, 270—272, 274 f., 278, 281—284,  
 287—291, 296 f., 299, 301 f., 306,  
 316—320, 322, 327, 329 f., 334—336,  
 342—344, 348, 351 f., 359, 364—366,  
 370 f., 377 f., 380, 382 f., 385 f.,  
 392—394, 398, 403—411, 414.

Wilhelm II., preussischer Prinz, dann König  
 und Kaiser, S. 66, 76, 78, 96, 211,  
 224, 280, 310 f., 355 f., 365—367, 374,  
 380, 383, 385, 399, 407, 410.

Wilhelm, jetziger Kronprinz des deutschen  
 Reiches, S. 367.

Wilmowski, von, Chef des Zivilkabinetts,  
 S. 322.

Wimpffen, Graf, österreich. Oberst, S. 172 f.

Wimpffen, franz. General, S. 232, 234.

Winter, von, Oberbürgermeister von Danzig,  
 S. 113, 306.

Woldemar, Prinz von Schleswig-Holstein,  
 S. 20.

Wolff, Bildhauer, S. 35.

Wrangel, Graf von, preuß. Feldmarschall,  
 S. 74, 114, 124, 135—140, 142, 151, 264.

Wuffow, von, Ministerialrat, S. 296.

**3.**

Zastrow, Rudolf von, S. 9 f.

Zeller, Philosoph, S. 305.

---

Druck der Kgl. Universitätsdruckerei von J. Stürz in Würzburg.

---

C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.

---

Die Befestigungsweisen  
der  
**Vorzeit und des Mittelalters**

von  
**August von Cohausen,**  
weil. Ingenieur-Oberst *z. D.* und königl. Konservator.

---

Auf seinen Wunsch herausgegeben  
von  
**Max Jähng.**

---

Mit einem Bildnisse des Verfassers in Kupferlichtdruck  
und  
mit einem Atlas von 57 Tafeln.

---

**Preis: 25 Mt.**

---

**Inhalt:** I. Urbefestigungen. II. Befestigungen der Römer. III. Mittelalterliche Befestigungen deutscher Burgen. IV. Mittelalterliche Befestigungen deutscher Städte, Dörfer und Kirchen. V. Mittelalterliche Befestigungen in niederdeutschen Außenlanden. VI. Mittelalterliche Befestigungen in Italien. VII. Normännische, französische und burgundische Befestigungen. VIII. Übergang zu den Befestigungen der neueren Zeit.

---

Das Werk unseres verdienstvollen Altertumsforschers von Cohausen führt uns von den ältesten Zeiten bis an die Schwelle der Neuzeit. An der Hand eines Kundigen eine Wanderung anzutreten, ist aber immer ein Genuß, ganz besonders hier, wo ein Fachmann den Laien durch das Labyrinth der mittelalterlichen Befestigungsbauten führt. Hier sehen wir aber auch, welchen Einfluß an Stürmen und Kriegen reiche Zeitalter auf Wissenschaft und Technik ausübten. Ging einst in deutschen Landen die Kunde des Gewölbebaues ganz verloren, so dauerte es auch lange, bis man sich wieder jener Lehren besann, die Vitruvius einst zu Cäsars Zeiten gegeben. Das trefflichste Hilfsmittel, um diese Wandlungen der mittelalterlichen Befestigungskunst kennen zu lernen, darf wohl von Cohausens vorliegendes Werk genannt werden, durch dessen Herausgabe sich Max Jähng und auch der Verlag ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft erworben haben.

**Dr. Vohr, Groß-Lichterfelde.**

# Schleswig-Holsteins Befreiung.

Herausgegeben aus dem

Nachlaß des Professors Karl Hansen

und ergänzt von

Karl Samler.

Mit einem Bilde des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein  
und zahlreichen Urkunden.

Preis 9 Mk. — elegant gebunden 10 Mk. 60 Pfg.

In einem Briefe des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein vom 10. März 1865 finden sich die Worte:

„Daß ohne mein Auftreten die Herzogtümer nicht von Dänemark getrennt worden wären, das weiß ich, und es wird nicht gelingen, dieses Blatt der Geschichte, das mir gehört, auszureißen!“

Neuere Schriften suchen dagegen das große Verdienst des Herzogs zu verbunkeln und stellen ihn, seine Berater und Anhänger als thörichte Partikularisten hin, deren Bestreben zum Heile Deutschlands ohne Erfolg geblieben seien.

Die Schleswig-Holsteiner glauben, daß sie und ihr Herzog in den Jahren 1863–66 recht und deutsch gehandelt haben, und es erfordert die Gerechtigkeit, daß man den Männern, die in der schleswig-holsteinischen Frage nationale Ziele verfolgt haben, nicht länger Gesinnungen und Handlungen unterschiebt, die nicht vorhanden gewesen sind. Der deutsche Wahrheits Sinn ist ein zu wertvolles Erbe unserer Väter, als daß wir ihn nicht hüten und kräftigen sollten. Möchten diese Blätter dazu beitragen!

Die beiden Verfasser wollen die nationale Haltung des Herzogs Friedrich von Schleswig-Holstein und seiner Anhänger während der Jahre 1863 bis 1866 erweisen. An der Hand der verschiedenartigsten Kundgebungen, insbesondere von bisher unbekanntem Alterstücken versuchen sie nun zu zeigen, daß der Herzog und die Bevölkerung der Elbherzogtümer zu genügenden Konzessionen an Preußen bereit gewesen, daß jedoch ihre Bemühungen keinen Erfolg hatten, weil Preußen das von Dänemark kraft des herzoglichen Rechtes losgerissene Land behalten wollte. Mehr als dreißig Jahre sind seitdem verfloßen, der durch die Einverleibung der Herzogtümer geschaffene Zustand hat sich eingelebt und wird von der Bevölkerung als der natürliche angesehen. Trotzdem ist das Buch keineswegs überflüssig, denn die Schleswig-Holsteiner und ihr angestammtes Fürstenhaus haben ein Recht darauf, daß ihr während ernster Jahre bewährtes Verhalten in der Geschichte von jenem Standpunkte aus gewürdigt werde.

Münchener Allgem. Zeitung.

# Ceylon.

## Tagebuchblätter und Reiseerinnerungen

von

Wilhelm Geiger,

Professor in Erlangen.

Mit 23 Abbildungen nach Originalaufnahmen.

Preis M. 7.60, eleg. geb. M. 11.—.

Elegant ausgestattet, giebt dieses Buch die Eindrücke wieder, die der Verfasser auf einer Reise auf Ceylon im letzten Winter sammelte. Mächtig angezogen und gefesselt von der Natur und den Menschen dieses gesegneten Eilandes war der Aufenthalt auf Ceylon für den Verfasser eine Quelle unvergleichlichen Genusses, und in warmen Tönen der Begeisterung kommt diese Empfindung zu unmittelbarem Ausdruck. Der Leser, der sich ein offenes Auge und Herz für eigenartige Naturschönheiten bewahrt hat, wird dem Verfasser Dank wissen für die objektive Treue seiner Schilderungen und diese teilnehmend und nachführend mit vielem Genuß bis zu Ende verfolgen. — — —

Der Verfasser bietet in neun Kapiteln eine anziehende und anschauliche Schilderung Ceylons, wo er den Winter von 1895 zu 1896 zubrachte. Dieser Aufenthalt ist für ihn, wie er selbst sagt, eine Quelle unvergänglichen Genusses gewesen, Land und Leute haben ihn gleich mächtig angezogen. Seine Darstellung ist farbenschimmernd und lebendig, seine ethnographischen, historischen und statistischen Mitteilungen sind eben so reichhaltig wie unterrichtend. Sein besonderes Wissensgebiet streift er nur hier und da, ohne Aufdringlichkeit, die den Genuß des Lesers stören könnte. Nach dem Häckel'schen Buche über Ceylon kennen wir keins, das uns die geeignete Insel lebhafter und malerischer vorführte, als die vorliegende Schrift, die sehr reich mit vortrefflich ausgeführten Abbildungen nach Originalaufnahmen von Landschaften, Architekturen und Denkmälern ausgestattet ist.

National-Zeitung.

J. f. Bergmann und C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.

---

# Der Chalif.

Ein Märchen aus Tausend und Einer Nacht.

Schauspiel

in fünf Aufzügen

von

F. Wiegand.

Preis 1 Mark 60 Pfg.

---

# Lorenzo il magnifico.

---

Schauspiel

in fünf Aufzügen

von

F. Wiegand.

Preis 2 Mark.

---

Gedanken eines modernen Japaners

über

# Ehe und Frauenleben.

Von

Naomi Tamura

in Tokyo.

Übersetzt von Auguste Bichel.

Mit einem Vorwort

von

Max v. Brandt,

vorm. Kaiserl. Deutschen Ministerresidenten in Japan.

Preis hübsch gebunden M. 2.—.

---

Mit der Übersetzung des kleinen Büchleins von Naomi Tamura wird allen denen eine Freude bereitet, die sich für das ostasiatische Inselreich, das Reich der aufgehenden Sonne interessieren; sie hat zugleich unsere Kenntnis der japanischen Sitten und Anschauungen in dankenswertester Weise bereichert und ergänzt.



Verlag von J. f. Bergmann in Wiesbaden.

---

## Erlebtes aus dem Kriege 1870/1871.

Von

**J. Hartmann,**

Königl. Preuß. General-Lieutenant 3. D.

Zweite Auflage.

Preis: 5 Mark 60 Pfg., gebunden 6 Mark 75 Pfg.

Der Verfasser hat, als Artillerie-Stabsoffizier in das Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen und darauf bei dem General v. Werder kommandiert, an den ersten Kämpfen der Dritten Armee, an der Belagerung von Straßburg, den Operationen des XIV. Armeekorps und der Schlacht an der Lisaine teilgenommen. Er schildert große und kleine Begebenheiten, hervorragende Personen, Land und Leute, und stellt dabei Betrachtungen über die Lage und Zustände auf deutscher und französischer Seite an.

Dieses Buch, welches sich nicht allein an das militärische, sondern an das ganze gebildete Publikum wendet, bringt u. a. als sein Eigenartiges, wie die „Preussischen Jahrbücher“ hervorheben, zahlreiche „Stimmungsbilder“. Mit dem Blick des Kulturhistorikers charakterisieren sie in glücklich beobachteten Einzelzügen objektiv und lebendig Freund und Feind, in edler und höchst anziehender Sprache.

---

## Wandel der Zeiten.

Erzählungen aus dem vaterländischen Leben seit 1850.

Von

**J. Hartmann,**

Königl. Preuß. General-Lieutenant 3. D.

M. 6.—, eleg. geb. M. 7.—.

Inhalt: Enge Schranken. — Stärkere Gewalten. — Morgenämmerung. — Gute Tage.

---

## Wie es war und wurde.

Erzählungen aus den Jahren 1791 und 1803—1870/71.

Von

**J. Hartmann,**

Königl. Preuß. General-Lieutenant 3. D.

M. 4.50, geb. M. 5.40.

---

## Zu spät erkannt.

Ein Zeitbild aus den Jahren 1871—1875.

Von

**J. Hartmann,**

Königl. Preuß. General-Lieutenant 3. D.

M. 6.—, geb. M. 7.—.

# Theodor Schwedes.

Leben und Wirken eines Kurhessischen Staatsmannes von 1788 bis 1882.

---

Nach Briefen und Aufzeichnungen dargestellt

von

Auguste Schwedes.

---

Preis Mt. 6.—.

---

Aus dem Vorwort:

Die zahlreichen Nachrichten über Kurhessische Zustände und Begebenheiten, besonders aus den bewegten vierziger und fünfziger Jahren, dürften von allgemeinerem Interesse sein, da vieles darin mitgeteilt wird, wovon nur die damals handelnden Personen unterrichtet sein konnten.

Das Gleiche gilt von den Mitteilungen aus den Verhandlungen bei Gründung des deutschen Zoll- und Handelsvereins.

Die Aufzeichnungen und Urteile über die Persönlichkeiten deutscher Fürsten und das Leben an ihren Höfen möchten von manchem wohl auch gern gelesen werden.

Da das wechselvolle Leben meines Vaters beinahe ein Jahrhundert umfaßt, und seine vielseitige Wirksamkeit ihn in Berührung mit allen Lebenskreisen brachte, ist es natürlich, daß in diesen Nachrichten aus seinem Leben auch manches Stück Kulturgeschichte geschildert wird.

Die Verfasserin.

Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis:

- I. Lebensgang und amtliches Wirken von Theodor Schwedes.
- II. Begegnungen mit deutschen Fürsten.
- III. Begegnungen mit berühmten Zeitgenossen.
- IV. Zur Geschichte Kurhessens.
- V. Zur Geschichte der hessischen Landeskirche.
- VI. Zur allgemeinen deutschen Geschichte und Politik.
- VII. Handels-, Zoll- und Verkehrswesen.
- VIII. Berg-, Hütten- und Salinenwesen.
- IX. Verschiedenes.

C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.

# Karl von Ibell.

Lebensbild

eines

deutschen Staatsmannes.

1780—1834.

Mit zahlreichen urkundlichen und brieflichen Beilagen, einer Stammtafel und einem Bildnisse in Heliogravure.

Preis Mt. 4.—, gebunden Mt. 5.60.

## Inhalt:

Vorwort.

1. Die Vorfahren des Präsidenten von Ibell.
2. Karl von Ibell's Jugend- und Studienjahre.
3. Der Anfang im nassauischen Staatsdienste, 1802—1806.
4. Der erste Aufbau des Herzogtums Nassau, 1806—1813.
5. Die politische Thätigkeit Ibell's von 1813 bis 1815.
6. Die nassauische Verfassung und die territoriale Umgestaltung, 1814 und 1815.
7. Die Gesetzgebung der Jahre 1815—1818.
8. Die Reform des Schulwesens und die evangelische Kirchenunion, 1817.
9. Die Ständeversammlungen von 1818 und 1819.
10. Der Mordversuch zu Langenschwalbach und seine Folgen.
11. Minister von Marshall und Präsident von Ibell während der Ministerkonferenz zu Wien, 1819 und 1820.
12. Der Austritt aus dem nassauischen Staatsdienste, 1821.
13. Die Thätigkeit in auswärtigen Diensten, 1822—1834.
14. Der Ausgang.

Anhang: Dorellen und Belege.

Beigaben: Bildnis des Präsidenten von Ibell.  
Stammtafel der Familie Ibell.

---

Verlag von J. f. Bergmann in Wiesbaden.

---

Zum Gedächtniß

an

David Friedrich Strauß.

Fünf kleine Aufsätze.

Von

Dr. Heinrich Hücker.

Preis Mt. 2.—.

Verlag von J. f. Bergmann in Wiesbaden.

---

## Erinnerungen eines Schleswig-Holsteiners.

Von

Rudolph Schleiden.

Neue Folge: 1841—1848.

Preis Mk. 5.20; elegant gebunden Mk. 6.30.

---

Inhalt u. A.: In Holstein 1841—1843. Amtsekretariat in Reinbeck. — Der Brand von Hamburg (Mai 1842). — Aus dem Reinbecker Tagebuch. — Die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Frage.

In Kopenhagen 1843—1848. — Die Altona-Kieler Eisenbahn. — Die Koeskilder und die holsteinische Ständeversammlung von 1844. — Offener Brief vom 8. Juli 1846 und nächste Folgen. — Die holsteinische Ständeversammlung von 1846. — Die schleswigische Ständeversammlung von 1846. — Thronwechsel in Dänemark. — Die französische Februarrevolution. — Revolution in Kopenhagen.

---

## Jugenderinnerungen

eines

## Schleswig-Holsteiners.

Von

Rudolph Schleiden.

Mit dem Bildnis der Mutter des Verfassers in Heliogravüre.

---

Mk. 5.20; elegant gebunden Mk. 6.30.

---

Inhalt: Die Familie Schleiden. — Die Familie von Ruys. — Professor Ahlwardt als Liebesbote. — Ein Jdyll auf Rügen. — Verlobung und Brautstand. — Anfang der Ehe in Bremen. — Auf Schloß Wscheberg. — Schulzeit in Bremen und Elberfeld. Universitätszeit in Kiel, Berlin, Jena, Göttingen. — Festungszeit. — Aus dem Nyborger Tagebuche. — Eintritt in das öffentliche Leben.

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

# Schleswig-Holsteins erste Erhebung 1848—1849.

Von

Rudolph Schleiden.

— Preis Mk. 8.—; gebunden Mk. 9.50. —

**Inhalt:** Die Zeit der provisorischen Regierung von Schleswig-Holstein. 24. März bis 22. Oktober 1848. In Hannover und Frankfurt a. M. — In Berlin. — Die Zeit der gemeinsamen Regierung von Schleswig-Holstein. 22. Oktober 1848 bis 26. März 1849. — In Berlin. — In Schleswig. — Friedensvorschläge und Verhandlungen darüber bis zur Kündigung des Waffenstillstandes von Malmö. — Ein Versöhnungsversuch beim Landesherrn. Kündigung des Waffenstillstandes von Malmö. — Verhandlungen über die Verlängerung des Waffenstillstandes. — Regierungswechsel in den Herzogthümern. — Die Zeit der Statthalterchaft bis zum Wiederausbruch des Krieges. — Der Tag von Eckernförde

# Schleswig-Holstein

im

## zweiten Kriegsjahre 1849—1850.

Von

Rudolph Schleiden.

Preis Mk. 8.—; gebunden Mk. 9.20.

**Inhalt:** Wiedereröffnung des Krieges. — Die Verhandlungen der Mächte. — Die deutschen Angelegenheiten. — Rückwirkung der deutschen Angelegenheiten auf die schleswig-holsteinische Angelegenheit. — Die letzten Verhandlungen in London. — Die Zustände in den Herzogthümern. — In Schleswig. — Die Waffenstillstandsverhandlungen in Berlin. — Die Herzogthümer und der Waffenstillstand vom 10. Juli. — In Kiel. — Die Ausführung des Waffenstillstandes. — In Paris. — Vorgänge in der Heimat. — Die Stellung der Centralgewalt und der Regierungen der Einzelstaaten zu den Verträgen vom 10. Juli 1849.

# Erinnerungen

## ernster und heiterer Art

aus dem

### Eisenbahn-Betrieb im Kriege 1870/71.

Von

Albert Kraut,

Geh. Regierungsrath, Professor an der Königl. Technischen Hochschule zu Hannover.

Preis Mt. 1.80, gebunden Mt. 2.70.

#### Inhaltsverzeichnis.

- I. Abschnitt. Vom Beginn des Krieges bis zum Falle von Metz. Militärtransporte in der Heimat. Störungen des Verkehrs auf der Main-Weierbahn. Die ersten Turkos in Cassel. Allgemeines bezüglich der occupirten französischen Bahnen.
- II. Abschnitt. Reise über Metz und Nancy nach Joinville im November 1870. Zustände in Metz bald nach der Uebergabe.
- III. Abschnitt. Erkundungsfahrt nach Chaumont. Drohende Haltung der Bevölkerung nach dem Ueberfalle von Chatillon durch Garibaldi.
- IV. Abschnitt. Erlebnisse bei Eröffnung der Eisenbahn von Joinville über Chatillon nach Troyes. Eigenartige Brückenprobe. Zugentgleisung. Angriff der Franzosen auf Chateau-Villain.
- V. Abschnitt. Ueberfiedelung von Joinville nach Chaumont. Verschiedenes über die dortigen Zustände im Dezember 1870.
- VI. Abschnitt. Eisenbahn-Ueberfall bei Bricon. Verfehlter Angriff der Franzosen auf einen Militärzug. Bestrafung der Gemeinden Bricon und Orgeß. Wiederherstellung der Bahn.
- VII. Abschnitt. Beförderung der 14. Division auf ihrem Marsche gegen Bourbaki. Zerstörung der Eisenbahn bei Courban durch die Franzosen.
- VIII. Abschnitt. Erweiterung des Eisenbahnnetzes bis Orleans. Erlebnisse auf einer Dienstreise nach Nancy. Ueberfall und Brückensprengung bei Fontenoy. Gefährliche Brückenfahrt bei Donjeur.
- IX. Abschnitt. Ereignisse von Mitte Januar 1871 bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes. Bereitung eines von Langres aus geplanten nächtlichen Ueberfalls.
- X. Abschnitt. Eröffnung und Betrieb der Eisenbahn von Nuits nach Dijon. Gefährdung der Bahn durch Torpedos.
- XI. Abschnitt. Ausflug nach Domremy. Probefahrt nach Neufchateau. Wohnhaus der Jungfrau von Orleans. Folgen des Ausflugs.
- XII. Abschnitt. Aufenthalt in Chaumont und Straßburg nach Abschluß des Präliminarfriedens bis zur Rückkehr in die Heimat. Beförderung des Prinzen Friedrich Karl unter schwierigen Verhältnissen.

C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.

Das  
**Herzogtum Nassau**  
in den  
**Jahren 1815—1820.**

Ein Beitrag zur Geschichte der gleichzeitigen politischen Bewegungen  
in Deutschland.

Von

**Dr. W. Sauer,**

Kgl. Archivrat zu Wiesbaden.

Preis Mf. 6.—

**Inhalt:**

1. Ausgleich mit dem Minister vom Stein nach dessen Rückkehr 1813. Verhandlungen über eine ständische Verfassung für das Herzogtum. Verleibung derselben 1814.
2. Verzögerung der Einberufung der Ständeversammlung. Streitigkeiten des Ministers vom Stein mit der nassauischen Regierung.
3. Einberufung der Ständeversammlung. Steins Ausscheiden aus derselben. Der erste Landtag. Die Dillenburg'sche Petition und der Kriminalrichter Snell.
4. Die Flugchrift „Prüfende Bemerkungen“.
5. Die zweite Ständeversammlung 1819.
6. Die Umsturzpartei in Nassau. Der Mordanschlag auf den Präsidenten Ibell.
7. Der Minister von Marschall und die Karlsbader Konferenz.
8. Publikation der Bundestags-Beschlüsse vom 20. September 1819.
9. Der Rücktritt des Präsidenten Ibell.

Anhang: Einige Nachrichten über das Leben des Ministers von Marschall.

Verlag von J. f. Bergmann in Wiesbaden.

**Die Erhebung Schleswig-Holsteins**

von

**24. März 1848.**

Aufzeichnungen aus dem Nachlaß

von

**Karl Friedrich Lucian Samwer.**

Preis Mf. 1.—

**Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein.**

Ein Lebensbild

von

**Karl Samwer.**

Mit 6 Abbildungen vom Kieler Denkmal.

Preis 65 Pfg.

# Erinnerungen

eines

## deutschen Offiziers.

- I. Band: Aus zwei annectirten Ländern.  
II. Band: Per aspera ad astra.

Von

Julius Hartmann,

Königl. Preuß. General-Lieutenant z. D.

Dritte Auflage.

Preis: M. 6.80, geb. M. 7.80.

**Vorwort zur dritten Auflage.** „Die Theilnahme, welche die Erinnerungen eines deutschen Offiziers aus den Jahren 1848 bis 1871 noch jetzt finden und die eine dritte Auflage nöthig machten, ist hauptsächlich jenen unvergeßlichen großen Ereignissen zuzuschreiben, aus denen durch Blut und Eisen und viel bitteres Weh, aber glänzend und glücklich das deutsche Reich hervorgegangen ist.

Nicht mit Unrecht hat man das Buch hier und da einen historischen Roman genannt, mit mehr Recht ist es zu den Memoiren gezählt worden. Denn es schildert zwar ein Stück norddeutschen Familienlebens in novellistischer Gestalt, die politischen und kulturgeschichtlichen Zustände jedoch, wie sie thatsächlich waren; es bewegt wohl mit Freud und Leid die Herzen der Frauen, aber es wendet sich bei der Erzählung von den Kämpfen, die in Wort und That, in Frieden und Krieg bestanden werden mußten, mit ernster Wahrheit an die Männer.

Für die Generation, welche jetzt zum Dienste des Vaterlandes heranreift, gehören die Bruderkämpfe von 1866 und der glorreiche Krieg, welcher 1870—71 die deutschen Stämme verjöhnte, bereits zu dem, was die Alten erzählen. Dem Gründer des Reichs haben wir tief trauernd das Vale senex imperator gesagt, und klagend hat das Volk den edeln Sohn scheiden sehen, der Norddeutsche und Süddeutsche auf dem Schlachtfelde von Wörth vereinigte. Ein junger thatkräftiger Hohenzoller hat den deutschen Kaiserthron bestiegen. Große Schmerzen sind überwunden, die Freude am Vaterlande ist geblieben.

So darf der Verfasser das Vorwort zu der dritten Auflage, die, wie die zweite, ganz unverändert geblieben ist, mit dem Wunsche schließen, den er am Schlusse des Buches ausgesprochen hat: Möge die Jugend den Ruhm der Nation, welcher den Lebensabend der Alten verschönt, hüten und mehrten!“



Verlag von J. f. Bergmann in Wiesbaden.

# Deutsche Volks- und Kulturgeschichte

von den ältesten Zeiten bis 1871.

Von

**Dr. Karl Biedermann,**

ordentlicher Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 3 Theile.

Preis M. 6.—, geb. M. 7.50.

„Die Geschichte, insbesondere die vaterländische, verdient den Namen einer solchen erst dann, wenn sie Volksgeschichte im vollen Sinne des Wortes ist. Sie soll vorzüglich die Rechte, Gewohnheiten, Sitten des Volkes entwickeln, soll den Einfluß schildern, welchen die Maßregeln der Regierungen, welchen Handel, Geld, Städte, der Adel, Krieg und Verbindungen mit anderen Staaten auf den Volkskörper gehabt haben.“

Justus Möser in seinen „Patriotischen Phantasien“.

„Ich halte eine verstärkte Berücksichtigung des Kulturgeschichtlichen in den oberen Klassen für nothwendig wenn sie auch bei der Kürze der gegebenen Zeit eine nicht leichte Aufgabe der Lehrkunst ist. Ihre Arbeit ist dafür in hohem Grade instruktiv, und ich meine, jeder Lehrer der Geschichte auf den höheren Stufen unserer Gymnasien und Realschulen müßte Ihr Buch als Ergänzung der mehr nach außen hervortretenden thatsächlichen und persönlichen Seite der Geschichte willkommen heißen.“

Es scheint mir auch sehr geeignet, den Schülern für Privatstudien besondere Aufgaben daraus zu stellen.

Mit theilnehmenden Wünschen für die Vollendung und eine seinen Werth anerkennende Verbreitung Ihres Werkes ic.“

Geheimer Rath Dr. L. Wiese, Potsdam.

„Die Vorzüge dieser übersichtlich zusammenfassenden Darstellung liegen in der klaren, durchsichtigen Erzählung und in der Verwerthung der neuesten quellenmäßigen Forschung. Ueberall folgt der Verfasser den jüngsten Ergebnissen der historischen Wissenschaft, was ganz besonders der Reformationszeit und der Epoche Friedrichs des Großen, für welche beiden Perioden in neuester Zeit so außerordentlich ausgedehnte archivalische Forschungen unternommen sind, zu Gute kommen mußte. Ferner ist die Verwendung des kulturgeschichtlichen Elementes als ein besonderer Schmuck des Buches anzusehen. Nach all dem kann dasselbe ganz besonders als Festgeschenk für Jung und Alt empfohlen werden, und zwar um so mehr, als der Preis des 35 Bogen in sorgfältigster Ausstattung umfassenden Werkes außerordentlich billig ist.“ „Hamburger Nachrichten.“

**Der Geschichtsunterricht auf Schulen nach kulturgeschichtlicher Methode.** Von Dr. Karl Biedermann, Professor an der Universität Leipzig. Preis M. —.80.

Die  
**häusliche Erziehung in Deutschland**  
während des 18. Jahrhunderts.

Von

**Dr. G. Stephan,**

Direktor der Bürgerschule in Neßschau im Sächf. Vogtlande.

Mit einem Vorwort

von

**Dr. Karl Biedermann,**

ordentl. Honorarprofessor an der Universität Leipzig.

Preis M. 3.60.

**Inhalt: I. Allgemeines über die häusliche Erziehung in Deutschland während des 18. Jahrhundert.**

A. Die Beschaffenheit der häuslichen Erziehung im 18. Jahrh.  
1. Unwissenheit und Gedankenlosigkeit der Eltern. Unkenntnis des Wesens der kindlichen Seele. Daher vielfach schädliche Berührung. 2. Eitelkeit und Genußsucht.  
3. Launenhaftigkeit.

B. Die Bestrebungen zur Besserung der häuslichen Erziehung.

**II. Die körperliche Erziehung.**

A. Pflege der Kinder im 18. Jahrh. 1. Die Behandlung der Säuglinge. 2. Die Behandlung der Kinder in der weiteren Jugendzeit.

B. Die Versuche zur Verbesserung der körperlichen Erziehung.  
1. Lockes thoughts concerning education. 2. Rousseaus Emil.

**III. Die Bildung des Verstandes durch das Haus.**

Die Privat-erziehung im 18. Jahrh. von viel größerem Umfange als jetzt. Gründe: Mangelhafte Beschaffenheit der öffentlichen Schulen. Standesrückichten, Eitelkeit und Großmannsjucht. Ausschließliche Privat-erziehung meist nur beim Adel. Beispiele aus Bürgerkreisen. Verbindung bzw. Wechsel von privater und öffentlicher Erziehung im Bürgerstande. Der Nachhilfe- und Ergänzungsunterricht. Die geistige Ausbildung bewirkt durch die Eltern. Die geistige Ausbildung vermittelt durch Privatlehrer. Die überspannten Forderungen an Wesen und Wissen der Hauslehrer. Die Beschaffenheit der Hofmeister. Die Hofmeister und die öffentliche Meinung. Ursachen für die unzureichende Bildung und Befähigung der Hofmeister. Die geistige Ausbildung vermittelt durch Gouvernanten. Die Bildung des weiblichen Geschlechts im 18. Jahrh. Die Gouvernante als vorzügliche Lehrerin der französischen Sprache. Die Schätzung und die Bildung der „Französinnen“. Das Verhältnis zwischen Hofmeister und Gouvernanten in großen Häusern. Die Beschaffenheit des Unterrichts der Privatlehrer. Der Stoff. Die Behandlung. Die Zucht der Hofmeister. Die der Belehrung dienende Beschäftigung.

**IV. Die Bildung des Gemüths und des Willens, die Erziehung zu Sittlichkeit und Sitte.**

1. Die Erziehung zu unbedingtem Gehorsam. 2. zur Arbeitsamkeit. 3. zu Höflichkeit und feinem Benehmen. 4. zur Wahrhaftigkeit. 5. zur Religiosität. 6. Ein Wort über die Erziehung zu den Tugenden der Ordnungsliebe, Sparsamkeit u. s. w.

**V. Das Verhältniß zwischen Privat- und Schulerziehung. Die Stellung des Hauses zur Schule.**

1. Die Ansichten der Zeitgenossen über den Werth der privaten und der öffentlichen Erziehung. 2. Die Stellung des Hauses zur Schule. Schlußwort.

C. W. Kreidel's Verlag in Wiesbaden.

---

# Blüchers Uebergang

über den

## Rhein bei Caub.

Nebst Mittheilungen über den Aufenthalt des Morl'schen Corps im Herzogthum Nassau von Ende Oktober 1813 bis zum Januar 1814.

Mit einem Facsimile eines Briefes Blüchers.

Von

Dr. W. Sauer,

Königlicher Archivrath zu Wiesbaden.

— Preis 3 Mt. 20 Pfg. —

Aus dem Vorwort. — — — Das reiche Material, welches das hiesige Staatsarchiv bot, machte es in gewisser Beziehung zur Pflicht, die Schicksale des Herzogthums Nassau in dieser Zeit zu berücksichtigen und einen Beitrag zur Geschichte desselben zu geben. Außerdem konnte ich damals das Kriegsarchiv des Großen Generalstabs, welches mir bereitwilligst geöffnet wurde, benützen. — — — Insbesondere brachten weitere Nachforschungen in Archiven einzelnes Neue, wie ich z. B. den Alten des Königlichen Geheimen Staatsarchivs zu Berlin die in den Beilagen mitgetheilten Briefe Blüchers und Müllings entnehmen konnte. Einzelne Beiträge verdanke ich den Königlichen Staatsarchiven zu Coblenz und Marburg. — — —

---

Verlag von J. f. Bergmann in Wiesbaden.

---

Der

# —== Obst- und Gartenbau ==—

in

## Monrepos.

Praktische Rathschläge für jeden Monat.

Von

Eduard von Lade.

Zweite Auflage. — Preis eleg. kart. Mt. 2.—.

---

# Sin Ausflug nach dem Sinai.

Von

Ed. von Liebenau,

Oberhofmarschall

Mit 16 Abbildungen nach Originalaufnahmen.

Preis Mt. 2.80, eleg. geb. Mt. 3.60.

Soeben ist erschienen:

# Unter den Papua's.

Beobachtungen und Studien

über

**Land und Leute, Thier- und Pflanzenwelt in Kaiser-Wilhelmsland.**

---

Von

Hofrath Dr. med. **B. Sagen.**

Mit 46 Vollbildern in Fichdruck, fast durchweg nach eigenen Original-Aufnahmen.

— Preis: 30 Mark. —

Der Verf. lebte fast anderthalb Jahre in Stefansort an der Astrolabebai als Arzt und hatte somit die beste Gelegenheit, Land und Leute gründlich kennen zu lernen. Das vorliegende Werk verdient schon deshalb den Vorzug vor manchen anderen Berichten über fremde Länder, deren Verf. oft nur kurze Zeit und ohne genügende Sprachkenntniß in den beschriebenen Ländern reisten.

Anfänglich wollte der Verf. nur das von ihm gesammelte naturwissenschaftliche Material wiedergeben, aber bei Bearbeitung desselben erwuchs ihm unter der Hand die Lust zu tieferem Eindringen, das Bedürfniß nach weiteren Gesichtspunkten; er sah sich bald genöthigt, auf andere Gebiete überzugreifen, andere Gegenden und Länder heranzuziehen, so daß sich an die „Beobachtungen“ unwillkürlich die „Studien“ reihten, wie sie in dem schönen und werthvollen Werke nun vorliegen.

Zuerst wird ein kurzer Reisebericht gegeben und das Klima, Gesundheitsverhältnisse, Pflanzenwelt und Thierwelt eingehend beschrieben. Daran schließen sich allgemeine naturwissenschaftliche Betrachtungen über den Entwicklungsgang Neu-Guineas an.

— — — Das schön ausgestattete, interessante Werk kann allen Jenen, welche sich wissenschaftlich mit den Bewohnern fremder Länder auf irgend welchem Gebiete beschäftigen, bestens empfohlen werden. Sie finden in demselben eine Fülle der wichtigsten Beobachtungen, die in dem Referate nicht einmal gestreift werden konnten. Aber auch alle Jene, welche sich für unsere Colonien interessieren, werden das Buch gerne und mit Vortheil lesen, da der Verf. bemüht war, in Sprache und Darstellungsweise den trocken wissenschaftlichen Ton möglichst zu vermeiden.

Archiv für Anthropologie.

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Georg Heinrich Barkhausen.

**Tagebuch**  
eines Rheinbund = Offiziers  
aus dem  
Feldzuge gegen Spanien  
und während  
spanischer und englischer Kriegsgefangenschaft.

1808 bis 1814.

Herausgegeben von seinem Enkel.

Preis 4 Mark.

Das verfloßene Jahrhundert ist für unser Vaterland so reich an Umwälzungen gewesen, wie wohl kein früheres. Das alte Heilige Römische Reich Deutscher Nation, das durch die aus ihm erwachende, schiefe Weltanschauung fast ein Jahrtausend lang mehr Hemmnis, als Förderungsmittel deutschen Wesens war, wurde im Beginne des Jahrhunderts zu Grabe getragen, als einziges Erbe eine Zeit tiefster Erniedrigung hinterlassend. Der hieraus erwachsenen begeisterungsvollen Erhebung folgte eine gerade die Besten enttäuschende Zeit scheinbaren Niederganges, eine Zeit jedoch, von der wir heute erkennen, daß sie in Wahrheit eine solche innerer Einkehr und der Sammlung war. Sie hat uns als Krone langer Arbeit im Stillen, ein neues Reich unter dem ersten wirklich deutschen Kaiser gebracht, von solchem Glanze, wie ihn die trauernde Sage des versinkenden Mittelalters, und der Traum des nur schüchtern wieder hervortretenden Deutschthums der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nicht geschaut haben.

Und in so kurzer Zeit hat sich dieser Wandel vollzogen, daß sein Eindruck durch Ueberlieferung zum Enkel und Sohne und durch eigenes Erleben dem heute reifen Geschlechte lebensvoll vermittelt ist; in jeder Familie leben die oft harten Gesichte des Großvaters in lebendiger Erinnerung, und ihre Kenntniß trägt bei zur Erhöhung der Freude und des Dankgefühls.

Wir sind aber nun auf dem Punkte angelangt, wo diese lebenswarme Einwirkung der Entwicklungszeit auf das Fühlen des Einzelnen beginnt aufzuhören, wo also auch das Bewußtsein vergangener Leiden als Grundlage dankbarer Anerkennung des gegenwärtigen Guten schwindet, und da er scheint es Pflicht zu sein, dem lebenden und dem kommenden Geschlechte die Einführung in die Welt der Gedanken unserer Väter zu vermitteln.

Dieses Gefühl hat den Anlaß gegeben, das hier vorliegende Tagebuch eines Offiziers des 1808 durch Napoleon vom Rheinbunde verlangten „Regiments des Princess“ auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, wobei Eigenart und Frische der Darstellung durch unveränderte Wiedergabe oder Briefe gewahrt worden ist.

Diese Schilderungen geben, mit einem im Verhältnisse zu der noch geringen Lebenserfahrung des beim Ausmarsche 24 Jahre alten Offiziers und zu dem engeren Gesichtskreise damaliger Bildung bemerkenswerthen Ernste niedergeschrieben, ein lebendiges Zeitbild, und werden so, von der pietätvollen Hand des Enkels zusammengestellt, allen denen einige Anregung gewähren, welche es lieben, bis ins Kleinste getreuen Schilderungen aus der Vergangenheit nachzugehen, um in der Beziehung des Jetzt und des Einst ein Mittel zur richtigen Werthschätzung der Vorgänge der heutigen Welt zu gewinnen.

# Sonnige Welten.

## Ostasiatische Reise-Skizzen

von

Emil und Lenore Selenka.

Mit 200 Abbildungen im Text und 9 faksimilirten Vollbildern.

Preis M. 12.60, gebunden M. 16.—.

**Borneo. — Japan. — Java. — Sumatra. — Vorderindien. — Ceylon.**

In diesem eigenartigen, mit zweihundert Illustrationen geschmückten Werke ziehen fesselnde Bilder ostasiatischen Lebens an unserem Auge vorüber.

Nicht etwa zufällige Tageserlebnisse sind es, welche Verfasser und Verfasserin von ihren zweijährigen Reisen durch Borneo, Japan, Java, Sumatra und Vorderindien berichten, sondern intime Schilderungen jener Länder und des Geisteslebens ihrer Bewohner. Aus den Sitten der Eingeborenen, aus dem Volksgeiste heraus klingen die Erzählungen über Sitten und Religion der Dajaks, der Malayen, der Japaner, der Inder und Singhalesen uns entgegen. Das Streben nach objektiver Darstellung wird belebt durch eine warme Begeisterung für das rein Menschliche und die Anerkennung, das Geltenlassen auch Dessen, was den modernen Kulturbegriffen widerspricht.

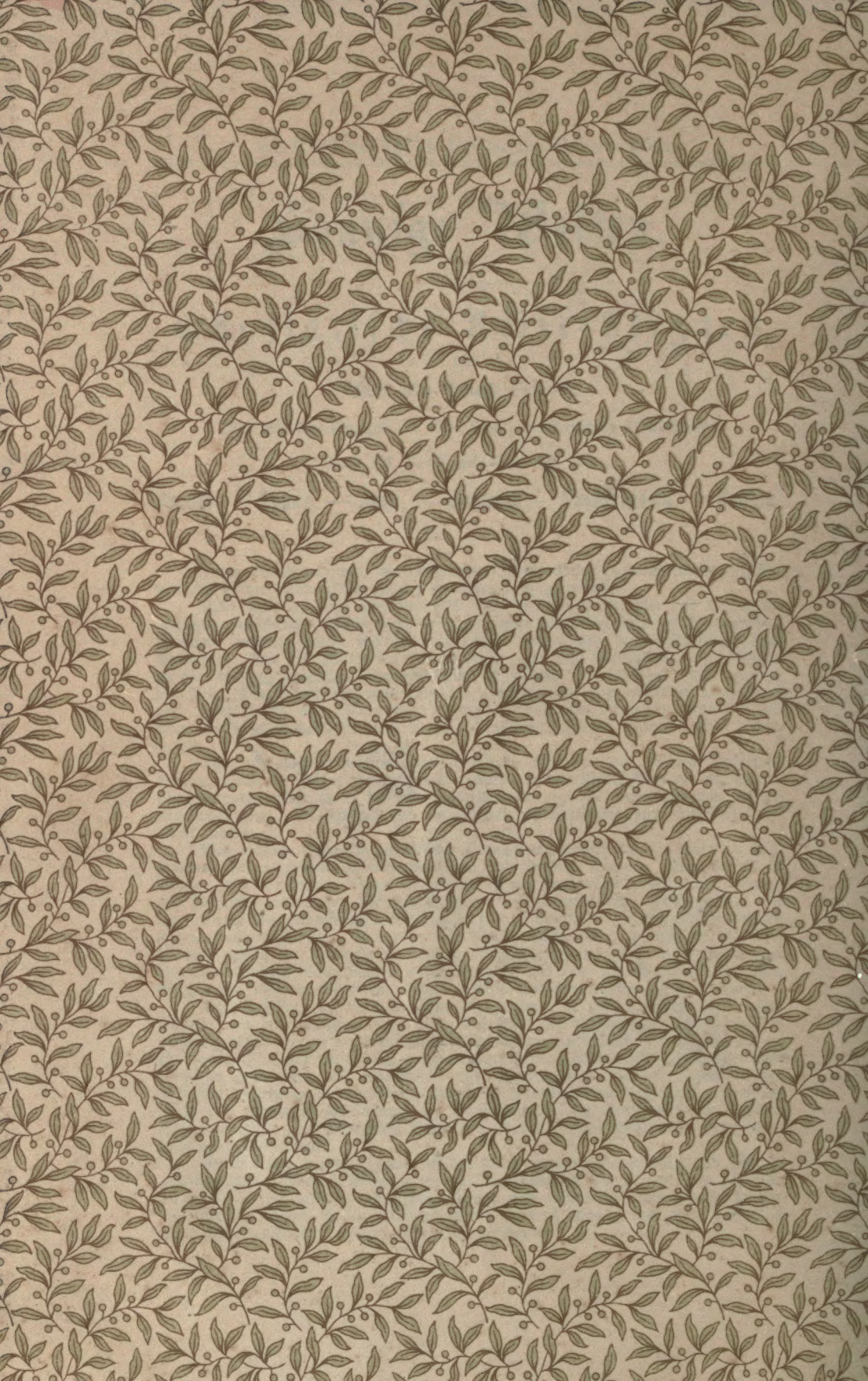
Nicht erschöpfende Beschreibungen bieten die Verfasser, als vielmehr sorgfältige Skizzen, welche in frischer, ungezwungener Form charakteristische Züge der verschiedensten Nationen wiedergeben, hier und da belebt und ergänzt durch literarische Belege, von denen viele dem deutschen und europäischen Leserkreise hier zum ersten Male eröffnet werden.

Das drollige Gebahren zutraulicher Drang-utang-Kinder wie die graziösen Pantomimen der japanischen Theehausmädchen, die ärztliche Prüfung eines Dajaks in Borneo, wie die frommen Gebetsübungen der Inder, hypnotische Zustände der Japanen wie Teufelsbeschwörungen der Singhalesen, das patriarchalische Familienleben der Sumatraner wie hinduistische Lebensregeln, das Straßenleben in Indiens Prachtstädten wie in Japans Kapitale, Scenerien des majestätischen Himalaya wie der Urwälder Borneos fesseln das Interesse des Lesers. Wir erinnern uns nicht eines Reisebuches ähnlicher Art vom Büchermarkte, welches wie die „Sonnigen Welten“ in kurzen Skizzen den Leser in die Gedankenwelt verschiedener ostasiatischer Völker einführt.

Der Verfasser, der eine Professur für Zoologie an der Hochschule zu München bekleidet, wie seine mutige Frau haben das Werk aus Tagebüchern und Briefen zusammengestellt. Um die Anschaulichkeit der Schilderung zu beleben, sind Photographien, von denen der Autor viele selbst aufgenommen, sowie Farbendrucke, zeichnerische Darstellungen dem Texte als autotypische und lithographische, in den renommiertesten Anstalten hergestellte und vorzüglich gelungene Reproduktionen eingestreut. Treffliche Wahl und feinsinnige Anordnung der Illustrationen, die Lebendigkeit der Schilderungen verleihen dem vornehmen Buche den Charakter eines ergötzenden, anregenden, belehrenden Reifwerkes.

Gleich einem bunten Strauße ist das Buch locker zusammengefügt aus Blüten und Früchten, welche die Verfasser in den Sonnenlanden des fernen Osten pflückten. Es wird der Öffentlichkeit übergeben, „damit auch andere sich daran erfreuen mögen, die nicht mit eigenen Augen die Wunder des Ostens schauen, noch Herz und Geist seiner Menschenkinder persönlich kennen lernen können“.







**PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET**

---

**UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY**

---

DD  
224  
P5  
1900  
C.1  
ROBA

